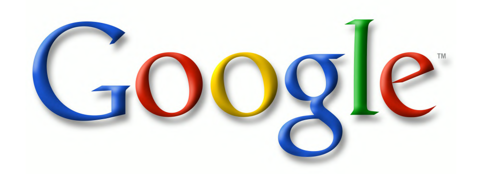
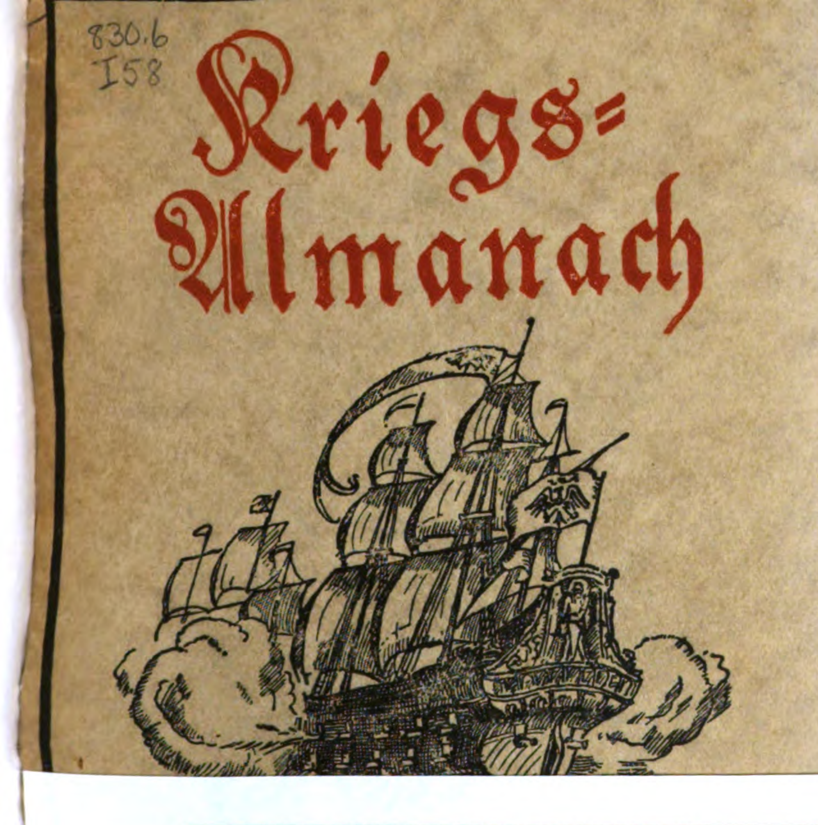


Kriegs-Almanach



W. L.

Kriegs-Almanach



1915

Erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig

W. L.

Kriegs-Almanach



1915

Erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig

W. T.

Kriegs-Almanach



1915

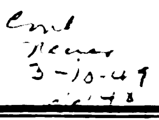
Erschienen im Insel-Verlag
zu Leipzig

Kalendarium

Niemand hat größere Liebe, denn die, daß
er sein Leben lasse für seine Freunde.

Ev. Johannis 15, 13

Januar		Februar		März	
1	Freitag ○	1	Montag	1	Montag ○
2	Sonnabend	2	Dienstag	2	Dienstag
3	Sonntag	3	Mittwoch	3	Mittwoch
4	Montag	4	Donnerstag	4	Donnerstag
5	Dienstag	5	Freitag	5	Freitag
6	Mittwoch	6	Sonnabend	6	Sonnabend
7	Donnerstag	7	Sonntag ☾	7	Sonntag
8	Freitag ☾	8	Montag	8	Montag ☾
9	Sonnabend	9	Dienstag	9	Dienstag
10	Sonntag	10	Mittwoch	10	Mittwoch
11	Montag	11	Donnerstag	11	Donnerstag
12	Dienstag	12	Freitag	12	Freitag
13	Mittwoch	13	Sonnabend	13	Sonnabend
14	Donnerstag	14	Sonntag ●	14	Sonntag
15	Freitag ●	15	Montag	15	Montag ●
16	Sonnabend	16	Dienstag	16	Dienstag
17	Sonntag	17	Mittwoch	17	Mittwoch
18	Montag	18	Donnerstag	18	Donnerstag
19	Dienstag	19	Freitag	19	Freitag
20	Mittwoch	20	Sonnabend	20	Sonnabend
21	Donnerstag	21	Sonntag	21	Sonntag
22	Freitag	22	Montag ☽	22	Montag
23	Sonnabend ☽	23	Dienstag	23	Dienstag ☽
24	Sonntag	24	Mittwoch	24	Mittwoch
25	Montag	25	Donnerstag	25	Donnerstag
26	Dienstag	26	Freitag	26	Freitag
27	Mittwoch	27	Sonnabend	27	Sonnabend
28	Donnerstag	28	Sonntag	28	Sonntag
29	Freitag			29	Montag
30	Sonnabend			30	Dienstag
31	Sonntag ○			31	Mittwoch ○



April		Mai		Juni	
1	Donnerstag	1	Sonnabend	1	Dienstag
2	Freitag	2	Sonntag	2	Mittwoch
3	Sonnabend	3	Montag	3	Donnerstag
4	Sonntag	4	Dienstag	4	Freitag ☾
5	Montag	5	Mittwoch	5	Sonnabend
6	Dienstag ☾	6	Donnerstag ☾	6	Sonntag
7	Mittwoch	7	Freitag	7	Montag
8	Donnerstag	8	Sonnabend	8	Dienstag
9	Freitag	9	Sonntag	9	Mittwoch
10	Sonnabend	10	Montag	10	Donnerstag
11	Sonntag	11	Dienstag	11	Freitag
12	Montag	12	Mittwoch	12	Sonnabend ●
13	Dienstag	13	Donnerstag	13	Sonntag
14	Mittwoch ●	14	Freitag ●	14	Montag
15	Donnerstag	15	Sonnabend	15	Dienstag
16	Freitag	16	Sonntag	16	Mittwoch
17	Sonnabend	17	Montag	17	Donnerstag
18	Sonntag	18	Dienstag	18	Freitag
19	Montag	19	Mittwoch	19	Sonnabend
20	Dienstag	20	Donnerstag	20	Sonntag ☽
21	Mittwoch	21	Freitag	21	Montag
22	Donnerstag ☽	22	Sonnabend ☽	22	Dienstag
23	Freitag	23	Sonntag	23	Mittwoch
24	Sonnabend	24	Montag	24	Donnerstag
25	Sonntag	25	Dienstag	25	Freitag
26	Montag	26	Mittwoch	26	Sonnabend
27	Dienstag	27	Donnerstag	27	Sonntag ○
28	Mittwoch	28	Freitag ○	28	Montag
29	Donnerstag ○	29	Sonnabend	29	Dienstag
30	Freitag	30	Sonntag	30	Mittwoch
		31	Montag		

Juli		August		September	
1	Donnerstag	1	Sonntag	1	Mittwoch ☾
2	Freitag	2	Montag ☾	2	Donnerstag
3	Sonnabend	3	Dienstag	3	Freitag
4	Sonntag ☾	4	Mittwoch	4	Sonnabend
5	Montag	5	Donnerstag	5	Sonntag
6	Dienstag	6	Freitag	6	Montag
7	Mittwoch	7	Sonnabend	7	Dienstag
8	Donnerstag	8	Sonntag	8	Mittwoch
9	Freitag	9	Montag	9	Donnerstag ●
10	Sonnabend	10	Dienstag ●	10	Freitag
11	Sonntag	11	Mittwoch	11	Sonnabend
12	Montag ●	12	Donnerstag	12	Sonntag
13	Dienstag	13	Freitag	13	Montag
14	Mittwoch	14	Sonnabend	14	Dienstag
15	Donnerstag	15	Sonntag	15	Mittwoch
16	Freitag	16	Montag	16	Donnerstag ☽
17	Sonnabend	17	Dienstag	17	Freitag
18	Sonntag	18	Mittwoch ☽	18	Sonnabend
19	Montag ☽	19	Donnerstag	19	Sonntag
20	Dienstag	20	Freitag	20	Montag
21	Mittwoch	21	Sonnabend	21	Dienstag
22	Donnerstag	22	Sonntag	22	Mittwoch
23	Freitag	23	Montag	23	Donnerstag ○
24	Sonnabend	24	Dienstag ○	24	Freitag
25	Sonntag	25	Mittwoch	25	Sonnabend
26	Montag ○	26	Donnerstag	26	Sonntag
27	Dienstag	27	Freitag	27	Montag
28	Mittwoch	28	Sonnabend	28	Dienstag
29	Donnerstag	29	Sonntag	29	Mittwoch
30	Freitag	30	Montag	30	Donnerstag
31	Sonnabend	31	Dienstag		

Oktober		November		Dezember	
1	Freitag ☾	1	Montag	1	Mittwoch
2	Sonnabend	2	Dienstag	2	Donnerstag
3	Sonntag	3	Mittwoch	3	Freitag
4	Montag	4	Donnerstag	4	Sonnabend
5	Dienstag	5	Freitag	5	Sonntag
6	Mittwoch	6	Sonnabend	6	Montag ●
7	Donnerstag	7	Sonntag ●	7	Dienstag
8	Freitag ●	8	Montag	8	Mittwoch
9	Sonnabend	9	Dienstag	9	Donnerstag
10	Sonntag	10	Mittwoch	10	Freitag
11	Montag	11	Donnerstag	11	Sonnabend
12	Dienstag	12	Freitag	12	Sonntag
13	Mittwoch	13	Sonnabend ☽	13	Montag ☽
14	Donnerstag	14	Sonntag	14	Dienstag
15	Freitag ☽	15	Montag	15	Mittwoch
16	Sonnabend	16	Dienstag	16	Donnerstag
17	Sonntag	17	Mittwoch	17	Freitag
18	Montag	18	Donnerstag	18	Sonnabend
19	Dienstag	19	Freitag	19	Sonntag
20	Mittwoch	20	Sonnabend	20	Montag
21	Donnerstag	21	Sonntag ◐	21	Dienstag ◐
22	Freitag	22	Montag	22	Mittwoch
23	Sonnabend ◐	23	Dienstag	23	Donnerstag
24	Sonntag	24	Mittwoch	24	Freitag
25	Montag	25	Donnerstag	25	Sonnabend
26	Dienstag	26	Freitag	26	Sonntag
27	Mittwoch	27	Sonnabend	27	Montag
28	Donnerstag	28	Sonntag	28	Dienstag
29	Freitag	29	Montag ☾	29	Mittwoch ☾
30	Sonnabend	30	Dienstag	30	Donnerstag
31	Sonntag ☾			31	Freitag

Juli		August		September	
1	Donnerstag	1	Sonntag	1	Mittwoch ☾
2	Freitag	2	Montag ☾	2	Donnerstag
3	Sonnabend	3	Dienstag	3	Freitag
4	Sonntag ☾	4	Mittwoch	4	Sonnabend
5	Montag	5	Donnerstag	5	Sonntag
6	Dienstag	6	Freitag	6	Montag
7	Mittwoch	7	Sonnabend	7	Dienstag
8	Donnerstag	8	Sonntag	8	Mittwoch
9	Freitag	9	Montag	9	Donnerstag ●
10	Sonnabend	10	Dienstag ●	10	Freitag
11	Sonntag	11	Mittwoch	11	Sonnabend
12	Montag ●	12	Donnerstag	12	Sonntag
13	Dienstag	13	Freitag	13	Montag
14	Mittwoch	14	Sonnabend	14	Dienstag
15	Donnerstag	15	Sonntag	15	Mittwoch
16	Freitag	16	Montag	16	Donnerstag ☽
17	Sonnabend	17	Dienstag	17	Freitag
18	Sonntag	18	Mittwoch ☽	18	Sonnabend
19	Montag ☽	19	Donnerstag	19	Sonntag
20	Dienstag	20	Freitag	20	Montag
21	Mittwoch	21	Sonnabend	21	Dienstag
22	Donnerstag	22	Sonntag	22	Mittwoch
23	Freitag	23	Montag	23	Donnerstag ○
24	Sonnabend	24	Dienstag ○	24	Freitag
25	Sonntag	25	Mittwoch	25	Sonnabend
26	Montag ○	26	Donnerstag	26	Sonntag
27	Dienstag	27	Freitag	27	Montag
28	Mittwoch	28	Sonnabend	28	Dienstag
29	Donnerstag	29	Sonntag	29	Mittwoch
30	Freitag	30	Montag	30	Donnerstag
31	Sonnabend	31	Dienstag		

Oktober		November		Dezember	
1	Freitag ☾	1	Montag	1	Mittwoch
2	Sonnabend	2	Dienstag	2	Donnerstag
3	Sonntag	3	Mittwoch	3	Freitag
4	Montag	4	Donnerstag	4	Sonnabend
5	Dienstag	5	Freitag	5	Sonntag
6	Mittwoch	6	Sonnabend	6	Montag ●
7	Donnerstag	7	Sonntag ●	7	Dienstag
8	Freitag ●	8	Montag	8	Mittwoch
9	Sonnabend	9	Dienstag	9	Donnerstag
10	Sonntag	10	Mittwoch	10	Freitag
11	Montag	11	Donnerstag	11	Sonnabend
12	Dienstag	12	Freitag	12	Sonntag
13	Mittwoch	13	Sonnabend ☽	13	Montag ☽
14	Donnerstag	14	Sonntag	14	Dienstag
15	Freitag ☽	15	Montag	15	Mittwoch
16	Sonnabend	16	Dienstag	16	Donnerstag
17	Sonntag	17	Mittwoch	17	Freitag
18	Montag	18	Donnerstag	18	Sonnabend
19	Dienstag	19	Freitag	19	Sonntag
20	Mittwoch	20	Sonnabend	20	Montag
21	Donnerstag	21	Sonntag ◑	21	Dienstag ◑
22	Freitag	22	Montag	22	Mittwoch
23	Sonnabend ◑	23	Dienstag	23	Donnerstag
24	Sonntag	24	Mittwoch	24	Freitag
25	Montag	25	Donnerstag	25	Sonnabend
26	Dienstag	26	Freitag	26	Sonntag
27	Mittwoch	27	Sonnabend	27	Montag
28	Donnerstag	28	Sonntag	28	Dienstag
29	Freitag	29	Montag ☾	29	Mittwoch ☾
30	Sonnabend	30	Dienstag	30	Donnerstag
31	Sonntag ☾			31	Freitag

Der Deutsche spricht:

Meine Feinde reden Arges wider mich: Wann wird er sterben und sein Name vergehen?

Alle, die mich hassen, raunen miteinander wider mich und denken Böses über mich.

Sie haben ein Bubenstück über mich beschlossen: Wenn er liegt, soll er nicht wieder aufstehen.

Auch mein Freund, dem ich vertrauete, der mein Brot aß, tritt mich unter die Füße.

Du aber, Herr, sei mir gnädig und hilf mir auf; so will ich sie bezahlen.

Dabei merke ich, daß du Gefallen an mir hast, daß mein Feind über mich nicht jauchzen wird.

Mich aber erhältst du um meiner Frömmigkeit willen und stellest mich vor dein Angesicht ewiglich.

Aus dem 41. Psalm



Dürer: Ritter, Tod und Teufel

Drei deutsche Lieder

Von Rudolf Alexander Schröder

*

An die deutschen Krieger

1. August 1914

Gottlob, es ist erschollen,
Das Wort, darauf wir bang geharrt,
Nun in Gewittergrollen
Sich Gott den Völkern offenbart.

Es ist noch nicht zerbrochen
Der Eichenstab der deutschen Treu;
Aus aller Herzen Pochen
Empfinden wirs: er grünt aufs neu.

Wir haben lang erduldet
Den dreisten Hohn aus schlechtem Mund;
Nun ward, was sie verschuldet,
Hoch über allen Sternen kund.

Heervölker, ihr Erlosten
Zu Kampfes höchstem Ehrensold,
Die ihr im kalten Osten
Den grimmen Teufeln wehren sollt,

Und ihr, die ihr im Westen
Als Wächter unserm Rebengold
Den ungebetnen Gästen
Die Suppe derb versalzen sollt,

Und ihr, die ihr im Norden,
Wo euch nicht Damm noch Planke wahrt,

Auf feuerspeienden Borden
Dem Tode kühn entgegenfahrt:

Mag hoch der Feind sich brüsten,
Wir schreiten stolz und still zum Streit.
Uns gehts um kein Gelüsten,
Es geht um die Gerechtigkeit.

Nicht hinterm Wasgenwalde
Die Franken sind es gar so sehr –
Auf Ostens grauer Halde
Naht Attilas Barbarenheer.

Sie legten gern in Flammen
Dies Haus, drin Gott sich wohlgefällt.
Steht, Brüder, steht zusammen!
Denn wenn wir fallen, fällt die Welt.

Und solls in Kampfeswettern
Rings um uns her zugrunde gehn,
Mags dich und mich zerschmettern,
Das Reich, das Reich, es muß bestehn!

Trutz und Trost

Schau um dich, deutsches Land,
Und sag, ob einen du gefunden,
Der unumwunden
Sich deiner Not als Freund bekannt;
Ob zwischen all den Wahnsinnsfratzen,
Die deinem Gram die Zähne blecken,
Ob zwischen den bewehrten Tatzen,
Die sich dem Raub entgegenstrecken,

Ein guter Blick und gute Hand
Sich dir zu Trost und Hilfe fand,
Ob du nicht stündest Bettlern gleich,
Wärst du nicht in dir selber reich,
Nun Treue selbst sich treulos abgewandt.
Schau um dich, deutsches Land!

Schau in dich, deutsches Land!
O schau, was du von deinen Vätern
Für alle Spätern
Ererbt, ein unverweslich Pfand.
Von Zeiten her, da sie gestritten,
Die Helden all, die wonnevollen,
Da von der Kaiserheere Schritten
Die Abendländer widerschollen,
Da du, vom heiligen Geist erhellt,
Der Wahrheit Leuchter aufgestellt,
Mit deinem Lied und Saitenlaut
Der Welt ein Gotteshaus erbaut,
Daraus sie nun sich frevelnd selbst verbannt.
Schau in dich, deutsches Land!

Schau vor dich, deutsches Land!
Blick Aug in Auge den Gefahren,
Die dich umstarren;
Die Burg Europa steht in Brand!
Schau, wie Nationen sich entwürdet,
Wie sie, von Eigensucht geschlagen,
Die Last dir Einem aufgebürdet,
Die sie vereinigt kaum ertragen.
Indes sie dir zu Leibe gehn,

Sollst du den Grund, drauf alle stehn,
Fußbreit verteidigen; sonst fällt
Mit dir zugleich die alte Welt.
Du kennst allein die Pflicht; drum halte stand!
Schau vorwärts, deutsches Land!

Blick auf, o Vaterland!
Dort leuchtet in den ewigen Fernen
Mit tausend Sternen
Die Friedensschrift von Gottes Hand.
Ob dir die Welt das Opfer höhne,
Das du in seiner Fron geleistet,
Ob gegen dich und deine Söhne
Der letzte Söldner sich erdreistet,
Du wirst gewiß nach diesem Graun
Die Röte deines Morgens schaun.
Gott hält die Wag und das Gewicht;
Gott hält das Schwert und das Gericht;
Gott hält die Flügel über dir gespannt.
Blick auf, o Vaterland!

Reiterlied

Wir reiten von Wäldern und Schluchten verborgen,
Wir traben hinein in den dämmernden Morgen,
Deutschland, Deutschland!
Es wiehert und stampfet der Scheck und der Schimmel,
Es klappert und trappelt der Hufe Gewimmel,
Rot leuchtet der Himmel.
Und deute die blutige Röte Verderben,
Für dich will ich leben, für dich will ich sterben,
Deutschland, Deutschland!

Und wenn sie mit Eisen und Stahl dich umklammern,
Wir schlagen die Bresche, wir brechen die Klammern,
Deutschland, Deutschland!
Wir kommen wie Geier von Felsen gestoßen,
Wir kommen wie Wasser vom Berge geschossen,
Wie Hagel und Schloßen!
Da klirren der Stahl und das Eisen in Scherben;
Für dich will ich leben, für dich will ich sterben,
Deutschland, Deutschland!

Und wähnen dich alle verfemt und verlassen
Mit Hassen und Lügen, mit Lügen und Hassen,
Deutschland, Deutschland!
Sie wehren dem Zorn und der Liebe mitnichten,
Der Liebe für dich und den Zornesgerichten
Mit Mördern und Wichten.
Die Mörder und Wichte, sie sollen verderben;
Für dich will ich leben, für dich will ich sterben,
Deutschland, Deutschland!

Es kommen Dragoner, es kommen Ulanen,
Es flimmern die Lanzen, es flattern die Fahnen,
Deutschland, Deutschland!
Und wenn uns die Feinde mit Kugeln begaben
Und unter den Rossen die Reiter begraben,
Noch halten und haben
Ein Schwert und ein heilig Gelübde die Erben:
Für dich will ich leben, für dich will ich sterben,
Deutschland, Deutschland!

Fünf Gesänge

Von Rainer Maria Rilke

August 1914

1

Zum erstenmal seh ich dich aufstehn,
hörengesagter, fernster, unglaublicher Kriegs-Gott.
Wie so dicht zwischen die friedliche Frucht
furchtbares Handeln gesät war, plötzlich erwachsenes.
Gestern war es noch klein, bedurfte der Nahrung, manns-
hoch
steht es schon da: morgen
überwächst es den Mann. Denn der glühende Gott
reißt mit Einem das Wachstum
aus dem wurzelnden Volk, und die Ernte beginnt.
Menschlich hebt sich das Feld ins Menschengewitter. Der
Sommer
bleibt überholt zurück unter den Spielen der Flur.
Kinder bleiben, die spielenden, Greise, gedenkende,
und die vertrauenden Frauen. Blühender Linden
rührender Ruch durchtränkt den gemeinsamen Abschied,
und für Jahre hinaus behält es Bedeutung,
diesen zu atmen, diesen erfüllten Geruch.
Bräute gehen erwählter: als hätte nicht Einer
sich zu ihnen entschlossen, sondern das ganze
Volk sie zu fühlen bestimmt. Mit langsam ermessendem Blick
umfangen die Knaben den Jüngling, der schon hineinreicht
in die gewagtere Zukunft: ihn, der noch eben
hundert Stimmen vernahm, unwissend, welche im Recht sei,
wie erleichtert ihn jetzt der einige Ruf; denn was
wäre nicht Willkür neben der frohen, neben der sicheren Not?

Endlich ein Gott. Da wir den friedlichen oft
nicht mehr ergriffen, ergreift uns plötzlich der Schlacht-Gott,
schleudert den Brand: und über dem Herzen voll Heimat
schreit, den er donnernd bewohnt, sein rötlicher Himmel.

2

Heil mir, daß ich Ergriffene sehe. Schon lange
war uns das Schauspiel nicht wahr,
und das erfundene Bild sprach nicht entscheidend uns an.
Geliebte, nun redet wie ein Seher die Zeit
blind, aus dem ältesten Geist.
Hört. Noch hörtet ihrs nie. Jetzt seid ihr die Bäume,
die die gewaltige Luft lauter und lauter durchrauscht;
über die ebenen Jahre stürmt sie herüber
aus der Väter Gefühl, aus höheren Taten, vom hohen
Heldengebirg, das nächstens im Neuschnee
eures freudigen Ruhms reiner, näher erglänzt.
Wie verwandelt sich nun die lebendige Landschaft: es wandert
würziger Jungwald dahin und ältere Stämme,
und das kürzliche Reis biegt sich den Ziehenden nach.
Einmal schon, da ihr gebart, empfandet ihr Trennung, Mütter, –
empfindet auch wieder das Glück, daß ihr die Gebenden seid.
Gebt wie Unendliche, gebt. Seid diesen treibenden Tagen
eine reiche Natur. Segnet die Söhne hinaus.
Und ihr Mädchen, gedenkt, daß sie euch lieben: in solchen
Herzen seid ihr gefühlt, so furchtbarer Andrang
ging, zur Milde verstellt, mit euch, Blumigen, um.
Vorsicht hielt euch zurück, nun dürft ihr unendlicher lieben,

sagenhaft Liebende sein wie die Mädchen der Vorzeit:
daß die Hoffende steht wie im hoffenden Garten,
daß die Weinende weint wie im Sternbild, das hoch
nach einer Weinenden heißt – – – – – – – – – – –
– –

3

Seit drei Tagen, was ists? Sing ich wirklich das Schrecknis,
wirklich den Gott, den ich als einen der frühern
nur noch erinnernden Götter ferne bewundernd geglaubt?
Wie ein vulkanischer Berg lag er im Weiten. Manchmal
flammend. Manchmal im Rauch. Traurig und göttlich.
Nur eine nahe vielleicht, ihm anliegende Ortschaft
bebte. Wir aber hoben die heile
Leyer anderen zu: welchen kommenden Göttern?
Und nun aufstand er: steht: höher
als stehende Türme, höher
als die geatmete Luft unseres sonstigen Tags.
Steht. Übersteht. Und wir? Glühen in Eines zusammen,
in ein neues Geschöpf, das er tödlich belebt.
So auch bin ich nicht mehr; aus dem gemeinsamen Herzen
schlägt das meine den Schlag, und der gemeinsame Mund
bricht den meinigen auf.
Dennoch es heult bei Nacht wie die Sirenen der Schiffe
in mir das Fragende, heult nach dem Weg, dem Weg.
Sieht ihn oben der Gott, hoch von der Schulter? Lodert
er als Leuchtturm hinaus einer ringenden Zukunft,
die uns lange gesucht? Ist er ein Wissender? Kann
er ein Wissender sein, dieser reißende Gott?
Da er doch alles Gewußte zerstört. Das lange, das liebreich,

unser vertraulich Gewußtes. Nun liegen die Häuser
nur noch wie Trümmer umher seines Tempels. Im Aufstehn
stieß er ihn höhnisch von sich und steht in die Himmel.
Eben noch Himmel des Sommers. Sommerhimmel. Des
Sommers
innige Himmel über den Bäumen und uns.
Jetzt: wer fühlt, wer erkennt ihre unendliche Hütung
über den Wiesen? Wer
starrte nicht fremdlings hinein?
Andere sind wir, ins Gleiche Geänderte: jedem
sprang in die plötzlich
nicht mehr seinige Brust meteorisch ein Herz.
Heiß, ein eisernes Herz aus eisernem Weltall.

4

Unser älteres Herz, ihr Freunde, wer vordenkts,
jenes vertraute, das uns noch gestern bewegt,
unwiederbringliche? Keiner
fühlt es wieder zurück, kein dann noch Seiender,
hinter der hohen Verwandlung.
Denn ein Herz der Zeit, einer immer noch unauf-
gelebten Vorzeit älteres Herz
hat das nahe verdrängt, das langsam andere,
unser errungenes. Und nun
endiget, Freunde, das plötzlich
zugemutete Herz, braucht das gewaltsame auf!
Rühmend: denn immer wars rühmlich,
nicht in der Vorsicht einzelner Sorge zu sein, sondern in
einem
wagenden Geiste, sondern in herrlich

gefühlter Gefahr, heilig gemeinsam. Gleich hoch
steht das Leben im Feld in den zahllosen Männern, und
mitten in jedem
tritt ein gefürsteter Tod auf den erkühntesten Platz.
Aber im Rühmen, o Freunde, rühmet den Schmerz auch,
rühmt ohne Wehleid den Schmerz, daß wir die Künftigen nicht
waren, sondern verwandter
allem Vergangenen noch: rühmt es und klagt.
Sei euch die Klage nicht schmählich. Klaget. Wahr erst
wird das unkenntliche, das
keinem begreifliche Schicksal,
wenn ihr es maßlos beklagt und dennoch das maßlos,
dieses beklagteste, seht: wie ersehntes begeht.

5

Auf, und schreckt den schrecklichen Gott! Bestürzt ihn.
Kampf-Lust hat ihn vorzeiten verwöhnt. Nun dränge der
Schmerz euch,
dränge ein neuer, verwunderter Kampf-Schmerz
euch seinem Zorne zuvor.
Wenn schon ein Blut euch bezwingt, ein hoch von den Vätern
kommendes Blut: so sei das Gemüt doch
immer noch euer. Ahmt nicht
Früherem nach, Einstigem. Prüfet,
ob ihr nicht Schmerz seid. Handelnder Schmerz. Der Schmerz
hat
auch seine Jubel. O, und dann wirft sich die Fahne
über euch auf, im Wind, der vom Feind kommt!
Welche? Des Schmerzes. Die Fahne des Schmerzes. Das
schwere

schlagende Schmerztuch. Jeder von euch hat sein schwei-
ßend
nothhaft heißes Gesicht mit ihr getrocknet. Euer
aller Gesicht bringt dort zu Zügen zusamm.
Zügen der Zukunft vielleicht. Daß sich der Haß nicht
dauernd drin hielte. Sondern ein Staunen, sondern ent-
schlossener Schmerz,
sondern der herrliche Zorn, daß euch die Völker,
diese blinden umher, plötzlich im Einsehn gestört;
sie —, aus denen ihr ernst, wie aus Luft und aus Bergwerk,
Atem und Erde gewannt. Denn zu begreifen,
denn zu lernen und vieles in Ehren
innen zu halten, auch Fremdes, war euch gefühlter Beruf.
Nun seid ihr aufs Eigne wieder beschränkt. Doch größer
ist es geworden. Wenns auch nicht Welt ist, bei weitem, –
nehmt es wie Welt! Und gebrauchts wie den Spiegel,
welcher die Sonne umfaßt und in sich die Sonne
wider die Irrenden kehrt. (Euer eigenes Irrn
brenne im schmerzhaften auf, im schrecklichen Herzen.)

Zwei Kriegsgedichte

Von Albrecht Schaeffer

*

Der letzte Waffengang

Noch gedankenvoll in Träumen
Und Choräle schön im Blute
Dieser deutsche Genius ruhte
Trunken in der Dämmerung,
Während aus den untern Räumen
Ein Gestampf ihm drang zum Herzen:

Stählern, ledern, kupfern, erzen,
Kolbenstoß und Räderschwung.

Göttlich stiegen da Visionen:
Ganzem Erdenball zu dienen,
Elixire und Maschinen,
Menschenflug und Mordgeschoß,
Und der Dunst der wärmern Zonen,
Dienstbereit mit Früchten, Waren,
O Triumf, dich zu befahren,
Rollender Okeanos!

Aber höher, sichrer, klarer
Aus dem Labyrinth des Segens,
Hundertfachen Kraftbewegens,
Stiegst du, Traum, jahrtausendalt,
Schon dem Ärmsten wunderbarer,
Schon dem Tiefsten näher, fester,
Ewige Hoffnung, Himmelsschwester,
Friede, süße Lichtgestalt. –

Nicht die Untat eines Serben,
Keines Russen oder Franken
Hahnensporn und Bärenpranken,
Keines Engelländers Stich
Brachten diesem Traum Verderben, –
Höhre Macht aus andern Weiten,
Schicksal schrie aus Ewigkeiten,
Schicksal rief und weckte dich.

Und mit langem, schwerem Zittern
Genius, Genius, riesenhafter,

Ausgeschlafner, unerschlaffter,
Wachtest, blicktest, ragst du da,
Haupt umwölkt von Ungewittern,
Aug voll ungeheuren Zornes,
Überm Rauschen deines Kornes,
Alter Heros, Josua.

Und die Panzerhand erhoben,
„Zeit, steh still an deinen Pfosten!“
Brülltest du nach West und Osten,
„Zeit, steh still! ich will! du sollst!“
Schwerter! Schwerter! ich will toben,
Großer Holmgang ist zu gehen,
Zeit, ich schreie, du sollst stehen,
Bis du dann durch Frieden rollst!

Seht, da kams nach letztem Zaudern,
Überirdisch kam ein Schweigen,
Und dann sahn wir es mit Schaudern;
Aus dem leeren Ziffernreigen
Zeiger fiel und Schattenspur. –
Friedenszeit mit ihren Schätzen
Wartet auf des Holmgangs Ende,
Daß des Götterlieblings Hände
Groß den goldnen Zeiger setzen
In die alte Sonnenuhr.

Die Toten von Dieuze

Sie liegen nun, nach friedlichen Gesetzen,
Den vorgeschriebenen, beieinander da



An ihren großen, stillen Einkehrplätzen,
Zusammen Freund und Feinde warm und nah.

Schüllt in ihre Zeltbahn, graue Puppen,
Bedeckt mit Erde, in der warmen Nacht,
Wo unter Sternen fern die großen Kuppen
Des Wasgauwaldes halten dunkel Wacht.

Noch einmal aber wandert durch die Äcker
Noch der Versöhnung wunderbarer Geist,
Der in der stillen Nacht, ein magischer Wecker,
Die Müdgewordenen zu wachen heißt.

Da finden sie sich träumerisch beisammen
Auf ihren Hügeln, sich erkennend halb,
Sie blicken trüb und sehen fern die Flammen
Der brennenden Dörfer, düster, rot und falb.

Aus der Unendlichkeit noch tief herüber
Der Nachhut Hörner dröhnen starken Schrei . . .
Die einen weinen da und sehen trüber . . .
Am schwarzen Waldrand klirrts von Reiterei . . .

Der Rosse Schatten und der kleinen Fahnen
Im dünnen Mondlicht ziehn vorüber dort . . .
Sie hüllen fröstelnd sich in ihre Bahnen
Und schaun und schaun, – und plötzlich ist es fort.

O Schweigen in der Nacht, wo lautlos ferne
Die roten Gluten langsam sich verziehn
Und unterm Glanz der unberührten Sterne
Entschweben sanft die Schlachtenmelodien.

Die Toten auf den Gräbern, nachtumwittert,
Sie stehen aufrecht jetzt und Hand in Hand,
Und eine letzte bittre Sehnsucht zittert
Durch ihre Glieder, schwer von Gram umspannt:

Der Hörner fern verstummende Signale,
Der Donner fern entschwundner Reiterei
Umkrampft ihr wildes Herz zum letzten Male:
O Schlacht, o Schlacht! und wir nicht mehr dabei...

Die Sterne bleichen schon. Der Frühwind schaudert
Über das Feld. Die Gräber liegen leer;
Der Letzte ruht, der seufzend noch gezaudert,
Sie schlafen all; die Erde ist nicht schwer.

Sie schlafen leicht, für schweren Tod vergütet,
Sie schlafen tief, o tief zur Ruh gebracht,
Sie schlafen gut und friedevoll, behütet
Von deutschen Bergen in der deutschen Nacht.

Aus der Germania des Tacitus

Das Volk der Germanen scheint mir ureingeboren zu sein und ganz und gar nicht berührt durch Zuzug oder Aufnahme aus fremden Stämmen. Denn nicht zu Lande, sondern auf vielen Schiffen kamen in der Urzeit die Wanderer, die einen neuen Wohnsitz suchten; und ins unermeßliche Meer dort droben, in eine, ich möchte sagen andere Welt gelangen Fahrzeuge aus unserem Erdkreis kaum. Und wer hätte denn auch, ungerechnet die Gefahr auf dem schauerlichen, unbekannten Meere, Asien, Afrika oder Italien verlassen und nach Germanien ziehen mögen, in ein ungestaltes Land unter

rauhem Himmel, wüst zu bewohnen und anzuschauen für alle, die da nicht heimisch sind?

*

Es heißt, daß Herkules bei ihnen gewesen sei, und sie singen von ihm als dem ersten aller Tapferen, wenn sie in den Kampf ziehen. Noch eine Art Schlachtgesang haben sie, dessen Vortrag, barditus genannt, sie befeuert, ja den Ausgang der kommenden Schlacht in dem bloßen Klang ahnen läßt; denn sie schrecken oder erschrecken selbst, je nachdem es durch die Reihen dröhnt, gleich als wäre das nicht so sehr der Hall ihrer Stimmen als ihres Heldenmuts. Ein gewollt rauher Schall, ein jäh abbrechendes Brausen entsteht, wenn sie die Schilde vor den Mund halten, daß die Stimme rückprallend noch voller und tiefer schwelle.

*

Eisen haben sie nicht allzuviel, wie ihre Waffen zum Angriff zeigen. Wenige führen Schwerter oder längere Spieße; meist brauchen sie Speere (wie sie sagen, Framen) mit schmaler, kurzer Eisenspitze, aber so scharf und so handlich, daß sie dieselbe Waffe, je nach Bedürfnis, im Nah- wie im Fernkampf verwenden können. Der Reiter begnügt sich mit Schild und Frame, das Fußvolk schleudert auch Geschosse, jeder gleich mehrere, und wirft, nackt oder nur im leichten Mantel, unglaublich weit. Ihre Rüstung prunkt nicht; nur die Schilde bemalen sie unterschiedlich mit den buntesten Farben. Panzer haben sie kaum, Helme aus Erz oder Leder nur einer und der andere. Die Pferde sind nicht durch Schönheit, nicht durch Geschwindigkeit ausgezeichnet, aber sie werden auch nicht wie bei uns zu vielerlei Wendungen abgerichtet: man treibt sie geradeaus oder schwenkt nur ein-

mal nach rechts, in streng geschlossener Linie, so daß niemand zurückbleibt. Im ganzen ruht die größere Kraft im Fußvolk; darum streitet auch eine gemischte Schar, in der sich hurtiges Fußvolk, aus der gesamten Jungmannschaft erlesen, dem Reiterkampf schmiegsam anpaßt, vor der übrigen Hauptmacht. Auch ihre Zahl ist bestimmt: es sind ihrer hundert aus jedem Gau, und Hunderter heißen sie bei den Ihren. Was also zuerst Zahl war, ist nun Name und Ehrenname geworden.

Die Hauptmacht wird in Keilform aufgestellt. Vom Platze weichen gilt, wenn man nur wieder vordringt, eher für klug und nicht als Feigheit. Ihre Verwundeten bringen sie auch in bedenklichen Kämpfen in Sicherheit. Den Schild im Stiche zu lassen, ist der ärgste Frevel. Ein derart Ehrloser darf nicht mit opfern noch mit raten. Und schon mancher, der im Kriege davonkam, hat seine Schmach mit einer Schlinge beendet.

*

Sie nehmen Bilder und gewisse Götterzeichen aus den Hainen in die Schlacht mit, und ein besonders wirksamer Anreiz zur Tapferkeit ist es, daß nicht ein Ungefähr, nicht irgendeine Zusammenrottung Geschwader und Keile entstehen läßt, sondern daß Familien und Sippen zusammenhalten. Dann sind auch für jeden seine Lieben ganz nahe, und da hört er das schrille Geschrei der Frauen, das Wimmern der Kinder. Hier hat er die heiligsten Zeugen, hier das lauteste Lob: zur Mutter, zur Gemahlin kommt er mit seinen Wunden, und die schrecken nicht zurück, zählen und prüfen sie ihm und bringen den Kämpfern Speise und Zuspruch.

*

Es ist uns überliefert, daß Frauen, mehr als einmal, schon wankende und weichende Reihen durch ihr unablässiges



Flehen, die Brüste entblößend und auf die drohende Gefangenschaft deutend, wieder hergestellt haben. Denn ihre Frauen gefangen zu denken, ist ihnen ganz unerträglich, und das geht so weit, daß Völkerschaften, die unter ihren Geiseln auch adlige Mädchen stellen müssen, wirksamer gebunden sind. Ja, sie schreiben den Frauen etwas Heiliges, Seherisches zu und verschmähen nicht ihren Rat, überhören nicht ihren Bescheid.

*

Dann gibt es eine Art Schicksalserforschung, durch die sie den Ausgang schwerer Kriege erfahren wollen. Aus dem Volk ihrer Gegner stellen sie einen Gefangenen, den sie irgendwie aufgegriffen haben, einem auserlesenen Kämpfer des eigenen Volkes gegenüber, jeden mit seinen heimischen Waffen: der Sieg des einen wie des anderen gilt als Vorbedeutung.

*

Kommt es zum Kampf, so ist es ein Schimpf für den Fürsten, sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen, ein Schimpf fürs Gefolge, es der Tapferkeit des Führers nicht gleichzutun. Höchste Schmach und Schande vollends ist es für das ganze Leben, ohne den Herrn lebend vom Kampffeld zu weichen: ihn zu verteidigen, ihn zu behüten, ja die eigene Heldentat seinem Ruhm zuzurechnen, ist vornehmste Eidespflicht. Fürsten kämpfen für den Sieg, das Gefolg für den Fürsten.

Wenn ihre Heimat in langem, müßigem Frieden verkommt, dann ziehen adlige Jünglinge oft auf eigene Faust hinaus zu anderen Völkern, die gerade Krieg führen. Denn ein ruhiges Leben gefällt diesem Volke nicht, in der Gefahr finden sie leichter Ruhm, und man kann auch ein großes

Gefolge nur durch Gewalt und Krieg erhalten; heischen doch die Mannen von der Milde des Fürsten das Streitroß und die blutige, siegbewährte Frame. Auch ersetzt ja die Speisung und grobe, aber reichlich ausgerichtete Bewirtung den Sold: solcher Freigebigkeit schafft Krieg und Raub die Mittel. Den Acker zu pflügen und die Jahreszeit abzuwarten, würde sie keiner so leicht überreden; viel eher den Feind zu fordern und sich Wunden zu holen. Ja, es dünkt ihnen wohl faul und schlapp, im Schweiß zu erarbeiten, was mit Blut zu gewinnen wäre.

*

Ihre Leichenbegängnisse wollen nicht prunken: nur darauf wird geachtet, daß man die Reste bedeutender Männer mit Holz von bestimmten Arten verbrenne. Auf den Holzstoß häufen sie nicht Teppiche noch Räucherwerk; immer werden die Waffen, zuweilen auch das Streitroß ins Feuer mitgegeben. Ein Rasenhügel bildet das Grab. Ragender Denkmäler kunstreiche Pracht verschmähen sie, als drückend für die Verstorbenen. Von Klagen und Tränen lassen sie bald, von Schmerz und Wehmut lange nicht. Frauen ziemt Trauer, Männern Erinnerung.

Geschichten von Karl dem Großen

Von Notker dem Stammler

1

Als nach dem Tode des siegreichen Pippin die Langobarden wieder häufig Rom beunruhigten, machte sich der niebesiegte Karl unverdrossen auf den Weg nach Italien, so sehr er auch noch diesseits der Alpen zu tun hatte. Und wirklich unterwarf er in einem unblutigen Krieg die Lango-

barden, oder sie demütigten sich freiwillig in seine Knechtschaft. Der Sicherheit halber, damit sie sich nicht gelegentlich vom Frankenreiche lösten oder das Land des heiligen Petrus irgendwie antasteten, nahm er die Tochter des Langobardenfürsten Desiderius zur Frau.

Sie hatte Karl bald darauf, da sie kränklich und zur Fortpflanzung seines Geschlechts untauglich war, nach dem Rate der heiligen Priester verlassen wie eine Tote. Ihr Vater wurde darob zornig, verbündete sich seine Untertanen durch einen Eid, verschanzte sich selbst in den Mauern Pavias und wollte wieder mit dem unbesieglichen Karl Krieg anfangen.

Zufällig war ein paar Jahre früher einer der ersten Großen namens Otker beim schrecklichen Kaiser in Ungnade gefallen und zu Desiderius geflohen. Als sie nun die Nähe des furchtbaren Karl vernahmen, stiegen sie auf den höchsten Turm, von wo sie weit und breit sein Kommen sehen konnten.

Als der Troß sich näherte, der stattlicher war als der des Darius oder Cäsars, fragte Desiderius den Otker: „Ist Karl bei diesem großen Heer?“ Aber jener entgegnete: „Nein, noch nicht!“

Wie er nun das Fußvolk, aus dem ganzen weiten Reich versammelt, anrücken sah, meinte er bestimmt zu Otker: „Gewiß reitet Karl unter diesen Truppen?“ – antwortete Otker: „Nein, immer noch nicht!“

Da wurde er allmählich unruhig und sprach: „Was sollen wir denn tun, wenn noch mehr mit ihm kommen?“ – sprach Otker: „Du wirst schon sehen, wie er ankommt. Was aber mit uns geschehen wird, weiß ich nicht.“

Und siehe: als sie so redeten, zeigten sich ihnen alle seine Beamten und Diener, die immer geschäftigen. Da Desiderius sie sah, stutzte er wieder und sprach: „Das ist Karl!“ und Otker: „Nein, nein, immer noch nicht!“ Danach sahen sie die Bischöfe, Äbte, Geistlichen und Kapläne mit ihren Begleitern. Bei ihrem Anblick stammelte der Fürst, schon dem Lichte abgeneigt und nach dem Tode verlangend, unter Schluchzen nur mit Mühe: „Laß uns hinuntersteigen und uns vor dem Antlitz dieses fürchterlichen und drohenden Feindes unter die Erde verstecken!“ worauf Otker, der des unvergleichlichen Karl Macht und Rüstung von damals wohl kannte und in besseren Zeiten damit vertraut gewesen war, bangen Muts entgegnete: „Wenn du auf den Feldern eine eiserne Saat starren siehst und Po und Tessin mit eisenschwarzen Meeresfluten die Mauern der Stadt überschwemmen, dann können wir hoffen, daß Karl kommt.“

Er hatte das noch nicht zu Ende gesprochen, als zuerst im Westen und Norden es sich wie eine finstere Wolke zu zeigen begann, die den hellsten Tag in schauerliche Schatten hüllt.

Und als der Kaiser näher und näher kam, ging von dem Glanz der Waffen den Eingeschlossenen ein Tag auf, dunkler als alle Nacht. Da sah man auch ihn, den eisernen Karl, eisern behelmt, mit eisernen Ärmeln bewehrt, die eiserne Brust und die breiten Schultern eisern gepanzert. Die eiserne Lanze hoch aufgereckt hielt seine Linke umschlossen, denn die Rechte war stets bereit für den siegreichen Stahl. Die Außenseite seiner Hüften, die man sonst frei läßt, um leichter aufsitzen zu können, war bei ihm mit dünnen eisernen Schuppen bedeckt. Von den Beinschienen brauche ich nichts zu sagen, sie waren ja im ganzen Heere aus Eisen gebräuch-

lich. An seinem Schilde sah man nichts als Eisen. Auch sein Roß erglänzte eisern wider von Farbe und stolzem Mut.

Solche Rüstung trugen alle, die ihm voraufzogen, alle zu seiner Seite und alle, die ihm folgten, und der ganze Heereszug war insgemein so gewappnet wie er.

Eisen füllte die Felder und Wege, der Sonne Strahlen wurden zurückgeworfen von dem blinkenden Eisen. Dem starren Eisen bezeugte das Volk todesstarr geziemende Ehre: bis tief unter die Erde drang das Entsetzen vor dem glänzenden Eisen. „Das Eisen, wehe, das Eisen!" so tönte das Geschrei der Bürger durcheinander. Vor dem Eisen erbebten die festen Mauern, und der Mut der Jünglinge verging vor dem Eisen der Männer.

Dies alles also, das ich, der Stotterer und Zahnlose, gar nicht, wie ich eigentlich sollte, versucht habe, auf weitem Umweg zu schildern, erfaßte der Späher Otker mit einem Blick und sprach zu Desiderius die Wahrheit: „Siehe, da hast du Karl, den du so sehr suchtest!" Bei diesen Worten sank er fast entseelt zusammen.

2

Im Sachsenkrieg war Karl einmal persönlich im Kampf tätig, da sah er zwei einfache Kriegsleute – ich würde ihre Namen nennen, wenn ich nicht den Schein, anmaßend zu tun, vermeiden wollte – ihre Schilde zu einem Dach zusammenrücken und darunter eifrig die Mauern und Wälle der stark befestigten Stadt zerstören.

Gerecht, wie er war, machte er den einen von ihnen mit Zustimmung seines Herrn Gerold zum Befehlshaber zwischen dem Rhein und den italienischen Alpen, den andern beschenkte er reichlich mit Landgütern.

3

Es traf sich auch, daß Karl auf einer Reise einmal unverhofft in eine Küstenstadt des narbonnensischen Galliens kam. In diesen Hafen kamen normannische Kundschafter auf ihrer Raubfahrt gerade, als Karl zu Tische saß, was sie natürlich nicht vermuteten.

Als man die Schiffe sah und die einen sagten, es seien jüdische, andere, es seien afrikanische oder auch britische Kauffahrer, erkannte der weise Karl gleich an der Ausrüstung der Schiffe und ihrer Schnelligkeit, daß es nicht Kauffahrer, sondern Feinde waren, und sprach zu seinen Leuten: „Diese Schiffe sind nicht vollgestopft mit Waren, nein, sie sind mit schlimmen Feinden trächtig.“ Kaum hatten sie das vernommen, als sie, einer den andern überholend, eiligst zu den Schiffen rannten. Aber vergebens. Denn als die Normannen erfuhren, Karl, „der Hammer“, wie sie ihn nannten, sei dort, da mieden sie, damit nicht alle ihre Waffen an ihm stumpf würden oder in die allerkleinsten Stücke zerbrächen, in toller Flucht nicht nur die Schwerter ihrer Verfolger, sondern sogar ihre Blicke.

Der fromme Karl aber, gerecht und gottesfürchtig, stand vom Tische auf und stellte sich ans Fenster nach Osten hin und weinte lange und schwer, und da niemand zu ihm zu sprechen wagte, gab er endlich seinen Kriegern und Helden Rechenschaft über dieses sein Gebaren und sein Weinen: „Wißt ihr, meine Getreuen, warum ich so sehr weinte? Nicht darum habe ich Angst, daß diese Nullen und Nichtse mir etwas zu schaden vermögen. Sondern das macht mich so traurig, daß sie es gewagt haben, zu meinen Lebzeiten noch diese Küste anzurühren, und am allerbittersten ist mir,

weil ich ahne, wieviel Unglück sie über meine Nachkommen und ihre Untertanen bringen werden."

Ein Lied Herrn Walthers von der Vogelweide

Ir sult sprechen willekomen:
der iu mære bringet, daz bin ich.
allez daz ihr habet vernomen,
daz ist gar ein wint: nû frâget mich.
Ich wil aber miete:
wirt min lôn iht guot,
ich sag iu vil lîhte daz iu sanfte tuot.
seht, waz man mir êren biete.

Ich wil tiutschen frouwen sagen
solhiu mære daz sie deste baz
al der werlte suln behagen:
âne grôze miete tuon ich daz.
waz wold' ich ze lône?
sie sint mir ze hêr:
sô bin ich gefüege und bite sie nihtes mêr,
wan daz sie mich grüezen schône.

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
übel müeze mir geschehen,
künde ich ie mîn herze bringen dar,
daz im wol gevallen
wolte fremeder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiutschiu zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an der Unger lant
mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlte hân erkant.
kan ich rehte schouwen
guot gelâz und lîp,
sam mir got, sô swüere ich wol daz hie diu wîp
bezzer sint dann ander frouwen.

Tiutsche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
swer sie schiltet, der'st betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.
tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil.
lange müeze ich leben dar inne!

Paul Beneke von Danzig (1473)

Nach der Chronik des Reimar Kock erzählt von Gustav Freytag

Gott weiß, daß mich in der Geschichte nichts höher erfreut, als wenn ich lese, daß eine deutsche männliche Tat getan und ein kühnes, unverzagtes Herze erwiesen ist, wie von unsern Vorfahren, den alten Deutschen, bei allen Chronikenschreibern gepriesen wird. Derenthalben will ich einem deutschen Helden die Ehre antun und seine Historia mit aller Umständlichkeit treulich beschreiben, wie ich sie in vielen Chroniken geschrieben finde, wiewohl ich billig dieselbe hätte mit anderem übergehen können.

Davon ist viel gesagt und geschrieben, daß die Englischen

großen Mutwillen trieben gegen alle Osterstädte, Lübeck, Hamburg, Wismar, Danzig, und wiewohl viele Tageleistungen derselben geschehen sind, konnte doch ein Vertrag der Sache nicht geraten. Deshalb wurden die Osterstädte genötigt, Schiffe in der See mit Volk und Geschütz zu halten, welche die Kauffahrt vor den Englischen bewachen mußten. Dazu war der Hader so heftig, daß, wenn auch Tageleistungen gehalten wurden, doch das eine Part dem andern so weh tat als es konnte. Da begab es sich, daß die Englischen ein großes Schiff in der See hatten, welches „Johannes" heißen mußte, und sie ließen sich hören, sie wollten damit die ganze See überwachen und die Osterlinge zwingen.

An dies große Schiff der Englischen kam ein Schiffer von Danzig, mit Namen Paul Beneke, welcher auch ein Orlogschiff führte, und kam mit den Englischen in Kampf und gewann das große Schiff und brachte es seinen Herren nach Danzig. Ein Rat von Danzig bemannte in der Eile das Schiff und setzte einen Ratmann darauf als Hauptmann. Aber da die Englischen das Schiff verloren und hörten, daß die Danziger damit in der See spazierten, trauten sie dem Schiff in der See nicht in Sicht zu kommen. Also waren die von Danzig mit diesem großen Schiff den ganzen Sommer in der See, konnten aber keinen Profit schaffen, deshalb liefen sie nach der Elbe, Getränke und Proviant zu holen. Alldort verließ der Ratmann das Schiff und setzte Paul Beneken zum Hauptmann, damit er das Schiff um den Schagen segelte und vor die Weichsel bringe. Darauf reiste der Ratmann über Land und nach Hause.

Aber Paul Beneke, dieweil der Wind günstig war, lief unter die Küste von Flandern, in Hoffnung einer guten

Beute, wie ihm auch widerfuhr. Denn als er unter Flandern kam, ward er zu wissen, daß zu Brügge etliche Florentiner, welche damals Finanzer und jetzt Fugger genannt werden, von den Englischen großes Geld genommen hätten, damit sie unter ihrem Namen englisches Gut nach England verschiffen möchten, und daß sie dafür zu Sluis eine große Galleye geheuert hätten, die sie mit Geschütz und Volk mächtig gerüstet und dazu mit Wappen und Banner des Herzogs Karl von Burgund geziert hätten, und damit dies unvermerkt bliebe, hätten sie Welsche und Florentiner darauf gesetzt.

Als dies Paul Beneke hörte, hatte er Verlangen, die Galleye zu besehen. Nicht lange darauf kamen die Florentiner mit der Galleye zur See, nicht anders als wenn da eine Burg oder Schloß hergeflossen käme. Paul Beneke näherte sich der Galleye, bot ihnen seinen Gruß und frug, woher sie kämen und wohin sie den Willen hätten. Aber der Hauptmann auf der Galleye, ein Lombarde, welcher der Padrone genannt wurde, gab ihm eine spöttische Antwort: Was er darnach zu fragen hätte, ob er nicht die Wappen sowohl in den Bannern als auf der Galleye kennte, wo er denn zu Haus wäre, ob er denn wohl sonst schon Leute gesehen hätte. Denn der hoffärtige Lombarde ließ sich bedünken, der Deutsche mit seinem Schiff müßte dem Welschen wohl weichen.

Aber er fand einen rechtschaffenen deutschen Mann vor sich. Deshalb sprach Paul zu dem Lombarden, er sollte die Flagge streichen und die Güter von sich geben, die nach England zu Haus gehörten, und wenn er nicht in gutem wollte, so sollte er dennoch streichen und damit Schiff und Gut verloren haben. Diese Worte achtete der Welsche für große Torheit, daß der Deutsche aus seinem Schiffe dem Welschen

in so großer unangreifbarer Galleye dürfte so trotzige Worte geben. Deshalb achtete der Welsche den Deutschen nicht wert, daß er ihm antworten wollte. Alsbald war Paul Beneke und sein Volk fertig und drückten zu der Galleye heran und hielten mit dem Welschen eine Zeitlang Schußgefecht.

Aber dieweil das Volk in dem Schiffe sah, daß die Welschen in der Galleye an Geschütz und Zahl des Volkes überlegen waren, wurden sie zaghaftig und wichen mit dem Schiff zurück. Da dies die Welschen sahen, riefen und schrien sie ihnen mit allen Kräften nach. Da hub Paul Beneke in gar zornigem und traurigem Mut zu seinen Preußen an und sprach: „Och, Gesellen, wat do wi nu? Wat will hirut werden? Wo willen unde konnen wi dat verantworden? Nun wollte ich doch, daß ich diesen Tag nicht erlebt hätte, wo ich mit meinen Augen ansehen muß, daß so mancher ehrliche deutsche Kriegsmann und Schiffsmann vor den Welschen verzagt und die Flucht nimmt. Was haben wir doch für Ursache, was macht uns so verzagt? Wäre uns nicht ehrlicher, daß wir alle vor unseren Feinden für unseres Vaterlandes Freiheit gestorben und zur Stelle geblieben wären, als daß wir die Schande unser Leben lang tragen sollen, daß die Kinder mit Fingern auf uns weisen und nachschreien: Das sind die, die sich von den Welschen haben verjagen lassen. Gedenkt doch, welch einen Mut unsere Feinde, die Englischen, erhalten werden, daß die allezeit gewinnen und wir verlieren. Wie manchen frommen deutschen Seemann werden wir um Leib und Gut bringen; ach, hätten wir das Spiel nicht angefangen. Es wäre besser, wir hätten vorher gutes Maß gehalten, daß uns die Welschen ihr Leben lang nicht vor Augen gekriegt hätten. Habe ich nicht vorher zu euch

gesagt: Brüder, da wäre wohl eine gute Beute vorhanden, aber sie will Arbeit kosten, wolltet ihr wie ich Ernst anwenden, sie sollte uns nicht entgehn, aber unerschrockene Herzen und Fäuste wollen dazu gehören. Die Galleye ist groß, dazu als ein unförmlich Biest anzusehen, das ihr nicht gewohnt seid, viel größer als unser Schiff, dazu mit vielem Volk und Geschütz ausgerüstet; aber es sind Welsche und keine Deutschen. So wir aber unsern Vorvätern nach mit Herz und Faust wollten Deutsche sein, so sollte uns die Beute nicht entgehn und unser Lebtag uns gut tun. Da riefet ihr alle, man sollte an euch nichts anderes finden, als was deutschen Männern wohl ansteht; ach großer Gott, jetzt muß ich mit meinen Ohren anhören, daß Welsche uns nachrufen: So soll man die deutschen Hunde jagen. Sollte nicht ein ehrlicher Deutscher eher sterben als so etwas hören?"

Mit dergleichen Worten machte Paul Beneke seinem Volk das Blut wieder warm, daß sie sprachen: „Lieber Herr Hauptmann, hier ist noch nicht viel versehen; daß wir eine Wendung getan, kann uns viel und unseren Feinden nichts nützen. Laßt uns also unsere Sache fleißig beschicken, wie uns das am profitierlichsten ist, wir sind doch Deutsche und wollen uns auch als Deutsche finden lassen. Man führe uns abermals vor die Feinde, die Welschen, sie sollen Hunde vor sich finden, die nicht laufen, sondern weidlich beißen können, sie sollen diesen Tag mit Gottes Hilfe unser sein, und wären der Welschen auch noch so viel, oder wir wollen alle sterben."

Als Paul Beneke vermerkte, daß der Kriegs- und Schiffsleute Blut wieder warm und hitzig geworden war, wollte er sie auch nicht weiter verbittern, sondern er gab dem Schif-

ser gute Worte, daß er das Schiff an die Galleye steuern ließ. Da entfiel den Welschen der Mut, und da begannen sich die Preußen als Deutsche zu beweisen, unverzagt wie die Löwen zu den Welschen hinzudrängen und zu schlagen, und ehe die Welschen sich des versahen, waren die Deutschen bei ihnen in der Galleye und begannen zu würgen, was ihnen vor die Hand kam. Da hätte man mögen sein Wunder sehen, wie der große Padrone von der Galleye, der zuvor alle Deutschen fressen wollte, und der andere große Fugger auf die Erde fielen, sich vor die Brust schlugen und die Deutschen wie Götter anbeteten. Da ließ sich Paul Beneke abermals als ein Deutscher hören und sehen; denn wiewohl die Welschen nichts Gutes mit ihren spöttischen Worten von den Deutschen verdient, so konnte es doch das edle deutsche Blut nicht lassen, sondern mußte Barmherzigkeit beweisen gegen die, so jetzt überwunden sich demütigten und Gnade begehrten.

Als nun die Galleye gewonnen war, entstand dem Paul Beneke eine neue Mühe, denn das Kriegsvolk und Schiffsvolk wollte gar nicht gestatten, daß die Galleye nach Danzig gebracht werden sollte. Weil des Gutes so viel darin war, viele tausend Gulden an Wert, fürchtete das Volk, die Beute möchte ihnen nicht ganz zuteil werden, denn sie wußten, daß ein Rat von Danzig als Reeder des Schiffes die Hälfte für sich nehmen würde; außerdem befürchtete das Volk, es würden so viele Briefe und Schriften hinterher kommen, daß sie wohl nichts von der Beute kriegen würden. Diese und andere Ursachen mehr stellten sie dem Hauptmann vor, daß sie ganz und gar nicht nach Danzig wollten, und wiewohl Paul Beneke allen möglichen Fleiß anwandte, wie einem ehrlichen Deutschen ansteht, seinem Herrn stets Treue zu beweisen, so

konnte er doch das Volk nicht überreden, sondern sie blieben bei ihrem Vorsatz und liefen mit der Galleye und dem Schiff auf die Elbe und begehrten von dem Bischof von Bremen Geleit, damit sie die Beute teilen könnten. Das Geleit wurde ihnen gegeben, deshalb legten sie vor Anker und nahmen Geleit von dem Rat von Stade, denn ein Rat von Hamburg wollte sie nicht geleiten. So boten sie die Beute zu Kauf, aber sobald es zu Lübeck und zu Hamburg ruchbar wurde, ließen die Herren in beiden Städten bei Leib und Gut verbieten, daß niemand von den genommenen Gütern kaufen sollte; aber weil sie guten Kauf gaben, kriegten sie dennoch Käufer, wiewohl es hoch verboten war.

Es begab sich, daß in derselben Zeit zwischen den Osterstädten und den Englischen ein Tag zu Utrecht gehalten wurde. Da also die Lombarden die Zeitung erhielten, daß Paul Beneke die Galleye genommen hatte, reisten sie alsbald nach Utrecht und klagten kläglich, daß die Osterleute sie gekapert hätten, da sie doch nicht der Osterlinge Feinde wären, sie hingen auch große Drohworte daran; aber daß sie von den Englischen Geld genommen und gelobt, mit solcher Finanzerei das Gut derselben hinüberzubringen, davon schwiegen sie still. Die Herren der Städte gaben zur Antwort, sie wären nicht dazu da, um zu richten, sie könnten nichts als Fleiß anwenden, daß man die Sache zwischen den Englischen und den Osterstädten zu einem guten Vertrag brächte. Wäre ihnen etwas genommen, so möchten sie ihr Recht bei denen suchen, die es getan hätten; könnten ihnen die Städte in späterer Zeit helfen, so wollten sie es gern tun.

Als die Lombarden bei den Herren von Lübeck, Köln und Bremen, die zu Utrecht waren, keinen besseren Bescheid

erhielten, bewirkten sie bei Herzog Karl von Burgund, den damals alle Welschen, Spanier und Franzosen fürchteten, daß er an Paul Beneke auf die Elbe seinen Sendboten schickte, welcher im Namen des Herzogs von Burgund Schiff und Ware zurückforderte, die in seinem Fahrwasser und dazu unter seinem Wappen genommen wären. Aber dieser Legate kriegte von Paul Beneke und den Seinen eine solche Antwort, daß er ledig wieder nach Hause ziehen mußte, und Paul Beneke und sein Volk teilten die Beute, also daß Paul Beneke die Hälfte der Beute von wegen des Rates zu Danzig empfing, die andere Hälfte teilten die Leute und wurden alle reich. Also brachte Paul Beneke die Hälfte der Beute dem Rat nach Danzig.

Nicht lange darnach bewirkten die Lombarden bei dem Herzog von Burgund, daß er einen Brief sandte an den Rat von Danzig, dieses Inhalts: Er wollte von den in Danzig all dies Gut bezahlt haben, oder so jemand von Danzig in sein Land käme, denselben wollte er mit Leib und Gut anhalten. Aber die von Danzig kehrten sich nicht groß an das Schreiben.

Diese Historia habe ich gern so fleißig geschrieben dem deutschen Helden zu Ehren, und wollte Gott, daß diese guten Städte viele solcher Hauptleute hätten, die sie in der Not gebrauchen könnten. – Aus dieser männlichen Tat des Paul Beneke entstand so viel, daß die Englischen den deutschen Kaufmann zu Brügge bearbeiteten, man möchte an die Herren der Städte schreiben und noch einmal einen Tag zu Utrecht ansetzen, sie wollten sich in allen Dingen billig finden lassen und nach dem Frieden trachten. Der Kaufmann schrieb an die Herren von Lübeck, Hamburg, Danzig, der Tag wurde gehalten, die Sache vertragen. Und so ward der Fehde ein

Jan Peeters (?): Das Verbrennen der englischen Flotte vor Chatham am 20. Juni 1667

Ende, die so manches Jahr gewährt, und die Englischen mußten geben den deutschen Kaufleuten für ihren Schaden 10000 Pfd. Sterling, d. i. 60000 rhein. Gulden, den Gulden zu 24 Schillinge.

Lieder der Landsknechte

1

Der in Krieg will ziehen,
Der soll gerüstet sein.
Was soll er mit ihm führen?
Ein schönes Fräuelein,
Ein langen Spieß, ein kurzen Degen.
Ein Herren wöll wir suchen,
Der uns Geld und Bscheid soll geben.

Und geit er uns dann kein Geld nit,
Leit uns nit viel daran,
So laufen wir durch die Wälde,
Kein Hunger stoßt uns nit an:
Der Hühner, der Gäns hab wir soviel,
Das Wasser aus dem Brunnen
Trinkt der Landsknecht, wenn er will.

Und wird mir dann geschossen
Ein Flügel von meinem Leib,
So darf ichs niemand klagen,
Es schadt mir nit ein Meit
Und nit ein Kreuz an meinem Leib.
Das Geld wöll wir verdemmen,
Das der Schweizer um Händschuch geit.

Und wird mir dann geschossen
Ein Schenkel von meinem Leib,
So tu ichs nacher kriechen,
Es schadt mir nit ein Meit.
Ein hülzene Stelzen ist mir gerecht,
Ja, eh das Jahr herumme kummt,
Gib ichs ein Spittelknecht.

Ei wird ichs dann erschossen,
Erschossen auf breiter Heid,
So trägt man mich auf langen Spießen,
Ein Grab ist mir bereit;
So schlägt man mir den Bummerleinbum,
Der ist mir neunmal lieber
Denn aller Pfaffen Gebrumm.

Der uns das Liedlein neus gesang,
Von neuem gesungen hat,
Das hat getan ein Landsknecht:
Gott geb ihm ein fein gut Jahr!
Er singt uns das, er singt uns mehr;
Er muß mir noch wohl werden,
Der mirs Glag bezahlen muß.

Jörg Graff. 1519

2

Unser liebe Fraue
Vom kalten Brunnen
Bescher uns armen Landsknechten
Ein warme Sunnen,
Daß wir nit erfrieren!



Holzschnitt eines unbekannten Meisters

Wohl in des Wirtes Haus
Trag wir ein vollen Seckel
Und einen leeren wieder aus. 1556

3

Wohlauf, ihr Landsknecht alle,
Seid fröhlich, seid guter Ding!
Wir loben Gott den Herren,
Darzu den edlen Köning:
Er legt uns einen gewaltigen Haufen ins Feld,
Es soll kein Landsknecht trauren um Geld,
Er will uns ehrlich lohnen
Mit Stübern und Sonnenkronen.

Der Herzog aus Burgunde,
Derselbig treulose Mann,
Wollt uns den edlen Franzosen
Schändlich verraten han.
Das schaffet Gott durch seine Güt,
Gott wöll uns den edlen König behüt!
Er ist ein edler Herre,
Wir dienen ihm allzeit gerne.

Beim Bauren muß ich dreschen,
Muß essen saure Milch;
Beim König trag ich die volle Fläschen,
Beim Bauren ein groben Zwilch;
Beim König tritt ich ganz tapfer ins Feld,
Zieh daher als ein freier Held,
Zerhauen und zerschnitten
Nach adelischen Sitten.

Es soll kein Landsknecht garten
Für eines Bauren Haus,
Denn er muß rotten und hacken,
Daß ihm der Schweiß bricht aus,
Darzu das Mark in seim Gebein;
Viel lieber dient ich dem König allein,
Denn einem reichen Bauren,
Er gibt uns das Geld mit Trauren.

Der uns dies neue Liedlein sang,
Von neuem gesungen hat,
Das hat getan ein Landsknecht gut,
Ist glegen vor mancher Stadt,
In mancher Feldschlacht ist er gewesen;
In vielen Stürmen hat er genesen,
Dem edlen König zu Ehren,
Sein Lob ist weit und ferne.

Um 1560

Drei Epigramme

Von Ulrich von Hutten

1512

*

Der deutsche Adler

Seht den gewaltigen Aar, der jetzt unblutig und friedsam
Tag' und Jahre sich halb schlafend in Ruhe gewiegt.
Aber es greif ihn einer nur an und störe die Rast ihm:
Sterben will ich, wofern der sich nicht übel getan.
Nein, kein Schlummer ist dies, aus dem kein Erwachen es gäbe:
Oft schon hat er, gereizt, auf aus der Ruh sich gerafft;
Und entschwingt er dem Boden sich kühn in die offenen Lüfte,
Wehe, wie breitet er dann Schrecken und Furcht um sich her.

Auf die Franzosen,
als sie dem Kaiser die Flucht andichteten

Armer Franzos, du tröstest dich selbst und erdichtest dir Freuden,
Daß nur keiner im Volk glaube, dir geh es so schlimm.
Lüge nur zu und tröste mit Hehlen dich über dein Unglück,
Wenn nur der Kaiser indes Taten um Taten vollbringt.
Rühme dich immer, er sei kriegsmatt und beginne den Rückzug,
Während mit Siegergewalt er dich im Nacken bedrängt.

*

Der gezauste Hahn

Warum flieht mit blutigem Kamm und zerrauftem Gefieder
Jetzo der Hahn, noch jüngst Schrecken der Vögel, umher?
Darum weil er dem Frieden den Streit vorzog und den Kriegslärm,
Über den Adler hinaus keck sich zu schwingen bedacht.
Doch der merkte den Trug, und nachdem schon viel er ertragen,
Setzt er sich, endlich ergrimmt, scharf mit den Krallen zur Wehr.
Wer den, der ihm ein Freund sein wollte, sich lieber zum Feind macht,
Gehts dem schlecht, so bezeugt jeder: ihm ward nur sein Recht.

Aus dem Lateinischen von D. F. Strauß. 1870

Der 46. Psalm: Deus noster refugium et virtus

Von Dr. Martin Luther

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen.

Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt böse Feind,
Mit Ernst ers jetzt meint,
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd ist nicht seins gleichen.

Mit unser Macht ist nichts getan,
Wir sind gar bald verloren.
Es streit für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbs erkoren.
Fragst du, wer der ist,
Er heißt Jesu Christ,
Der Herr Zebaoth
Und ist kein ander Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht zu sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie saur er sich stellt,
Tut er uns doch nicht,
Das macht, er ist gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan

Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib:
Laß fahren dahin,
Sie habens kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Ein geistlich Bittlied um den Frieden

Von Caspar Querhammer

Ewiger Gott, wir bitten dich,
Gib Frieden in unsern Tagen,
Daß wir lieben einmütiglich
Und stets nach deim Willen fragen.
Denn, Herr, es ist kein ander Gott,
Der für uns streitet in der Not,
Dann du, unser Gott, alleine.

Gütiger Gott, wir bitten dich,
Gib Frieden in unserm Leben,
Verleih uns dein Hilf gnädiglich,
Den Feinden zu widerstreben.
Denn niemand ist in dieser Welt,
Der Frieden gibt und Sieg erhält,
Dann du, unser Gott, alleine.

Gnädiger Gott, wir bitten dich,
Laß uns in dem Frieden sterben,
Erzeig dich uns ganz väterlich,
Daß wir endlich nicht verderben:
Durch Jesum Christum, unsern Herrn,

Im heilgen Geist wir das begehrn
Von dir, unserm Gott, alleine.

Einiger Gott, wir bitten dich,
Du wöllest das nit sehen an,
Daß wir also vielfältiglich
Den Unfrieden verschuldet han.
Mach uns von allen Sünden rein,
So würd das Herz recht friedlich sein
In dir, unserm Gott, alleine.

Starker Herr Gott, wir bitten dich,
Gib Frieden unserm Herzen,
Gib Fried hie und dort ewiglich
Wider die höllischen Schmerzen:
Gib uns herzliche Einigkeit
Und die ewige Seligkeit,
Welche in dir steht alleine.

Um 1535

Der Friede

Aus dem Großen Krieg von Ricarda Huch

Am Ostermorgen des Jahres 1650 brannte die Sonne nicht wie ein Freudenfeuer; sondern wie die Flamme eines Leuchtturmes an der Küste eines wilden Meeres, das Nebel umwogen, schimmerte sie verhüllt durch schweres Frühlingsgewölk. Der Pfarrer des Dorfes, Christian Hohburg, wohnte mit seiner Tochter und ihrem kleinen Kinde bei einem Bauern, weil das Pfarrhaus abgebrannt und noch nicht wieder aufgebaut war, und befand sich im Hofe, wie

die übrigen mit der Fütterung des Viehs beschäftigt. Er band eine Ziege an einen Zaunpfahl, rüttelte daran, und da er ihn locker fand, machte er den Strick wieder los und knüpfte ihn an einen Apfelbaum; dann winkte er dem Sohne des Bauern, damit er ihm behilflich wäre, den Pfahl besser zu befestigen. Am besten wäre es, den morschen ganz zu entfernen und einen neuen einzuschlagen, sagte der hinzutretende Bauer, und wie er über den Zaun hinweg in die wellige Ebene hinuntersah, unterbrach er sich, hielt die Hand über die Augen und sagte, er sehe etwas Schwarzes am Horizonte, das sich bewegte. Wenn der Frieden nicht ausgerufen wäre, würde er es für Soldaten halten.

Da der Pfarrer es auch sehen wollte und fragte, wo es wäre, erklärte der Bauer, er müsse gerade über die Wüste hinübersehen, wo vor der Schlacht bei Lutter das Dorf gewesen wäre.

Die Tochter des Pfarrers, die zur Zeit jener Schlacht noch nicht gelebt hatte, erkundigte sich, was es mit dem Dorf und der Schlacht für eine Bewandtnis habe; worauf der Bauer davon erzählte, und daß dort, wo man den großen Steinhaufen erkennen könnte, die Mühle gestanden hätte. Sie könne übrigens den alten Schuhflicker ausfragen, der ehemals in jenem Dorf ein wohlhabender Bauer gewesen wäre und eine Frau und schöne Kinder gehabt hätte. Er habe aber nur eins davongebracht, und das sei bei der Flucht aus dem brennenden Dorfe stumm und närrisch geworden.

Der Schuhflicker erzählte auch, fügte die Bäuerin hinzu, daß irgendwo drüben auf dem wüsten Fleck ein Schatz vergraben sei; denn mehrere fliehende Offiziere hätten ihre Beute, eine unermeßliche Menge von Gold, Silber und Kostbarkeiten, in einem Stalle vergraben, in der Meinung,

sie nach beendigter Schlacht zu holen, wären aber gefallen und niemals wiedergekommen.

Warum denn der Schuhflicker den Schatz nicht ausgegraben hätte? fragte der Pfarrer. Der arme Mann werde ihn wohl brauchen können.

Er habe es oft und oft versucht, sagte der junge Bursche, aber er habe die Stelle nicht mehr finden können.

Die Bäuerin blickte besorgt auf ihren Sohn und sagte, sie wisse wohl, mit was für Gedanken er sich trage, sie wolle es aber nicht leiden; die Schatzgräberei sei etwas Teuflisches, und der Mensch solle nicht durch schwarze Kunst reich werden.

Nun, meinte der Pfarrer, etwas ausgraben, was ein anderer eingegraben hätte, sei natürlich und habe nichts mit dem Teufel zu schaffen. Aber er sei der Meinung, man vergeude wohl nur Zeit und Kraft damit und tue besser, die Erde nach der Frucht umzugraben, die man selbst gesät habe und die Gott wachsen lasse.

Die Pfarrerstochter, eine schlanke, braune, mädchenhafte Frau, die während des Gespräches träumerisch nach den Trümmern des verschwundenen Dorfes hinübergesehen hatte, warf verstohlen eiuen schnellen, lachenden Blick auf den jungen Burschen, als ob sie doch Lust zu dem Abenteuer hätte und sich mit ihm dazu verabreden wollte.

Als die Stunde zum Gottesdienst kam, begab sich der Pfarrer mit seiner kleinen Gemeinde auf den Kirchhof, der die Kirche umgab. Während des Krieges hatte sich dort einmal eine Abteilung Soldaten verschanzt, und die Kirche war bei diesem Kampfe zerschossen, verbraunt, verwüstet und ausgeraubt worden. Die Armut der Gemeinde hatte den Schaden noch nicht ersetzen können, und so fand es der

Pfarrer schicklicher, die Osterfeier im Freien vor der Kirche zu begehen, da das Wetter gut war. Er hatte einen Tisch auf den Kirchhof gebracht und zur Feier des heiligen Abendmahles einen Laib Brot und einen Krug Wein bereitgestellt; von dem dazu bestimmten kirchlichen Gerät war nichts mehr vorhanden.

Der Pfarrer, der zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahre stand, dem aber Sorgen und Kämpfe aller Art hart zugesetzt hatten, musterte seine Zuhörer, richtete sich gerade auf und begann seine Rede.

„Ihr seid alle arm“, sagte er, „und habt viel gelitten; aber gebt euch nicht der Trübsinnigkeit hin, denn heute ist der Tag der Auferstehung, ein Freudentag. Es ist der Tag, da es im Grabe des Herrn der Welt leise donnerte wie in einem vulkanischen Berge, da der heilige, gemarterte Leib, herausgeschleudert wie ein feuriges Schwert, den Grabdeckel zur Seite warf, die Luft durchschnitt und in den Wolken verschwand. Auch unser geliebtes deutsches Vaterland ist verhöhnt, gegeißelt und ans Kreuz geschlagen worden und liegt nun begraben; möge es unten im Krater der Gruft still sich mischen und kochen und einst, das Gehäuse zerbrechend, wie eine verwandelte Raupe geflügelt in das eroberte Element steigen. Das kann aber nur geschehen, wenn ein jeder von euch in seinem Herzen Wiedergeburt und Auferstehung erlebt. Die kommt nicht von Worten, die muß errungen und erstritten sein. Glaubt es den feisten Pfaffen nicht, daß es mit Glauben und Katechismuslernen getan sei und daß die Gnade Gottes einem wie die Taube dem faulen Schlaraffen gebraten ins offene Maul fliegt. Wir haben einen Willen und eine Kraft in uns; denn wir sind, wie ge-

schrieben steht, nicht der Magd Kinder, sondern der Freien; und damit sollen wir das Reich Gottes erobern. Laßt euch nicht verführen zu glauben, daß wir das Gute nicht vollbringen könnten, weil uns die Sünde aufgeerbt und eingefleischt wäre: das sagen die Trägen, die Schwelger, die Gleichgültigen, um ihre Unfruchtbarkeit zu entschuldigen. Wir haben einen Simson in uns, der ist, wenn er sich enthält, ein unüberwindlicher Soldat, der schüttelt die Locken wie ein Löwe und zerbricht die Säulen, die das Reich der Sünde tragen, daß es einstürzt. Wasser und Gebet taufen nicht recht, Feuer und Schwert taufen zur Wiedergeburt und Auferstehung. Seid wachsam, seid tapfer, seid ohne Falsch und ohne Furcht, das sind Tugenden über alle Tugenden; so ihr die habt, seid ihr Ritter, mögt ihr auch als Bauern geboren sein. Aus Staub und Dreck seid ihr doch zum Ebenbilde Gottes geschaffen; aber ihr müßt es selber in euch schaffen, wie der Künstler das Bild aus dem Marmor schlägt. Setzt Hab und Gut und die ganze Kraft daran, so wird der neue Mensch, der aus eurem zerrissenen Herzen aufersteht, Gottes Züge tragen."

Erst jetzt bemerkte der eifrig redende Pfarrer eine Unruhe unter seinen Zuhörern, und indem er ihren über die Kirchhofsmauer gerichteten Blicken folgte, sah er einen Trupp Reiter auf das Dorf zusprengen. Sie hätten doch ihre Häuser gut verschlossen? wandte sich der Pfarrer an die Bauern. Diese bejahten, setzten aber besorgt hinzu, Soldaten pflegten überall eine Tür zu finden, wenn sie etwas suchten. Der Frieden sei ja verkündigt, sagte der Pfarrer beschwichtigend; blickte aber doch scharf nach den Reitern, unentschlossen, ob er den Gottesdienst weiterführen solle. Unterdessen hatten

die Soldaten vergebens an einigen Türen gerüttelt und kamen, da sie die Versammlung gewahr wurden, auf den Gottesacker.

Ihr Anführer, ein junger Mensch, sprang vom Pferde, näherte sich dem Pfarrer und sagte, er sei beauftragt, in diesem Orte eine Kontribution von tausend Talern zu erheben; der Pfarrer solle das Geld zusammenbringen, und inzwischen solle ihnen ein Essen hergerichtet und ihren Pferden Futter gegeben werden.

Das könne nicht an dem sein, entgegnete der Pfarrer; es sei ja Frieden, die Plackerei habe ein Ende. Brot und Hafer für die Pferde würden sie aus christlichem Mitleiden und gegen Bezahlung hergeben, zu mehrerem wären sie nicht verpflichtet, und vorher wolle er den Gottesdienst zu Ende bringen.

Für wen der Pfarrer sie hielte? erwiderte der Leutnant gereizt. Sie wären keine Herde Schafe, sondern Soldaten. Sie pflegten nicht zuzuhören, sondern predigten selbst, und wer ihr erstes Wort nicht verstünde, dem hieben sie das zweite mit dem Schwert in den Kopf.

Da er mit dieser Drohung keinen Eindruck auf den Pfarrer machte, wurde er zornig, packte plötzlich die Tochter des Pfarrers am Arm und erklärte, sie als Geisel behalten zu wollen, bis das Geld herbeigeschafft wäre. Die junge Frau wollte sich unwillkürlich zur Wehr setzen, aber da sie das kleine Kind auf dem Arme trug, das leicht hätte verletzt werden können, warf sie einen hilfeflehenden Blick auf ihren Vater. Im ersten Augenblick zuckte die Hand des Pfarrers nach dem Messer, das er im Gürtel trug; angesichts der vielen Bewaffneten jedoch beherrschte er sich

und bat den Anführer, eingedenk zu sein, daß sie alle Brüder wären, und ihm seine Tochter mit ihrem Kinde herauszugeben; er sei bereit zu versuchen, ob er das Geld oder einen Teil davon in den nächsten Dörfern zusammenbetteln könne.

„Du böser, ketzerischer Lutherpfaff," sagte der junge Mann, „obwohl du verdientest, daß ich dich am nächsten Baume aufhängte, will ich gnädig sein und dir die Dirne herausgeben, wenn du mir das Geld schaffst; aber nicht eher." Hierauf entschloß sich der Pfarrer, das Unwahrscheinliche zu wagen, empfahl den Bauern seine Tochter und machte sich auf den Weg.

Als er nach mehreren Stunden zurückkam, war der Kirchhof voll Geschrei und Getümmel. Eine Frau kam dem erschreckten Pfarrer entgegengelaufen und berichtete, der Leutnant habe seine Tochter erstochen, sie liege in ihrem Blute, und bald würden sie alle miteinander des Todes sein. In einem Satze war der Pfarrer zwischen den Kämpfenden, schrie nach seinem Kinde und warf sich, da sie unwillkürlich Raum gaben, auf den noch atmenden, über einen Grabhügel hingestreckten Körper. Nach einer Minute jedoch sprang er wieder auf und rief mit starker Stimme: „Herrgott! bist du wahrhaftig Gott der Herr, so räche deinen Knecht an diesem Mörder!" Dann stürzte er sich, das Messer aus dem Gürtel reißend, mitten in den Haufen. Den Bauern war es zumute, als sei ein Engel vom Himmel gefahren, um ihnen beizustehen; sie drängten mit verdoppeltem Nachdruck auf den Leutnant ein, der von dem Anprall das Gleichgewicht verlor und umfiel. Während Männer und Frauen sich gegen die Soldaten stemmten, kniete der Pfarrer auf der Brust des Mörders. „Du Abtrünniger von Gott!" rief er, „du

Judas! du Judas! Der Herr, den du verraten hast, hat dich in meine Hände gegeben. Jetzt werde ich dir das bübische Herz aus dem Leibe reißen und es auf den Mist werfen, daß die Schweine es mit ihrem Rüssel umwühlen und es fressen. Wimmere du jetzt um Gnade! Mir ist es nicht genug, dich wimmern zu hören, ich will dich röcheln und nach Luft schnappen hören. Ja, Gott der Herr wird mir genugtun und mich in Ewigkeit dein Jammergeschrei aus der Hölle hören lassen. Mein Kind wird seinen Engelsleib auf Taubenflügeln schwingen, während dein verfluchtes Fleisch sich unter feurigen Martern krümmt, ohne je zu vergehen!“

Solche Worte schrie der Pfarrer über den sich windenden Mann gebeugt halb besinnungslos vor Wut heraus, als er plötzlich in jäh entstehende Stille hinein eine laute Stimme hörte und, sich umwendend, einen reichgekleideten Offizier sah, der mit hochgezogenen Brauen, den blanken Degen in der Hand, neben ihm stand; es war der Oberst, zu dessen Regiment der Leutnant gehörte und dessen unerwartetes Erscheinen den Aufruhr mit einem Male stillte. Er wolle die Sache untersuchen, sagte er, da von allen Seiten auf ihn eingeredet wurde; der Pfarrer möge den Leutnant einstweilen loslassen, sei er schuldig, wolle er, der Oberst, ihn nach Gebühr bestrafen.

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. Den Wolf, der sein liebes Kind erwürgt habe, sagte er, wolle er selbst töten; in seine Hand habe Gott ihn gegeben.

Unterdessen hatte sich der Knäuel der Streitenden völlig gelöst, so daß der Oberst des erstarrten Körpers der getöteten Frau ansichtig wurde. Der Täter, der sein Gesicht

sich verdüstern sah, richtete sich unter des Pfarrers nachlassenden Fäusten ein wenig auf und winselte, er habe das Weib gewiß nicht töten wollen, habe sie nur zum Spaß an sich gedrückt, da habe sie sich wie eine wilde Katze gebärdet und würde ihn mit den Händen erwürgt haben, wenn er sich nicht gewaltsam erledigt hätte.

„Du bist ein Mörder und Landfriedensbrecher", sagte der Oberst finster, „und wirst deinen Lohn durch Henkershand sogleich erhalten. Dein Blut soll das Blut, das du meuchlerisch vergossen hast, auswaschen. Der Pfarrer soll sagen, auf welche Weise ich ihm Genugtuung geben kann; ich bin bereit, sie zu leisten, wenn ich vermag."

Der Pfarrer kam während dieser Worte wie aus einem Krampfe zu sich; seine Hände, die den Schuldigen an der Brust gepackt hielten, lösten sich auf, er ging wankenden Schrittes zu dem Leichnam seiner Tochter hinüber, kniete neben ihr nieder und brach in Tränen aus.

Mit gerunzelter Stirn blickte der Oberst zu Boden und gab ein Zeichen, daß der Leutnant, dem die Hände bereits gebunden waren, abgeführt würde. Wie er dann das verwaiste Kind bemerkte, mit dem sich ein paar Bäuerinnen beschäftigten, betrachtete er es, dachte ein wenig nach und wandte sich zu dem Pfarrer. Wenn es ihm recht sei, sagte er, so wolle er das kleine Mädchen mitnehmen und zu Hause mit seinen eigenen Kindern aufziehen lassen, daß es einmal eine reiche und vornehme Dame würde.

Der Pfarrer stand auf, legte die Hand auf den blonden Kinderkopf und sagte, das könne nicht sein. Gott habe ihm das Kind anvertraut, es solle lieber bei ihm ein Bettelkind werden als ein Fürstenkind anderswo.

Das sei wunderlich geredet, sagte der Oberst unzufrieden. So möge der Pfarrer denn gestatten, daß er dem Kinde ein Schmuckstück hinterließe, zum Andenken und auch zur Buße; und er löste sich dabei eine goldene Kette mit einem Anhänger von der Brust, auf dem ein Bild der Mutter Maria in Schmelz gegossen war. Der Pfarrer war im Begriff, die Gabe unwillig zurückzuweisen; allein als er das Kind mit Lachen danach haschen sah, besann er sich und ließ es schweigend geschehen, daß der Oberst das Gehänge um den kleinen Leib wand.

Da sich gleichzeitig alle Blicke dahin wendeten, wo eben der Mörder zur Hinrichtung geführt wurde, stieg dem Pfarrer das Blut ins Gesicht, und er wandte sich hastig an den Obersten mit der Bitte, den Delinquenten loszulassen, er habe seine Rache Gott geopfert und wolle seinen Tod nicht mehr.

Das gehe nicht an, erwiderte der Oberst, er könne einen Bösewicht nicht bei braven Soldaten stehen lassen, das sei ein schlechtes Exempel, und Strafe müsse sein.

Es sei Ostern und Frieden, sagte der Pfarrer, seit dreißig Jahren zum ersten Male Frieden. Leider sei der holdselige Tag mit Blut befleckt worden, das müßten sie sühnen, es geschehe aber nicht durch mehr Blut. Der Schuldige solle zusehen, wie er seine Seele errettete.

Mit sichtlichem Widerwillen gab der Oberst endlich nach; er tue es ungern, sagte er, und nur, um dem Pfarrer seinen guten Willen zu beweisen.

Der Pfarrer dankte und wies die Bauern an, nunmehr den Kirchhof ein wenig zu säubern, damit er den Gottesdienst vollenden und ihnen das Abendmahl reichen könne;

den Obersten lud er ein, mit den Seinigen daran teilzunehmen. Nach einigem Zögern sagte der Oberst, sie wären meistenteils Katholiken, und stehe es ihnen fast nicht an, einer evangelischen Osterfeier beizuwohnen; man könne es aber zu dieser Zeit und bei dieser Gelegenheit so genau nicht nehmen, und zum Zeichen des endlich aufgerichteten Friedens willige er ein.

Es war inzwischen Abend geworden, und der weiche Himmel bog sich über das dämmernde Hügelland wie ein Strauch voll weißer Rosen über ein Grab. Der Tisch wurde wieder hergerichtet, und für den verschütteten Wein wurde Wasser gebracht. Dergleichen Abendmahl habe er noch nicht gesehen, fuhr es dem Obersten heraus, der den Vorbereitungen staunend zusah; es scheine mehr für Vieh als für Christenmenschen zu passen.

„Als Christus auferstanden war," sagte der Pfarrer, während er das Brot sorgsam von Erde reinigte, „hatte er ein fremdes Antlitz, und seine Jünger erkannten ihn nicht."

Der Oberst verstand nicht, schwieg aber, und als alle versammelt waren, nahm er seinen Federhut ab, richtete einen befehlenden Blick auf seine Soldaten und kniete nieder, worauf alle seinem Beispiel folgten. Das Stückchen Brot, das der Pfarrer ihm, als dem ersten, reichte, würgte er folgsam, wenn auch nicht ohne Widerwillen, herunter.

Als die stille Zeremonie beendet war, brach die Nacht herein. Wie wenn Chorknaben die Rauchgefäße schwingen und duftendes Gewölk die Pfeiler des Domes verhüllt, wogte es weit um die verschwimmenden Trümmer der zerstörten Kirche, um die Grabkreuze und die knienden Men-

schen. „Siehe, es ist alles neu geworden", sagte der Pfarrer, nachdem er den Segen gesprochen hatte. Alle blieben noch eine Weile mit gesenktem Kopfe, dann standen sie von der feuchten Erde auf, und die Soldaten blickten wartend auf den Obersten. „Aufsitzen!" kommandierte der; „weiter!" worauf sie nach ihren Pferden eilten und im schnellen Trabe aus dem Dorfe ritten. Der Pfarrer lud sein totes Kind auf den Arm und verließ an der Spitze seiner Gemeinde festen Schrittes den Totenacker.

Zwei Balladen

Von Theodor Fontane

*

Der alte Ziethen

Joachim Hans von Ziethen,
Husarengeneral,
Dem Feind die Stirne bieten,
Er tats die hundert Mal;
Sie habens all erfahren,
Wie er die Pelze wusch,
Mit seinen Leibhusaren
Der Ziethen aus dem Busch.

Hei, wie den Feind sie bläuten
Bei Hennersdorf und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen,
Und weiter Schlag auf Schlag;
Bei Torgau, Tag der Ehre,
Ritt selbst der Fritz nach Haus,

Doch Ziethen sprach: „Ich kehre
Erst noch mein Schlachtfeld aus.“

Sie kamen nie alleine,
Der Ziethen und der Fritz,
Der Donner war der eine,
Der andre war der Blitz;
Es wies sich keiner träge,
Drum schlugs auch immer ein,
Ob warm', ob kalte Schläge,
Sie pflegten gut zu sein. –

Der Friede war geschlossen,
Doch Kriegers Lust und Qual,
Die alten Schlachtgenossen
Durchlebtens noch einmal.
Wie Marschall Daun gezaudert
Und Fritz und Ziethen nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tisch in Sanssouci.

Einst mocht es ihm nicht schmecken,
Und sieh, der Ziethen schlief,
Ein Höfling will ihn wecken, –
Der König aber rief:
„Laßt schlafen mir den Alten,
Er hat in mancher Nacht
Für uns sich wach gehalten, –
Der hat genug gewacht!“ –

Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einst, schlicht eingehüllet,
Hans Ziethen, der Husar;
Wie selber er genommen
Die Feinde stets im Husch,
So war der Tod gekommen
Wie Ziethen aus dem Busch.

Schwerin

Nun aber soll erschallen
Dir Preis und Ruhm, Schwerin,
Der du vor Prag gefallen
Beim Sturme der Battrien;
Es lebt in eins verschlungen
„Schwerin“ und „Schlacht bei Prag“,
Drum sei dein Lob gesungen
Durch deinen Ehrentag. –

Des sechsten Maies Morgen
Schwebt über Berg und Au,
Der Feind ist wohlgeborgen
Durch Gräben und Verhau;
Es halten seine Flügel
Die Höhen rings besetzt,
Ein feuerspeinder Hügel
Ist jede Kuppe jetzt.

Hier wird die Schlacht geschlagen!
Steil ist die Bergesbahn,
Doch siegen und nicht wagen,
Das heißt nur halb getan;
Die Grenadiere stürmen,
Kartätschen prasseln drauf,
Und vor den Hügeln türmen
Sich Leichenhügel auf.

Am Boden liegt vernichtet
Schwerins Leibbataillon;
Ein Eichwald, tief gelichtet,
So steht ein zweites schon;
Getroffen sinkt danieder
Genral von Winterfeld,
Und die zerschoßnen Glieder
Nichts mehr im Feuer hält.

Sie fliehn. Die alte Erde
Bebt selbst, als ob ihrs graut,
Da steigt Schwerin vom Pferde:
„Mir nach!“ so ruft er laut;
Er faßt die alte Fahne,
Noch nie zur Flucht gewandt,
Daß er den Sieg erbahne
Mit seiner Greisenhand. –

Die Hügel sind erstiegen,
Die Kaiserlichen fliehn,
Doch trauervolles Siegen:
Im Sterben liegt – Schwerin;



Vier Kugeln, erzgegossen,
Sie haben ihn zerfetzt,
Die Fahne, die zerschossen,
Sein Bahrtuch ist sie jetzt.

Die Truppen ziehn vorüber
Mit dumpfem Trommelschlag,
Solch Tag des Glücks ist trüber
Als mancher Unglückstag;
Wie Wetterwolkenschwere
Sieht mans am Himmel ziehn,
Sie ziehen vorauf dem Heere,
Sich lagernd über – Kolin.

Friedrichs Ruhm

Vorlesung am 29. Januar 1807 durch Johannes von Müller, übertragen von Goethe

Jener große König, Friedrich der Zweite, Überwinder, Gesetzgeber, der seinem Jahrhundert, seinem Volk zum Ruhm gedieh, wandelt längst nicht mehr unter den Sterblichen. Heute versammelt sich die Akademie, um seiner zu gedenken. Preußische Männer, die sich der Zeiten erinnern, wo die Wetter des Krieges, die Gesetze des Friedens, die erleuchtenden Strahlen des Genius wechselsweise von Sanssouci her sich verbreiteten, den Feinden Schrecken, Europen Achtung, bedeutenden Menschen Bewunderung einprägten, sie sind heute gekommen, unsre Worte über Friedrich zu vernehmen. Mitten im Wechsel, in der Erschütterung, im Einsturz verlangen ausgezeichnete Fremde an diesem Tage zu

erfahren, was wir gegenwärtig von Friedrich zu sagen haben und ob die Empfindung seines glorreichen Andenkens nicht durch neuere Begebenheiten gelitten habe.

Der gegenwärtig Redende hat es immer als eine weise Anordnung betrachtet, jährlich das Andenken erlauchter Männer zu erneuern, welche, den unsterblichen Ruhm eifrig und mühsam verfolgend, von einer wollüstigen Ruhe sich vorsätzlich entfernten. Wenn, mit jedem Jahre neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienstes durch keinen äußern Wechsel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte gemindert wird; wenn ihr Name hinreicht, ihrem Volk einen Rang unter Nationen zu behaupten, die in verschiedenen Perioden jede ihre Zeit gehabt haben; wenn immer neu, niemals zum Überdruß, eine solche Lobrede keiner Künste bedarf, um die Teilnahme großer Seelen zu wecken und die Schwachen tröstend abzuhalten, die im Begriff sind, sich selbst aufzugeben: dann ist die Weihe vollbracht; ein solcher Mann gehört wie die unsterblichen Götter nicht einem gewissen Land, einem gewissen Volk – diese können veränderliche Schicksale haben – der ganzen Menschheit gehört er an, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrechtzuerhalten.

Diese Betrachtungen gründen sich auf die Erfahrung. Mit Ausnahme weniger beschränkten Köpfe, einiger Freunde seltsamen Widerspruchs, wer hat jemals das göttliche Genie, die großmütige Seele dem ersten der Cäsaren streitig gemacht? wer den ungeheuern Umfassungsgeist, die Kühnheit der Entwürfe dem großen Alexander? oder die vollendete Vortrefflichkeit des Charakters dem Trajan? Constantin und Justinian haben mehr Lobredner und eifrigere gefun-

den. Als man aber in der Folge bemerkte, daß der erste nicht Stärke des Geistes genug besessen hatte, um die Parteien zu beherrschen, und daß er, statt sich der Hierarchie zu bedienen, sich von ihr unterjochen ließ; als man endlich einsah, daß an dem Größten und Schönsten, was zu Justinians Zeit geschehen war, dieser Kaiser fast ganz und gar keinen persönlichen Anteil gehabt hatte: da verloren diese Fürsten den ausgezeichneten Platz, den ihnen Schmeichelei und Ränkespiel in den Jahrbüchern der Welt anzuweisen gedachte. Der eine war Herr des ganzen römischen Reichs, der andre Herr der schönsten jener Provinzen. Constantin erwarb Kriegslorbeern, Justinian war von glücklichen Feldherrn und weisen Rechtsgelehrten umgeben; doch sind Herrschaft und Glück nicht zuverlässige Pfänder eines unsterblichen Ruhmes. Wie vieler Königreiche und Länder bedürfte es, um sich dem armen und einfachen Bürger von Theben gleichzustellen, dem Erfinder der schrägen Schlachtordnung, dem Besieger bei Leuktra, bei Mantinea, dem Besieger seiner selbst! Und wer zieht nicht den Namen Mithridat dem Namen Pompejus vor?

Außer Verhältnis zu den Mitteln seines Staates ist der Ruhm des großen Mannes, dessen Andenken uns heute versammelt, wie der Ruhm Alexanders zu dem armen und beschränkten Nachlaß Philipps; und so bleibt dieser Ruhm ein geheiligtes Erbgut nicht allein für die Preußen, sondern auch für die Welt. Ohne Zweifel waltet ein zarter und unschätzbarer Bezug zwischen einem jeden Lande und den berühmten Männern, die aus seinem Schoße hervorgingen; und wie bedeutend muß ein solches Verhältnis werden, wenn solche Männer den Bau ihres Jahrhunderts gründeten, wenn

sie als Hausväter für ihn Sorge trugen, ihn als Helden verteidigten oder auf das edelste vergrößerten; wenn sie uns als unvergleichliche Dämonen erscheinen, die, ähnlich den höchsten Gebirgsgipfeln, noch Lichtglanz behalten, indes hundert und hundert Menschengeschlechter augenblicklichen Rufs nach und nach hinschwinden, von der Nacht der Jahrhunderte verschlungen. Von jenen Hohen bleibt ein Eindruck, der Menschencharakter eignet sich ihn zu, durchdringt sich davon und stählt sich unwandelbar. Vor Philipp gab es unter den Mazedoniern nichts Ausgezeichnetes; sie kriegten mit den Illyriern, wie die alten Bewohner unsrer Marken mit den Wenden, wacker, ohne Glanz. Der Geist Philipps trat hervor und das Gestirn Alexanders. In der zweiten Geschlechtsreihe nach ihnen sahen sich die Mazedonier überwunden und in Gefahr der Auflösung ihres Reichs durch die hereindringenden Gallier. Und doch, als sie nach so vielen und so unglücklichen Jahrhunderten alles verloren hatten, behaupteten sie bis auf unsre Zeit den Ruf, die besten Soldaten des Reiches zu sein, dem sie angehören.

An jedem Volke, das eines neuen Zeitbeginns und außerordentlicher Männer gewürdigt wurde, freut man sich, in der Gesichtsbildung, in dem Ausdruck des Charakters, in den Sitten überbliebene Spuren jener Einwirkungen zu erkennen. Wer sucht nicht Römer in Rom? ja unter Lumpengewand Romanos rerum dominos? An allen Italienern studiert man die Züge dieses wunderhaften Volks, das zweimal die Welt überwand und länger als ein anderes beherrschte. Erfreuen wir uns nicht, wenn die Fruchtbarkeit glücklicher Ideen, die Reife wohlgefaßter Grundsätze, jene unerschütterliche Folge von Entwürfen, diese Kunst, die

Gewalt, sie auszuführen, uns im Leben begegnet? Und so fordern wir von allen Franzosen die Tüchtigkeit, das Selbstgefühl, den Mut ihrer germanischen Väter, jene Vorzüge, veredelt durch die Anmut Franz' des Ersten, die edle Freimütigkeit des großen Heinrichs und das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Ja, was werden künftige Geschlechter nicht noch hinzufügen? Vergebens würde man die Denkmale helvetischer Tapferkeit zerstören; immer noch würde die Welt mit Liebe sich unter den Schweizern ein Bild Tellischer Einfalt, Winkelriedischer Aufopferung hervorzusuchen trachten, eine Spur des Ehrgefühls jenes Heeres, das, anstatt sich gefangen zu geben, lieber gesamt umkam.

Dergleichen unzerstörliche, höchst achtungswerte Erinnerungen an die Voreltern sind es, um derentwillen wir die Fehler der Nachkömmlinge verzeihen. Als Athen einst keine Schiffe mehr im Piräus, keine Schätze mehr in der Cekropischen Burg besaß, Perikles nicht mehr von der Bühne donnerte, Alcibiades nicht glorreich mehr die See beherrschend zurückkehrte, und Athen doch unklug – leider! mit der ewigen Roma, der Weltherrscherin, zu kämpfen sich vermaß: was tat der Sieger, was tat Cornelius Sulla? Er gedachte des alten Ruhms, und Athen erfreute sich seiner Güte. Große Männer – und an Sulla fand man Züge, die den großen Mann bezeichnen – sie haben nicht wie andere Menschen in Leidenschaften und Verhältnissen etwas Besonderes, Einzelnes, Eigenes. Söhne des Genius, im Besitz angeerbten erhabenen Sinnes, brennend von dem göttlichen Feuer, das reinigt, das hervorbringt, anstatt zu zerstören, bilden sie alle zusammen einen Geschlechtskreis, in dem man sich wechselseitig anerkennt; ja, sie achten gegenseitig das Andenken

ihres Ruhms. Fimbrias rohe Natur konnte Ilium zerstören; Alexander opferte daselbst. Jedes Volk, das einem Heroen angehörte, hat auf das Herz eines andern Heroen vollkommene Rechte. Das Wirken der Menge beschränkt sich im Kreise des Augenblicks; der Tatenkreis eines großen Mannes erweitert sich im Gefühl seiner Verwandtschaft mit den Besten. Und daran erkennt man die Vorzüglichsten. Alexander rettete Pindars Haus; Pius der Fünfte zerstreute Tacitus' Asche. Also, Preußen, unter allen Abwechselungen des Glücks und der Zeiten, solange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geiste, den Tugenden des großen Königs weilt, solange nur eine Spur von dem Eindruck seines Lebens in euren Seelen sich findet, dürft ihr nie verzweifeln. Mit Teilnahme wird jeder Held Friedrichs Volk betrachten.

Zaghafte Geister, schwache Seelen fragen vielleicht: was haben wir denn gemein mit einem König, einem Krieger, einem unumschränkten Fürsten? und nachzuahmen einem solchen, wär es nicht Torheit? Diese fragen wir dagegen: War er denn Friedrich durch Erbschaft? war er Friedrich durch Glück, das so oft in Schlachten entscheidet? war ers durch Gewalt, die so oft zu Irrtümern und Mißbräuchen verleitet? Nein, er ward so groß durch das, was in ihm lag, das auch in uns liegt; möchten wir es fühlen!

Das erste, was er mit einem heißen Willen ergriff, wovon er niemals abließ, war die Überzeugung, er müsse, weil er König sei, der erste unter den Königen sein durch die Art, seine Pflichten zu erfüllen. Er hätte die Künste des Friedens lieben mögen und führte doch zwölf Jahre lang schreckliche Kriege. Gern hätte er seine Zeit verteilt unter Studien Musik und Freunde; und doch war in der Staatsverwaltung

nichts Einzelnes, womit er sich nicht während seiner sechsund-
vierzigjährigen Regierung beschäftigt hätte. Er war von
Natur nicht der Herzhafteste; und doch, wer hat sich in
Schlachten mehr ausgesetzt? wer umgab sich weniger mit
besorglichen Anstalten? wer war fester entschlossen, eher zu
sterben als zu weichen? Er besaß über sich selbst die unge-
heure Gewalt, die auch dem Glück gebietet. Diese Göttin
wurde ihm untreu, er fühlte es wohl, doch ließ er sichs nicht
merken und überwand sie wieder. Er überzeugte sich, das
Haupt einer Monarchie müsse der erste Mann seines Landes
sein, nicht bloß durch den Umfang und die Allgemeinheit
der Kenntnisse und durch die Größe des Auffassens; sondern
er müsse zugleich frei sein von Parteigeist, von entnervenden
Leidenschaften, von unterjochenden Meinungen, von Vorur-
teilen des großen Haufens. Er wollte geliebt sein, und fürch-
ten sollte man ihn doch auch und sich dabei mit Zutrauen
auf seine Gerechtigkeit, auf seine Großmut verlassen. Auf
rufe ich alle, die ihm nahe waren, zu Zeugen, ob er nicht zugleich
unwiderstehlich zu fesseln und die Seelen mit dem Eindruck
einer Majestät zu erfüllen wußte, die rein persönlich war.

Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumschränkter
Herrschaft geben – wer wird es leugnen? – sehr große
Vorzüge. Aber der Sinn, sich zur ersten Stelle zu erheben,
kann jeden in seiner Laufbahn begleiten. In einer solchen
Denkweise liegt die Möglichkeit, allgemein und fortschrei-
tend vollkommener zu werden; so wie die Quelle der Ent-
würdigung des Menschen und des größten Unheils in der
sogenannten weisen Mittelmäßigkeit zu finden ist. Der
Mensch, überhaupt weit entfernt, alles zu tun, was er ver-
mag, wenn er seinem Streben zu nahe Grenzen setzt, was

wird er je sein? Johann Chrysostomus, in seiner schönen und treffenden Schreibart, pflegt alle Fehler und Mängel unter dem Namen der Trägheit zu begreifen. Denn nur die Anstrengung des Willens bleibt das, wovon die Auszeichnung eines jeden in seiner Lage abhängt.

Die sittliche Großheit entscheidet; die Mittel, die Gelegenheiten verteilt das Glück. Tausendmal verglich man Friedrich mit Cäsarn, und noch hatte er nur einen Teil Schlesiens erobert. Die Stunde großer Umwälzungen hatte zu seiner Zeit noch nicht geschlagen; aber wenn Europa sich gegen ihn sieben Jahre verschwor, hundert Millionen gegen fünf, das war mit dem Bürgerkrieg des Pompejus vergleichlich, und Hohenfriedberg deuchte nicht geringer als Pharsalus, und Torgau schien nicht weniger als Munda. Und so in allem. Jegliches wußte der große König zu schätzen. Er gab Leibnizen einen Platz neben sich, und indessen er über den größten Teil der Herrscher sich scherzhaft äußerte, deren Untergang zusamt dem Sturz ihrer Thronen er voraussah, bemühte er sich um die Freundschaft Voltairens und war gewiß, mit ihm in der Nachwelt zu leben.

Das Geheimnis, sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu sein, lag in der Art, wie er seine Zeit anwendete. Er hatte sich abgesondert von dem langweiligen Gepränge, unter welchem das Leben verloren geht; und so gewann er Zeit für alle Gedanken, für bedeutende Unterhaltung, für jede täglich erneuerte Anregung seines Geistes. Die sehr bescheidene Wohnung von Sanssouci hat einen besondern Vorzug vor den prächtigen Residenzschlössern aller Jahrhunderte in Europa und Asien; der Besitzer fühlte daselbst nie Langeweile. Hier kann man sich

noch jetzt sein ganzes Leben ausführlich denken. Hier, an einem und demselben Tage, erschien zu verschiedenen Stunden in demselben Manne der Vater des Volks, der Verteidiger und Beschützer des Reichs, der Staatsmann, der Künstler, der Dichter, der Gelehrte, der Mensch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieser Eigenschaften der andern geschadet hätte. Frage man, ob er sein Leben besser angewendet oder glücklicher genossen habe. Denn wir leben nur, insofern wir uns unser bewußt sind. Man kannte das Leben anderer Könige, ihrer Staatsräte und Kanzleiverwandten; da war es leicht, den Vorzug desjenigen zu begreifen, der zwölf Stunden des Tags geistig arbeitete. Freilich nur Augenblicke bedarf der fruchtbare Geist, um das größte Tunliche zu fassen; aber die Zeit hat auch ihre Rechte. Arbeit und Einsamkeit rufen die glücklichsten Augenblicke hervor; der Funke springt, zündet; ein Gedanke tritt hervor, der den Staat rettet, der ein Gesetz wird, welches Jahrhunderte zu bezaubern vermag. Da waltete der Einsame von Sanssouci, umgeben von seinen Klassikern, in diesem geweihten Rundgebäu, dem Allerheiligsten von Friedrichs Genius; da wachte er, da rief er solchen Augenblick hervor, unvorhergesehen, unwiderruflich. Sie kommen nicht, wenn man Langeweile hat oder wenn der Strudel der Welt uns betäubt. Sieht man in den Gewölben der Staatsurkunden seine Arbeiten, vergegenwärtigt man sich seine unendlichen Geistesschöpfungen, so sieht man, er hat keinen Tag verloren als den, wo er starb.

Die Ordnung, die er beobachtete, war bewunderungswürdig. Jeder Gegenstand hatte seine Zeit, seinen Platz; alles war abgemessen, nichts unregelmäßig, nichts über-

trieben. Diese Gewohnheiten waren der Klarheit und Genauigkeit seiner Ideen förderlich und hinderten dagegen seine lebhafte Einbildungskraft und seine feurige Seele, sich hinreißen zu lassen, sich zu überstürzen. Indem er alle Seiten eines Gegenstandes und ihre Beziehungen zu kennen suchte, so brachte er ebensoviel Ruhe in die Überlegung als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung.

Er hörte nicht auf, sich an der Geschichte zu bilden. Höchlich wußte er diese gesammelten Erfahrungen zu schätzen, die dem lebendigen Geist für Staatsverwaltung und Kriegskunst den Sinn aufschließen. Er zog die Geschichtschreiber des Altertums vor: denn die mittäglichen Völker sind reicher an Ideen, ausgesprochener und glühender in der Art zu empfinden. Diese Menschen waren einer frischen und kräftigen Natur viel näher. Ihre Werke sollten zum Handeln führen, nicht etwa nur eitle Neugierde befriedigen. Friedrich liebte auch einige methodische Werke. Er wollte sich in der Gewohnheit erhalten, seine Gedanken in Ordnung zu stellen. Die rhetorischen Vorschriften des Cicero, die Lehrart von Port-Royal, von Rollin gefielen ihm lange Zeit. In den letzten Tagen, als er bemerkte, daß der Geist sich verwirre, trübe, schwach werde, nahm er die Anleitungen Quintilians wieder vor, die voll Verstand und Ordnung sind, und las dazu leichte Schriften von Voltaire, in welchen Lebhaftigkeit herrschend ist. Auf alle Art und Weise wollte er sich aufgeweckt erhalten; und so kämpfte er gegen das letzte Hinschlummern.

Eroberungen können verloren gehen, Triumphe kann man streitig machen. Jene des großen Pompejus wurden durch ein unedles Ende verfinstert; und auch der große Ludwig

sah den Glanz der seinigen verdunkelt. Aber der Ruhm und der Vorteil, den das Beispiel gewährt, sind unzerstörlich, unverlierbar. Der eine bleibt seinem Urheber eigentümlich, der andere zugesichert allen denen, die ihm nachahmen. Das Verdienst beruht in den Entschließungen, die uns angehören, in dem Mut der Unternehmung, der Beharrlichkeit der Ausführung.

Man redet hier nicht von den einzelnen Zügen, durch die ein übler Wille Friedrichs Ruhm zu verdunkeln glaubte. Der Geschichtschreiber Dio, indem er von den Vorwürfen reden soll, die man dem Trajan gemacht hat, bemerkt, daß der beste der Kaiser keine Rechenschaft schuldig sei über das, was auf sein öffentliches Leben keinen Einfluß hatte. Wenn Friedrich das Wesen der Religion mißverstand und den Sinn ihrer Quellen, so wußte er doch die Vorsteher aller Gottesverehrungen in Grenzen zu halten, indem er sie beschützte und ihr Eigentum schonte. Spräche man vielleicht von der Verletzung einiger Grundsätze des Völkerrechts: hier zeigt er sich für uns nur in dem Falle, daß er dem Drange der Notwendigkeit nachgab und die einzige Gelegenheit, seine Macht zu gründen, benutzte. Machte er aufmerksam, wie wenig Sicherheit ein Pergament verleihe, so lehrte er uns zugleich desto besser kennen, was einem Staate wahrhaft Gewähr leiste. Das Mißverhältnis seines Heeres zu den Hilfsquellen seines Landes erscheint nicht so stark, wenn man bedenkt, daß der größte Teil, beinahe auf Weise der Nationalgarden, nur zum durchaus notwendigen Dienst berufen wurde. In einem Lande, wo Hervorbringen, Erwerb und Betrieb durch die Natur des Bodens eingeschränkt wird, ist es keine Unbequemlichkeit, kein Nachteil, daß der Militär-

geist herrschend werde. In einer Lage, deren Sicherheit für ganz Europa bedeutend ist, zeigt sich dadurch ein gemeinsamer wünschenswerter Vorteil. Da, wo mittelmäßige und künstliche Reichtümer von tausend Zufällen abhängig sind, welcher Zustand des Lebens könnte besser sein als der, in dem wir uns gewöhnen, alles missen zu können? Wenn Friedrich zu seiner Zeit die untern Stände von den obern Stufen der Kriegsbedienungen ausschloß, so geschah es vielleicht, weil er damals noch genug zu tun hatte, um dem Gewerbe bei sich aufzuhelfen; weil es zuträglich schien, den Mittelstand nicht von den eben erst aufkeimenden Künsten des bürgerlichen Lebens abzuziehen. Wollte man ihm sein unumschränktes Herrschen zum Vorwurf machen? Der höhere Mensch übt diese Gewalt aus durch das Übergewicht seiner Natur, und die freien Ansichten eines großen Mannes machen sie wohltätig; und so bildet sich nach und nach die Meinung, die sich endlich als Gesetz aufstellt. Die unvermeidliche Ungleichheit unter den Menschen macht den größeren Teil glücklich in der Unterwerfung. Das herrschende Genie, das sich Friedrich oder Richelieu nennt, nimmt seinen Platz ein, und die Talente für Krieg und Staatsverwaltung nehmen ihren Rang neben ihm ein, um es zu unterstützen.

Anstatt auf die Beschuldigungen des Neides zu antworten, begab sich der größte der Scipionen auf das Kapitol, um den Tag von Zama zu feiern. Sollen wir für Friedrich antworten, wie er, ungeachtet seiner Kriege und seine Eroberungen nicht mitgerechnet, die Bevölkerung seines Landes verdoppelte und, was ihm mehr Ehre macht, das Glück seines Volks vergrößerte, ein vollkommen ausgerüstetes Heer hin-

terließ, alle Vorratskammern, alle Zeughäuser und den Schatz gefüllt, wie er mit scheidendem Lichtblick seines Ruhms den deutschen Bund erleuchtete? Oder sollen wir uns seine Heldentaten zurückrufen, die ersten Kriege, die seine Lehrjahre waren, wo er große Fehler beging, ohne sich jemals besiegen zu lassen? Erinnern wir uns bei Czaslau des Ruhms seiner werdenden Reiterei? bei Striegau der schrägen Schlachtordnung? bei Soor, wie er sich dort aus der Sache zog? Sollen wir ihn malen in dem einzigen Krieg? fast immer ohne Land, sein Heer oftmals zerstört und unvollkommen wiederhergestellt, die Wundertaten des Heldensinnes und der Kunst umsonst verschwendet, im Kampf mit einer vernichtenden Mehrzahl, mit lastenden Unglücksfällen, ihn allein aufrecht gegen Europa und die lebendige Kraft seiner Seele gegen die Macht des Schicksals. Doch es sei genug! – ich halte mich zurück – ungern – o Erinnerungen! – Es ist genug. Wir hatten Friedrich, er war unser!

Verschiedene Völker, verschiedene Landstriche müssen allmählich hervorbringen, was jedes seiner Natur nach Vollkommenstes haben kann. Jedem Staate eigneten die alten Perser seinen Schutzgeist zu, der ihn vor dem Thron des Ewigen verträte. Ebenso muß in der Weltgeschichte jedes Volk seinen Anwalt haben, der das, was in ihm Vortreffliches lag, darstellte. Einige Völker haben dergleichen gehabt, andern werden sie entspringen, selten erzeugen sie sich in einer Folge. Allein, damit die Herabwürdigung nimmer zu entschuldigen sei, gibt es auch davon Beispiele. In dem fürchterlichen Jammer des Dreißigjährigen Krieges bewunderten unsere Väter in dem Wiederhersteller eines fast vernichteten Staates, in dem großen Kurfürsten Friedrich

Wilhelm, einen Mann, der allein zum Ruhme seines Landes hinreichte; und doch kam Friedrich nach ihm.

Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feiern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen, was zerknirscht, was den Aufflug lähmen kann. Güterverlust läßt sich ersetzen, über andern Verlust tröstet die Zeit; nur ein Übel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgibt. Und du, unsterblicher Friedrich, wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo du unter den Scipionen, den Trajanen, den Gustaven wandelst, dein Geist, nunmehr von vorübergehenden Verhältnissen befreit, sich einen Augenblick herablassen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen, so wirst du sehen, daß der Sieg, die Größe, die Macht immer dem folgt, der dir am ähnlichsten ist. Du wirst sehen, daß die unveränderliche Verehrung deines Namens jene Franzosen, die du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm du bist, in der Feier so ausgezeichneter Tugenden, wie sie dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte.

Wir und sie

Von Friedrich Gottlieb Klopstock

Was tat dir, Tor, dein Vaterland?
Dein spott ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall!

Anmerkung. Wir und sie: Die Deutschen und die Briten.



Sie sind sehr reich und sind sehr stolz;
Wir sind nicht reich und sind nicht stolz,
Das hebt uns über sie.

Wir sind gerecht, das sind sie nicht;
Hoch stehn sie, träumens höher noch;
Wir ehren fremd Verdienst.

Sie haben hohen Genius;
Wir haben Genius, wie sie,
Das macht uns ihnen gleich.

Sie dringen in die Wissenschaft
Bis in ihr tiefstes Mark hinein;
Wir tuns und tatens lang.

Wen haben sie, der kühnen Flugs,
Wie Händel, Zaubereien tönt?
Das hebt uns über sie.

Wann traf ihr Barde ganz das Herz?
In Bildern weint er. Griechenland,
Sprich du Entscheidung aus!

Sie schlagen in der finstern Schlacht,
Wo Schiff an Schiff sich donnernd legt;
Wir schlügen da, wie sie.

Sie rücken auch in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, heran:
Vor uns entflöhen sie.

O sähn wir sie in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, einst dicht
Am Stahl, wenn er nun sinkt,

Wenn unsre Fürsten Hermanns sind,
Cherusker unsre Heere sind,
Cherusker, kalt und kühn!

Was tat dir, Tor, dein Vaterland?
Dein spott ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall!

Kant: Über die Pflicht

Pflicht! Du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüte erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenngleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich ingeheim ihm entgegenwirken, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen die unnachlaßliche Bedingung desjenigen Wertes ist, den sich Menschen allein selbst geben können?

Es kann nichts minderes sein, als was den Menschen über sich selbst (als einen Teil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn



an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann, und die zugleich die ganze Sinnenwelt, mit ihr das empirisch-bestimmbare Dasein des Menschen in der Zeit und das Ganze aller Zwecke (welches allein solchen unbedingten praktischen Gesetzen, als das moralische, angemessen ist) unter sich hat. Es ist nichts anderes als die Persönlichkeit, d. i. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur, doch zugleich als ein Vermögen eines Wesens betrachtet, welches eigentümlichen, nämlich von seiner eigenen Vernunft gegebenen reinen praktischen Gesetzen, die Person also, als zur Sinnenwelt gehörig, ihrer eigenen Persönlichkeit unterworfen ist, sofern sie zugleich zur intelligiblen Welt gehört; da es denn nicht zu verwundern ist, wenn der Mensch, als zu beiden Welten gehörig, sein eigenes Wesen, in Beziehung auf seine zweite und höchste Bestimmung, nicht anders als mit Verehrung und die Gesetze derselben mit der höchsten Achtung betrachten muß.

*

Was Pflicht sei, bietet sich jedermann von selbst dar; was aber wahren dauerhaften Vorteil bringe, ist allemal, wenn dieser auf das ganze Dasein erstreckt werden soll, in undurchdringliches Dunkel eingehüllt und erfordert viel Klugheit, um die praktische darauf gestimmte Regel durch geschickte Ausnahmen auch nur auf erträgliche Art den Zwecken des Lebens anzupassen. Gleichwohl gebietet das sittliche Gesetz jedermann, und zwar die pünktlichste Befolgung. Es muß also zu der Beurteilung dessen, was nach ihm zu tun sei, nicht so schwer sein, daß nicht der gemeinste und unge-

übteste Verstand selbst ohne Weltklugheit damit umzugehen wüßte.

*

Die Ehrwürdigkeit der Pflicht hat nichts mit Lebensgenuß zu schaffen; sie hat ihr eigentümliches Gesetz, auch ihr eigentümliches Gericht, und wenn man auch beide noch so sehr zusammenschütteln wollte, um sie vermischt, gleichsam als Arzneimittel, der kranken Seele zuzureichen, so scheiden sie sich doch alsbald von selbst, und, tun sie es nicht, so wirkt das erste gar nicht; wenn aber auch das physische Leben hierbei einige Kraft gewönne, so würde doch das moralische ohne Rettung dahinschwinden.

Der höhere Frieden

Von Heinrich von Kleist
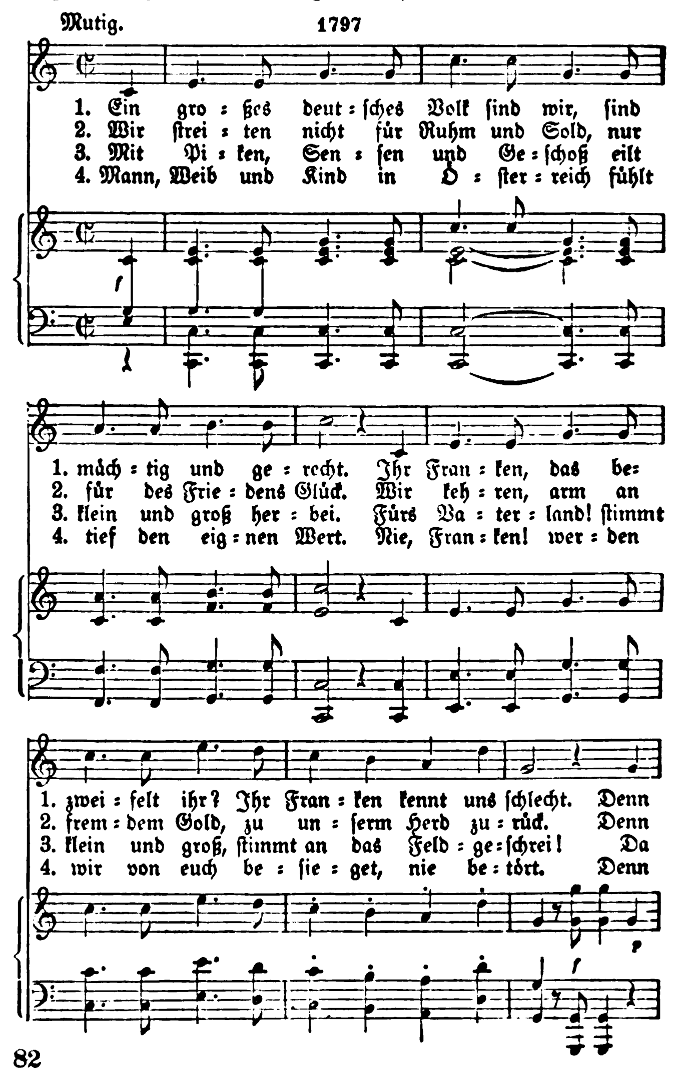
Wenn sich, auf des Krieges Donnerwagen,
Menschen waffnen, auf der Zwietracht Ruf,
Menschen, die im Busen Herzen tragen,
Herzen, die der Gott der Liebe schuf:
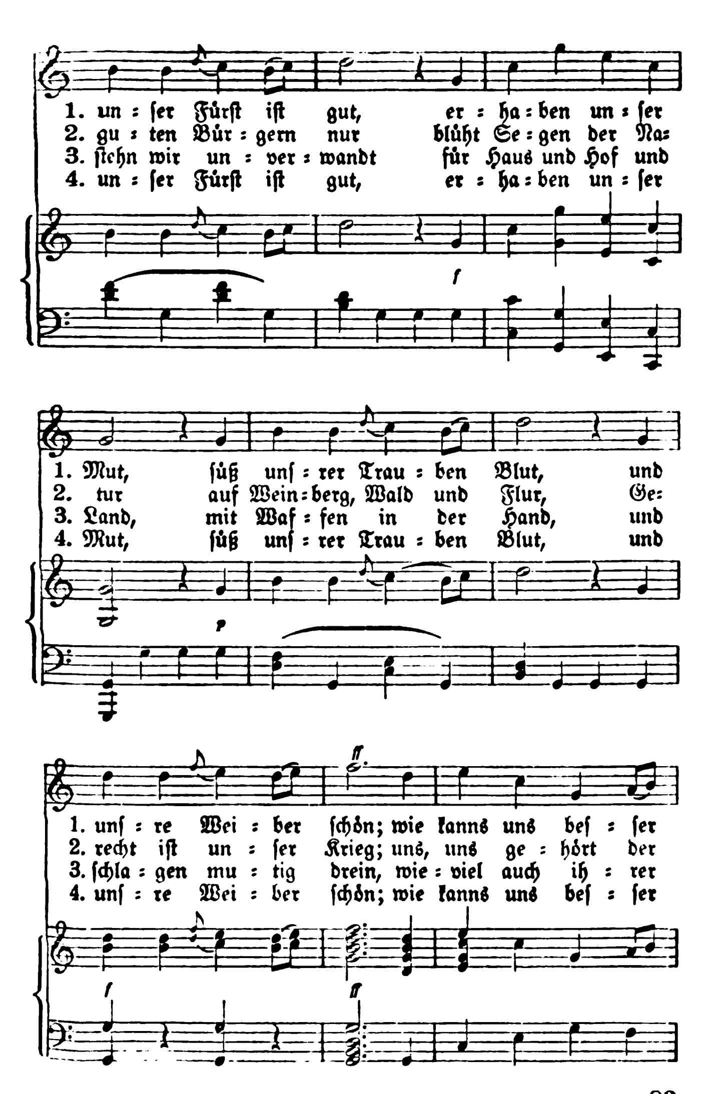
Denk ich, können sie doch mir nichts rauben,
Nicht den Frieden, der sich selbst bewährt,
Nicht die Unschuld, nicht an Gott den Glauben,
Der dem Hasse, wie dem Schrecken wehrt.

Nicht des Ahorns dunkelm Schatten wehren,
Daß er mich, im Weizenfeld, erquickt,
Und das Lied der Nachtigall nicht stören,
Die den stillen Busen mir entzückt.
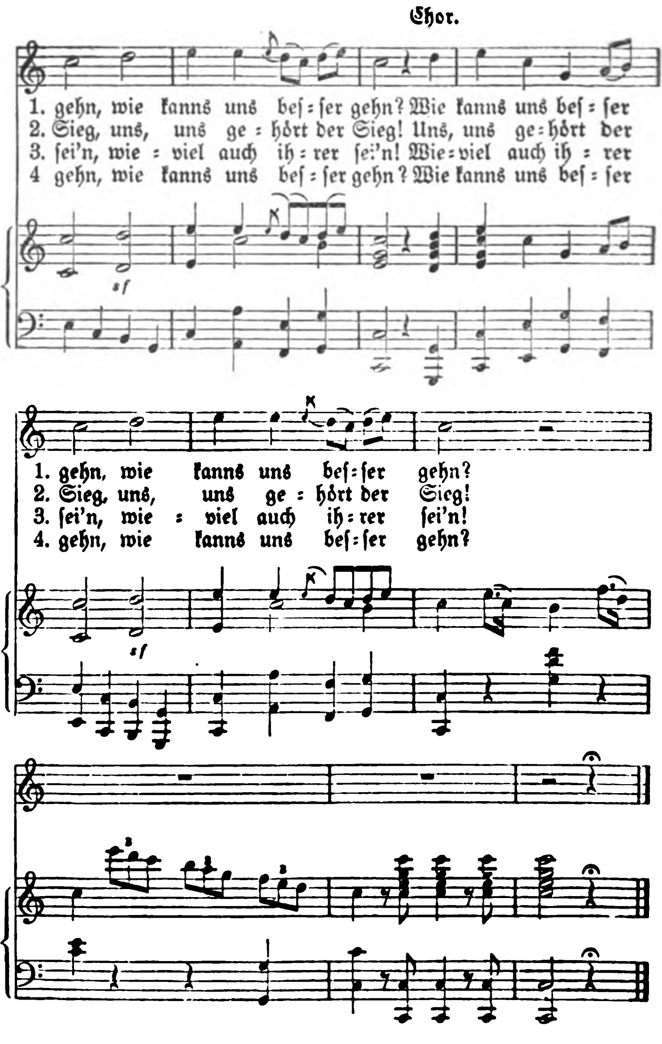
Kriegslied der Österreicher

Text von Friedelberg. Musik von Beethoven




1. un = ser Fürst ist gut, er = ha = ben un = ser
2. gu = ten Bür = gern nur blüht Se = gen der Na=
3. stehn wir un = ver = wandt für Haus und Hof und
4. un = ser Fürst ist gut, er = ha = ben un = ser
f
1. Mut, süß uns = rer Trau = ben Blut, und
2. tur auf Wein = berg, Wald und Flur, Ge=
3. Land, mit Waf = fen in der Hand, und
4. Mut, süß uns = rer Trau = ben Blut, und
p
ff
1. uns = re Wei = ber schön; wie kanns uns bes = ser
2. recht ist un = ser Krieg; uns, uns ge = hört der
3. schla = gen mu = tig drein, wie = viel auch ih = rer
4. uns = re Wei = ber schön; wie kanns uns bes = ser
f
ff

Chor.



1. gehn, wie kanns uns bes=ser gehn? Wie kanns uns bes=ser
2. Sieg, uns, uns ge=hört der Sieg! Uns, uns ge=hört der
3. sei'n, wie=viel auch ih=rer sei'n! Wie=viel auch ih=rer
4 gehn, wie kanns uns bes=ser gehn? Wie kanns uns bes=ser
sf
1. gehn, wie kanns uns bes=ser gehn?
2. Sieg, uns, uns ge=hört der Sieg!
3. sei'n, wie=viel auch ih=rer sei'n!
4. gehn, wie kanns uns bes=ser gehn?
sf

Der Tod fürs Vaterland
Von Friedrich Hölderlin

Du kömmst, o Schlacht! schon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab ins Tal,
  Wo keck herauf die Würger dringen,
    Sicher der Kunst und des Arms; doch sichrer

Kömmt über sie die Seele der Jünglinge,
Denn die Gerechten schlagen, wie Zauberer,
  Und ihre Vaterlandsgesänge
    Lähmen die Kniee den Ehrelosen.

O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods!
  Umsonst zu sterben, lieb ich nicht; doch
    Lieb ich, zu fallen am Opferhügel

Fürs Vaterland, zu bluten des Herzens Blut,
Fürs Vaterland – und bald ists geschehn! Zu euch,
  Ihr Teuern! komm ich, die mich leben
    Lehrten und sterben, zu euch hinunter!

Wie oft im Lichte dürstet' ich euch zu sehn,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
  Nun grüßt ihr freundlich den geringen
    Fremdling, und brüderlich ists hier unten;

Und Siegesboten kommen herab: die Schlacht
Ist unser. Lebe droben, o Vaterland,
  Und zähle nicht die Toten! Dir ist,
    Liebes! nicht *einer* zu viel gefallen.

Die Übergabe von Hameln 1806

Chamisso an Varnhagen

Hameln, den 22. November 1806.

Ein neuer Schimpf haftet auf dem deutschen Namen, es ist vollbracht das Schmähliche, die Stadt ist über.

Erwarte keine Erzählung von mir, nein, den tiefen Ingrimm meiner Seele will ich nur in Dein Herz weinen. Siehe, ich konnte eigenes Unglück, dessen mir auch auf meiner Bahn ein Teil geworden, mit wohlmännlicher Fassung ertragen, und kann heute mich annoch selbst nicht fassen, mich nicht denken, ich habe nur Jammer, nur Tränen, die in mein Herz zurückfallen und es schwellen, daß ich nicht Atem holen kann. O Freund, müssen einzelne so reich an Schande sein, daß sie den Becher über Tausende, Starke und Gesunde, auszuleeren vermögen, und sie in eigene Niedrigkeit ziehn und verderben. O! es ist ein Hartes, bei Gott! ein Hartes, der schuldlosen Opfer eins zu sein und zürnend Schamröte über sein Gesicht glühen zu fühlen, da man nichts verbrochen.

Erinnre Dich der trauten Gespräche, deren wir pflogen. Wie wahr, dessen wir damals einverstanden, daß es nur unter seinen Landsleuten sich ziemt, die Waffen zu führen, und wie schwer hat es auf mich gedrückt! Möchte doch damals mein Abschied, den, eingesehenem Mißverhältnisse mich zu entziehen, ich gefordert, mir zugestanden worden sein, welchen unsäglichen Schmerzen wär ich entgangen! Aber auch durch diese schwere Prüfung mußt ich gehen, und die angeborne Freiheit, nach der ich vergebens die Hand streckte, duldend von der Schmach empfahen, und nicht

selbsthandelnd sie wieder erwerben. So rächt sich die Jugendsünde an dem Mann. Herben Kampf hatt ich gekämpft, mein Freund, und gelitten, was ein Mensch, was einer, der alles schwer nimmt, wie es meine Art ist, nur leiden kann und mag, bevor ich, mich in meine Lage schickend, verschmerzt habend das Ungeheure, selbst gegen mein Volk, ins schöne waltende Waffenspiel zu treten, nun ungeteilt und froh mich gerüstet. Und also, also sollte es mir vergolten werden! In der gewaltigen Stimmung hatte ich nicht der Pfeile geachtet, die wohl schonungslos von den Unsern gegen mich geschnellt worden. Ich hatte mir ein Genüge getan, und sie hatten nicht Macht über mich; aber nun, siehe, nun in der Stunde der Entscheidung, da streckte die alte Sünde wieder ihr Haupt empor und höhnte gräßlich. Ich, der ich unternehmenden Mut, wie es die Zeit heischte, und erhöhte Kraft innen fühlte, – ich, der Franke, war als ein solcher gelähmt und konnte Wut nur weinen, weinen wie ein Weib, da Männertaten geschehen mußten, Taten, die nur mir, eben nur mir zu unternehmen verwehrt waren. O wär ich nur ein preußisches Kind gewesen, Freund, und hätten wir auch zugrunde gehen müssen, da es zur Gegenwehr zu spät war, so wäre doch mindestens mit kühner Tat blutigem Siegel unser Untergang gestempelt ein edlerer gewesen; nicht bloß in sich selbst wühlend wäre dieser stark muskulöse Körper in unmittelbare Fäulnis übergegangen, wie es meine Augen geschaut, sondern hätte sein Brandmal getilgt, und wäre dann durch das Eisen, wie es schön ist, umgekommen.

Doch, mein Freund, es stand vom Anbeginn, wie es auch gekommen, zu erwarten, ob der Schlag mich gleich zerstörend

trifft, wie Du es an diesem krankhaften Briefe vermerken wirst, trifft es doch nicht den Ahndungslosen. Was war zu ersehen, wenn Lecoq mit seinem Korps vorläufig unter Hameln zu bleiben den Entschluß faßt und sich zugleich Hände und Füße abhaut, indem er leichtes Fußvolk und Kavallerie von sich weist? Die sollen sich durchhauen, und er schickt, um Verhaltungsbefehle bittend, einen Offizier an den König. Muß ich denn, den Zorn zu fühlen, Trivialitäten niederzuschreiben mich zwingen! Mit zehntausend Mann Infanterie und mehr, deren viertausend zum Kriegsdienst in der Festung hinreichten, mit dem guten Dragonerregiment von Osten, einer halben reitenden Batterie, zwei Kompagnien der vortrefflichen Feldjäger und einem Füsilierbataillon konnt er an der Weser, von Hameln aus, lange den Fluß verteidigen und das Land halten, in Verbindung mit Nienburg bleiben, Parteien ausschicken, Korn und Vieh und Salz eintreiben, und kam es endlich so weit, daß der Feind, mit Übermacht eine Armee ihm entgegenstellend, ihn in die Festung gezwungen und rettungslos in derselben belagert hätte, dann war es Zeit, die Pferde, die uns nähren, nicht aber von uns zehren sollten, einzuschlachten, und also hätt es, mich deucht, ein Mann begonnen. – Und sollt er, wozu er anfangs Anstalt gemacht, sich durchzuschlagen versuchen, wie daran nur denken, ohne Kavallerie und leichtes Volk? – Aber von alledem nichts, er bleibt mit der Infanterie müßig da und zehrt, und ein preußisches Magazin auf der Weser – der Name des Orts ist mir entfallen, er liegt über Holzminden – bleibt schlechthin vergessen dem Feinde aufbewahrt, und klüglich ihm aufbewahrt die in Rinteln aufgepflanzte hessische Artillerie, die zu holen man



Th. Götze: Gefecht zwischen Kosaken und Franzosen bei Weimar 1813

uns verbietet, — weil in dessen Betreff keine Ordre da ist!

Und was war sonst für die Verteidigung der Stadt geschehen? Auf dem Fort Nr. 2 lag der Bau eines neuen Werkes, einer Kaponniere, durch den anbrechenden Winter unterbrochen, unvollendet da, etwa hundertundfunfzig Arbeiter hätten binnen ein paar Tagen einen Erdwall auf dem ragenden Grundgemäuer zur notdürftigen Defension aufwerfen können; aber nein, die Bresche bleibt dort offen, und der General ist indes bemüht, Abtritte auf den Forts erbauen und die Schilderhäuser durchaus schwarz und weiß, nach preußischer Art, anmalen zu lassen, — auch Küchen, daß die Bitterkeit mich nicht die Wahrheit zu verletzen reize, — auch gemächliche Küchen wurden in den Graben des Forts Nr. 1 errichtet. Verteidigungsanstalten aber mußten wir, wir junge unwissende Infanterieoffiziere, nach bester Einsicht treffen, und nicht zum Scheine selbst ward uns Hilfe gereicht, und der Feind war da.

Auch waren wir früher überantwortet als berennt, und die Menschen sannen nur auf Mittel, den Verrat ins Werk zu setzen. — Der erste Anschlag ward ihnen vereitelt. Da hielt X., der auf den Forts kommandierte, noch wacker, er weigerte sich, zu Unterhandlungen in die Stadt hinabzusteigen, und die einzelnen Korps der Garnison in geschäftiger Bewegung gewannen Zeit, sich kraftvoll auszusprechen. Offiziere und Gemeine im Einklang hoher Begeisterung hegten nur Einen Sinn und Einen Gedanken. Es galt in herzhaftem, zwiefachem Widerstreit, bedräut und bedrängt vom äußern zugleich und innern Feinde, den alten Ruhm zu behaupten, und nicht ein Rekrut, nicht ein Tambour-

junge wäre abgefallen! O mein Freund, ich muß es mit freiem, reuevollem Bekenntnisse büßen, das stille Unrecht, das ich diesem braven, waffenfreudigen Volke tat. Ja — wir waren ein festes, treues, ein gutes, starkes Kriegsvolk, waren besser, als ich uns in unsern Gesprächen anschlug; und ewig werden mir gepriesen und ewig meinem Herzen wert und nah sein die braven Kameraden, von denen ich auf immerdar nun geschieden. — O hätten Männer an unserer Spitze gestanden!

Nun durchdring ich erst das Wesen ganz, von dem ich abgeschlagen. Ein Herrliches ist doch Soldatensinn und Krieg — so ganz alle niedre Privatrücksicht auf das einzelne in das allgemeine Große aufgelöst, und von allen alles ohne Rückhalt an eine Idee gesetzet, — an die Ehre, das einzige Lebendige noch, was, ein anderes als das Geld, neben dem Gelde gilt, in diesen unsern winzigen schmächtigen Zeiten, wo Staaten und Völker nur ungeglaubte Worte sind, die von Schelmen an Toren gesprochen werden, und wo Kunst, Religion, Sittlichkeit, Wissenschaft nur von einzelnen gepfleget werden, die Schwärmer heißen; der Ehre Priester aber ist der Soldat, und Krieg ihr Dienst. Fürsten, laßt doch die Sitte des Zweikampfes walten, laßt auch also Blut fließen und Opfer fallen, auf daß verherrlichet werde diese Gottheit!

Wo doch schweif ich verworren mit den Gedanken hin? von jenem Tage wollt ich Dir erzählen, da wir siegten. Du, echter Preuße, hättest Dich gefreut in Deiner Seele, Dich an dem Anblick der kräftigen Männer weidend. Mit klingendem Spiele und alter Lieder Sang zog das zweite Bataillon Oranien vor dem Kommandantenhause vorüber,

hinaus zum Tore, und stieg auf das Fort. Dort waren die Kanonen, dabei die Lunten braunten, auf die Stadt gerichtet. Die Artillerie in der Stadt war des Winkes gewärtig, alles Geschütz zu vernageln und mit den Stücken, die sie fortzuschleppen sich getraute, hinauf auf das Fort zu ziehen, von wo gleichzeitig ein Ausfall auf die Stadt geschehen sollte. Andere Korps hatten Abgeordnete in das Kommandantenhaus gesandt, den Fluch der Feigheit schwer auf die Schuldigen zu wälzen. Bei solchen Umständen mußte die Kapitulation unterbleiben, die die Zeitungen voreilig als damals geschlossen angekündigt, wie wirs in unsern Mauern gelesen. Es erging ein feiger Parolebefehl, darin man uns kund tat, man habe die Unterhandlungen mit dem Feinde, dessen Forderungen unwürdig gewesen, abgebrochen, und uns zur Aufbietung aller unserer Kräfte zur besten Verteidigung, deren erstes Bedingnis aber völliges Zutrauen zu den Chefs sei, lächerlich genug ermahnte. Der König von Holland, der uns aufgefordert, hatte uns freien Abzug und Geleit bis zur Königsarmee zugesagt. –

Also war das erste Abenteuer bestanden. Man brachte den Generalen eine Katzenmusik und andere verschiedenartige Ständchen, je nachdem sie sich gezeigt hatten. Der Feind, der uns berennt hatte, zog nun von unsern Mauern; wir sahen seine Feuer nur noch an der Unterweser fern erschimmern, wir wähnten, daß nach fehlgeschlagenem Versuch er uns vorüber gegen die Elbe und den Hauptkriegsschauplatz anrücken werde. Anstatt daß man uns gegen den abziehenden, mutig ihn anzugreifen, angeführt, ward es uns kaum vergönnt, über seine verlassenen Lagerstätten zu streifen, ein in Ortzen verlassenes Magazin einzubringen

und seine Brücken am Ohrberge zu zerstören, zurückgebliebene Feldstücke sollen uns durch unsere Saumseligkeit entgangen sein. – Die Bürger selbst, denen ich Lob sprechen muß, – sie haben sich zur Zeit der preußischen Besitznahme durch Haß gegen uns als Hannoveraner bewährt, und itzt im gemeinsamen großen Streite durch gänzliches Vergessen dieses Hasses als Deutsche, – die Bürger, sag ich, trieben uns an und begehrten ihre Wälle zu bewachen, indem wir mit gesammelten Kräften einen mutigen Angriff unternehmen. Nicht aber auf solches hatten die Führer ihre Gedanken.

Noch muß ich Dir sagen, daß wir in manchem lustigen Gefechte uns erprobt und mit unserm Geschütz dem Feinde manches Leid zugefügt. Es sind aber nur zwei Schüsse gegen uns gefallen vom Ohrberge; wie dort eine Kolonne zog, wurden zwei Haubitzgranaten gegen die Forts geworfen, sie fielen fern in die Ebene, und vom Plane des Forts Nr. 4 grüßten ihnen unsere Kameraden entgegen. Noch ist bemerkenswert, daß wir eine von uns selbst erbaute wichtige Schanze, welche die Schleusen zur Überschwemmung sicherte, verlassen; der Feind besetzte sie alsbald und stach das Wasser ab. – Nun, Freund, vernimm die Kunde der gestrigen Begebenheit.

Die Entfernung des äußern Feindes hatte den innern stark gemacht und uns unachtsam. Es ritten die Befehlshaber, und unter ihnen X., nach einer Warte, die zwischen Stadt und Lager auf mittlerm Wege liegt; dort hatten sie die Unterhandlungen angesagt. Sie kehrten zur Vesperzeit wieder heim, und als gegen Abend wir im Kaffeehause, da wir zusammenzukommen pflegten, viele versammelt waren,

ging das Wort, der Handel sei geschlossen. Wie es laut ausgesprochen, erhoben wir uns im Sturme, riefen Fehlende in Hast herbei und gingen viele an der Zahl zum Kommandanten, daß er uns Rede stehe und die Wahrheit sage. Lecoq und die andern Generale waren beisammen. O mein Freund, nicht um meiner Seele Preis hätt ich mögen einer der Sünder sein! Wie standen sie ängstlich vor uns da, blöden, lichtscheuen Wortes Antwort uns gebend: In Berlin sei doch schon der Feind, die Macht des Königs vernichtet, Magdeburg und Küstrin und Spandau und Stettin und Gott weiß welche Städte mehr hätten die Tore wohl eröffnet, warum doch ein gleiches nicht tun, in der Zukunft müsse es doch kommen, und endlich, es sei nun einmal geschehen. – „Daß es geschehen, ist die Schmach, warum begierig nach Anderer Schande fragen, eine gleiche auf sich zu laden? Nach dem, was zu tun, um ehrenfest zu bleiben, fragt, und wir werden Antwort wissen!“ – Wir sind doch nur auf siebenzig Tage proviantiert. – „Auf siebenzig Tage doch. Wo ist sonst die sturmreife Bresche in unserm Hauptwall?“ – Es wird doch keines Nutzens sein. – „Wer fragt nach Nutzen? Aber auch also! Eine starke Kriegsmacht aufzuhalten und sonstiger Wirksamkeit zu entziehen, ist Nutzen. Und wißt ihr, ob das Kriegsglück nicht sich wenden, ob nicht ein Frieden noch geschlossen wird?“ – Es ist nun an keinen Frieden und an keinen Krieg mehr zu denken, und wir werden uns doch ergeben müssen. – „Und was gewinnt ihr, es jetzt zu tun? Zeit ist es immer noch, die Waffen zu strecken und hinzugeben die braven Bursche, die nicht also denken wie ihr!“ – Also verloren wir Zeit und Worte, und es fand sich nicht gleich einer, der da

gesprochen hätte: „Folgt mir!“ – Rhaden, ein Kind, das erst aus der Ingenieurakademie getreten, nahm wohl das Wort und trat aus sich heraus und redete gewaltig; herrlich ließ er den Schatten seines Ahnherrn aus dem Grabe steigen, das ihm auf den Wällen der Stadt, die er im Siebenjährigen Kriege verteidigt, aufgeschüttet, und stand mit gezogenem Degen fest da, einen gewaltigen Schwur vorsagend, aber er führte nur die Stimme des Vorwurfs und vermochte nicht die alten Bande gewohnter Subordination zu zerschlagen. O, hätt er sich uns zum Führer aufgeworfen, die Füße ihm küssend wären wir ihm gefolgt, und es stände anders um unsern Namen! Er beschwor töricht, als könnte der Dolch die Wunde heilen, die er geschlagen, diejenigen, die selber unterschrieben hatten, abzustehen und zurückgehend unsern Weg einzuschlagen. Er begehrte, als Sühnopfer für den Wortbruch, sein Haupt ins feindliche Lager darzubringen. Wir alle schrien: Das Los erwähle einen! Das Anerbieten ward abgelehnt; ein Trompeter mußte alsbald aufsitzen, und wir, mit Halbheiten, Vertröstungen, Versicherungen, es würde getan werden, was zu tun sei, eingewiegt, schwankend in halbem Glauben, gingen hinaus, angewiesen, die Bursche in Ruhe und in den Quartieren zu erhalten, da die an sie gelangende Kunde sie zu empören drohte. Zwei Artillerieoffiziere, die eigenmächtig ihre Leute auf den Wällen versammelt hatten, gaben willig ihre Degen ab und stellten sich in die Wache ein. – Es war später Abend.

Mehrere von uns fanden sich in das Kaffeehaus wieder ein und hielten sich dort versammelt. Ich redete unter ihnen: „Wer unterschrieben, hat selber sich gerichtet und gebunden, es ist nicht an ihn ferneres Zutrauen zu hegen.

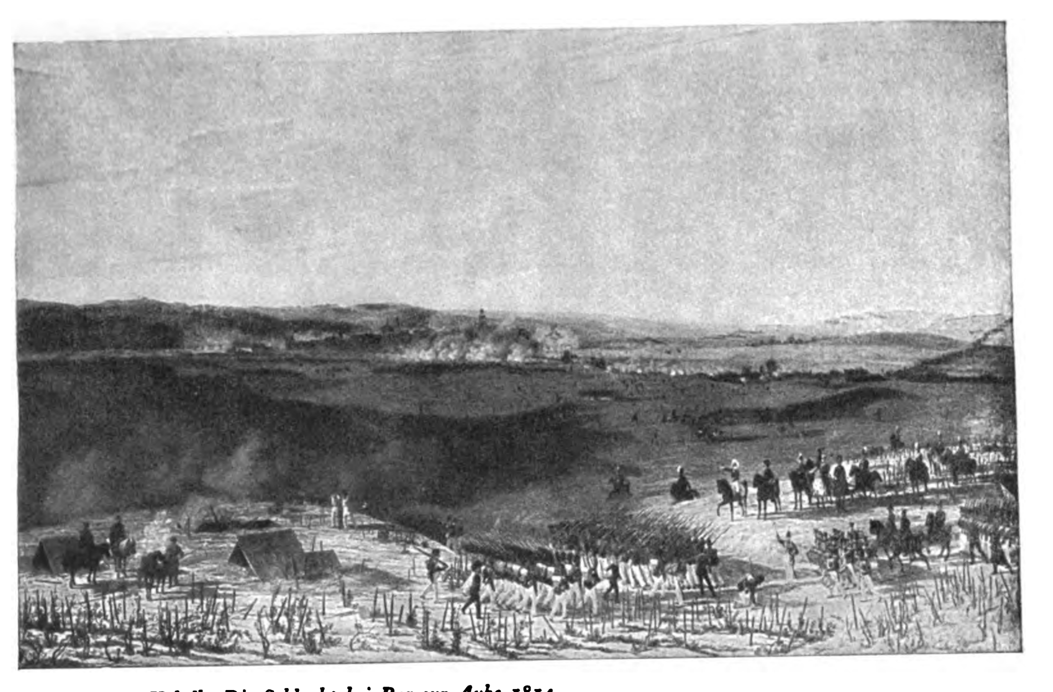
Ohne Haupt sind wir, das ist das Gebrechen. Alle Eines Sinnes und fest auf uns vertrauend, laßt die Namen auf Zettel schreiben, in einen Hut werfen und schwingen, und das Los gebe uns ein Haupt. Laßt dann die Regimenter unter die Waffen treten, die Tore öffnen und ruft aus: Wer nicht kämpfen will, bis er falle, ziehe hin, wir brauchen seiner nicht. Schwört sodann in die Hände des neuen Kommandanten und laßt den König hoch leben; schickt aber alsbald auf das Fort, von dem wir nichts wissen, daß dort ein gleiches geschehe. Ich redete noch, da ward Alarm geschlagen. Es war 10 Uhr an der Zeit.

Die Bursche wußten sich verraten und ließen ihre Wut walten. Ein Magazin war eingebrochen. Die erste Idee war wohl, was man nicht genossen, zu zerstören, auf daß auch der Feind es nicht genösse. Der Alarm brachte noch die Regimenter und Bataillone zahlreich zusammen. Keiner erteilte Befehle. Man ging nicht auf die Wälle, sondern blieb auf offener Straße da. Man langweilte sich, ging endlich auseinander. Alles war in Waffen auf den Straßen, vieles zog nach den Magazinen. Stückknechte raubten, und die zerschlagenen Branntweinfässer mahnten den Soldat, das karg vorenthaltene Gut nicht eitel verrinnen zu lassen. Er hatte viele Monate die schwere Bürde der sechzig Patronen, immer hoffend auf den Feind, und nie ihm entgegengeführt, ungenutzt getragen; nun wolle er sie auch knallen hören. Der erste Schuß war ein Signal, mit dem ein Lauffeuer begann, welches bis am Morgen durch die Straßen fortdauerte. O mein Freund, am schreckhaftesten ist die Verzweiflung, wenn sie in die Gestalt der rauschenden Freude sich verkehrt! Das ist ihr Wahnwitz! – Ein solches

Schauspiel bot die Nacht dar, erhellt von den Blitzen des Salpeters. Die Wachten waren verlassen, vieles zog zu den offenen Toren hinaus; andere suchten den Kommandanten und schossen in seine Fenster. In jedem Augenblick erwartete ich ein gleiches Spiel mit dem Donner des Grobgeschützes beginnen zu hören und war gewärtig, die Pulvermagazine auffliegen und die Stadt in Brand auflodern zu sehen. – Ein Uhrmacherladen wurde geplündert, ein paar Bürger in ihren Häusern von verlorenen Kugeln getroffen; viele Soldaten fanden auf den Straßen ihren Tod. Eine Anekdote laß Dir erzählen, wie ein Feldwebel von Haack sie mir berichtet und der Prediger, bei dem ich heute der Gastfreundschaft genieße, sie auch von andern vernommen:

Bei der Kompagnie des Kapitäns von Britzke, Regiment von Haack, standen die zwei Brüder Warnava, Soldatensöhne und Soldaten selbst. Ihre Geschichte zeugt, wie sie engverbunden stets in Freud und Leid aneinander gehangen. Die setzten sich wechselseitig das Gewehr auf die Brust und drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, nicht überlebend die Schmach ihrer Waffen.

Ich habe Dir die Nacht zu schildern gesucht; laß vom dämmernden Morgen mich schweigen. Sollt ich Dir die Haufen schildern der geschmähten zerschlagenen deutschen Waffen, wie sie im Kote lagen, denn es ist kein Bursche gewesen, der nicht selber sein Gewehr zerschellt hätte, damit es nicht von andern Händen rühmlicher geführt würde als von den seinen; Dir sagen, wie die alten Brandenburger weinend Abschied von ihren Offizieren nahmen, wie diese stumm und starr dastanden, wünschend, daß eine verirrte Kugel sie noch treffen möchte, da Betrunkene, die abgeworfenen Taschen



Wilhelm von Kobell: Die Schlacht bei Bar-sur-Aube 1814

durchsuchend, noch Patronen fanden und hin und her schwankend ihr Gewehr abfeuerten, – laß weg mich wenden von diesen Bildern.

Gegen 10 Uhr des Morgens, nachdem man mehreremal in der Nacht ins feindliche Lager gesandt hatte, marschierten mit rauschender Musik die Holländer zu den verlassenen Toren ein. Nicht Franzosen, nur Holländer hatten wir vor uns, und die höhnen uns, daß wir ihre schwache Zahl nicht verscheucht oder aufgehoben haben; selbst doch mit Aufopferung seiner Hab und Gut möchte mancher Bürger diese Schmach der Deutschen erkauft haben.

Übrigens habe ich mir nie verhehlt, daß Hameln schlecht zu verteidigen war. – Das Fort gestürmt, die Stadt bombardiert, in Einer Nacht mußten diese hölzernen Häuser mit den angefüllten Scheunen und unsern Hauptmagazinen in den Kirchen in Rauch aufgehen. – Die Graben sind breit, aber die Wälle nicht revetiert, und wir verstanden schlecht den Festungsdienst. Auch wäre gegen uns der Anschlag gelungen, der, während des vorigen Winters, gegen die Franzosen versucht werden sollte und dessen Ausführung nur der Herzog von Braunschweig hintertrieb. Nach der Übernahme im Frühjahr teilten mir ihn französische Offiziere mit, wie er zu ihrer Kenntis gelangt, – eine falsche Attacke am Ostertor, und die wahre gegen die Insel über den Fluß. Daß man gegen uns die Truppen und die Offiziere, die hieselbst Dienste getan, stellen konnte, war noch ein Vorteil. Das neunzehnte französische Linienregiment muß bei der holländischen Armee sich befinden. Dem sei wie ihm wolle, jedes Verderben über uns, nur die Schande nicht, welche nichts abkauft!

Nun das Allgemeine verdorben, tritt die Sorge für das Eigene in tausendartigen kümmerlichen Gestaltungen schnell wieder ein, und jeder sucht das eigene Heil; welch greller Abstand der Bilder! Welche die Kapitulation gewesen, und ob sie gehalten wird, weiß keiner. Die Bursche werden zu einem Tore hinausgetrieben, eine scheue, wehrlose Herde, vermutlich nimmt man sie auf dem Glacis in Empfang, um sie zu transportieren. Morgen sollen wir Pässe erhalten. Kameraden haben mit Rührung Abschied von mir genommen, mir dankend, daß ich ausgeharrt und treu verblieben. Wo meine Bahn mich geführt, laß ich kein schlecht Angedenken hinter mir. Ich begehre nach Frankreich, dort will ich mich eine Zeit verbergen, bis ich wieder unter Euch mich einfinde, denn ein Deutscher, aber ein freier Deutscher bin ich in meinem Herzen und bleib ich auf immerdar. Nicht werd ich noch dienen. Vielleicht, mein Freund, erwachen andere Zeiten, da ich froh zu einem Degen noch greifen kann, jetzt ist keiner da, den ich mit Freuden führen könnte. – Mag es vielleicht doch gut sein, daß die Dinge eben also sich wenden, wie wir es sehen. Ich rechte mit den Göttern nicht. Wo gebaut werden soll, muß zuvor geschleift werden; Gottesstrahl tut es, möge das Zeichen wahrgenommen werden.

Aber Du, mein vielgeliebter Freund, mögest Du eher auf einem Schlachtfeld, da es sich gut ruhet, bleiben, als solches erleben, wie ich erlebet! Der ich mein Herz mit den Gedanken des Geschehenen quälen muß, ich geselle Dich zu ihnen und schreibe an Dich bis in die späte Nacht hinein und weiß nicht, Guter, ob Dich der Brief antreffen wird. Lebe wohl. Adelbert.

Ich habe einen Paß nach Frankreich erhalten.

Was gilt es in diesem Kriege?

Von Heinrich von Kleist

1809

Gilt es, was es gegolten hat sonst in den Kriegen, die geführt worden sind, auf dem Gebiete der unermeßlichen Welt? Gilt es den Ruhm eines jungen und unternehmenden Fürsten, der, in dem Duft einer lieblichen Sommernacht, von Lorbeern geträumt hat?[1] Oder Genugtuung für die Empfindlichkeit einer Favorite, deren Reize, vom Beherrscher des Reichs anerkannt, an fremden Höfen in Zweifel gezogen worden sind?[2] Gilt es einen Feldzug, der, jenem spanischen Erbfolgestreit gleich, wie ein Schachspiel gespielt wird; bei welchem kein Herz wärmer schlägt, keine Leidenschaft das Gefühl schwellt, kein Muskel, vom Giftpfeil der Beleidigung getroffen, emporzuckt? Gilt es, ins Feld zu rücken, von beiden Seiten, wenn der Lenz kommt, sich zu treffen mit flatternden Fahnen, und zu schlagen und entweder zu siegen, oder wieder in die Winterquartiere einzurücken? Gilt es, eine Provinz abzutreten, einen Anspruch auszufechten, oder eine Schuldforderung geltend zu machen, oder gilt es sonst irgend etwas, das nach dem Wert des Geldes auszumessen ist, heut besessen, morgen aufgegeben, und übermorgen wieder erworben werden kann?

Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendästig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen; deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den

---

[1] Anspielung auf den „Prinzen von Homburg". — [2] Friedrichs des Großen Spott gegen die Pompadour.



silbernen Saum der Wolken rührt; deren Dasein durch das Dritteil eines Erdalters geheiligt worden ist. Eine Gemeinschaft, die, unbekannt mit dem Geist der Herrschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist, wie irgendeine; die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, sie müßte denn den Ruhm zugleich und das Heil aller übrigen denken, die den Erdkreis bewohnen; deren ausgelassenster und ungeheuerster Gedanke noch. von Dichtern und Weisen, auf Flügeln der Einbildung erschwungen, Unterwerfung unter eine Weltregierung ist, die, in freier Wahl, von der Gesamtheit aller Brüdernationen, gesetzt wäre. Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit, gegen Freund und Feind gleich unerschütterlich geübt, bei dem Witz der Nachbarn zum Sprichwort geworden ist; die, über jeden Zweifel erhoben, dem Besitzer jenes echten Ringes gleich, diejenige ist, die die anderen am meisten lieben; deren Unschuld, selbst in dem Augenblick noch, da der Fremdling sie belächelt oder wohl gar verspottet, sein Gefühl geheimnisvoll erweckt: dergestalt, daß derjenige, der zu ihr gehört, nur seinen Namen zu nennen braucht, um auch, in den entferntesten Teilen der Welt noch, Glauben zu finden. Eine Gemeinschaft, die, weit entfernt, in ihrem Busen auch nur eine Regung von Übermut zu tragen, vielmehr, einem schönen Gemüt gleich, bis auf den heutigen Tag an ihre eigne Herrlichkeit nicht geglaubt hat; die herumgeflattert ist, unermüdlich, einer Biene gleich, alles, was sie Vortreffliches fand, in sich aufzunehmen, gleich als ob nichts, von Ursprung herein Schönes, in ihr selber wäre; in deren Schoß gleichwohl (wenn es zu sagen erlaubt ist!) die Götter das Urbild

der Menschheit reiner, als in irgendeiner anderen, aufbewahrt hatten. Eine Gemeinschaft, die dem Menschengeschlecht nichts, in dem Wechsel der Dienstleistungen, schuldig geblieben ist; die den Völkern, ihren Brüdern und Nachbarn, für jede Kunst des Friedens, welche sie von ihnen erhielt, eine andere zurückgab; eine Gemeinschaft, die, an dem Obelisken der Zeiten, stets unter den wackersten und rüstigsten tätig gewesen ist: ja, die den Grundstein desselben gelegt hat, und vielleicht den Schlußblock darauf zu setzen bestimmt war. Eine Gemeinschaft gilt es, die den Leibniz und Gutenberg geboren hat; in welcher ein Guericke den Luftkreis wog, Tschirnhausen den Glanz der Sonne lenkte und Kepler der Gestirne Bahn verzeichnete; eine Gemeinschaft, die große Namen, wie der Lenz Blumen, aufzuweisen hat; die den Hutten und Sickingen, Luther und Melanchthon, Joseph und Friedrich auferzog; in welcher Dürer und Cranach, die Verherrlicher der Tempel, gelebt, und Klopstock den Triumph des Erlösers gesungen hat. Eine Gemeinschaft mithin gilt es, die dem ganzen Menschengeschlecht angehört; die die Wilden der Südsee noch, wenn sie sie kennten, zu beschützen herbeiströmen würden; eine Gemeinschaft, deren Dasein keine deutsche Brust überleben, und die nur mit Blut, vor dem die Sonne verdunkelt, zu Grabe gebracht werden soll.

Aufruf König Friedrich Wilhelms III.

An Mein Volk!

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher

jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Untertanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeit hoffte Ich, Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten; jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt; ihr wißt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der

Russen, gedenkt der Spanier und Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angeborenen König als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichern Zeit.

Breslau, den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm.



Die deutsche Flotte

Von Georg Herwegh

1841

Erwach, mein Volk, mit neuen Sinnen!
Blick in des Schicksals goldnes Buch,
Lies aus den Sternen dir den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!
Erwach, mein Volk, heiß deine Töchter spinnen!
Wir brauchen wieder einmal deutsche Linnen
Zu deutschem Segeltuch.

Hinweg die feige Knechtsgebärde;
Zerbrich der Heimat Schneckenhaus,
Zieh mutig in die Welt hinaus,
Daß sie dein eigen werde!
Du bist der Hirt der großen Völkerherde,
Du bist das große Hoffnungsvolk der Erde,
Drum wirf den Anker aus!

War Hellas einst von beßrem Stamme
Als du? von beßrem Stamme Rom?
Daß Hermann, dein gepriesner Ohm,
Mein Volk, dich nicht verdamme –
Hinaus ins Meer mit Kreuz und Oriflamme!
Sei mündig und entlaufe deiner Amme,
Wie seinem Quell dein Strom!

Wohl ist sie dein, die schönste Flotte,
Die je ein sterblich Aug entzückt:
Der Münster Schiffe, wie geschmückt
Hast du sie deinem Gotte!

Du lächelst ob der Feinde schwachem Spotte,
Wenn sie auf schwankem Brett, die freche Rotte,
Die Frucht der Erde pflückt.

Auch diese Frucht sollst du ersiegen,
Wenn erst das Salz dein Ruder netzt,
Und all die Sterne, die sich jetzt
Stolz überm Haupt dir wiegen,
Gleich schmucken Sklaven dir zu Füßen liegen;
So zwischen zweien Himmeln hinzufliegen –
Dies Ziel ist dir gesetzt!

O blick hinaus ins Schrankenlose!
Bestürmt dein Herz nicht hohe Lust,
Wenn, wie an einer Mädchenbrust
Die aufgeblühte Rose,
Die Sonne zittert in des Meeres Schoße?
Und rauschen nicht der Tiefe tausend Moose
Dir zu: du mußt! du mußt!?

Gleicht nicht das heilge Meer dem weiten
Friedhof der Welt, darüber hin
Die Wogen Decken von Rubin
Und grüne Hügel breiten?
Um deiner Toten Asche mußt du streiten!
Ha! schlummern nicht aus deiner Hansa Zeiten
Auch deutsche Helden drin?

Wiegt sich nicht auf kristallnem Stuhle
Im Meer der Nereiden Schar,



Die sich ihr Schicksal Jahr um Jahr
Abspinnt von goldner Spule?
Lockt sie dich nicht, der Becher nicht von Thule,
Das wilde Meer, der Freiheit Hohe Schule,
Lockt dich nicht die Gefahr? –

Das Meer wird uns vom Herzen spülen
Den letzten Rost der Tyrannei,
Sein Hauch die Ketten wehn entzwei
Und unsre Wunden kühlen.
O laßt den Sturm in euren Locken wühlen,
Um frei wie Sturm und Wetter euch zu fühlen;
Das Meer, das Meer macht frei!

Kühn, wie der Adler kommt geflogen,
Nimmt der Gedanke dort den Lauf,
Kühn blickt der Mann zum Mann hinauf,
Den Rücken ungebogen.
Noch schwebt der Geist des Schöpfers auf den Wogen,
Und in den Furchen, die Kolumb gezogen,
Geht Deutschlands Zukunft auf.

Wie dich die Lande anerkennen,
Soll auch das Meer dein Lehen sein,
Das alle Zungen benedein
Und einen Purpur nennen.
Er soll nicht mehr um Krämerschultern brennen –
Wer will den Purpur von dem Kaiser trennen?
Ergreif ihn, er ist dein.

Ergreif ihn und mit ihm das Steuer
Der Weltgeschichte, faß es keck!
Ihr Schiff ist morsch, ihr Schiff ist leck,
Sei du der Welt Erneuer!
Du bist des Herrn Erwählter und Getreuer;
O sprich, wann lodern wieder deutsche Feuer
Von jenes Schiffes Deck?

Hör, Deutschland, höre deine Barden:
Dir blüht manch lustig Waldrevier –
Erbaue selbst die Segler dir,
Der Freiheit beste Garden,
Mit eignen Flaggen, eigenen Kokarden;
Bleib nicht der Sklave jenes Leoparden
Und seiner schnöden Gier!

Wen bittrer Armut Not erfaßte,
Und wer verbannt die See durchwallt,
Daß heiße Sehnsucht nicht zu bald
Die Seele ihm belaste:
Dem seis beim Schwanken einst der deutschen Maste,
Als ob er träumend noch zu Hause raste
Im kühlen Eichenwald.

Es wird geschehn! sobald die Stunde
Ersehnter Einheit für uns schlägt,
Ein Fürst den deutschen Purpur trägt,
Und einem Herrschermunde
Ein Volk vom Po gehorchet bis zum Sunde;
Wenn keine Krämerwage mehr, wie Pfunde,
Europas Schicksal wägt.



Schon schaut mein Geist das nie Geschaute,
Mein Herz wird segelgleich geschwellt,
Schon ist die Flotte aufgestellt,
Die unser Volk erbaute;
Schon lehn ich selbst, ein deutscher Argonaute,
An einem Mast, und kämpfe mit der Laute
Ums goldne Vlies der Welt.

Thronrede König Wilhelms I.

in der außerordentlichen Sitzung des Reichstages des Norddeutschen Bundes vom 19. Juli 1870

Geehrte Herren vom Reichstage des Norddeutschen Bundes!

Als Ich Sie bei Ihrem letzten Zusammentreten an dieser Stelle im Namen der verbündeten Regierungen willkommen hieß, durfte Ich es mit freudigem Danke bezeugen, daß Meinem aufrichtigen Streben, den Wünschen der Völker und den Bedürfnissen der Zivilisation durch Verhütung jeder Störung des Friedens zu entsprechen, der Erfolg unter Gottes Beistand nicht gefehlt habe.

Wenn nichtsdestoweniger Kriegsdrohung und Kriegsgefahr den verbündeten Regierungen die Pflicht auferlegt haben, Sie zu einer außerordentlichen Session zu berufen, so wird in Ihnen wie in Uns die Überzeugung lebendig sein, daß der Norddeutsche Bund die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung, sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens auszubilden bemüht war, und daß, wenn Wir gegenwärtig diese Volkskraft zum Schutze Unserer Unabhängigkeit aufrufen, Wir nur dem Gebote der Ehre und der Pflicht gehorchen.

Die spanische Thronkandidatur eines deutschen Prinzen, deren Aufstellung und Beseitigung die verbündeten Regierungen gleich fern standen und die für den Norddeutschen Bund nur insofern von Interesse war, als die Regierung jener uns befreundeten Nation daran die Hoffnung zu knüpfen schien, einem vielgeprüften Lande die Bürgschaften einer geordneten und friedliebenden Regierung zu gewinnen, hat dem Gouvernement des Kaisers der Franzosen den Vorwand geboten, in einer dem diplomatischen Verkehre seit langer Zeit unbekannten Weise den Kriegsfall zu stellen und denselben auch nach Beseitigung jenes Vorwandes mit jener Geringschätzung des Anrechts der Völker auf die Segnungen des Friedens festzuhalten, von welcher die Geschichte früherer Beherrscher Frankreichs analoge Beispiele bietet.

Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet, heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewalttat.

Es ist keine Überhebung, welche Mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich selbst, Wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit

ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt.

Das deutsche wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampf berufen, als zu dem blutigen der Waffen.

Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte, aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten.

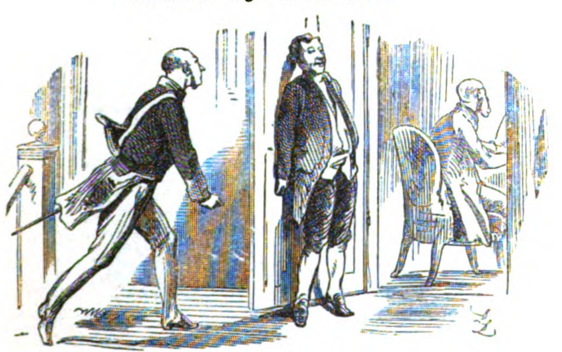
Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, alles, was Ehre und Würde gestatten, getan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden Wir Uns, gestützt auf den einmütigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Verteidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit.

Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewalttat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war.

Soldatenlied



König Wilhelm saß ganz heiter
Jüngst zu Ems, dacht gar nicht weiter
An die Händel dieser Welt.
Friedlich, wie er war gesunnen,
Trank er seinen Kränchenbrunnen
Als ein König und ein Held.



Da trat in sein Kabinette
Eines Morgens Benedette,

Den gesandt Napoleon.
Der fing zornig an zu kollern,
Weil ein Prinz von Hohenzollern
Sollt auf Spaniens Königsthron.



Wilhelm sagte: „Benedettig,
Sie ereifern sich unnötig,
Brauchen Sie man nur Verstand!
Vor mir mögen die Spaniolen
Sich nach Lust 'nen König holen,
Meinthalb aus dem Pfefferland!"



Der Gesandte, so beschieden,
War noch lange nicht zufrieden,
Weil ers nicht begreifen kann;

Und er schwänzelt und er tänzelt
Um den König und scharwenzelt,
Möcht es gerne schriftlich han.



Da sieht unser Wilhelm Rexe
Sich das klägliche Gewächse
Mit den Königsaugen an;
Sagte gar nichts weiter, sundern
Wandte sich, so daß bewundern
Jener seinen Rücken kann.



Als Napoleon das vernommen,
Ließ er gleich die „Stiebeln" kommen,
Die vordem sein Onkel trug.

Diese zog der Bonaparte
Grausam an, und auch der zarte
Lulu nach den seinen frug.



So in grauser Kriegesrüstung
Rufen sie in voller Brüstung:
„Auf, Franzosen! Übern Rhein!“
Und die Kaiserin Eugenie
Ist besonders noch diejenge,
Die ins Feuer bläst hinein.



Viele tausend rote Hosen
Stark, nun treten die Franzosen

Eiligst untern Chassepot,
Blasen in die Kriegstrompete,
Und dem Heere à la tête
Brüllt der wackre Turico.



Der Zephire, der Zuave,
Der Spahi und jeder brave
Sohn der grrrrande nation;
An zweihundert Mitrailleusen
Sind bei der Armee gewesen,
Ohne sonstiges Kanon.



Deutschland lauschet mit Erstaunen
Auf die welschen Kriegsposaunen,

Ballt die Faust, doch nicht im Sack,
Nein, mit Fäusten, mit Millionen,
Prügelt es auf die Kujonen,
Auf das ganze Lumpenpack.



Wilhelm spricht mit Moltk' und Roone
Und spricht dann zu seinem Sohne:
„Fritz, geh hin und haue ihm!"
Fritze, ohne lang zu feiern,
Nimmt sich Preußen, Schwaben, Bayern,
Geht nach Wörth und — hauet ihm.

Haut ihm, daß die Lappen fliegen,
Daß sie all die Kränke kriegen
In das klappernde Gebein,
Daß sie, ohne zu verschnaufen,
Bis Paris und weiter laufen;
Und wir ziehen hinterdrein.

Unser Kronprinz, der heißt Fritze,
Und der fährt gleich einem Blitze
Unter die Franzosenbrut.
Und, ob wir uns gut geschlagen,

Weißenburg und Wörth kann sagen:
Denn wir schrieben dort mit Blut.



Ein Füsilier von dreiundachtzig
Hat dies neue Lied erdacht sich
Nach der alten Melodei.
Drum, ihr frischen, blauen Jungen,
Lustig darauf losgesungen!
Denn wir waren auch dabei.

Wolrad Kreusler

Sedan

König Wilhelm I. an die Königin Augusta

Auf dem Schlachtfelde vor Sedan, 1. September 1870, 7¼ Uhr
(Telegramm)

Die französische Armee ist in Sedan eingeschlossen, und der Kaiser Napoleon hat mir seinen Degen angeboten. Ich habe ihn angenommen und verlange die Kapitulation der Armee als Kriegsgefangene. Gott hat uns sichtlich gesegnet.

Wilhelm.

Vor Sedan, 2. September 1870, ½2 Uhr nachmittags
(Telegramm)

Die Kapitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan kriegsgefangen, ist soeben mit dem General Wimpffen

geschlossen, der an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon das Kommando führte. Der Kaiser hat nur sich selbst Mir übergeben, da er das Kommando nicht führte und alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthaltsort werde ich bestimmen, sobald ich ihn gesprochen habe in einem Rendezvous, das sofort stattfindet. Welch eine Wendung durch Gottes Führung! Wilhelm.

Vendresse, 3. September 1870

Abends 10 Uhr. Ich will noch rasch den gestrigen Tag erzählen. Da ich keine Meldungen von Moltke über die Kapitulationsverhandlungen erhalten hatte, die in Donchéry stattfinden sollten, so fuhr ich verabredetermaßen nach dem Schlachtfelde um 8 Uhr früh und begegnete Moltke, der entgegenkam, um meine Einwilligung zur vorgeschlagenen Kapitulation zu erhalten, zugleich anzeigte, daß Napoleon früh 5 Uhr Sedan verlassen habe, nach Donchéry gekommen sei und Bismarck habe wecken lassen, der ihn vor einem kleinen, einzeln gelegenen Hause mit seinen Herren sitzend gefunden habe und ihm gesagt, er wünsche zu mir. Auf Bismarcks Bemerkung, daß ich in einigen Stunden gegen Sedan reiten würde, hat er sich mit B[ismarck] in das kleine Haus zurückgezogen und Konversation über ganz nichtssagende Dinge gepflogen. Da der Kaiser immer wieder auf ein Wiedersehen mit mir zurückkam, auf der Straße, die ich kam, aber kein ordentliches Lokal zu finden sei, ganz in der Nähe aber ein Schlößchen mit Park sich befand, so schlug dies Bismarck zum Rendezvous vor. Um 10 Uhr kam [ich] auf einer Höhe vor Sedan an. Ungefähr um 12 Uhr erschienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Kapitulations-

urkunde. Nach angehörten Erzählungen des oben Vorgetragenen, um 2 Uhr, setzte ich mich mit meiner und Fritzens Suite, vorauf die Kavalleriestabswache, in Bewegung zum Rendezvous. Beim Eintreten in den Park sahen wir die ganze Feldequipage in wohlbekannter Livree usw. des Kaisers, woraus es klar war, daß er Sedan verlassen hatte, um nicht mehr dahin zurückzukehren! Ich stieg vor dem Schlößchen ab und fand den Kaiser in einer Veranda vitrée, die in ein Zimmer führte, in das wir gleich eintraten. Ich begrüßte ihn mit Darreichung der Hand und den Worten: Sire, le sort des armes a décidé entre nous, mais il m'est bien pénible de revoir V. M. dans cette situation. Wir waren beide sehr bewegt. Er fragte, was ich über ihn beschlösse, worauf ich ihm Wilhelmshöhe vorschlug, was er annahm; er fragte nach dem Weg, ob über Belgien oder durch Frankreich, was letzteres angeordnet war, jedoch noch geändert werden könne (was auch geschehen ist). Er bat, seine Umgebung mitnehmen zu dürfen, die Generale Reille, Moskwa, Prinz Murat II. usw., ebenso, daß er seinen Hausstand beibehalten dürfe, was alles ich natürlich akkordierte. Dann lobte er meine Armee, vorzüglich die Artillerie, die nicht ihresgleichen habe (was sich in diesem Kriege vollkommen erwiesen hat), tadelte die Indisziplin seiner Armee. Beim Abschied sagte ich ihm, daß ich glaubte, ihn hinreichend zu kennen, um überzeugt zu sein, daß er den Krieg nicht gewünscht habe, aber zu demselben gezwungen zu sein! Er: Vous avez parfaitement raison, mais l'opinon publique m'y a forcé. Ich: L'opinion publique forcée par le ministère, ich hätte bei Ernennung dieses Ministeriums sofort gefühlt, daß der mit demselben eingetretene Prinzipien-

wechsel nicht zum Heil seiner Regierung ausfallen werde, was er achselzuckend bejahte. Die ganze Konversation schien ihm wohlzutun, und ich darf glauben, daß ich ihm seine Lage sehr erleichtert habe, und wir schieden beide tief bewegt! Was ich alles empfand, nachdem ich ihn vor drei Jahren im Kulminationspunkt gesehen habe, kann ich nicht beschreiben! Von diesem Rendezvous beritt ich von 1/2 3 bis 1/2 8 die ganze Armee um Sedan! Den Empfang der Truppen, das Wiedersehen des dezimierten Gardekorps, das alles kann ich heute nicht beschreiben; ich war tief, tief ergriffen von so viel Beweisen der Liebe und Hingebung!!! Es war unbeschreiblich! – Die Armee, welche kapituliert, ist 60000 bis 70000 Mann, viele hundert Kanonen und unzähliges Material! Der Gefangenentransport ist eine wahre Kalamität. – Am 31. und 1. hat Manteuffel zwei energische Ausfälle aus Metz brillant zurückgeschlagen. Nun adieu mit bewegtem Herzen am Schluß eines solchen Briefes!!!

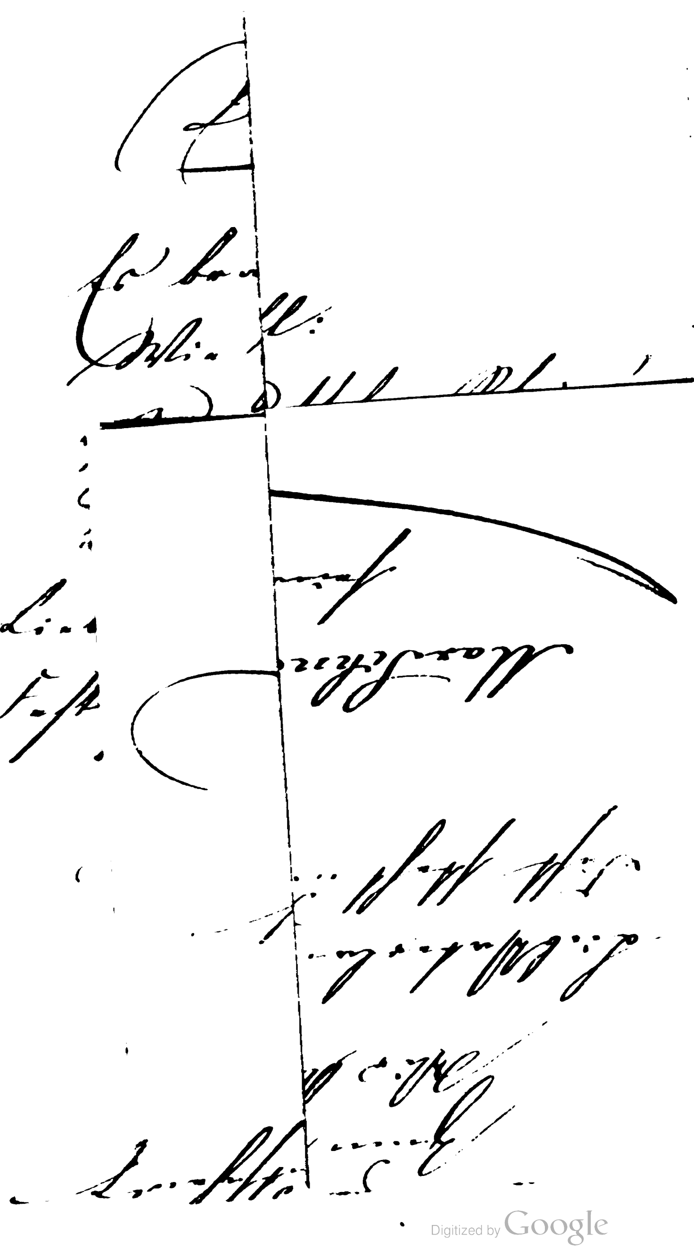
Dein W[ilhelm].

Brief an die Times vom 11. November 1870

Von Thomas Carlyle

Geehrter Herr!

Wahrscheinlich entstammt es einem liebenswürdigen Zug der Menschennatur, dieses billige Mitleid und Zeitungsgejammer über das gefallene und betrübte Frankreich; aber wenn es darauf angewandt wird, daß Frankreich seinen deutschen Eroberern Elsaß und Lothringen wird abtreten müssen, scheint es mir ein sehr nichtsnutziges, gefährliches und irregeleitetes Gefühl und beweist auf seiten Englands



wechsel nicht zum Heil seiner Regierung ausfallen werde, was er achselzuckend bejahte. Die ganze Konversation schien ihm wohlzutun, und ich darf glauben, daß ich ihm seine Lage sehr erleichtert habe, und wir schieden beide tief bewegt! Was ich alles empfand, nachdem ich ihn vor drei Jahren im Kulminationspunkt gesehen habe, kann ich nicht beschreiben! Von diesem Rendezvous beritt ich von 1/2 3 bis 1/2 8 die ganze Armee um Sedan! Den Empfang der Truppen, das Wiedersehen des dezimierten Gardekorps, das alles kann ich heute nicht beschreiben; ich war tief, tief ergriffen von so viel Beweisen der Liebe und Hingebung!!! Es war unbeschreiblich! – Die Armee, welche kapituliert, ist 60000 bis 70000 Mann, viele hundert Kanonen und unzähliges Material! Der Gefangenentransport ist eine wahre Kalamität. – Am 31. und 1. hat Manteuffel zwei energische Ausfälle aus Metz brillant zurückgeschlagen. Nun adieu mit bewegtem Herzen am Schluß eines solchen Briefes!!!

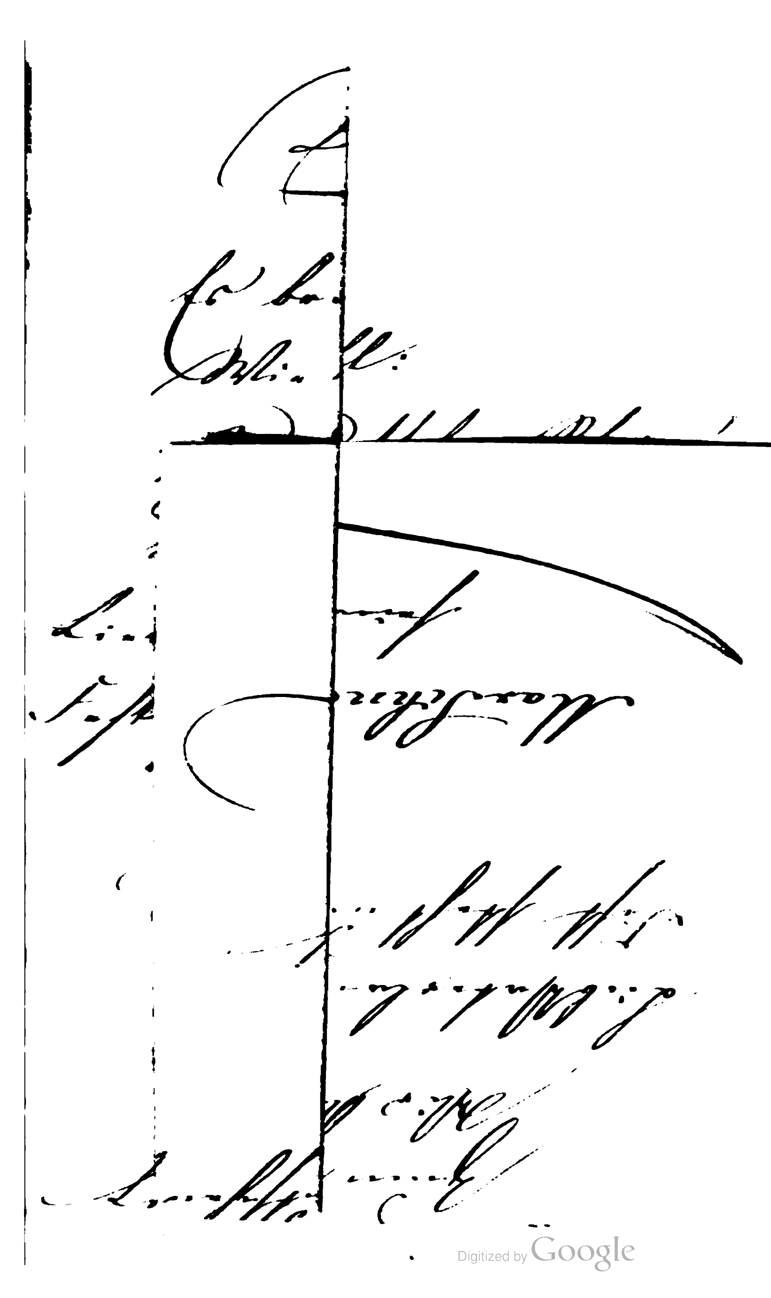
Dein W[ilhelm].

Brief an die Times vom 11. November 1870

Von Thomas Carlyle

Geehrter Herr!

Wahrscheinlich entstammt es einem liebenswürdigen Zug der Menschennatur, dieses billige Mitleid und Zeitungsgejammer über das gefallene und betrübte Frankreich; aber wenn es darauf angewandt wird, daß Frankreich seinen deutschen Eroberern Elsaß und Lothringen wird abtreten müssen, scheint es mir ein sehr nichtsnutziges, gefährliches und irregeleitetes Gefühl und beweist auf seiten Englands



eine sehr tiefe Unwissenheit in Sachen der gegenseitigen Geschichte Frankreichs und Deutschlands und des Verhaltens Frankreichs gegen dieses Land seit vielen Jahrhunderten. Es handelt sich für die Deutschen in dieser Krise nicht um „Großmut", um „heroisches Mitleid und Verzeihung einem gefallenen Feind gegenüber", sondern um derbe Klugheit und praktische Erwägung, was der gefallene Feind aller Wahrscheinlichkeit nach tun wird, wenn er erst wieder auf den Füßen steht. Deutschland hat über diesen Punkt eine Erfahrung von vierhundert Jahren hinter sich und dazu eine, die ihm in gräßlich instruktiver Art ins Gedächtnis geschrieben worden ist; wohingegen im englischen Gedächtnis, wenn sie überhaupt je darin war, jetzt nur eine geringe oder gar keine Spur davon zu merken ist . . .

Keine Nation hat je einen so schlimmen Nachbarn gehabt, wie Deutschland ihn in den letzten vierhundert Jahren an Frankreich gehabt hat; schlimm auf jegliche Art: frech, räuberisch, unersättlich, unversöhnlich und immer angriffslustig.

Und nun gibt es ferner in der ganzen Geschichte keinen zudringlichen und ungerechten Nachbarn, der je so völlig blitzgleich und schimpflich zu Boden geschlagen worden wäre wie Frankreich jetzt von Deutschland. Deutschland hat nach vierhundert Jahren der Mißhandlung von seiten dieses Nachbarn und meist auch des Mißgeschicks schließlich das große Glück gehabt, seinen Feind völlig am Boden zu sehn; und Deutschland, sage ich unumwunden, wäre eine törichte Nation, wenn es nicht daran dächte, jetzt, wo es in der Lage dazu ist, etliche sichere Grenzzäune zwischen sich und einem solchen Nachbarn zu errichten.

Meines Wissens gibt es kein Naturgesetz und keinen himmlischen Parlamentsakt, wonach Frankreich als einziges von allen irdischen Geschöpfen nicht ein Stück von den Sachen, die es geraubt hat, wieder hergeben muß, wenn die Eigentümer, denen sie entrissen wurden, die Gelegenheit haben, sie wiederzubekommen. Keinem Menschen, außer in diesem Augenblick Frankreich selbst, kann es glaubhaft sein, daß es ein solches Naturgesetz gebe. Was Elsaß und Lothringen angeht, so wurde keins von diesen beiden Ländern auf so göttlichen Wegen von Frankreich erlangt, daß man das Obwalten eines solchen Naturgesetzes hier annehmen müßte. Die List Richelieus und das berühmte Schwert Ludwigs XIV., da haben wir die einzigen Besitztitel Frankreichs auf diese deutschen Länder. Richelieu schraubte sie los (und durch einen glücklichen Zufall wurde ein Turenne als General mit ihnen losgeschraubt; Turenne, der, denke ich, durch Blut und Gemütsart vorwiegend Deutscher gewesen wäre, wenn nicht Franz I. seinen Vorfahren, den kleinen Herzog von Bouillon... an sich gelockt und allmählich zum Franzosen gemacht hätte); Louis le Grand mit seinem Turenne als dem bedeutendsten aller modernen Generale besorgte das übrige, – abgesehen allerdings, sollte ich sagen, von dem Sengen und Brennen in der Pfalz, die vom Heidelberger Schloß an immer weiter abwärts verheert und verwüstet wurde, was Turenne nicht ordentlich besorgte, weswegen Ludwig einen andern hinschicken mußte. Überdies wurde sehr viel erpresserische Juristenpraxis ins Werk gesetzt; man darf da ruhig von Anwaltskniffen in schärfster Anwendung reden. Die Reunionskammern des großen Ludwig, die Kammer von Metz und die Kammer von Brissac, waren einst

bei uns in England und überall sonstwo jenseits des Rheins übel berüchtigt und gaben Grund zu lebhaften Beschwerden. Der große Ludwig gab, wenn man von seiner ironisch höflichen, erhabenen Haltung absieht, keine Antwort. Er betitelte sich auf seinen eigenen Münzen (écu von 1687, sagen die Numismatiker) Excelsus super omnes gentes Dominus, aber das ändert nichts daran, daß Advokatenkniffe der schlimmsten Sorte zu seinen Werkzeugen bei dieser Eroberung des Elsaß gehörten. Ja, was Straßburg angeht, gelang die Heldentat nicht einmal durch Advokatenkniffe und noch weniger durch ein Kriegsschwert, da bediente sich der Grand Monarque der Brechstange eines Einbrechers. Straßburg wurde in Zeiten tiefen Friedens besetzt, und zwar dadurch, daß die Stadtbehörden bestochen wurden, Verrat zu seinen Gunsten zu üben und eines Nachts seine Garnison einzulassen.

Und ebensowenig wurde das jungfräuliche Metz oder sonst eines von diesen drei Bistümern durch die Gewalt des Krieges an Frankreich gebracht; eher war es die Gewalt von betrügerischen Pfandleihern. König Heinrich II. (im Jahre 1552) erwarb diese Plätze – Protestanten hatten ihn in größter Not zu Hilfe gerufen – wir dürfen sagen, in Gestalt eines Pfandes. Heinrich zog mit flatternden Fahnen und unter Trommelschlag ein, „lediglich zum Schutz deutscher Freiheit, wie Gott bezeugen möge"; tat nichts für den Protestantismus oder die deutsche Freiheit (die deutsche Freiheit sorgte schnell dafür, sich in diesem Fall selbst zu helfen); und dann, wie ein Pfandleiher mit eherner Stirn, der der Gerechtigkeit ins Gesicht schlägt, lehnte er ab, die Plätze zurückzugeben – „hatte alte Rechte an sie", die ihm

völlig unzweifelhaft waren, und konnte sie nicht zurückgeben. Und wollte nicht trotz allem Druck und allem Zureden. Der große Karl V., obwohl er dabei dem Protestantismus half, bemühte sich mit äußerster Anstrengung, die ihm wahrhaft das Herz brach, ihn dazu zu zwingen, aber es gelang ihm nicht. Dem gegenwärtigen Hohenzollernkönig, der im Vergleich mit ihm ein bescheidener und friedlicher Mann ist, gelang es. Ich halte es für völlig richtig, vernünftig und klug, daß Deutschland diese Länder von seinem unvergleichlichen Feldzug mit nach Hause bringt und sich durch eine tüchtige Befestigung seines eigenen alten Wasgau (Vogesen), seines Hunsrück, der drei Bistümer und durch andere militärische Machtmittel für die Zukunft gegen französische Besuche sichert.

Die Franzosen jammern schrecklich, es drohe ihnen ein „Verlust ihrer Ehre“; und jammernde Zuschauer flehen ernstlich: „Entehrt Frankreich nicht; laßt die Ehre des armen Frankreich fleckenlos“. Wird es aber die Ehre Frankreichs retten, wenn es ablehnt, die Scheiben zu bezahlen, die es seinem Nachbarn mutwillig zerbrochen hat? Der Angriff auf des Nachbars Fenster war Frankreichs Schande. Äußerst entehrend für jede Nation war sein letzter Überfall auf Deutschland; ebenso groß war die Schande, wie dieser Überfall von seiten Frankreichs durchgeführt wurde. Die Ehre Frankreichs kann nur durch Frankreichs tiefe Reue gerettet werden und durch den ernsthaften Entschluß, es nie wieder zu tun — in aller Zukunft vielmehr das Entgegengesetzte zu tun. Auf diese Weise kann Frankreichs Ehre allmählich wieder zur Höhe des alten Glanzes erstrahlen — weit über den des ersten Napoleon hinaus,

nicht zu reden von dem dritten oder irgendeiner neueren Sorte – und kann unserer freiwilligen Liebe und dankbaren Achtung wieder all die feinen und liebenswürdigen Eigenschaften zeigen, mit denen die Natur Frankreich ausgestattet hat.

Fürs erste, muß ich sagen, sieht Frankreich mehr und mehr wahnsinnig, erbärmlich, schimpflich, jämmerlich und sogar verächtlich aus: Frankreich weigert sich, die Tatsachen, die greifbar vor ihm liegen, und die Strafen zu sehen, die es selbst über sich gebracht hat. Ein Frankreich, das ohne erkennbares Haupt anarchisch zusammengebrochen ist; Haupt oder Führer nicht mehr zu unterscheiden von Füßen oder Gesindel; Minister, die in Luftballons aufsliegen, deren einziger Ballast schändliche öffentliche Lügen, Proklamationen von Siegen sind, die von der Phantasie ausgeheckt wurden; eine Regierung, die von Anfang bis zu Ende aus Verlogenheit besteht und die gewillt ist, lieber das gräßliche Blutvergießen weitergehn und noch schlimmer werden zu lassen, als daß *sie*, diese famosen Geschöpfe der Republik, aufhören sollten, die Führung zu haben: ich weiß nicht, wann und wo eine Nation zu sehen war, die sich so mit *Unehre* bedeckt hat. Wenn Frankreich unter der Menge teilnehmender Zuschauer irgendeinen wahren Freund hat, so müßte sein Rat an Frankreich sein, all das aufzugeben und nie wieder darauf zurückzukommen. Frankreich sollte wirklich wissen, daß man schon längst entdeckt hat, daß es lediglich zu den Toren des ewigen Todes führt und allen Menschenkindern verboten ist, seine Zuflucht zur Lüge zu nehmen! Frankreich sollte wissen, daß seine einzige Hoffnung ist, die Tatsachen, die sich eingefunden haben, anzu-

erkennen und einzusehen, daß sie auf Frankreichs eigene Einladung gekommen sind; einzusehen, daß es selbst, eine Masse übergüldeter, stolz gefirnißter Anarchie, willkürlich einen Nachbarn beschimpft und zu einem Duell auf Leben und Tod herausgefordert hat, der nicht anarchisch, sondern noch in einer friedlich-menschlichen, nüchternen und gezügelten Verfassung ist – und daß der Erfolg war, wie er sein mußte. Ein Erfolg, wie ihn eine Schar sanguinischer Marktschreier gegen eine mazedonische Phalanx erzielen muß – und nun liegt das Land da, in schimpfliche Trümmer und Ohnmacht gesunken, und bezeugt vor Gott und den Menschen, was für eine Menge Verfaultheit, Anarchie und versteckte Gemeinheit in ihm war. Frankreich sollte wissen, daß es unerbittliche Tatsache ist, daß es keinerlei Möglichkeit mehr hat, den siegreichen Deutschen zu widerstehen, und daß sein ganzer Witz nichts weiter tun kann, als diese Tatsache in seinen erstaunten Geist aufzunehmen: nämlich einzusehen, daß besagte Tatsache, so verhaßt sie auch ist, doch unerbittlich ist und vollzogen werden muß – je eher, je billiger. Eine bittere Lehre für das großsprecherische Frankreich; aber Frankreich, wollen wir hoffen, hat noch genug Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit in sich, um eine Tatsache als eine wahrhaft diamantene Wesenheit zu akzeptieren, die sich nicht ungestraft Widerstand bieten läßt und gegen die selbst Götter nichts ausrichten können.

In Wahrheit jedoch ist die Menge bewußter Verlogenheit, die das amtliche wie das übrige Frankreich in letzter Zeit, besonders seit Juli aufgebracht hat, eine wunderbare und furchtbare Sache. Und leider ist selbst sie klein im Vergleich zu dem Selbstbetrug und der „unbewußten Verlogen-

heit", die seit langem unter den Franzosen herrscht und die noch ärger und giftiger ist, obwohl sie nicht als Gift etikettiert wird. Für mich ist das betrüblichste Symptom in Frankreich manchmal die Gestalt, in der seine „Männer des Geistes", seine höchsten literarischen Sprecher, welche Propheten und Seher der Nation sein sollten, gegenwärtig dastehen und in der Tat schon seit einer Generation dagestanden haben. Unverkennbar ist es ihr Glauben, daß neue Himmelsweisheit aus Frankreich über all die andern Nationen, die im Schatten liegen, ausstrahle, daß Frankreich der neue Zionsberg des Weltalls sei, und daß all das traurige, schmutzige, halbwahnsinnige und zum großen Teil höllische Zeug, das die französische Literatur uns in den letzten fünfzig Jahren beschert hat, ein wahrhaftes neues Himmelsevangelium sei, das Segen für alle Menschensöhne in sich trage. Ach, man versteht es, daß Frankreich seine große Revolution gemacht hat, daß es seinen erschrecklichen Ruf der Verdammnis gegen eine Welt von Menschenlügen ausgestoßen hat und wie mit der Posaune des Jüngsten Gerichts verkündet hat, es solle keine Lügen mehr geben. Ich nenne das oft eine himmlisch-höllische Erscheinung – die denkwürdigste seit tausend Jahren in unsrer Welt; alles in allem eine transzendente Empörung gegen den Teufel und seine Werke (denn Lügen sind samt und sonders vom Teufel und für den Menschen Gift). Dafür lieben und ehren wir alle Frankreich. Und wahrlich sind jetzt alle Nationen eifrig genug dabei, Frankreich darin zu folgen! Auf allen Seiten der zivilisierten Welt ist in gewisser Art nichts bemerkenswert, als daß die ganze Welt in tiefem und wildchaotischem Aufstand gegen die Lügen

steht, nun, koste es, was es wolle, allen Lügen ein Ende zu machen. Ein unerläßlicher Kampf, so häßlich er auch ist. Wohlgetan, dürfen wir zu alledem sagen; denn er muß allem und jedem vorausgehn –: aber ach, all das ist noch nicht der Sieg; es ist nur der halbe Kampf und die viel leichtere Hälfte. Die unendlich schwerere Hälfte, die ebenso unerläßlich oder noch unentbehrlicher ist, besteht darin, an Stelle der abgeschafften Lügen, die vom Teufel waren, die gangbaren Wirklichkeiten durchzuführen, die wahrhaft und von Gott sein sollten. Diese erste Hälfte des Kampfes, ich bin glücklich, es zu sehen, ist nun gesichert, kann nun nie mehr anders aufhören als durch den Sieg; sein weiterer Verlauf aber, das sehe ich auch, muß unter einer besseren Leitung als der Frankreichs stehen, wenn er nicht für immer scheitern soll. Die germanische Rasse, nicht die keltische, muß jetzt die erste Rolle in diesem ungeheuren Weltdrama spielen; und von den Germanen erwarte ich bessere Erfolge. Schlechtere können nicht gut kommen. Frankreich hat mit fürchterlichster Aufbietung aller Kräfte, die nunmehr einundachtzig Jahre währt, in diesem Punkt für sich und die Welt nichts oder noch weniger erreicht – genau arithmetisch gesprochen: Null mit dem negativen Vorzeichen. Seine Propheten prophezeien ein eitles Ding; sein Volk wankt in der Finsternis umher und ist weit in die Irre gegangen.

Solche Propheten und solch ein Volk – die es auf dem Weg des Betrugs und des Selbstbetrugs weit gebracht haben! „Arger Täuschung überliefert“, wie die Schrift sagt; bis ihnen schließlich die Lüge geradezu als Wahrheit erscheint. Und nun scheinen sie, in ihrer würgenden Not und äußersten Gefahr, keine weitere Hilfe zu haben als

wiederum Selbstbetrug und die Gaskonade des Heldenspielers. Sie wähnen, Helden zu sein. Sie wähnen, sie seien der „Christus der Völker“, ein unschuldiges, gottgleiches Volk, das mit der Bestimmung, uns alle zu erlösen, für die Sünden aller Völker zu leiden habe –: geben wir uns der Hoffnung hin, daß das mit dem „Christus der Völker“ das Nonplusultra der Sache ist. Ich wollte, sie würden untersuchen, ob es in unserer Zeit nicht genau so gut wie einen Christus der Völker auch einen Cartouche der Völker geben könnte! Cartouche hatte manche ritterliche Eigenschaften, wurde viel bewundert und in seinen Leiden viel beklagt; und fand viele Damen, die, während der unerbittliche, unerläßliche Galgen auf ihn wartete, Locken seines Haares von ihm erbettelten. Aber als es zum Schluß kam, gab es keine Rettung für Cartouche. Er täte besser, sich dem deutschen Polizeibeamten zu fügen, dessen feste Hand ihn so gräßlich an der Gurgel gepackt hat; einen Teil seiner gestohlenen Sachen herauszugeben; ganz und gar aufzuhören, ein Cartouche zu sein, und zu versuchen, wieder ein Ritter Bayard unter verbesserten Verhältnissen und ein Segen und eine erquickliche Wohltat für alle seine Nachbarn zu werden – anstatt gar zu sehr das Gegenteil wie jetzt! Fest steht auf jeden Fall, so seltsam es auch Frankreich scheinen mag: ganz Europa eilt nicht, in Dankbarkeit für die himmlische „Erleuchtung“, die ihm von Frankreich zugeflossen ist, zur Rettung herbei; auch könnte ganz Europa, selbst wenn es wollte, im Augenblick diesen schrecklichen Kanzler nicht hindern, seinen eigenen Weg zu gehn. Metz und der Grenzwall werden, denke ich, den Händen dieses Kanzlers schwerlich mehr entrissen werden können.

Vor etwa hundert Jahren bestand in England der lebhafteste Wunsch und zu einer Zeit eine tatsächliche Bemühung und Hoffnung, Elsaß und Lothringen den Franzosen wieder abzunehmen. Lord Carteret, der nachher Lord Granville hieß (übrigens in keinem Sinn ein Vorfahr unseres jetzigen Lords gleichen Namens), den manche, einzig Lord Chatham ausgenommen, für den klügsten Staatssekretär des Auswärtigen halten, den wir je hatten, und der besonders der „einzige Sekretär war, der je Deutsch sprach oder überhaupt etwas von deutschen Angelegenheiten verstand", hatte gerade an diesen Gegenstand sein Herz gehängt und hatte schöne Aussichten, es durchzusetzen — wenn nicht unser armer lieber Herzog von Newcastle ihn davon abgedrängt hätte und dazu noch aus dem Amt in düsteren Überdruß (und überdies in zuviel Weingenuß, sagt Walpole) und in völlige Vergessenheit bei seiner Nation, die außer Chatham sich an keinen seinesgleichen zu erinnern hat. Daß Bismarck, und Deutschland mit ihm, jetzt bei dieser günstigen Konjunktur mit der nämlichen Forderung auftritt, überrascht mich garnicht. Nach solch einer Provokation und nach solch einem Sieg scheint der Entschluß vernünftig, gerecht und sogar bescheiden. Und in Anbetracht alles dessen, was sich seit der denkwürdigen Katastrophe von Sedan ereignet hat, würde ich es dem gesunden Verstand und der Mäßigung des Grafen Bismarck zutrauen, daß er dabei verbleibt, nicht mehr verlangt, entschlossen ist, nicht weniger zu nehmen und auf den angemessensten Wegen mit kühler Ruhe diesem Ziel näher rückt. Von der „Belagerung von Paris", die wie die ungeheuerlichste und häßlichste tragische Posse aussieht, die je auf Erden gespielt worden ist, hofft Bismarck

offenbar, daß sie nie zum äußersten Bombardement, zu millionenfachem Hungertod oder dazu führen muß, daß Paris mit seinen Holzlagern und Asphaltstraßen durch Bomben und glühende Kugeln in ein Flammenmeer verwandelt wird. Sorgsam, Tag um Tag, scheinen diese Preußen, nie rastend und nie zu eilig, und sie kennen das Sprichwort: „Was lange währt, wird gut". Ich glaube, Bismarck wird sein Elsaß und soviel er von Lothringen braucht, bekommen, und glaube ferner, daß das ihm und uns und der ganzen Welt und allmählich sogar Frankreich sehr gut tun wird. Das anarchische Frankreich bekommt hier seine erste strenge Lektion – ein schrecklich drastisches Abführmittel für das arme Frankreich! und es wird gut für das Land sein, wenn es seine Lektion ordentlich lernen kann. Kann es das nicht, so wird es noch eine bekommen und immer noch eine; gelernt muß die Lektion werden.

Beträchtlich falsch ist die Auffassung, die über Herrn von Bismarck in England noch herrscht. Die englischen Zeitungen, fast alle, scheinen mir erst auf dem Wege zu einem wahren Verständnis Bismarcks, aber noch nicht angelangt. Die ständige Vergleichung, die vor zehn Jahren überall zu finden war, zwischen dem wahnsinnigen Bismarck und seinem dito König mit Strafford und Karl I. in ihrem Kampf gegen unser langes Parlament (eine Gleichheit wie zwischen Macedon und Monmouth, aber keine größere), ist jetzt von der Erde verschwunden, nicht der leiseste Ton ist mehr davon zu hören. Die pathetische Niobe von Dänemark, der man mit Gewalt ihre Kinder genommen hat (welches gestohlene Kinder waren, die überdies von Niobe Dänemark schrecklich schlecht gepflegt wurden), ist auch so ziemlich

erledigt und wird ganz und gar verschwinden, sowie die Tatsachen bekannt werden. Bismarck, wie ich ihn lese, ist nicht ein Mann mit „napoleonischen" Ideen, sondern mit solchen, die napoleonischen weit überlegen sind; zeigt keine unüberwindliche „Ländergier" und wird auch nicht von „gemeinem Ehrgeiz" geplagt usw., sondern hat Ziele, die weit über dieser Sphäre liegen, und scheint mir in der Tat mit starker Fähigkeit, durch geduldige, große und erfolgreiche Schritte einem Ziele zuzustreben, das für die Deutschen und für alle andern Menschen segensreich ist. Daß das edle, geduldige, tiefe, fromme und solide Deutschland endlich zu einer Nation geschweißt wird, und daß diese statt des windigen, nach eitlem Ruhm dürstenden, gestikulierenden, streitsüchtigen, unruhigen und übermäßig reizbaren Frankreich die Königin des Festlandes werden wird, das scheint mir die hoffnungsvollste öffentliche Tatsache, die sich in meinem Leben ereignet hat.

Übertragung von Hedwig Lachmann

Gruß an die deutschen Brüder

Von Emanuel Hiels

1870

Wie sollen wir euch danken, o deutsche Bruderschar,
Euch, die durch mutig Kämpfen uns schützten in Gefahr
Vor welschen Räuberbanden, die von dem deutschen Rhein
Wie von der Maas und Schelde die Herren wollten sein.

Wie sollen wir euch danken, euch, die das junge Blut
So freudiglich vergossen in vaterländschem Mut,

Die sterbend durften singen: Frei bleibt der deutsche Rhein,
Sie sollen ihn nicht haben, ob sie sich heiser schrein!

Ach ihr, die ihr zerschlagen, geknickt, zum Tode wund,
Ach ihr, die ihr begraben im fremden fränkschen Grund,
Wie sollen wir euch danken? Durch euren Heldentod
Erlöset ihr auch Flandern aus Zwang, Gefahr und Not.

Wir müssen euer denken mit wahrer Bruderpflicht,
Doch auch dem Vaterlande das Herz enthalten nicht,
Mit ganzer Seele würdgen den großen Kampfespreis
Und Deutschlands Ruhm vermehren durch eignen Fleiß
und Schweiß.

Ja, unsre Kinder lehren, wie Ehrlichkeit und Treu
Dem deutschen Volk zu eigen, sein Pol und Leitstern sei,
Daß Kenntnis, Wissenschaften verdoppeln Kraft und Macht,
Daß Mut und Selbstvertrauen stets sind die stärkste Wacht.

Daß heimsche Sprach und Sitte, wie eine reine Blum,
Entwickeln eigne Schönheit, begründen ewgen Ruhm,
Daß man das falsche Welsche ersticken muß mit Mut;
Denn es befleckt die Seele, ist Gift in Saft und Blut.

So müssen wir euch danken, die ihr den Übermut
Der Welschen habt gebrochen, dem Volk zum Heil und Gut.
Und die ihr sterbend fielet im roten Siegesschein? –
Wir singen eure Ehre, und Ruhm dem deutschen Rhein.

Aus dem Flämischen von Klaus Groth




O. Speckter

Tod in Ähren

Von Detlev von Liliencron

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
liegt ein Soldat, unaufgefunden,
zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
mit schweren Wunden, unverbunden.

Durstüberquält und fieberwild,
im Todeskampf den Kopf erhoben,
ein letzter Traum, ein letztes Bild,
sein brechend Auge schlägt nach oben:

Die Sense rauscht im Ährenfeld,
er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden.
Ade, ade, du Heimatwelt —
Und beugt das Haupt und ist verschieden.

Die Gründung des neuen Deutschen Reiches

Von Dietrich Schäfer

Da in Deutschland und in Frankreich, und man kann wohl sagen, überhaupt in der Welt, keinem Denkenden entgehen konnte, daß ein Krieg zwischen den beiden Völkern unvermeidlich war, so konnte es für die beiderseitigen Staatenlenker keine andere Aufgabe mehr geben, als tunlichst dafür zu sorgen, daß er zu passender Zeit ausbreche. Welche Erweiterung der Gegnerschaft durch die napoleonischen Bündnisbestrebungen drohte, war der preußischen Staatsleitung nicht unbekannt, auch nicht, daß jede weitere Verzögerung in bezug auf militärische Ebenbürtigkeit Frankreich zugute kommen müsse. Ihr konnte daher eine Beschleunigung der Entscheidung nur recht sein. Diese Sachlage erkannt und mit meisterhaftem Geschick und bewundernswerter Entschlossenheit ausgenutzt zu haben, bleibt das überwältigende Verdienst, das sich Bismarck um die Erfolge von 1870 und die Begründung des Deutschen Reiches erworben hat.

Die Kandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern für den spanischen Königsthron ist ohne Zutun Preußens aufgetaucht und der französischen Regierung nicht viel später bekannt geworden als der preußischen. Sie hat lange geringe Aussicht auf Verwirklichung gehabt, weil der Kandidat sich ablehnend verhielt; auch brachte König Wilhelm der Sache keine Sympathie entgegen. Bismarck dagegen behielt sie im Auge. Er wollte vor allen Dingen nicht gelten lassen, daß man irgendwelchen Anlaß habe, Rücksicht zu nehmen auf französische Empfindlichkeiten, einem Zwist mit

Frankreich unter allen Umständen aus dem Wege zu gehen. Im März 1870 hat er die Angelegenheit durch die Sendung des Majors von Versen und Lothar Buchers nach Spanien wieder in Fluß gebracht, nachdem sie schon ins Stocken geraten war. An der erfolgten Verständigung zwischen Frankreich und Österreich konnte damals kein Zweifel mehr sein. Am 16. Juni hat dann Prinz Leopold die Kandidatur angenommen.

Es hätte in der Macht der französischen Regierung gelegen, sich über den Gang der Verhandlungen in allen entscheidenden Wendungen zu unterrichten. Als am 2. Juli ihrem Vertreter in Madrid, am nächsten Tage ihr selbst in Paris durch den spanischen Botschafter die offizielle Anzeige zukam, gefiel ihr die Rolle des völlig Überraschten, Hintergangenen. Die lärmende Art, in der sie vor ganz Europa Genugtuung forderte und alsbald die Leidenschaft der Nation entflammte, das ungestüme Drängen beim preußischen Könige, einen Einfluß geltend zu machen, den er sich nicht zuschreiben lassen wollte, endlich nach dem Verzicht des Prinzen die Zumutung, daß der König diesen noch besonders gutheiße und verspreche, nie wieder einzuwilligen, wenn etwa eine Kandidatur Hohenzollern abermals auftauchte, schufen eine Lage, in der nur noch das Schwert entscheiden konnte. Es war offensichtlich, daß die französische Regierung die Gelegenheit für günstig erachtete, der preußischen Krone eine tiefe Demütigung zu bereiten, eine Demütigung, die schwerer getroffen hätte als einst die von Olmütz. Obgleich der König die Kandidatur Leopolds nicht betrieben und kaum gefördert hatte, hätte doch ein Rücktritt von derselben in der Form, wie sie von Paris her verlangt wurde, sein Ansehen vor

Europa und vor allem vor seinem eigenen und dem gesamten deutschen Volke schwer erschüttert.

Eine derartige Zumutung forderte eine Genugtuung; man konnte sich nicht einfach damit zufrieden geben, daß sie abgelehnt war. Darüber bestanden für Bismarck keine Zweifel. So hat er der Nachricht seines Königs über die Emser Vorgänge vom 13. als beauftragter Redaktor die Form gegeben, die dem Wesen und der Tendenz des französischen Auftretens entsprach, und die dem Gegner klarmachte, daß es nun Preußen sei, das Forderungen zu stellen habe. Die französische Regierung erklärte sich für beschimpft und beleidigt, als sie auf ihr Vorgehen die richtige Antwort erhalten hatte, und der Krieg war entschieden. Bismarcks klare Auffassung der Lage und seine kühne Entschlossenheit in der entscheidenden Stunde aber soll das deutsche Volk ewig in dankbarem Herzen bewahren, denn ihm ist es zuzuschreiben, daß wir den letzten und größten Krieg um unsere Existenz und um unser Recht als Volk zu glücklicher Stunde haben führen können.

Es ist sicher, daß die verhängnisvollen Schritte, die von der französischen Regierung in den Tagen vom 5. bis 15. Juli 1870 getan wurden, nicht ausschließlich, wohl nicht einmal überwiegend auf Rechnung des Kaisers selbst zu setzen sind. Er hat den Krieg genau so sehr gefürchtet, wie er von seiner Notwendigkeit überzeugt war. Zwischen diesen Extremen schwankte er unsicher hin und her, an Körper und Geist schon zu sehr geschwächt, als daß er in schwierigen Fragen unbeeinflußte Entschlüsse hätte fassen können. Einen brauchbaren Kriegsfall sehnte er gewiß herbei, aber es ist mehr als fraglich, ob er, auf sich allein gestellt, diesen und gerade in diesem Augenblicke brauchbar gefunden haben würde. Zur Unzeit war

ein Gramont Minister des Auswärtigen und Ollivier Ministerpräsident. Es rächte sich, daß Napoleon bedeutende Männer nie hatte neben sich dulden können, wie das ja in der ganzen Art seines Regimentes lag. Sicher aber ist – obgleich sich im Corps législatif eine kleine opponierende Gruppe fand –, daß die ungeheuere Mehrheit des französischen Volkes die Politik seiner Regierung billigte. Frankreich hatte durchaus unrecht, seine Hände in Unschuld zu waschen, als der Feind auf seinem Boden stand; es war gleich schuldig, ja schuldiger als sein Herrscher, auch Thiers, obwohl er in der Kammer zu den Opponenten gehörte. In wilder Leidenschaftlichkeit loderte der Kriegseifer empor, der so oft die Rechte der Nachbarn mit Füßen getreten hatte. War es doch gerade diese Seite des nationalen Empfindens gewesen, die Napoleon III. auf die Bahn der Eroberungslust und der Abenteuer getrieben hatte.

Der Widerhall von jenseit des Rheines blieb nicht aus. Wer die Juli- und Augusttage 1870 mit Bewußtsein durchlebte, kann sagen, daß er die schönsten Tage deutscher Geschichte sah. Was Preußen 1813 bewegte, erfaßte jetzt Deutschland. Der Süden hatte einige Tage geschwankt. Die Volksstimmung war nicht preußenfreundlich. Beust hatte nicht so unrichtig geurteilt. Was sollte man sich schlagen für eine dynastische Frage der Hohenzollern? Da kam die Nachricht von König Wilhelm und Benedetti in Ems. Im Norden atmete man erleichtert auf. Endlich der rechte Ton! Im Süden aber zündete der sprühende Funke deutscher Kraft in der deutschen Antwort. Was noch zurückhalten wollte, ward übertönt. Zurückbleiben, während der Norden mit Frankreich rang? Unmöglich! „Alldeutschland nach

Frankreich hinein!" Und es erscholl jetzt eine andere Losung als die, mit der einst Fichte seine Schüler entlassen hatte: „Siegen oder sterben!" Es war die Heinrich von Treitschkes: „Siegen um jeden Preis!" Man war sich bewußt, daß man den Franzosen gewachsen sei. Ohne Überhebung ging man in den Kampf, aber mit dem sicheren Gefühl der Kraft.

Und dann kamen nach den Tagen banger Spannung, ob nicht der Feind, der so plötzlich den Frieden gestört hatte, vollgerüstet über die Grenzen hereinbrechen werde, die ersten Siegesnachrichten, kamen von der Armee des Kronprinzen, der auf seiner Reise durch den Süden die Herzen im Sturme gewonnen hatte, und unter dessen Führung Schlesier, Hessen und Thüringer, Bayern, Württemberger und Badenser in treuer Waffenbrüderschaft gemeinsam ihr Blut vergossen. Als am 6. August Wörth und Spicheren geschlagen waren, war die deutsche Überlegenheit offenkundig. Die Franzosen wichen nach Metz und über die Mosel zurück. Der Angriff vom 14. August auf ihre Stellung auf den Höhen diesseit der Festung verzögerte ihren weiteren Rückmarsch. Als sie ihn zwei Tage später fortsetzen wollten, stießen sie auf der südlichen der von Metz westwärts führenden Straßen bei Vionville auf das brandenburgische Korps von der Armee des Prinzen Friedrich Karl. Im blutigsten Ringen des ganzen Krieges zwangen die von Niedersachsen und Westfalen unterstützten Märker den weit überlegenen Feind, den Abmarsch auf dieser Straße einzustellen. Er wagte ihn dann auch nicht mehr auf der nördlichen, und am 18. gelang es den vereinten Anstrengungen der ersten und zweiten Armee unter persönlicher Führung des Königs, durch die schweren Kämpfe von St. Privat und Gravelotte Frank-

reichs Hauptheer in die Umwallungen der Moselfestung einzuschließen.

Man behielt genügend Streitkräfte frei, um den Marsch gegen Paris fortzusetzen. Mac Mahons Versuch, mit der bei Wörth geschlagenen, jetzt aber durch Zuzug mehr als verdoppelten Armee Bazaine in Metz zu entsetzen, führte zur Katastrophe von Sedan. Die deutsche Heeresleitung erriet früh genug die Absicht des Feindes, um ihre Streitkräfte rechts herumzuwerfen und trotz der Schwierigkeiten des Geländes den Gegner gegen die belgische Grenze zu zwingen und dort zu umstellen. Hätten Kaiser und Marschall die Verbindung mit Metz von Süden statt von Norden her gesucht, so wäre allerdings die Fühlung mit Paris eine losere geworden, aber unmöglich hätte der Ausgang vernichtend werden können. Jetzt geriet mit dem Kaiser der gesamte Rest der Feldarmee bis auf einige Divisionen in deutsche Gefangenschaft. Nie war eine Kapitulation von solchem Umfange durch eine Feldschlacht erzwungen worden. Maxen, Ulm, Prenzlau, Bailen waren glückliche Handstreiche verglichen mit Sedan.

Die Gefangennahme des Kaisers äußerte auch sofort ihre politische Wirkung. Sein Unglück ward das seiner Dynastie. Die Republik trat an die Stelle des Kaiserreichs. Allerdings war sie so wenig wie dieses der Friede. Es gehört zu den wunderlichsten Entgleisungen der so oft fehlgehenden öffentlichen Meinung, daß man in Frankreich glauben konnte, man habe die völkerrechtlichen Sünden der Jahrhunderte gesühnt durch Änderung der Regierungsform. In Deutschland forderte man mit Recht Sicherheit gegen weitere Friedensstörungen, und die war nur zu erlangen, wenn man die

französischen Bollwerke und Ausfalltore, Metz und Straßburg, in eigene Obhut nahm. Man „kämpfte gegen Ludwig XIV.".

Fast ohne reguläre Armee zeigte Frankreich doch noch eine bewundernswerte Widerstandskraft. Als Diktator stampfte Gambetta neue Heere aus dem Boden, die sich mit staunenswerter Raschheit organisierten. Das umzingelte Paris widerstand länger als vier Monate. Die Einschließung konnte gegenüber dem von Westen andrängenden neuen Heere nur aufrechterhalten werden, weil Metz zur rechten Stunde erlag, und auch Bazaines Armee, noch wesentlich stärker als die von Sedan, nach Deutschland wandern mußte. In den folgenden Monaten konnte man die Ersatzarmeen Chanzys und Faidherbes, die eine weit nach Westen, die andere in den äußersten Norden zurückwerfen. Der Versuch Bourbakis, die Belagerung von Belfort zu brechen und durch das Tor zwischen Jura und Vogesen nach Oberdeutschland vorzudringen, endete mit dem Übertritt seiner Armee in die Schweiz. Über die Hälfte der französischen Streitkräfte, und zwar die weitaus bessere Hälfte, hatte jetzt außerhalb des Landes Quartier nehmen müssen. Inzwischen war Paris dem Hunger erlegen.

Noch ehe es aber fiel, ist am 18. Januar König Wilhelm im Thronsaal von Versailles zum Deutschen Kaiser ausgerufen worden. Es ist wie eine Nemesis der Geschichte, daß gerade an dieser Stätte die deutsche Einheit erstehen mußte. Am 21. März trat in Berlin der erste Deutsche Reichstag zusammen. Der Frankfurter Friede bestätigte am 10. Mai die Errungenschaften des Krieges. „Das verlorene Gut an den Vogesen", wo „es galt, deutsches Blut vom Höllenjoch

zu lösen", war das Angebinde, das der erste Deutsche Kaiser dem neugeborenen Reiche in die Wiege legen konnte. Man hatte sich mit seinen Landforderungen in Lothringen an die Sprachgrenze gehalten; nur wo strategische Gründe eine Abweichung unvermeidlich machten, wie besonders um Metz und im oberen Breuschtal, hatte man auf französisches Sprachgebiet hinübergegriffen, sich aber auch dort größter Zurückhaltung befleißigt. Die neue Grenze ist aus historischen Gründen begehrt worden, ist aber nur auf dem Kamm der Vogesen eine historische. Sonst ist sie überall neu gezogen worden, weil es besonnene Erwägung der Sachlage erforderte. Das gibt ihr ihre innere Berechtigung.

Der Deutsche kann nicht anders als mit Staunen und Dank der Ereignisse gedenken, die sich vom Juli 1870 bis zum März 1871 in rascher Folge aneinanderschlossen. Sie bedeuten für ihn die Erfüllung innersten Sehnens, das Geschlechter beseelte, und die verdiente Frucht ernster, pflichttreuer und opferwilliger Arbeit. Er sieht in ihnen die Gewähr und die Grundlage der Zukunft seines Volkes.

Die Bedeutung des Deutsch-Französischen Krieges reicht aber über die unmittelbar betroffenen Länder hinaus. Er hat nicht allein ihr Machtverhältnis verschoben und ihren Beziehungen eine andere Gestalt gegeben, er hat Europa umgeformt. Der Erdteil hat eine starke Mitte bekommen. Durch die Einnahme Roms, die am 20. September 1870 der Räumung der Stadt durch die französischen Truppen gefolgt war, war auch Italiens Einheit vollendet worden. Die Länder, in denen die starken Randstaaten Europas gewohnt gewesen waren, ihre Kräfte zu messen, waren jetzt selbst stark geworden, fremder Herrschaft unzugänglich. Sie

waren zugleich in das konstitutionelle Leben eingetreten, das vom Jahrhundert gefordert wurde. Sie waren damit fertig und bereit, selbst nach außen zu wirken. Ein Feld der Betätigung aber konnten sie nur außerhalb des Erdteils suchen. Da auch der amerikanische Freistaat mit verjüngten Kräften aus seiner schweren Krisis hervorgegangen war, mußten die Fernwirkungen staatlichen Lebens einen starken Anstoß erhalten. Sie fanden die Bahn freigemacht durch die technisch-wissenschaftlichen Fortschritte der Zeit, die Schritt gehalten hatten mit den Ideen, die das politische und soziale Leben vorwärts drängten und Hand in Hand mit ihnen eine neue Welt schufen, der Menschheit neue Aufgaben stellten.

Über den ewigen Frieden

Moltke an Professor Bluntschli

Berlin, den 11. Dezember 1880.

Sie haben die Güte gehabt, mir das Handbuch mitzuteilen, welches das Institut für internationales Recht veröffentlicht, und wünschen meine Anerkennung desselben.

Zunächst würdige ich vollkommen das menschenfreundliche Bestreben, die Leiden zu mildern, welche der Krieg mit sich führt. Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen. Durchaus einverstanden bin ich ferner mit dem in der Vorrede ausgesprochenen

Satz, daß die allmählich fortschreitende Gesittung sich auch in der Kriegführung abspiegeln muß; aber ich gehe weiter und glaube, daß sie allein, nicht ein kodifiziertes Kriegsrecht, dies Ziel zu erreichen vermag.

Jedes Gesetz bedingt eine Autorität, welche dessen Ausführung überwacht und handhabt, und diese Gewalt eben fehlt für die Einhaltung internationaler Verabredungen. Welche dritten Staaten werden um deshalb zu den Waffen greifen, weil von zwei kriegführenden Mächten durch eine – oder beide – die lois de la guerre verletzt sind? Der irdische Richter fehlt. Hier ist nur Erfolg zu erwarten von der religiösen und sittlichen Erziehung der einzelnen, von dem Ehrgefühl und Rechtssinn der Führer, welche sich selbst das Gesetz geben und danach handeln, soweit die abnormen Zustände des Krieges es überhaupt möglich machen.

Nun kann doch auch nicht in Abrede gestellt werden, daß wirklich die Humanität der Kriegführung der allgemeinen Milderung der Sitten gefolgt ist. Man vergleiche nur die Verwilderung des Dreißigjährigen Krieges mit den Kämpfen der Neuzeit. Ein wichtiger Schritt zur Erreichung des erwünschten Zieles ist in unseren Tagen die Einführung der allgemeinen Militärpflicht gewesen, welche die gebildeten Stände in die Armeen einreiht. Freilich sind auch die rohen und gewalttätigen Elemente geblieben; aber sie bilden nicht mehr wie früher den alleinigen Bestand. Zwei wirksame Mittel liegen außerdem in der Hand der Regierungen, um den schlimmsten Ausschreitungen vorzubeugen: die schon im Frieden gehandhabte und eingelebte strenge Mannszucht und die administrative Vorsorge für Ernährung der Truppen im Felde. Ohne diese Vorsorge ist auch die Disziplin nur

in beschränktem Maße aufrechtzuerhalten. Der Soldat, welcher Leiden und Entbehrungen, Anstrengung und Gefahr erduldet, kann dann nicht nur en proportion avec les ressources du pays, er muß alles nehmen, was zu seiner Existenz nötig ist. Das Übermenschliche darf man von ihm nicht fordern.

Die größte Wohltat im Kriege ist die schnelle Beendigung des Krieges, und dazu müssen alle nicht geradezu verwerflichen Mittel freistehen. Ich kann mich in keiner Weise einverstanden erklären mit der Déclaration de St. Petersbourg, daß die „Schwächung der feindlichen Streitmacht usw." das allein berechtigte Vorgehen im Kriege sei. Nein, alle Hilfsquellen der feindlichen Regierung müssen in Anspruch genommen werden, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Lebensmittel, selbst ihr Prestige.

Mit dieser Energie, und doch mit mehr Mäßigung als je zuvor, ist der letzte Krieg gegen Frankreich geführt worden. Nach zwei Monaten war der Feldzug entschieden, und erst als eine revolutionäre Regierung ihn zum Verderben des eigenen Landes noch vier Monate länger fortsetzte, nahmen die Kämpfe einen erbitterten Charakter an.

Krieg und Frieden

Von Detlev von Liliencron

Ich stand an eines Gartens Rand
und schaute in ein herrlich Land,
das, weit geländet, vor mir blüht,
wo heiß die Erntesonne glüht.
Und Arm in Arm, es war kein Traum,
mein Wirt und ich am Apfelbaum,



wir lauschten einer Nachtigall,
und Frieden, Frieden überall.

Ein Zug auf fernem Schienendamm
kam angebraust. Wie zaubersam!
Er brachte frohe Menschen her
und Güterspende, segenschwer.
Einst sah ich den metallnen Strang
zerstört, zerrissen meilenlang.
Und wo ich nun in Blumen stund,
war damals wildzerwühlter Grund.

Der Sommermorgen glänzte schön
wie heute: glitzernd von den Höhn,
„den ganzen Tag mit Sack und Pack“,
strömt nieder aus Verhau, Verhack
zum kühnsten Sturm, ein weißes Meer,
des Feindes wundervolles Heer.
Ich stützte, wie aus Erz gezeugt,
mich auf den Säbel, vorgebeugt,
mit weiten Augen, offnem Mund,
als starrt ich in den Höllenschlund.
Nun sind sie da! „Schnellfeuer!“ „Steht!“
Wie hoch im Rauch die Fahne weht!
Und Mann an Mann, hinauf, hinab,
und mancher sinkt in Graus und Grab.
Zu Boden stürz ich, einer sticht
und zerrt mich, ich erraff mich nicht,
und um mich, vor mir, unter mir
ein furchtbar Ringen, Gall und Gier.

Und über unserm wüsten Knaul
bäumt sich ein scheu gewordner Gaul.
Ich seh der Vorderhufe Blitz,
blutfestgetrockneten Sporenritz,
den Gurt, den angespritzten Kot,
der aufgeblähten Nüstern Rot.
Und zwischen uns mit Klang und Kling
platzt der Granate Eisenring:
ein Drache brüllt, die Erde birst,
einfällt der Weltenhimmelfirst.
Es ächzt, es stöhnt, und Schutt und Staub
umhüllen Tod und Lorbeerlaub.

Ich stand an eines Gartens Rand
und schaute in ein herrlich Land,
das ausgebreitet vor mir liegt,
vom Friedensfächer eingewiegt.
Und Arm in Arm, es ist kein Traum,
mein Wirt und ich am Apfelbaum,
wir lauschen einer Nachtigall,
und Rosen, Rosen überall.

Friedrich Nietzsche: Vom Kriege

Der Krieg unentbehrlich. Es ist eitel Schwärmerei und Schönseelentum, von der Menschheit noch viel (oder gar: erst recht viel) zu erwarten, wenn sie verlernt hat Kriege zu führen. Einstweilen kennen wir keine anderen Mittel, wodurch mattwerdenden Völkern jene rauhe Energie des Feldlagers, jener tiefe unpersönliche Haß, jene Mörder-Kalt-

blütigkeit mit gutem Gewissen, jene gemeinsame organisierende Glut in der Vernichtung des Feindes, jene stolze Gleichgültigkeit gegen große Verluste, gegen das eigene Dasein und das der Befreundeten, jenes dumpfe erdbebenhafte Erschüttern der Seele ebenso stark und sicher mitgeteilt werden könnte, wie dies jeder große Krieg tut: von den hier hervorbrechenden Bächen und Strömen, welche freilich Steine und Unrat aller Art mit sich wälzen und die Wiesen zarter Kulturen zugrunde richten, werden nachher unter günstigen Umständen die Räderwerke in den Werkstätten des Geistes mit neuer Kraft umgedreht. Die Kultur kann die Leidenschaften, Laster und Bosheiten durchaus nicht entbehren. – Als die kaiserlich gewordenen Römer der Kriege etwas müde wurden, versuchten sie aus Tierhetzen, Gladiatorenkämpfen und Christenverfolgungen sich neue Kraft zu gewinnen. Die jetzigen Engländer, welche im ganzen auch dem Kriege abgesagt zu haben scheinen, ergreifen ein anderes Mittel, um jene entschwindenden Kräfte neu zu erzeugen: jene gefährlichen Entdeckungsreisen, Durchschiffungen, Erkletterungen, zu wissenschaftlichen Zwecken, wie es heißt, unternommen, in Wahrheit, um überschüssige Kraft aus Abenteuern und Gefahren aller Art mit nach Hause zu bringen. Man wird noch vielerlei solche Surrogate des Krieges ausfindig machen, aber vielleicht durch sie immer mehr einsehen, daß eine solche hoch kultivierte und daher notwendig matte Menschheit, wie die der jetzigen Europäer, nicht nur der Kriege, sondern der größten und furchtbarsten Kriege – also zeitweiliger Rückfälle in die Barbarei – bedarf, um nicht an den Mitteln der Kultur ihre Kultur und ihr Dasein selber einzubüßen.

*

Vom Krieg und Kriegsvolke. Von unsern besten Feinden wollen wir nicht geschont sein, und auch von denen nicht, welche wir von Grund aus lieben. So laßt mich denn euch die Wahrheit sagen!

Meine Brüder im Kriege! Ich liebe euch von Grund aus, ich bin und war euresgleichen. Und ich bin auch euer bester Feind. So laßt mich denn euch die Wahrheit sagen!

Ich weiß um den Haß und Neid eures Herzens. Ihr seid nicht groß genug, um Haß und Neid nicht zu kennen. So seid denn groß genug, euch ihrer nicht zu schämen!

Und wenn ihr nicht Heilige der Erkenntnis sein könnt, so seid mir wenigstens deren Kriegsmänner. Das sind die Gefährten und Vorläufer solcher Heiligkeit.

Ich sehe viel Soldaten: möchte ich viel Kriegsmänner sehn! „Ein-Form" nennt mans, was sie tragen: möge es nicht Ein-Form sein, was sie damit verstecken.

Ihr sollt mir solche sein, deren Auge immer nach einem Feinde sucht – nach eurem Feinde. Und bei einigen von euch gibt es einen Haß auf den ersten Blick.

Euren Feind sollt ihr suchen, euren Krieg sollt ihr führen, und für eure Gedanken! Und wenn euer Gedanke unterliegt, so soll eure Redlichkeit darüber noch Triumph rufen!

Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen. Und den kurzen Frieden mehr als den langen.

Euch rate ich nicht zur Arbeit, sondern zum Kampfe. Euch rate ich nicht zum Frieden, sondern zum Siege. Eure Arbeit sei ein Kampf, euer Friede sei ein Sieg!

Man kann nur schweigen und stillsitzen, wenn man Pfeil und Bogen hat: sonst schwätzt und zankt man. Euer Friede sei ein Sieg!



Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt.

Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge getan, als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleiden, sondern eure Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten.

„Was ist gut?" fragt ihr. Tapfer sein ist gut. Laßt die kleinen Mädchen reden: „Gut sein ist, was hübsch zugleich und rührend ist."

Man nennt euch herzlos: aber euer Herz ist echt, und ich liebe die Scham eurer Herzlichkeit. Ihr schämt euch eurer Flut, und andre schämen sich ihrer Ebbe.

Ihr seid häßlich? Nun wohlan, meine Brüder! So nehmt das Erhabne um euch, den Mantel des Häßlichen!

Und wenn eure Seele groß wird, so wird sie übermütig, und in eurer Erhabenheit ist Bosheit. Ich kenne euch.

In der Bosheit begegnet sich der Übermütige mit dem Schwächlinge. Aber sie mißverstehen einander. Ich kenne euch.

Ihr dürft nur Feinde haben, die zu hassen sind, aber nicht Feinde zum Verachten. Ihr müßt stolz auf euern Feind sein: dann sind die Erfolge eures Feindes auch eure Erfolge.

Auflehnung — das ist die Vornehmheit am Sklaven. Eure Vornehmheit sei Gehorsam! Euer Befehlen selber sei ein Gehorchen!

Einem guten Kriegsmanne klingt „du sollst" angenehmer als „ich will". Und alles, was euch lieb ist, sollt ihr euch erst noch befehlen lassen.

Eure Liebe zum Leben sei Liebe zu eurer höchsten Hoffnung: und eure höchste Hoffnung sei der höchste Gedanke des Lebens!

Euren höchsten Gedanken aber sollt ihr euch von mir befehlen lassen – und er lautet: Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll.

So lebt euer Leben des Gehorsams und des Krieges! Was liegt am Lang-Leben! Welcher Krieger will geschont sein!

Ich schone euch nicht, ich liebe euch von Grund aus, meine Brüder im Kriege! –

Also sprach Zarathustra.

*

Unser Glaube an eine Vermännlichung Europas. Napoleon verdankt mans (und ganz und gar nicht der französischen Revolution, welche auf „Brüderlichkeit“ von Volk zu Volk und allgemeinen blumichten Herzensaustausch ausgewesen ist), daß sich jetzt ein paar kriegerische Jahrhunderte aufeinander folgen dürfen, die in der Geschichte nicht ihresgleichen haben, kurz daß wir ins klassische Zeitalter des Kriegs getreten sind, des gelehrten und zugleich volkstümlichen Kriegs im größten Maßstabe (der Mittel, der Begabungen, der Disziplin), auf den alle kommenden Jahrtausende als auf ein Stück Vollkommenheit mit Neid und Ehrfurcht zurückblicken werden: – denn die nationale Bewegung, aus der diese Kriegsglorie herauswächst, ist nur der Gegenchok gegen Napoleon und wäre ohne Napoleon nicht vorhanden. Ihm also wird man einmal es zurechnen dürfen, daß der Mann in Europa wieder Herr über den Kaufmann und Philister geworden ist; vielleicht sogar über „das Weib“, das durch das Christentum und den schwärmerischen Geist des achtzehnten Jahrhunderts, noch mehr durch die „modernen Ideen“ verhätschelt worden

ist. Napoleon, der in den modernen Ideen und geradewegs in der Zivilisation etwas wie eine persönliche Feindin sah, hat mit dieser Feindschaft sich als einer der größten Fortsetzer der Renaissance bewährt: er hat ein ganzes Stück antiken Wesens, das entscheidende vielleicht, das Stück Granit, wieder heraufgebracht. Und wer weiß, ob nicht dies Stück antiken Wesens auch endlich wieder über die nationale Bewegung Herr werden wird und sich im bejahenden Sinne zum Erben und Fortsetzer Napoleons machen muß—: der das Eine Europa wollte, wie man weiß, und dies als Herrin der Erde.

*

Die Aufrechterhaltung des Militärstaates ist das allerletzte Mittel, die große Tradition sei es aufzunehmen, sei es festzuhalten hinsichtlich des obersten Typus Mensch, des starken Typus. Und alle Begriffe, die die Feindschaft und Rangdistanz der Staaten verewigen, dürfen daraufhin sanktioniert erscheinen (z. B. Nationalismus, Schutzzoll).

*

Man muß von den Kriegern her lernen: 1. den Tod in die Nähe der Interessen zu bringen, für die man kämpft — das macht uns ehrwürdig; 2. man muß lernen, viele zum Opfer bringen und seine Sache wichtig genug nehmen, um die Menschen nicht zu schonen; 3. die starre Disziplin, und im Krieg Gewalt und List sich zugestehn.

*

In Zeiten schmerzhafter Spannung und Verwundbarkeit wähle den Krieg: er härtet ab, er macht Muskel.

Das Eisen

Von Heinrich Leuthold

Lang genug als Dichter und Denker priesen
Oder höhnten andre das Volk der Deutschen;
Aber endlich folgten den Worten Taten,
Taten des Schwertes.

Nicht des Geistes, sondern des Schwertes Schärfe
Gab dir alles, wiedererstandnes Deutschland:
Ruhm und Einheit, äußere Macht und Wohlfahrt
Dankst du dem Eisen!

Laß die Harfen tönen von Siegesgesängen,
Aber halte mitten im Jubel Wache!
Unter Lorbeerzweigen und Myrtenreisern
Trage das Schlachtschwert!

Denn die Zeit ist ehern und Feinde dräun dir
Wie am Hofe Etzels den Nibelungen;
Selbst zur Kirche nur in den Panzerhemden
Gingen die Helden.

Meine Mahnung wird erst der Enkel segnen,
Wenn er unverdrossen die Waffen wahrte
Menschenalter hin, bis es ihm obliegt, im
Weltkrieg zu siegen.

Aus Bismarcks Rede im Reichstag

am 6. Februar 1888

Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg

sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden. Es ist mir noch erinnerlich der ohrengellende, freudige Zuruf am Kölner Bahnhofe, und so war es von Berlin bis Köln, so war es hier in Berlin. Die Wogen der Volkszustimmung trugen uns in den Krieg hinein, wir hätten wollen mögen oder nicht. So muß es auch sein, wenn eine Volkskraft wie die unsere zur vollen Geltung kommen soll. Es wird aber sehr schwer sein, den Provinzen, den Bundesstaaten und ihren Bevölkerungen das klarzumachen: der Krieg ist unvermeidlich, er muß sein. Man wird fragen: Ja, seid ihr denn dessen so sicher? Wer weiß? Kurz, wenn wir schließlich zum Angriff kommen, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien, die viel schwerer wiegen als die materiellen Gewichte, auf der Seite unserer Gegner sein, die wir angegriffen haben. Das „heilige Rußland" wird entrüstet sein über den Angriff. Frankreich wird bis an die Pyrenäen hin in Waffen starren. Ganz dasselbe wird überall geschehen. Ein Krieg, zu dem wir nicht vom Volkswillen getragen werden, der wird geführt werden, wenn schließlich die verordneten Obrigkeiten ihn für nötig halten und erklärt haben; er wird auch mit vollem Schneid und vielleicht siegreich geführt werden, wenn man erst einmal Feuer bekommen und Blut gesehen hat. Aber es wird nicht von Hause aus der Elan und das Feuer dahinter sein wie in einem Kriege, wenn wir angegriffen werden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren

starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen.

Bismarck: Deutschlands Friedensaufgabe

Unser Ansehn und unsre Sicherheit werden sich um so nachhaltiger entwickeln, je mehr wir uns bei Streitigkeiten, die uns nicht unmittelbar berühren, in der Reserve halten und unempfindlich werden gegen jeden Versuch, unsre Eitelkeit zu reizen und auszubeuten, Versuche, wie sie während des Krimkriegs von der englischen Presse und dem englischen Hofe und den auf England gestützten Strebern an unserm eignen Hofe gemacht wurden, indem man uns mit der Entziehung der Titulatur einer Großmacht so erfolgreich bedrohte, daß Herr von Manteuffel uns in Paris großen Demütigungen aussetzte, um zur Mitunterschrift eines Vertrags zugelassen zu werden, an den nicht gebunden zu sein uns nützlich gewesen sein würde. Deutschland würde auch heut eine große Torheit begehn, wenn es in orientalischen Streitfragen ohne eignes Interesse früher Partei nehmen wollte als die andern, mehr interessierten Mächte. Wie das schwächere Preußen schon während des Krimkriegs Momente hatte, in denen es bei entschlossener Rüstung im Sinne östreichischer Forderungen und über dieselben hinaus den Frieden gebieten und sein Verständnis mit Östreich über deutsche Fragen fördern konnte, so wird auch Deutschland in zukünftigen orientalischen Händeln, wenn es sich zurückzuhalten weiß, den Vorteil, daß es die in orientalischen Fragen am wenigsten interessierte Macht ist, um so sichrer

verwerten können, je länger es seinen Einsatz zurückhält, auch wenn dieser Vorteil nur in längerm Genusse des Friedens bestände. Östreich, England, Italien werden einem russischen Vorstoße auf Konstantinopel gegenüber immer früher Stellung zu nehmen haben als die Franzosen, weil die orientalischen Interessen Frankreichs weniger zwingend und mehr im Zusammenhange mit der deutschen Grenzfrage zu denken sind. Frankreich würde in russisch-orientalischen Krisen weder auf eine neue „westmächtliche" Politik, noch um seiner Freundschaft mit Rußland willen auf eine Bedrohung Englands sich einlassen können, ohne vorgängige Verständigung oder vorgängigen Bruch mit Deutschland.

Dem Vorteile, den der deutschen Politik ihre Freiheit von direkten orientalischen Interessen gewährt, steht der Nachteil der zentralen und exponierten Lage des Deutschen Reichs mit seinen ausgedehnten Verteidigungsfronten nach allen Seiten hin und die Leichtigkeit antideutscher Koalitionen gegenüber. Dabei ist Deutschland vielleicht die einzige große Macht in Europa, die durch keine Ziele, die nur durch siegreiche Kriege zu erreichen wären, in Versuchung geführt wird. Unser Interesse ist, den Frieden zu erhalten, während unsre kontinentalen Nachbarn ohne Ausnahme Wünsche haben, geheime oder amtlich bekannte, die nur durch Krieg zu erfüllen sind. Dementsprechend müssen wir unsre Politik einrichten, das heißt den Krieg nach Möglichkeit hindern oder einschränken, uns in dem europäischen Kartenspiele die Hinterhand wahren und uns durch keine Ungeduld, keine Gefälligkeit auf Kosten des Landes, keine Eitelkeit oder befreundete Provokation vor der Zeit aus

dem abwartenden Stadium in das handelnde drängen lassen; wenn nicht, plectuntur Achivi.

Unsre Zurückhaltung kann vernünftigerweise nicht den Zweck haben, über irgend einen unsrer Nachbarn oder möglichen Gegner mit geschonten Kräften herzufallen, nachdem die andern sich geschwächt hätten. Im Gegenteil sollten wir uns bemühn, die Verstimmungen, die unser Heranwachsen zu einer wirklichen Großmacht hervorgerufen hat, durch den ehrlichen und friedliebenden Gebrauch unsrer Schwerkraft abzuschwächen, um die Welt zu überzeugen, daß eine deutsche Hegemonie in Europa nützlicher und unparteiischer, auch unschädlicher für die Freiheit andrer wirkt als eine französische, russische oder englische. Die Achtung vor den Rechten andrer Staaten, an der namentlich Frankreich in den Zeiten des Übergewichts es hat fehlen lassen, und die in England doch nur so weit reicht, als die englischen Interessen nicht berührt werden, wird dem Deutschen Reiche und seiner Politik erleichtert, einerseits durch die Objektivität des deutschen Charakters, andrerseits durch die verdienstlose Tatsache, daß wir eine Vergrößrung unsres unmittelbaren Gebiets nicht brauchen, auch nicht herstellen könnten, ohne die zentrifugalen Elemente im eignen Gebiete zu stärken. Mein ideales Ziel, nachdem wir unsre Einheit innerhalb der erreichbaren Grenzen zustande gebracht hatten, ist stets gewesen, das Vertraun nicht nur der mindermächtigen europäischen Staaten, sondern auch der großen Mächte zu erwerben, daß die deutsche Politik, nachdem sie die injuria temporum, die Zersplitterung der Nation, gut gemacht hat, friedliebend und gerecht sein will. Um dieses Vertraun zu erzeugen, ist vor allen Dingen Ehrlichkeit,

Offenheit und Versöhnlichkeit im Falle von Reibungen oder von untoward events nötig. Ich habe dieses Rezept nicht ohne Widerstreben meiner persönlichen Empfindlichkeiten befolgt in Fällen wie Schnäbele (April 1887), Boulanger, Kaufmann (September 1887), Spanien gegenüber in der Karolinen-Frage, den Vereinigten Staaten gegenüber in Samoa, und vermute, daß die Gelegenheiten, zur Anschauung zu bringen, daß wir befriedigt und friedliebend sind, auch in Zukunft nicht ausbleiben werden. Ich habe während meiner Amtsführung zu drei Kriegen geraten, dem dänischen, dem böhmischen und dem französischen, aber mir auch jedesmal vorher klar gemacht, ob der Krieg, wenn er siegreich wäre, einen Kampfpreis bringen würde, wert der Opfer, die jeder Krieg fordert und die heut so viel schwerer sind als in dem vorigen Jahrhundert. Wenn ich mir hätte sagen müssen, daß wir nach einem dieser Kriege in Verlegenheit sein würden, uns wünschenswerte Friedensbedingungen auszudenken, so würde ich mich, solange wir nicht materiell angegriffen waren, schwerlich von der Notwendigkeit solcher Opfer überzeugt haben. Internationale Streitigkeiten, die nur durch den Volkskrieg erledigt werden können, habe ich niemals aus dem Gesichtspunkte des Göttinger Komments und der Privatmensuren-Ehre aufgefaßt, sondern stets nur in Abwägung ihrer Rückwirkung auf den Anspruch des deutschen Volks, in Gleichberechtigung mit den andern großen Mächten Europas ein autonomes politisches Leben zu führen, wie es auf der Basis der uns eigentümlichen nationalen Leistungsfähigkeit möglich ist.

Das Weltfriedensmanifest des Zaren Nikolaus

St. Petersburg, 28. August 1898

Der Regierungsbote veröffentlicht folgende Kundgebung: Auf Befehl des Kaisers überreichte Graf Murawjew am 24. d. Monats allen in St. Petersburg akkreditierten auswärtigen Vertretern nachstehende Mitteilung: Die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens und eine mögliche Herabsetzung der übermäßigen Rüstungen, welche auf allen Nationen lasten, stellen sich in der gegenwärtigen Lage der ganzen Welt als ein Ideal dar, auf das die Bemühungen aller Regierungen gerichtet sein müßten. Das humane und hochherzige Streben Sr. Majestät des Kaisers, meines erhabenen Herrn, ist ganz dieser Aufgabe gewidmet. In der Überzeugung, daß dieses erhabene Endziel den wesentlichsten Interessen und den berechtigten Wünschen aller Mächte entspricht, glaubt die kaiserliche Regierung, daß der gegenwärtige Augenblick äußerst günstig dazu sei, auf dem Wege internationaler Beratung die wirksamsten Mittel zu suchen, um allen Völkern die Wohltaten wahren und dauernden Friedens zu sichern und vor allem der fortschreitenden Entwicklung der gegenwärtigen Rüstungen ein Ziel zu setzen. Im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre hat der Wunsch nach einer allgemeinen Beruhigung in dem Empfinden der zivilisierten Nationen besonders festen Fuß gefaßt. Die Erhaltung des Friedens ist als Endziel der internationalen Politik aufgestellt worden. Im Namen des Friedens haben große Staaten mächtige Bündnisse miteinander geschlossen. Um den Frieden besser zu wahren, haben sie in bisher unbekanntem Grade ihre

Militärmacht entwickelt und fahren fort, sie zu verstärken, ohne vor irgendeinem Opfer zurückzuschrecken. Alle ihre Bemühungen haben dennoch das segensreiche Ergebnis der ersehnten Friedensstiftung noch nicht zeitigen können. Da die finanziellen Lasten eine steigende Richtung verfolgen und die Volkswohlfahrt an ihrer Wurzel treffen, so werden die geistigen und physischen Kräfte der Völker, die Arbeit und das Kapital zum großen Teile von ihrer natürlichen Bestimmung abgelenkt und in unproduktiver Weise aufgezehrt. Hunderte von Millionen werden aufgewendet, um furchtbare Zerstörungsmaschinen zu beschaffen, die heute als das letzte Wort der Wissenschaft betrachtet werden und schon morgen dazu verurteilt sind, jeden Wert zu verlieren infolge irgendeiner neuen Entdeckung auf diesem Gebiet. Die nationale Kultur, der wirtschaftliche Fortschritt, die Erzeugung von Werten sehen sich in ihrer Entwicklung gelähmt und irregeführt. Daher entsprechen in dem Maße, wie die Rüstungen einer jeden Macht anwachsen, diese immer weniger und weniger dem Zweck, den sich die betreffende Regierung gesetzt hat. Die wirtschaftlichen Krisen sind zum großen Teil hervorgerufen durch das System der Rüstungen bis aufs äußerste, und die ständige Gefahr, welche in dieser Kriegsstoffansammlung ruht, machen die Armee unserer Tage zu einer erdrückenden Last, welche die Völker mehr und mehr nur mit Mühe tragen können. Es ist deshalb klar, daß, wenn diese Lage sich noch weiter so hinzieht, sie in verhängnisvoller Weise zu eben der Katastophe führen würde, welche man zu vermeiden wünscht und deren Schrecken jeden Menschen schon beim bloßen Gedanken schaudern machen. Diesen unaufhörlichen Rüstungen ein Ziel zu setzen und die

Mittel zu suchen, dem Unheil vorzubeugen, das die ganze Welt bedroht, das ist die höchste Pflicht, welche sich heutzutage allen Staaten aufzwingt. Durchdrungen von dem Gefühl, hat Se. Majestät geruht, mir zu befehlen, allen Regierungen, deren Vertreter am kaiserlichen Hofe akkreditiert sind, den Zusammentritt einer Konferenz vorzuschlagen, welche sich mit dieser ernsten Frage zu beschäftigen hätte. Diese Konferenz würde mit Gottes Hilfe ein günstiges Vorzeichen des kommenden Jahrhunderts sein. Sie würde in einem mächtigen Bündnis die Bestrebungen aller Staaten vereinigen, welche aufrichtig darum bemüht sind, den großen Gedanken des Weltfriedens triumphieren zu lassen über alle Elemente des Unfriedens und der Zwietracht. Sie würde zugleich ihr Zusammengehen besiegeln durch eine solidarische Weihe der Prinzipien des Rechts und der Gerechtigkeit, auf denen die Sicherheit der Staaten und die Wohlfahrt der Völker beruht.

Ein Wort an das deutsche Volk!

Vom Grafen Zeppelin

Die Fahrten meines Flugschiffes in das Herz der Schweiz und dann den Rhein hinunter nach Mainz und zurück über Stuttgart haben allüberall den Glauben erwachen lassen, das von mir verheißene sichere Durchfahren des Luftreiches sei der Erfüllung nahe.

Die gezwungenen Landungen während der Dauerfahrt und die schließliche Vernichtung des stolzen Fahrzeuges durch Sturmes- und Feuersgewalt haben das gewonnene Vertrauen nicht mehr zu erschüttern vermocht. Ganz



Deutschland, wie ein Mann, entschlossen, die kostbare Errungenschaft festzuhalten, hat sich zu der Tat zusammengetan, durch opferfreudige Gaben mir die Vollendung des Begonnenen zu ermöglichen.

Wie traurig wäre es, wenn das begeisterte Hoffen zuschanden würde, wenn der herrliche Aufschwung, den das deutsche Volk in dieser Sache genommen, im Sande verlaufen müßte. – Gott sei Dank, wir brauchen diese Furcht nicht zu haben. Was Unkenntnis des wahren Sachverhalts auch an Zweifeln verbreiten mag, die wissenschaftliche Untersuchung und die fachmännische Beurteilung aller Vorkommnisse bei den Fahrten bis zum tragischen Ende haben das Zutreffen meiner alten Annahmen in allen Hauptsachen nur zu bestätigen vermocht. Meine Luftschiffe werden bald zu den betriebssichersten Fahrzeugen zählen, mit welchen weite Reisen bei verhältnismäßig geringster Gefahr für Leib und Leben der Insassen ausführbar sind. Mit froher Zuversicht darf das deutsche Volk demnach annehmen, daß es sich mit seiner hochherzigen Spende einen gangbaren Weg zur wahrhaftigen Eroberung des Luftmeers aufgetan hat; daß es bald im Besitz von Luftschiffen sein wird, die zur Erhöhung der Wehrkraft und damit zur Erhaltung des Friedens beitragen und in mancherlei Weise dem Verkehr, der Erderforschung und allerlei Aufgaben der Kultur dienen.

Wenn mir noch ein paar Jahre des Schaffens geschenkt werden, so werde ich das seltene hohe Glück haben, den vollen Erfolg einer bedeutsamen Erfindung, zu deren Werkzeug ich erkoren war, erleben zu dürfen. Am höchsten aber ist Gott zu preisen, daß mein Schaffen mit seinen wechselvollen Schicksalen in der Seele des deutschen Volkes eine

allen gemeinsame und darum alle verbindende begeisterte Teilnahme wachgerufen hat.

Mein Werk konnte nur wachsen und reifen, weil ich ausreichende Bildung zum Begreifen der mir gestellten Aufgabe und die Lebensstellung sowie die Mittel besaß, um mir das Wissen und Können, die Geschicklichkeit und die Leistung von Gelehrten, Ingenieuren und von Arbeitern jeder Art vom Feinmechaniker bis zum Taglöhner dienstbar zu machen. Alle waren unentbehrlich; aber je weniger Schule, Vorkenntnisse und Fertigkeit die verschiedenen Aufgaben erforderten, desto leichter waren die mit diesen Betrauten zu ersetzen. Nur selten war ein Wechsel notwendig, da das gesteckte Ziel alle ohne Unterschied des Stammes, der Lebensstellung, der religiösen und politischen Anschauung und des Besitzstandes zum stolzen, freudigen Zusammenwirken begeisterte; und alle haben auch – mit Ausnahme bisher des kapitalgebenden Unternehmers – Vorteil und Verdienst dabei gefunden. Nur mit solcher geordneten Verbindung der verschiedenen abgestuften Gaben und Kräfte war das hohe Ziel zu erreichen.

So stellt der Erfolg meines Unternehmens ein Bild dar dessen, was sich heute einmal wieder in der herzerhebendsten Weise in Deutschland vollzieht. Gleiches Wollen hat alle, Fürsten und Volk, reich und arm, alt und jung zu gleicher Tat vereint, der die wertvolle Frucht nicht versagt bleibt.

Möchte die Freude des gesamten deutschen Volkes an seiner Tat es zu stets erneutem einigem Zusammengehen, ohne welches die ihm innewohnende Kraft niemals zur vollen Wirkung kommen kann, anfeuern, zum Nutzen und zum Heile des Vaterlandes!

Friedrichshafen, 24. August 1908.



Vor der Deutschen Botschaft in St. Petersburg

31. Mai 1914

Von Otto Freiherrn von Taube

Ein Block von starrem, lastendem Granit!

Steh fest, du Stein, und halte Stand dem Haß!
Der Horde, die dir um den Sockel tost
Und blöde schmäht und lästert, weichst du nicht.
Sei deines Reiches Bild! – Des Reiches Aar
Fliegt golden auf von deinem heiligen Dach. –

Tief unter ihm das dumpfe Volksgewühl,
In Ungeziefer ungeziefergleich. –

Er schwebt, er späht, er wacht! – Steh fest: du warst
Dahingesetzt, granitener Stein, ein Mal
Im Feind! Gedenk er, daß wir stehn!
Wir wuchten über unserem eigenen Grund,
Ob uns auch Haß umbrandet. Heil dem Haus,
Der Burg, so sie der Bürger Zuflucht heißt!

Aufruf Kaiser Franz Josephs

An Meine Völker!

Es war Mein sehnlichster Wunsch, die Jahre, die Mir durch Gottes Gnade noch beschieden sind, Werken des Friedens zu weihen und Meine Völker vor den schweren Opfern und Lasten des Krieges zu bewahren. Im Rate der Vorsehung ward es anders beschlossen. Die Umtriebe eines haßerfüllten Gegners zwingen Mich, zur Wahrung der Ehre

Meiner Monarchie, zum Schutze ihres Ansehens und ihrer Machtstellung, zur Sicherung ihres Besitzstandes nach langen Jahren des Friedens zum Schwerte zu greifen.

Mit rasch vergessendem Undank hat das Königreich Serbien, das von den ersten Anfängen seiner staatlichen Selbstständigkeit bis in die neueste Zeit von Meinen Vorfahren und Mir gestützt und gefördert worden war, schon vor Jahren den Weg offener Feindseligkeit gegen Österreich-Ungarn betreten. Als Ich nach drei Jahrzehnten segensvoller Friedensarbeit in Bosnien und der Herzegowina Meine Herrscherrechte auf diese Länder erstreckte, hat diese Meine Verfügung im Königreiche Serbien, dessen Rechte in keiner Weise verletzt wurden, Ausbrüche zügelloser Leidenschaft und erbittertsten Hasses hervorgerufen. Meine Regierung hat damals von dem schönen Vorrechte des Stärkeren Gebrauch gemacht und in äußerster Nachsicht und Milde von Serbien nur die Herabsetzung seines Heeres auf den Friedensstand und das Versprechen verlangt, in Hinkunft die Bahn des Friedens und der Freundschaft zu gehen. Von demselben Geiste der Mäßigung geleitet, hat sich Meine Regierung, als Serbien vor zwei Jahren im Kampfe mit dem türkischen Reiche begriffen war, auf die Wahrung der wichtigsten Lebensbedingungen der Monarchie beschränkt. Dieser Haltung hatte Serbien in erster Linie die Erreichung des Kriegszweckes zu verdanken. Die Hoffnung, daß das serbische Königreich die Langmut und Friedensliebe Meiner Regierung würdigen und sein Wort einlösen werde, hat sich nicht erfüllt. Immer höher lodert der Haß gegen Mich und Mein Haus empor, immer unverhüllter tritt das Streben zutage, untrennbare Gebiete Österreich-Ungarns gewaltsam loszureißen. Ein

verbrecherisches Treiben greift über die Grenze, um im Südosten der Monarchie die Grundlagen staatlicher Ordnung zu untergraben, das Volk, dem Ich in landesväterlicher Liebe Meine volle Fürsorge zuwende, in seiner Treue zum Herrscherhause und zum Vaterlande wankend zu machen, die heranwachsende Jugend irrezuleiten und zu frevelhaften Taten des Wahnwitzes und des Hochverrates aufzureizen. Eine Reihe von Mordanschlägen, eine planmäßig vorbereitete und durchgeführte Verschwörung, deren furchtbares Gelingen Mich und Meine treuen Völker ins Herz getroffen hat, bildet die weithin sichtbare blutige Spur jener geheimen Machenschaften, die von Serbien aus ins Werk gesetzt und geleitet wurden. Diesem unerträglichen Treiben muß Einhalt geboten, den unaufhörlichen Herausforderungen Serbiens ein Ende bereitet werden, soll die Ehre und Würde Meiner Monarchie unverletzt erhalten und ihre staatliche, wirtschaftliche und militärische Entwicklung vor beständigen Erschütterungen bewahrt bleiben. Vergebens hat Meine Regierung noch einen letzten Versuch unternommen, dieses Ziel mit friedlichen Mitteln zu erreichen, Serbien durch eine ernste Mahnung zur Umkehr zu bewegen. Serbien hat die maßvollen und gerechten Forderungen Meiner Regierung zurückgewiesen und es abgelehnt, jenen Pflichten nachzukommen, deren Erfüllung im Leben der Völker und Staaten die natürliche und notwendige Grundlage des Friedens bildet. So muß Ich denn daran schreiten, mit Waffengewalt die unerläßlichen Bürgschaften zu schaffen, die Meinen Staaten die Ruhe im Innern und den dauernden Frieden nach außen sichern sollen. In dieser ernsten Stunde bin Ich Mir der ganzen Tragweite Meines Entschlusses und

Meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewußt. Ich habe alles geprüft und erwogen. Mit ruhigem Gewissen betrete Ich den Weg, den die Pflicht Mir weist. Ich vertraue auf Meine Völker, die sich in allen Stürmen stets in Einigkeit und Treue um Meinen Thron geschart haben und für die Ehre, Größe und Macht des Vaterlandes zu schwersten Opfern immer bereit waren. Ich vertraue auf Österreich-Ungarns tapfere und von hingebungsvoller Begeisterung erfüllte Wehrmacht. Und Ich vertraue auf den Allmächtigen, daß Er Meinen Waffen den Sieg verleihen werde.

Bad Ischl, am 28. Juli 1914. Franz Joseph.

Thronrede Kaiser Wilhelms II.

im Weißen Saale des Königlichen Schlosses bei der Eröffnung der außerordentlichen Tagung des Deutschen Reichstages am 4. August 1914

Geehrte Herren!

In schicksalsschwerer Stunde habe Ich die gewählten Vertreter des deutschen Volkes um Mich versammelt. Fast ein halbes Jahrhundert lang konnten wir auf dem Wege des Friedens verharren. Versuche, Deutschland kriegerische Neigungen anzudichten und seine Stellung in der Welt einzuengen, haben unseres Volkes Geduld oft auf harte Proben gestellt. In unbeirrbarer Redlichkeit hat Meine Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entwicklung aller sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt. Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermüdlich wir in dem Drange und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zu ersparen.



Die schwersten Gefahren, die durch die Ereignisse am Balkan heraufbeschworen waren, schienen überwunden. Da tat sich mit der Ermordung Meines Freunds, des Erzherzogs Franz Ferdinand, ein Abgrund auf. Mein hoher Verbündeter, der Kaiser und König Franz Joseph, war gezwungen, zu den Waffen zu greifen, um die Sicherheit seines Reiches gegen gefährliche Umtriebe aus einem Nachbarstaat zu verteidigen. Bei der Verfolgung ihrer berechtigten Interessen ist der verbündeten Monarchie das Russische Reich in den Weg getreten. An die Seite Österreich-Ungarns ruft uns nicht nur unsere Bündnispflicht. Uns fällt zugleich die gewaltige Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsere eigene Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu schirmen.

Mit schwerem Herzen habe Ich Meine Armee gegen einen Nachbar mobilisieren müssen, mit dem sie auf so vielen Schlachtfeldern gemeinsam gefochten hat. Mit aufrichtigem Leid sah Ich eine von Deutschland treu bewahrte Freundschaft zerbrechen. Die Kaiserlich Russische Regierung hat sich, dem Drängen eines unersättlichen Nationalismus nachgebend, für einen Staat eingesetzt, der durch Begünstigung verbrecherischer Anschläge das Unheil dieses Krieges veranlaßte. Daß auch Frankreich sich auf die Seite unserer Gegner gestellt hat, konnte uns nicht überraschen. Zu oft sind unsere Bemühungen, mit der Französischen Republik zu freundlicheren Beziehungen zu gelangen, auf alte Hoffnungen und alten Groll gestoßen.

Geehrte Herren! Was menschliche Einsicht und Kraft vermag, um ein Volk für die letzten Entscheidungen zu wappnen, das ist mit Ihrer patriotischen Hilfe geschehen. Die

Feindseligkeit, die im Osten und im Westen seit langer Zeit um sich gegriffen hat, ist nun zu hellen Flammen aufgelodert. Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Übelwollens gegen Macht und Gedeihen des Deutschen Reiches.

Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter.

Aus den Schriftstücken, die Ihnen zugegangen sind, werden Sie ersehen, wie Meine Regierung und vor allem Mein Kanzler bis zum letzten Augenblick bemüht waren, das Äußerste abzuwenden. In aufgedrungener Notwehr mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert. An die Völker und Stämme des Deutschen Reiches ergeht Mein Ruf, mit gesamter Kraft, in brüderlichem Zusammenstehen mit unseren Bundesgenossen zu verteidigen, was wir in friedlicher Arbeit geschaffen haben. Nach dem Beispiel unserer Väter fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Abwehr stärken und zu gutem Ende lenken wolle!

Auf Sie, geehrte Herren, blickt heute, um seine Fürsten und Führer geschart, das ganze deutsche Volk. Fassen Sie Ihre Entschlüsse einmütig und schnell – das ist Mein innigster Wunsch.

Der Kaiser fügte der Thronrede folgende Worte hinzu: Sie haben gelesen, Meine Herren, was Ich an Mein Volk vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Hier

wiederhole Ich: Ich kenne keine Parteien mehr, Ich kenne nur Deutsche. Zum Zeichen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Stammesunterschiede, ohne Konfessionsunterschiede durchzuhalten mit Mir durch dick und dünn, durch Not und Tod, fordere Ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und Mir das in die Hand zu geloben.

Aufruf Kaiser Wilhelms II.

An das deutsche Volk!

Seit der Reichsgründung ist es durch 43 Jahre Mein und Meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten und im Frieden unsere kraftvolle Entwicklung zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit. Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West, von jenseits der See haben wir bisher ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Überfall rüsten. Man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist. So muß denn das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden überfällt uns der Feind. Darum auf zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterlande. Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter sich neu gründeten, um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens. Wir

werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß, und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war. Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war!

Berlin, den 6. August 1914. Wilhelm.

Deutsche Kriegsstimmung heute und einst

Von Oskar Walzel

Es war vorauszusehen, daß der Deutsche von heute den Krieg anders in sich erleben werde als seine Vorfahren. Auch von dem Lebensgefühl der großen Jahre 1870 und 1871 trennt uns heute, nach langer Friedenszeit, eine Welt. Mehr wohl als jedes andere der europäischen Völker hat das deutsche sich in diesen vierundvierzig Jahren gewandelt. Wir blicken mit Bewunderung auf die Helden zurück, denen die Errichtung des Deutschen Reichs zu danken ist. Wie ein heroisches Zeitalter, fast im verklärenden Licht der Sage erscheint uns die Welt Kaiser Wilhelms und Bismarcks. Wir staunen sie an, wir sind glücklich, wenn wir uns ihrer würdig erweisen. Aber die Menschen von damals haben mit den Menschen von heute nur noch wenig gemein.

Die Tatkraft und die Schlagkraft des Deutschen der Gegenwart war vielfach unterschätzt worden, von keinem mehr als von dem Deutschen. Er selbst meinte gelegentlich, seine altbewährte Kriegstüchtigkeit eingebüßt zu haben. Die Wege, die in den jüngsten Jahrzehnten von der deutschen Kultur ebenso wie von der französischen, von der italienischen, ja auch von der englischen und der amerikanischen eingeschlagen



worden waren, schienen zu einer seelischen Überreizung hinzuführen, die einem großen Kriege nicht gewachsen wäre.

Heute – ich schreibe dies unmittelbar nach den Fall von Antwerpen – darf gesagt werden: wie auch immer zuletzt die Würfel fallen, Deutschland hat in einer Kriegslage, gegen die das Jahr 1870 wie die Verkörperung besonders günstiger Umstände erscheint, sich in seiner Kriegsbereitschaft und Kriegstüchtigkeit unvergleichlich erwiesen, rasch im Entschluß und zugleich zäh in der Durchführung seiner Absichten. Dieser große Moment fand in den deutschen Kriegern kein kleines Geschlecht.

Einer späteren Zeit bleibe es vorbehalten, das Wertverhältnis des Deutschen von 1800 und des Deutschen von 1900 zu bestimmen. Wir wissen, daß um 1800 der Deutsche einen Höhepunkt seiner geistigen Entwicklung erreicht, aber wir wissen auch, daß der Deutsche unserer Zeit etwas hinzugewonnen hat, was dem Zeitalter Goethes und Schillers, was auch den Befreiungskriegen noch ganz fremd, ja unverständlich war. Dieses Mehr unserer Kultur ist der Angelpunkt des Krieges von heute, es ist seine Veranlassung und es ist der Schatz, den unsere Krieger verteidigen und schützen.

Recht bedrückt fühlt sich der geschichtliche Betrachter, wenn er Goethes und Schillers Verhältnis zum deutschen Staatsleben zu würdigen hat. Gustav Freytag stellte einmal gleichzeitige Tatsachen, in denen sich dieses Verhältnis spiegelt, nebeneinander. So wie gleichzeitig mit der Hinrichtung Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens in Deutschland „Reineke Fuchs" erscheint, gleichzeitig mit Robespierres Schreckensherrschaft Schiller über die ästhetische Erziehung des Menschen sich äußert, so fallen in das gleiche Jahr die Schlachten von Lodi und Arcole einerseits und Wilhelm Meister, die Ho-

ren, die Xenien anderseits; Belgien wird französisch und „Hermann und Dorothea“ wird veröffentlicht; die Schweiz und der Kirchenstaat werden französisch und „Wallenstein“ tritt hervor; das linke Rheinufer wird französisch und die „Natürliche Tochter“, die „Jungfrau von Orleans“ kommt heraus, ihnen folgt, während Hannover von Napoleon besetzt wird, die „Braut von Messina“, und zur Zeit, da Napoleon die Kaiserkrone sich aufs Haupt setzt, „Wilhelm Tell“. Fernab von der politischen Welt, fern von Ereignissen, die tief ins deutsche Staatsleben eingreifen, scheint sich das Schaffen der beiden Großen von Jena und Weimar abzuspielen. Goethe vollends beugte sich immer tiefer vor dem Genius Napoleons, er bestaunte ihn wie etwas Ebenbürtiges, ja mannigfach Verwandtes, das doch wieder Dinge leistete, die Goethe selbst nimmer hätte leisten können. Wie Goethe sich zum Meister erzogen und den Dilettantismus in sich überwunden hatte, so schätzte er in Napoleon den Meister der Kriegskunst und blickte herab auf die Dilettanten des Krieges, die sich im Kampf gegen Napoleon nur Niederlagen holten. Der Meister huldigte dem Meister. Die Besiegten von Jena kamen ihm nicht anders vor wie die Poetlein, die sich rings um ihn bewegten und ihre eigene Dürftigkeit sowenig ahnten wie die überragende Größe Goethes.

Uns berührt das alles wie Mangel an Vaterlandsliebe. Nicht ungern versichern wir, daß wir inzwischen das deutsche Vaterland ganz anders lieben gelernt haben. Tatsächlich liebten auch Goethe und Schiller ihr Vaterland; wenn wir heute ein anderes Vaterlandsgefühl haben, so liegt es daran, daß dieses Vaterland ein anderes geworden ist seit den Tagen unseres Klassizismus. Wir dürfen heute stolz sein

auf vaterländische Werte, die vor hundert Jahren schlechtweg nicht bestanden. Bettelarm hätten Goethe und Schiller sich fühlen müssen, wäre ihnen nicht der Stolz auf die vaterländischen Werte ihrer Zeit geblieben.

Wie Notwehr – seis bewußte oder unbewußte – erscheint dem tieferdringenden Betrachter das Verhältnis Goethes und Schillers zum politischen Leben Deutschlands. Sie durften beide mit vollem Recht behaupten, daß sie und einige andere ihrer deutschen Zeitgenossen das Höchste bedeuteten, was die geistige Kultur der Welt damals erreicht hatte. Der deutsche Klassizismus als jüngste unter den künstlerischen Blüteepochen der Welt hatte als Ganzes die höchsten Entwicklungsstufen anderer Völker überstiegen, gerade weil er der jüngste Klassizismus war. Dann auch weil er, anders etwa als der französische, von Anfang an im Wettbewerb mit den klassischen Leistungen der ganzen Kulturwelt, bereichert zugleich durch die Gewinne dieser Leistungen anderer Völker, sich emporgerungen hatte. Nicht gilt es hier die Frage, ob der Grieche des perikleischen, ob der Engländer des elisabethinischen Zeitalters, der Spanier und der Franzose des 17. Jahrhunderts tatsächlich etwas künstlerisch Wertvolleres oder Minderwertiges geschaffen hatten. Sondern der deutsche Klassizismus war um 1800 Leben, volles, frisches, reiches, unveraltetes Leben, während an den englischen, spanischen und französischen Klassizismus ganz wie an den griechischen sich schon Edelrost angesetzt, ihn ehrwürdiger gemacht, aber auch um den Zauber des Gegenwärtigen gebracht hatte. Und die Schöpfer und Träger dieses deutschen Klassizismus sollten sich schlechtweg über die Achsel ansehen lassen, weil sie Söhne des mählich zerbröckeln-

den Deutschen Reichs waren, während die großen griechischen Tragiker sich als Besieger der Perser gefühlt hatten, Shakespeare der Untertan Elisabeths, der Spanier Angehöriger eines Reiches gewesen, in dem die Sonne nicht unterging, und der Franzose vom Ruhm des Sonnenkönigs getragen worden war? Solch niederdrückendem Gefühl galt es mit dem ungebrochenen Bewußtsein der eigenen Größe entgegenzutreten. Es galt vor allem, die eigene Bedeutung durch einen scharfen Schnitt von dem Unwert des Deutschen Reichs zu trennen, das ja doch nicht mehr zusammenhalten wollte. So kam Schiller zu dem harten, uns heute unverständlichen Wort: „Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge“. Das war ein Kampfesruf, ein Ruf der Notwehr, geholt tief aus der Brust eines Mannes, der sein Vaterland liebte, der Deutschlands Größe der Welt verkünden wollte, und der wußte, daß er selbst an dieser Größe mitgearbeitet hatte, daß er selbst ein Beweis dieser Größe war. „Deutsche Größe“ betiteln wir heute den Entwurf Schillers, der den Ruf der Notwehr uns erhalten hat.

Im Frühjahr 1801, unmittelbar nach dem Frieden von Lunéville, schrieb Schiller den Entwurf nieder, den er nie ausgeführt hat. Schwungvolle Zeilen in ungebundener Rede wechseln mit halben und ganzen Versen, ja mit längeren fast ausgeführten Stellen. „Darf der Deutsche“, so fragt Schiller, „in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus seinem tränenvollen Kriege geht, wo zwei übermütige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt – darf er sich fühlen? Darf er sich seines Namens rühmen und freun? Darf er mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?“ Und kühn antwortet er: „Ja, er darfs!“

Unglücklich gehe der Deutsche aus dem Kampf, aber das, was seinen Wert ausmacht, habe er nie verloren. Und nun folgt der angeführte Ausspruch: „Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge". Schiller aber setzt noch die schärfere Wendung drauf: „Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt seiner Fürsten". Wohl bezeugt der nächste Satz, daß Schiller vor allem an die Träger der deutschen Kaiserkrone dachte: „Abgesondert von dem Politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, nnd wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten." Stark aber spielt überdies das Hochgefühl herein, dem Schiller in dem Gedicht „Die deutsche Muse" Ausdruck verlieh:

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
  Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
  Nicht am Strahl der Fürstengunst.

So setzt das Gedicht ein, in dem Schiller kühner als je der Welt enthüllte, wie wenig er sich irgendeinem Fürsten zu Dank verpflichtet fühlte. Ausdrücklich wies er auf Friedrich den Großen hin, und ganz wie im Entwurf von 1801 rühmte er dem Deutschen nach: „Selbst erschuf er sich den Wert".

Den eigenen Wert des Deutschen erblickte Schiller in einer sittlichen Größe, erblickte ihn in der Kultur und in dem Charakter des Volkes, der von den politischen Schicksalen unabhängig sei. „Dieses Reich blüht in Deutschland, es ist in vollem Wachsen, und mitten unter den gotischen Ruinen einer alten barbarischen Verfassung bildet sich das Lebendige aus."

In rauschenden Versen aber strömt seine Lobpreisung deutscher Kulturarbeit schon im Entwurf dahin:

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.
Höhern Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit;
Freiheit der Vernunft erfechten,
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ewge Zeit.

Und so scheint ihm der Deutsche erwählt vom Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, erwählt, zu bewahren, was die Zeit bringt. Triumphierend kündet er:

Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn.

Das war Schillers stolzes Bekenntnis. So entschied sein Gefühl, so rettete er sich vor den politischen Schicksalsschlägen in das Bewußtsein, an deutscher Kulturarbeit mitgeholfen zu haben und an der Errichtung eines Denkmals, das dauernder war als Erz.

Dennoch lag ein fühlbares Verzichten hinter den siegesfrohen Worten. Etwas Stoisches spricht sich da aus; und Stoizismus ist Verzicht auf starke Freude. Auch Schiller hätte gern einem siegreichen Deutschland zugejubelt, wenn

nur Ursache zu Jubel gewesen wäre. Doch den Deutschen war am Ende des 18. Jahrhunderts aller Stolz auf ihr staatliches Leben und aller Stolz auf die bewaffneten Schützer dieses Lebens gründlich ausgetrieben worden. Das geschwächte Staatsgefühl der Deutschen des 18. Jahrhunderts hatte sich noch immer an einem Fürsten aufzurichten Gelegenheit gehabt: an Friedrich dem Großen, an dem gleichen Fürsten, dem — nicht bloß nach Schillers Zeugnis — die deutsche Muse wenig Gunst abzugewinnen vermocht hatte. Das Heer, das von Friedrich dem Großen hinterlassen worden war, schien zu verbürgen, daß Deutschland im Fall der Kriegsnot einen festen Rückhalt habe. Allein gerade dieses Heer hatte im Kampf gegen die französischen Aufrührer sofort und lange vor Jena versagt.

Mit tönenden Worten eröffnete Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, der Feldherr der preußisch-österreichischen Heere, den Feldzug von 1792. Seine stolz drohende Sprache stachelte die Franzosen zu heldenmütiger Verteidigung des Vaterlands an. Nach einigen Erfolgen der Verbündeten kam es zu der berüchtigten Kanonade von Valmy und gleich darauf zum Rückzug der Preußen und Österreicher.

Diesen Feldzug machte auch Goethe mit. Als Greis schilderte er ihn, zum Teil nach den Aufzeichnungen, die er an Ort und Stelle niedergeschrieben hatte. Goethes „Kampagne in Frankreich" gilt manchem als Zeugnis seines weltabgewandten Sinns. Der Mann, der damals im Gefolge seines Herzogs zum ersten und letzten Male die Wechselfälle des Schlachtenglücks Zug um Zug und aus nächster Nähe miterlebte, hatte sich wirklich seit seiner

Rückkehr aus Italien verdrossen von der Welt abgekehrt, weil er sich unverstanden sah. Noch sollte viel Zeit verfließen, ehe Schiller ihn wieder mit der deutschen Lesewelt in nähere Fühlung brachte. Das Dichten war fast ganz aufgegeben, um so stärker betätigte sich Goethes naturwissenschaftlicher Trieb. Wohl lag das Bedürfnis strenger naturwissenschaftlicher Beobachtung auch dem Versuche zugrunde, den Goethe während der Kanonade anstellte: er prüfte an sich selbst die Erscheinung des Kanonenfiebers. Doch wäre es ganz irrig, in diesem Versuch nur die kalte Teilnahmlosigkeit sich ankündigen zu sehen, die später dem alternden Goethe oft zum Vorwurf gemacht worden ist und mit der er unzweifelhaft sein empfindliches Gefühlsleben nachmals gegen überkräftige Eingriffe zu schützen suchte. Wer unbefangen Goethes Bericht über das Erlebnis liest, bemerkt rasch, daß Goethe sich des Heroischen seines Wagnisses, das ihn mitten in den Kugelregen führte, durchaus bewußt war. Er setzte sein Leben aufs Spiel, freilich nicht um von ruhmvollen Taten melden zu können, sondern um einen seelischen Vorgang, zu dessen sorgfältiger Beschreibung noch keiner bisher Zeit und Fassung gewonnen hatte, auch in seinen kleinsten Zügen festzuhalten. Uns aber darf sein Unterfangen mindestens ebenso kühn erscheinen wie die gefahrvollen und toddrohenden Fahrten der Kriegsberichterstatter von heute, die auf schnellen Kraftwagen bis an die Gefechtslinie herankommen, um den Daheimgebliebenen den Krieg und seine Schrecken bis ins kleinste vor die inneren Augen zu zaubern. Wie stark Goethes Gemüt an den Vorgängen beteiligt war, die er damals miterlebte, wird unzweideutig bewiesen durch die

tiefe Entrüstung, die angesichts des schmählichen Rückzugs der Verbündeten noch nach Jahrzehnten seinen Bericht erfüllte. Sie ersteigt ihre Höhe in den Sätzen, die unter der Zeitangabe 20. Oktober 1792 in der „Kampagne in Frankreich" stehen: „Als das Schmerzlichste ..., was einen jeden, mehr oder weniger resigniert wie er war, mit einer Art von Furienwut ergriff, empfand man die Kunde, die sich nicht verbergen ließ, daß unsere höchsten Heerführer mit den vermaledeiten, durch das Manifest dem Untergang gewidmeten, durch die schrecklichsten Taten abscheulich hingestellten Aufrührern doch übereinkommen, ihnen die Festungen übergeben mußten, um nur sich und den Ihrigen eine mögliche Rückkehr zu gewinnen. Ich habe von den Unsrigen gesehen, für welche der Wahnsinn zu fürchten war."

Eine unbegrenzte Enttäuschung spiegelt sich in diesen wie in anderen Sätzen, die von dem Jammer des Ausgangs der Kampagne berichten. Diese Enttäuschung mag auf Jahre hinaus alles Vertrauen zu deutschen Waffen in Goethe vernichtet haben. Sie mag manchem Wort über Napoleon und über seine deutschen Gegner zugrunde liegen, das heute in unseren Ohren fast unverzeihlich klingt. Völlig aber läßt sich begreifen, daß Goethe von Anfang an nur mit schweren Zweifeln dem preußischen Feldzug von 1806 begegnete. War doch abermals der Herzog von Braunschweig an der Spitze des preußischen Heeres.

Goethe wie seinen Freund Schiller hielt in einem Deutschland, das dem staatlichen Untergang ausgeliefert zu sein schien, nur das Bewußtsein aufrecht, daß der Verfall des Staatslebens nicht auch einen Verfall des geistigen Lebens

bedeute, und die Hoffnung, daß die Größe deutscher geistiger Kultur auch dann noch bestehen werde, wenn ringsumher alles andere zusammenbreche. In dieser Stimmung blieb er zweifelsüchtig, auch noch als die frohe Botschaft der Erhebung des ganzen deutschen Volks an sein Ohr drang. Er hatte verzichtet, er hatte aufgehört, auf Deutschlands kriegerische Kraft zu bauen und von ihr zu erwarten, daß sie den Deutschen das Recht, sich zu selbständigen Staaten zusammenzuschließen, wahre. Nur mühsam konnte er sich zu einer anderen Anschauung gewöhnen.

Anders dachte die Jugend. Viel zu weit führte es, sollte an dieser Stelle auch nur aus der Ferne alles angedeutet werden, was der Jugend eine andere, minder verzichtbereite Stellung anwies. Schon vor Jena und Auerstädt machte sich eine Anschauung vernehmlich, die, weniger bescheiden als die Goethes und Schillers, Reich und Volk, Staat und Kultur nicht sauber voneinander trennte, vielmehr die geistige Leistung eines Volkes, und wäre sie noch so beträchtlich, nur dann für gesichert hielt, wenn sie im Schutz eines machtvollen Staatslebens stehe. Solchem aufdämmernden Bewußtsein von der Bedeutung eines staatlichen Gefüges erschien bald die Stimmung der großen Menge, die, minder hochgemut als Goethe oder Schiller, schlecht und recht in die Verhältnisse sich fand, wie matter Stumpfsinn, wie Schlaffheit und Gleichgültigkeit. Fast in den gleichen Worten eiferten im Jahr 1806 gegen die waltende Lässigkeit der preußische Junker von der Marwitz und der romantische Dichter Wilhelm Schlegel. Wenn der Entwurf zur Vorstellung an den König, den der echte Vaterlandsfreund Marwitz im Sommer 1806 niederschrieb, einem friedlieben-

den Fürsten ins Gedächtnis rief, „was ein Volk vermag, das für König, Vaterland und die reinste Sache streitet", so bedeutet Schlegels Brief an Fouqué vom 12. März 1806 das ausdrückliche Zugeständnis eines Anwalts deutscher Bildung, daß deutsche Geistesarbeit ihm schwer gefährdet erschien, solange das bürgerliche Leben des deutschen Volkes bedroht war. „Dies ist", schrieb er dem Freunde, „eine gewaltsame, hartprüfende, entweder aus langem unsäglichem Unglück eine neue Gestalt der Dinge hervorzurufen oder auch die ganze europäische Bildung unter einem einförmigen Joch zu vernichten bestimmte Zeit." Darum rief er nach patriotischer Dichtung und patriotischer Beredsamkeit. Sein Herzenswunsch ward bald befriedigt. Von Jahr zu Jahr stiegen die Zahl und der Wert vaterländischer Verse und Reden; sie erreichten ihre Höhe noch lange vor den Befreiungskriegen in Heinrich von Kleist und Fichte. Diese Patrioten hatten die Zuversicht verloren, daß deutsches Wesen und deutsche Geistestat ungestört und unbeirrt aus eigener Kraft ihr Sonderdasein führen könnten, auch wenn – mit W. Schlegel zu reden – „unsere nationale Selbständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens" bedroht bliebe.

Ein gut Stück Abscheu vor den Greueln des Kriegs war mitschuldig gewesen an dem Verhalten Goethes und Schillers. Um so merkwürdiger ist, wie Schiller in den letzten Jahren allmählich das Recht des Krieges immer mehr zugestand. Hatte schon der Romantiker Novalis kurz vor seinem Hingang dem Entwurf der Fortsetzung seines „Heinrich von Ofterdingen" die Worte eingefügt: „Auf Erden ist der Krieg zu Hause, Krieg muß auf Erden sein", hatte bald

darauf W. Schlegel in Berliner Vorlesungen die Notwendigkeit des Krieges verfochten, so tönen aus Schillers „Piccolomini" und aus „Wallensteins Tod" nur abwehrende Laute dem Zuhörer entgegen: „Es ist der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk" oder „Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen"; noch in der „Braut von Messina" bleibt lediglich einer der Gesellen der beiden feindlichen Brüder bei der blendenden rednerischen Gegenüberstellung stehen: „Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe liegt er gelagert am ruhigen Bach ... Aber der Krieg auch hat seine Ehre, der Beweger des Menschengeschicks." Im „Tell" endlich blitzt ein neues Gefühl auf. Noch klagt Stauffacher: „Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg; die Herde schlägt er und den Hirten". Ihm erwidert Gertrud: „Ertragen muß man, was der Himmel sendet, Unbilliges erträgt kein edles Herz". Da offenbart sich mit einem Schlage, daß Schillers Dichten zuletzt doch nicht so weit von den Zeitvorgängen abwich, wie aus Freytags Gegenüberstellungen sich ergäbe. Da verrät Schiller, daß er selbst über den Standpunkt seines Gedichtentwurfs von 1801 hinausgelangt war. Und da schon bereitet sich die kommende Dichtung der Befreiungskriege vor, die nicht ihr Schlechtestes leistete, wenn sie die Formen- und Anschauungswelt Schillers in den Dienst des Vaterlands stellte.

Freilich hatte, als Schiller dahinging, bittere Not die Deutschen noch nicht so grimmig angepackt wie in den Jahren nach 1806. Aus dieser bitteren Not ist die Befreiungsdichtung, sind überhaupt die Stimmungen des Jahres 1813 geboren. Nicht ein reichgesegnetes und blühendes Vaterland galt es zu schützen, sondern ein tiefgedemütigtes, ein

verarmtes, ein Vaterland, dessen Besitz wirklich nur noch seine geistige Kultur war. Das gibt den Deutschen der Jahre 1813 bis 1815 ihren heldenhaften Schwung: sie stritten nicht für die Erhaltung einer schönen Gegenwart, sondern für eine bessere Zukunft.

Langsam entwickelte sich nach dem Sieg diese bessere Zukunft, langsam überwand das deutsche Volk den bedenklichen Ruhm, nur ein Volk von Dichtern und Denkern zu sein. In stiller, innerer Arbeit schuf man an dem Werk, dessen Notwendigkeit die Jugend vom Anfang des Jahrhunderts erkannt hatte: an dem deutschen Einheitsstaat. Er sollte ja das rechte Bollwerk für Deutschlands geistige und künstlerische Kultur werden, die aus eigener Kraft sich des Feindes nicht erwehren konnte. Und darum war es immer noch ein Kampf um Zukunftshoffnungen, als die Deutschen 1870 gegen Frankreich zogen. Diese Hoffnungen gingen in Erfüllung. Das Große und Bewegende der Zeit lag und liegt ein für allemal in der Tatsache, daß damals endlich Wirklichkeit wurde, was am Anfang des Jahrhunderts nur wie ein fernes, beglückendes Zukunftsbild dem Deutschen sich aufgetan hatte.

Die Frühlingsstimmung, die vor vierundvierzig Jahren die Kämpfe der Deutschen trug, ist uns heute nicht gegönnt. Langgehegte Zukunftshoffnungen wollen jetzt nicht Wirklichkeit werden. Doch die reife Saat, die seit 1871 im neuen Deutschen Reich aufgeschossen ist, soll heute vor räuberischen Händen Schutz finden. In diesen vierundvierzig Jahren ist Deutschland zu dem zweitmächtigsten Handels- und Industriestaat der Erde geworden. Neben der alten Kultur der Dichter und Denker tat sich eine neue Kultur zielbewußter Tatkraft auf.

Manchem unserer Landsleute erschien und erscheint vielleicht noch heute diese neue Kultur, die er eine materielle und äußerliche schilt, wie ein zweifelhafter Gewinn. Könnte ihr Wert indes schlagender nachgewiesen werden als durch den Neid und die Mißgunst, die ihr im Ausland erstanden sind? Sie ist wirklich der Angelpunkt des Krieges. Längst hat sich ja herausgestellt, daß die Eifersucht auf die mächtig emporwachsende deutsche Industrie und auf einen Handel, der die Erde zu umspannen sucht, unseren Feinden der wahre Anlaß des Krieges war. Jeder Tag bringt neue Bestätigungen dieses Zusammenhangs. Noch besser aber beweist den Wert der neuen Kultur die unzweideutig ausgesprochene Absicht unserer Gegner, Deutschland wieder zum Land der stillen und ungefährlichen Dichter und Denker zu machen. Dem Deutschen, der endlich seiner Kraft bewußt geworden ist und sie im Wettbewerb der Völker zum Heil der Heimat nutzt, legt heute das Ausland den heuchlerischen guten Rat ans Herz, deutsche Größe nicht in der Macht des deutschen Einheitsstaates zu suchen, sondern – so wie es vor mehr als hundert Jahren Goethe und Schiller in schmerzlichem Verzicht taten – nur in geistiger und künstlerischer Leistung. Es möchte den Deutschen zu seinem wahren Glück zurückführen; mindestens spielt es sich so auf. Das Geschenk, das Danaer bringen, darf billig gefürchtet werden. Ja, es klingt jedem Einsichtigen wie bitterer Hohn, daß Deutschland heute mit Dank einen Standpunkt, dessen Unzulänglichkeit schon vor hundert Jahren offenbar geworden ist, von den Händen seiner Feinde angewiesen erhalten soll. Jämmerlich ist die Sorge, mit der unsere Feinde sich der alten deutschen Kultur auf Kosten Deutschlands annehmen wollen. Wir wissen, daß unserer

guten alten Kultur kein besserer Schutz erstehen kann als die neue deutsche Kultur der Tatkraft und des zähen Willens zur Macht.

Der Tag von Charleroi

Von Alfred Walter Heymel

„Als Buben hatten wir einen Nachbaronkel, der 1870/71 das Eiserne Kreuz erstritten hatte. Ihr könnt euch denken, wie der mit Fragen über den Krieg bestürmt wurde; aber immer wich er unserem kindlichen Drängen mit dem Bemerken aus: Ach, Jungens, laßt das, ich spreche nicht gern davon, es wurde damals ein bißchen viel geschossen .... So geht es auch mir, liebe Freunde", sagte der Oberleutnant, der gerade aus der Schlacht an der Marne, weil er krank geworden war, für kurze Zeit zurückgekehrt, sich zu Hause erholte und von den Seinen gedrängt wurde, erlebte Einzelheiten aus der Schlacht zu erzählen. „Wirklich, ihr Lieben," fuhr er fort, „es wurde auch diesmal da unten ein bißchen viel geschossen, so auch bei Montmirail, von wo ich gerade herkomme, ja eigentlich war es überall so."

Nun wollten natürlich die Zuhörer Einzelheiten wissen, welche Gefühle man hätte, wenn man so durch das Granaten- und Schrapnellfeuer reiten müßte oder still in einem Graben in Deckung läge und die Geschosse dicht vor einem auf der Straße oder auf einem nahen Felde krachend aufschlügen und zerplatzten oder in der Luft puffend zerstöben.

Unser Krieger antwortete: „Mir hat eigentlich nichts in den Schlachten von Namur, Etreux, St. Quentin und an der Marne, die mitzufechten ich die Gnade und das Glück

hatte, einen besonders fürchterlichen Eindruck gemacht, nicht einmal dies heftige, herrische, rechthaberische, unerbittliche, bösartige französische Artilleriefeuer, denn meine eigene, meiner Eskadron und meines Regiments, unserer ganzen Division Feuertaufe in Charleroi war so über alle Begriffe schauerlich, so nichts war in uns auf diese zuerst zu bestehenden Greuel vorbereitet, daß alles, was der schwere Feldzug später gebracht hat, viel leichter zu ertragen für uns war, vorausgesetzt, daß an diesem ersten Tag des Schlachtens die Nerven ganz heil geblieben waren.

Wenn ihr mir versprecht, mich nie wieder nach persönlichen Erlebnissen und Einzelheiten des Feldzuges auszufragen, so will ich im Zusammenhang dies Gräßliche und zugleich Großartige erzählen, aber ihr müßt Geduld haben, denn es hat nur Sinn, wenn ich euch den ganzen Verlauf des Schreckenstages von Stunde zu Stunde vor Augen führe, damit ihr einen Vollbegriff des Krieges bekommt.

Natürlich waren die andern mehr als einverstanden, füllten die Gläser neu und rückten um den Tisch enger zusammen.

„Unser Reiterregiment", begann der Erzähler, „wurde in der Nähe der feindlichen Grenze ausgeladen und kurze Zeit auf einem Truppenübungsplatze aufgehalten, weil sich dort unsere Division, der wir als Aufklärungskavallerie zugeteilt werden sollten, sammelte.

Schon hatten viele von uns ungeduldige Angst, wir könnten noch länger auf den Vormarsch an die Front zu warten haben; wir hörten von der großen Festung nahe an der Grenze, um die in den Tagen hart gekämpft wurde, den Kanonendonner der Haubitzen herüberdröhnen; wir hörten



von den haarsträubenden Grausamkeiten, die ein jahrelang welsch und katholisch verhetztes Volk aus Wut über unseren Bruch einer Neutralität, die es selbst tausendfach vorher gebrochen hatte, an unseren Landsleuten, Soldaten, Zivilisten, Frauen und Kindern begangen haben sollte. Wir kochten unserseits innerlich, diese Schandtaten zu rächen, und einige Verse aus meinem Kriegstagebuch deuten unsere damalige Stimmung vielleicht am besten.

Die wartenden Reserven

Was donnern die Haubitzen
von Lüttich zu uns her,
wir wollen hier nicht sitzen,
wir wollen zum vordern Heer.

Wir halten Roß und Leute
und unsere Herzen kaum,
und jeder denkt nur heute,
und morgen ist ein Traum.

Wir sind uns weggenommen,
gehören uns nicht an,
das Land hat uns bekommen
zu eigen Mann für Mann.

Wir drängen all nach vorne,
nur hinten ist uns bang,
wir sind voll Grimm und Zorne,
bis unser Säbel sang,

bis daß er sang Verderben
auf dies verworfne Land:

ganz Belgien geh in Scherben
am eignen Mord und Brand.

Froher und freier wurde es uns um die Brust, als wir bald darauf über die Grenze marschierten, die ersten, zur Strafe niedergebrannten Häuser sahen, ein aufwieglerischer Pfarrer in einem nahen Wäldchen an einem Baume im Winde hin und her wippte und das Gefechtsfeuer sich immer deutlicher markierte.

Einige Tage mußten wir uns allerdings noch gedulden, denn die früher ausgerückten Truppen hatten schon gute Arbeit getan, die erste Festung fiel in diesen Tagen, und zur Belagerung und Eroberung der zweiten waren wir mit angesetzt. Noch hatten wir keine Kugel pfeifen hören, nur dann und wann ein nervöses Vorpostengeknatter in der Nacht, bei dem aber niemand getroffen werden konnte, da kein Feind da war. Französische Streitmächte wurden häufig gemeldet, zogen aber, wie zum Spott, immer vor uns her und wurden von uns nie gesichtet, geschweige denn gestellt.

Am 21. August endlich wurde die Sache feierlicher. Gefangene wurden vorbeigeführt, erschossene Pferde lagen an der Straße. Nachmittags ging die Vorhut unserer Division richtig in Stellung.

Zu meiner unbeschreiblichen Freude bekam ich den Auftrag, festzustellen, wie stark die gemeldeten feindlichen Kräfte in den Dörfern Thiméon und Gosselies seien.

Der Kommandeur ermahnte zur Vorsicht, wenn wir in die Nähe der Dörfer kämen, das Gelände schiene der Karte nach sehr frei zu sein, er riet mir, irgendeinen hohen Punkt zur Beobachtung zu wählen, einen Kirchturm oder einen hohen Strohschober. Dann ritt ich mit meinen zwölf Jungens

los, und als wir in das beschriebene freie Gelände kamen, da sahen wir, daß gar nichts zu machen war, als, so vorsichtig es eben ging, erst einmal geradeaus auf das Dorf Thiméon loszureiten, denn nirgends bot sich ein Aussichtspunkt, und so verabredete ich mit einem jeden, wohin wir uns, im Falle wir Feuer kriegen sollten, zurückziehen wollten.

So ritten wir, weit in Fächerform auseinandergezogen, über die Getreidefelder, auf denen einzelne Bauern die Ernte einbrachten und uns fast zu freundlich Auskunft gaben. Wir strebten einer kleinen Anhöhe zu, von der wir uns Überblick erhofften und auf der noch die wohlgeordneten Garben in ihren gewöhnlichen Abständen lagen.

Als wir aber auf etwa 200 Schritte heran waren, wurden die Garben lebendig, und wir befanden uns im heftigsten Infanteriefeuer, mußten etwa 500 Meter ungedeckt im Galopp über das freie Feld zurück, wobei wie durch ein Wunder niemand verletzt wurde, nur ein Pferd einen Streifschuß am Hufe erhielt.

Als wir nach rechts hinüberhaltend versuchten, gegen Gosselies durchzubrechen, wurde von der Chaussee aus wieder Feuer auf uns eröffnet.

Meine Leute benahmen sich prachtvoll, einer von ihnen kam aus dem Sattel, da sein Pferd ins Stolpern geriet, ich dachte schon, er sei abgeschossen, aber gleich waren zwei seiner Kameraden bei ihm, fingen sein Pferd ein und halfen ihm im feindlichen Feuer hinauf. Solche Fälle der unbedingten Kameradschaft habe ich im weiteren Verlauf des Feldzuges unzählige erlebt.

Der Stolz meiner Patrouille, als erste von unserer Divi-

sion Feuer bekommen zu haben, war unschreiblich, besonders ging der Mann, dessen Pferd einen Hufschuß bekommen hatte, wie ein Pfau umher, und ich machte ihm und mir das Vergnügen, ihn mit der Meldung an den Divisionskommandeur zu schicken, daß die Felder, Höhen vor Thiméon und Gosselies von feindlichen Kompagnien besetzt seien und keinen Einblick in die Stellungen des Feindes durch Kavallerie gestatten.

Dann mußten wir alles erzählen, alle waren wir vergnügt, denn wie das kleine Scharmützel stattgefunden hatte, entsprach es den Vorstellungen, die wir zu Hause vom Krieg durch Manöver und kriegsgeschichtliche und historische Studien, ja sogar aus der Zinnsoldatenspielzeit her erhalten hatten.

Der Schluß des Tages war friedlich, der Feind zog sich wieder wie zum Schabernack zurück, und wir bezogen Ortsunterkunft, ohne von irgend jemand belästigt oder angegriffen zu werden.

Am Morgen des 22. August, der trübe und staubig anbrach, saßen wir mit dem Bewußtsein auf: heute müssen wir die Flußübergänge über die Sambre in Charleroi gewinnen, wenn anders wir rechtzeitig in die große Schlachtlinie einrücken wollen, um die zweite gewaltige Festung, nämlich Namur, mit erobern zu helfen.

Es war etwa 5 Uhr, als das Regiment gesammelt stand, der Kommandeur die Kolonne zu zweien abritt und nach dem ältesten Rittmeister rief. Es war der Führer jener ersten Schwadron, zu der auch ich gehörte. Wir erhielten den Auftrag, die Spitze der Vorhut zu bilden. Zugleich wurde uns mitgeteilt, daß nach Meldungen anzunehmen sei, daß wir hier und da auf Barrikaden stoßen würden, die dann von

schnell vorzuziehender Artillerie und Maschinengewehren weggeputzt werden sollten.

Also wir ritten an und kamen bald vom freien Lande auf der Chaussee durch Dörfer, die schon wie Vorstädte aussahen, wurden überall von der Bevölkerung fast höhnisch freundlich begrüßt, man bot den Reitern Wasser, Kaffee, Tabak an, und als wir schließlich in den richtigen Anfang der schmutzig düsteren Stadt hineinritten, als die Felder, Wiesen, Bauplätze und Gartenstücke zwischen den Häusern mehr und mehr aufhörten und sich die niedrigen einstöckigen Häuser kasernenartig aneinander gliederten, kam plötzlich aus einem Haus ein, wie es schien, deutschfreundlicher Belgier auf unsern Rittmeister, neben dem ich gerade ritt, zu und sagte zu uns: „Nehmen Sie sich in acht, in zehn Minuten werden Sie aus den Häusern Feuer bekommen".

Wir hielten sofort, riefen für einen Augenblick den Offizier, der mit dem ersten Zuge als Spitze 200 Meter vor uns geritten war, zurück, machten ihn mit der Einwohnerwarnung vertraut und schickten einen Meldereiter zurück zum Befehlshaber der Vorhut und baten um Maschinengewehre. Der Reiter kam zurück mit dem Bescheid, wir möchten vorsichtig feststellen, ob die Warnung stimmte, Maschinengewehre würden im Notfall nach vorn kommen.

Die Spitze, die mein Freund, der Oberleutnant S., führte, trabte nun wieder nach vorn und fing sich, was sie an Zivilisten habhaft werden konnte, als Geisel ein und ließ so etwa zwölf bis sechzehn alte und junge, dicke und dünne Individuen vor und zwischen seinen Lanzenreitern marschieren; außerdem hatte sie die kameradschaftliche Order, nicht allzuweit vorauszureiten.

Etwas, was mich ganz besonders erschreckte und Böses ahnen ließ, war der Umstand, daß die zu solchen Zivilisten gehörigen Frauen in ein wildes Weinen ausbrachen, eine Rothaarige, Fanatische warf sich auf das Straßenpflaster, bekam Schreikrämpfe, andere drohten, die hageren Arme in die Luft gereckt, hinter uns her, obwohl man sie alle des öfteren versicherte, daß ihren Ernährern und Söhnen, Freunden und Liebhabern nichts geschehen würde, solange man uns nichts täte. Alle diese vielsagenden Szenen spielten sich in Nebenstraßen ab.

So ritten wir wohl noch etwa zehn Minuten vorwärts, die Straße war ganz menschenleer, alle Häuser waren fest verrammelt, Balken lagen vor den Türen, die Läden waren alle herunter, nichts war zu hören, nichts zu sehen. Da kam von hinten der Adjutant zu uns vor und brachte irgendeinen Auftrag. In dem Augenblick sagte ich: ‚Nun ists doch nur noch eine Frage von Minuten, daß die Schufterei anfängt.'

Das war genau in dem Augenblick, als mein Freund an der Spitze, da er in einiger Entfernung vor sich einen dunklen Strich über die Straße gezogen sah, einen der Zivilisten fragte: ‚Eine Barrikade?' ‚O nein, die Eisenbahn', war die Antwort, und in demselben Augenblick krachte auch schon eine regelrechte Infanteriesalve von der Barrikade vor uns durch die enge Straße uns entgegen.

Ich sah zwei bis drei Reiter der Spitze sofort sich überschlagen, auch die Geiseln mit am Boden rollen, meinen Freund neben seinem Pferd stehen. Ein rasendes Schnellfeuer folgte abwechselnd mit Salven, wir konnten nirgends heraus; natürlich machten wir sofort kehrt, und so ging es, ein wildes Gehetze, über das holprige Straßenpflaster, im

Rücken die sausenden Kugeln, die Richtung zurück, von wo wir gekommen waren. Pferd auf Pferd brach zusammen.

Doch da geht die leibhaftige Hölle erst recht los, das Feuer verstärkt sich, die Kugeln kommen nicht allein aus den Häusern, auch von rechts und links, aus Kellerluken, Fenstern, Dächern, und schon liegen dreißig bis vierzig Pferde, und viele Reiter rennen durcheinander. So versuchten die Schurken von rechts und links ihre Angelhaken nach unserem zuckenden Leben auszuwerfen, während sie von hinten unaufhörlich bemüht waren, gleichsam mit Kugelnetzen unseren vorwärtszappelnden Haufen zu Boden zu reißen.

Ich sehe links, wie auch der Adjutant neben seinem Pferd steht, da fühle ich von hinten in das Pferd einen Stoß nach vorn dringen. ‚Meiner Seel,‘ denk ich, ‚verwundet, gleich liegen auch wir, Fensterziele für Schrotbüchsen, aber Dank dem Herrn‘ – und im Galopp geht es weiter, bald auf der Straße, bald auf dem Trottoir – und nun, liebe Freunde, sehe ich es euren Gesichtern an, was ihr fragen wollt, denn ihr möchtet gar zu gern wissen, was man in solchen Augenblicken denkt oder fühlt.

Ich will versuchen, in meinem Gedächtnis nachzuforschen, was ich so etwa gedacht haben mag. Zuerst: ‚Diese Hunde, daß man sich von ihnen erschießen lassen muß, ohne was dagegen tun zu können‘, dann: ‚Zurück, aufgepaßt, daß man nicht über ein liegendes Pferd stolpert‘, und dann, wenn die Kugeln immer näher um die Ohren fliegen, steigt vielleicht zum erstenmal eine Kälte zum Herzen hinunter und eine Hitzwelle den Rücken hinauf, und man sagt sich: ‚O, mein Lieber, hast du am Ende Angst?‘ Aber dann kommt ein so wundervolles Gefühl der Sicherheit, ein sich ganz in der

Hand der Vorsehung Fühlen über einen, daß man plötzlich weiß oder glauben will: ‚Ich kann ja gar nicht getroffen werden, denn ich habe noch viel zuviel zu leisten, viel zuviel gutzumachen ...‘ und dann überflutet einen etwas wie eine wilde Freude und ein Entkommenwollen, wie beim Rennen, etwas Sportliches, und man denkt: ‚Wenn der Lebenswille nicht stark genug ist, Kugeln aus seiner Bahn abzulenken, taugt er überhaupt nichts.‘ Und dann schließlich erinnert man sich vielleicht eines kleinen Spitzentüchelchens im Brustbeutelchen, das nun im Galopp unter dem Waffenrock hüpft. ‚Dies ward dir als Talisman gegeben, es wird dich beschützen‘, denkt man. Aber das ist alles nicht das Richtige, was man denken soll, sondern dies ganze Durcheinander muß rasch vorübergehen, und es gibt nur einen soldatischen Gedanken: Pflicht, aufpassen, daß noch alles recht wird.‘

Da sehe ich meinen Rittmeister plötzlich neben mir, ganz blaß, zeigt auf seinen Fuß und sagt: ‚Sehen Sie mal, was die Schweinehunde gemacht haben!‘ Und ich sehe das schöne, rote Blut durch die Gamaschen den Stiefel heruntertropfen und sage ziemlich blödsinnig: ‚Wadenschuß!‘ Sprenge aber zurück, hole den Doktor nach vorn, und nun kommt der Augenblick, wo nichts mehr gedacht wird als: ‚Zusammenhalten! Du mußt die Schwadron führen!‘ Und das für einen jungen Offizier wundervolle Kommando klingt hell und laut über die Lippen: ‚Die erste Eskadron hört auf mein Kommando!‘

Aber es ist ein unaufhaltsames Zurückfluten, die Protzen der anfahrenden Artillerie werden umgerissen, und irgendwoher tönt ein Ruf: ‚Zurück, kehrt!‘ Er veranlaßt die anderen Schwadronen, ihrerseits kehrtzumachen; sehr zu ihrem

Schaden, denn nun fangen die Versteckten oben in der Straße wieder ein Geschieße auf die wehrlosen Reiter an, denn wir waren weit in die Falle hineingegangen. Ich also zur Schwadron zurück, die in einer Nebenstraße sich notdürftig sammelt. Ich versuche unter Scherz und Drohung zu ordnen, was zu ordnen ist; viel war in dem Augenblick nicht erreichbar.

Auf einmal höre ich, wie vorn ein junger Artillerieleutnant wie verzweifelt nach Munition und Deckung schreit, ich gebe den Befehl nach Munition einem jungen Offizier weiter und sehe folgendes Bild: Zwei Kanonen mitten auf der Straße, je zwei Kanoniere zur Bedienung, je drei Schuß pro Geschütz, die andre Munition liegt irgendwo auf der Straße verloren, der junge Leutnant in der Mitte und der Kommandeur des Regiments als Führer des Detachements, nachdem man auch ihm das Pferd unter dem Leib erschossen hat, hinter einem Artillerieschild.

Wieder zurück und mit zwölf wackeren Burschen meiner Schwadron in die Straße eingerückt, wo sie so Grauenhaftes vor fünf Minuten erlebten. So haben wir wenigstens einige Mannschaften, um die Geschütze zu schieben und Meldereiter zu versenden.

Die ersten Geschosse sausen mit entsetzlichem Getöse die lange Straße hinunter gegen die Barrikaden, nichts rührt sich dort mehr; wir sehen nur auf der Straße unsere verwundeten Reiter und Pferde unbeweglich liegen oder sich bewegen.

Da befällt mein Pferd ein Zittern; ich bin im Nu aus dem Sattel, es schweißt nirgends, aber es schwitzt und scheint sich kaum noch auf den Beinen halten zu können, schließlich



hebe ich den Schweif in die Höhe und sehe, daß eine Kugel neben dem After in den Magen gedrungen ist, so daß es inwendig verbluten muß. Ich führe es seitwärts in einen Vorgarten und gebe ihm die Gnadenkugel, dem braven d'Arcy, der mir so tausend und einen Dienst geleistet hatte! Wie ging er unter dem Damensattel, bestand sogar unter den Augen Seiner Majestät in Döberitz, trug mich in Bückeburg, Bremen und Oldenburg über viele Jagdsprünge, war placiert im Korpsrennen im Munsterlager, ging im Dogcart und vor der Front und als Krankenpferd in den Dünen von Norderney. Kurzum, er war jenes Gebrauchspferd, das man immer sucht und so selten in den Stall bekommt.

Schnell nehme ich mir einen Schimmel von meinen zwölf Getreuen, zu denen sich mittlerweile die zweite Schwadron herangefunden hatte und die sich alle in Deckung auf einem Gartenstück in einer Nebenstraße sammelten. Ich sattele um und reite, an den Schimmel von Omaru, nicht etwa an den des braven Froben denkend, rückwärts, den Maschinengewehren entgegen. Da kommen sie auch schon die Straße heruntergerasselt, die Pioniere schlagen rechts und links in den Häusern die Türen und Fenster ein, und es gibt einen kurzen und grauenhaften Kampf in den Kellern und auf Treppen. Nur Bajonett, Axt und Beil werden gebraucht, und man tut gut, nicht zuzuschauen.

So befinde ich mich etwas rückwärts, mitten auf der Straße, zwischen einer Infanteriekompagnie, die links und rechts die Trottoire dreigliederig besetzt hält und die gegenüberliegenden Häuser beobachtet.

Ein Schuß ertönt; er wird wohl irgendeinem der Unsrigen von selber losgegangen sein. Sogleich erhebt sich das Ge-



schrei, es wird wieder aus den Häusern geschossen, eine Panik entsteht, und es beginnt ein rasendes, sinnloses Schießen kreuzweise über die Straße, in die Häuser hinein. Zwei Infanterieoffiziere und ich zu Pferde mitten auf der Straße, die anderen steigen ab; mir ist schon alles einerlei, ich bleibe ruhig auf dem Schimmel, lege meinen Kopf auf seinen Hals und denke: ‚Nur die Kugel, die für dich gegossen ist, wird dich treffen.'

Aber man war so zugedeckt vom Kugelregen, es war ein so infernalischer Lärm durch den Widerhall der Gebäude, das Aufschlagen der Geschosse auf Dächer, das Einbrechen in Läden und Fenster, Anprallen gegen Ziegelsteine, daß man sich gar nichts Erschreckenderes denken kann. Kurz fühlte ich wieder die heiße Welle den Rücken herauf, dann aber kam die alte Ruhe über mich; eigentlich mußte ich lachen, denn der Eifer des gänzlich zweck- und ziellosen Schießens war zu komisch. Nach einigen Minuten hörte es auf, nachdem das längst gegebene Signal: Stopfen! durchgedrungen war. Wir sahen uns alle an und schüttelten die Köpfe, und ich persönlich dachte: ‚Du bist ja noch viel zu unreif, um abgeschossen zu werden', und aß den Rest meines mitgenommenen Frühstückes auf der Straße auf.

Die Barrikaden zu beseitigen und die Verwundeten einzuholen, war jetzt die Zeit gekommen. Es war anzunehmen, daß kein Feind mehr hinter dem Steinhaufen liegen würde, nur mußte man sich in acht nehmen, daß nicht ein seitlich eingebautes Maschinengewehr uns neue Verluste verursachte.

So gingen wir, die Maschinengewehre, die beiden Kanonen vorweg, Infanterie daneben und dahinter, Schritt für Schritt vor. In jedem Hause wurden wiederum die Türen einge-

schlagen, und wo Einwohner mit Waffen gefunden wurden, niedergemacht.

Leider legten unsere Reiter zu früh Feuer in den Häusern an, denn beinahe wären wir dadurch später an einem kurzen Rückzug gehindert worden, da die Glut und der Rauch ein Zurückgehen fast unmöglich machten. Zum freudigen Erstaunen war die Anzahl der Toten und Verwundeten verhältnismäßig gering, und wer beschreibt unsere Freude, als plötzlich hinter einem Haus bekannte Stimmen zu rufen anhoben und unser Adjutant mit einem Dutzend zum größten Teil heiler oder wenig verwundeter Reiter sich beim Kommandeur meldete. Er war gleich zu Anfang der Schießerei vom Pferde gesprungen, hatte sich in eine Hausnische hineingeduckt und dann ein besser gebautes Haus mit Vorgarten gefunden, durch das er dann in den rückwärts gelegenen Teil des Gartens hatte durchkommen können, nachdem er alles, was noch laufen konnte, um sich versammelt hatte.

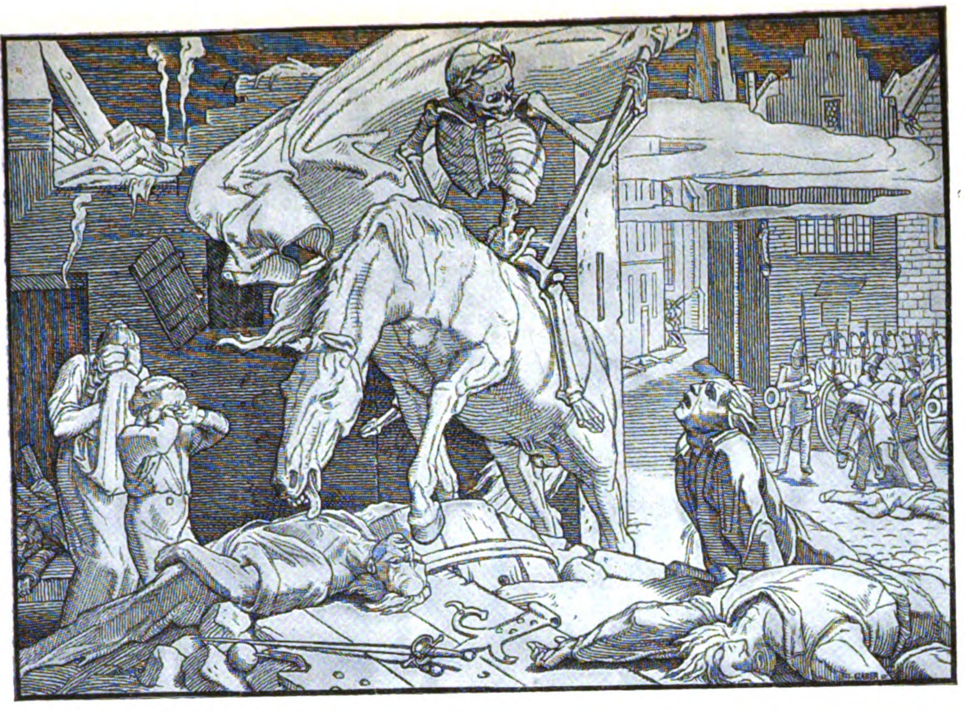
Auf der Straße sahs schlimmer aus. Ein gefallener Soldat in der Landschaft, dem eine Granate das Bein, den Arm oder gar den Kopf abgerissen hat, ist sicher ein trauriger Anblick, doch heiligt der Tod auf dem Schlachtfeld sogar solchen Schrecken und klärt das Düsterste auf. Aber unsere Grauröcke so auf dem Pflaster liegen zu sehen, zum Teil mit den häßlichsten Schrotschüssen, die sie aus nächster Nähe aus den Häusern erhalten hatten, dazwischen ein älterer Zivilist, schlecht rasiert, spärliches graues Haar, schmutziger dunkler Anzug und dann der Schädel gespalten, das Gehirn herausquellend, das war ein so abscheuerregender Anblick, so ganz anders, als man vom Krieg erwartet hatte, daß man gut daran tat, mit geradeaus gerichteten Augen sich um nichts zu

kümmern. An einzelnen Stellen floß das Blut buchstäblich in den Gossen, die Einwohner mußten viele ihrer Leute beiseite geschafft haben, und wir hofften nur, daß keine der Unsrigen dabei gewesen sind, denn deren Schicksal wäre ein unausdenkbares. Der Blut- und Brand- und Wein- und Kognakgeruch wurde unerträglich. Alle Fässer waren zerschlagen und strömten den Inhalt auf so unedle Weise aus.

Die Barrikade war unbesetzt, und eingefangene Zivilisten mußten die Straße ebenso schnell wieder frei machen, als ihre Mitbürger sie uns versperrt und zu einer Meuchlerfalle hergerichtet hatten.

So weit waren wir nun, hatten aber die ziemlich sichere Aussicht, wenn wir auf dieser Straße weiter vorrückten, noch auf sechs bis sieben solcher Hindernisse zu stoßen und uns immer wieder, wie man bei den Soldaten sagt, im Wurstkessel zu befinden. Ganz besonders beunruhigte, ja geradezu unverständlich schien es uns, daß der Haupttrupp nicht folgte, und als ich noch einmal so weit zurückgeritten war, als man sich, ohne irrsinnig zu sein, in dieser Stadt der Hinterhälte allein vorwagen konnte, mußte ich die Meldung zurückbringen, daß keine Truppen uns folgten. Ich tat dies alles, um möglichst keinen Augenblick unbeschäftigt zu sein; mir schien dienstliche Tätigkeit die einzige Rettung vor dummen Gedanken.

Da standen wir nun an der eroberten Straßenkreuzung, in einer kleinen, gänzlich verwüsteten Wirtschaft wurde noch ein bißchen Mineralwasser und Rotwein gefunden, so daß jeder der Offiziere ein halbes Glas für die gänzlich ausgetrocknete Kehle bekam. Da, endlich, ein Radfahrer mit Botschaft für uns. Das Gros ist seitlich abgebogen, wir sollen



Alfred Rethel: Der Gott des Krieges

sofort kehrtmachen und so schnell wie möglich heranziehen. Die Division ging seitlich über die Sambre an der und der Stelle, wir sollten die Funktion der Nachhut übernehmen. Es mag etwa 12 Uhr mittags gewesen sein, als dieser Befehl kam, die Sonne brannte nun siedendheiß, und vorläufig schien das Schlimmste überstanden.

Aber, liebe Freunde, nicht wegen diesem nervenerschütternden Geschieße in der Stadt und dem darauffolgenden widerlichen Gemetzel habe ich euch die Ereignisse dieses Tages so ausholend erzählt, sondern als Vorbereitung für die Eindrücke und Geschehnisse, die nun erst kamen, denn sie waren es noch mehr, die mir den Sinn und Schrecken des Begriffs „Krieg' gleich am ersten Tag unbarmherzig klargemacht haben.

Wir waren also aus einer Vorhut eine Nachhut geworden und konnten sehen, wie wir uns mit den Haupttruppen vereinigten. Von allem wurden Geiseln, auch Curées darunter, gemacht, die Kavallerie und Artillerie marschierte nicht mehr ungeschützt allein, sondern war flankiert von Infanterie und Pionieren, man lernt immer sehr schnell zu, wenn man erst eins drauf gekriegt hat.

So kamen wir, nachdem wir mit Mühe und Not noch gerade durch die von uns selbst angezündeten, brennenden Straßen, durch Rauch und Hitze durchgekommen waren, unter dauerndem Geknatter der in den Häusern aufgestapelten und jetzt nur noch unschädlich puffenden Patronen, die übrigens die freundliche Absicht der früheren Bewohner verrieten, auf einen großen Bauplatz in einer anderen Vorstadt und fanden dort unsere dritte Schwadron, allerhand andere Truppen und unsere Handpferde.



Strahlend vor Glück ritt ich zu diesen rüber, um mich auf meinen guten Schecken Woiwode, ein prachtvolles Jagd- und Springpferd, zu setzen, als mich die Nachricht wie ein Keulenschlag trifft, daß auch er weg ist, erschossen, wie der Bursche sagt, denn man hat auf die Handpferde geschossen, losgerissen, wie andere behaupten, was mich in noch größere Verzweiflung und Wut versetzt, weil ich dadurch die Idee nie werde los werden, daß der Brave noch lebt und von irgendeinem Unberufenen geritten wird, während ich mich mit Remontepferden herumschlagen muß.

Auf einem Karren, halb zugedeckt, lag ein braver Unteroffizier von der dritten Eskadron, der kurz vorher nach zweistündigen Qualen an einem schweren Bauchschrotschuß den Heldentod gestorben war. Ein liebenswürdiger Infanteriemajor kam auf mich zu und bot mir 12 Infanteristen mit Spaten an, damit ich den Unteroffizier begraben sollte. Gerade hatte ich mir Gedanken darüber gemacht, den armen wackeren Kerl so liegen zu lassen, ohne zu wissen, was aus ihm werden sollte; so kam mir das Angebot hoch willkommen.

Einige holten aus nahem Gärtlein sogar Blumen herbei; als wir ihn der Länge nach, den Kopf nach Osten, in sein primitives Grab gelegt hatten, warfen wir Blumen und Erde auf ihn, und ein kurzes Gebet wurde gesprochen, das Vaterunser bis ‚dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden!', mehr wäre uns schon wie Schwatzhaftigkeit oder Belästigung des Höchsten vorgekommen, dann noch ein roh gezimmertes Kreuz mit einer Bleistiftinschrift, seinen Helm oben drauf. Dank an die hilfreichen Soldaten und Schluß. Die drei Ehrensalven, die der Tote so sehr verdient hatte,

mußten unterbleiben, damit nicht Alarm oder Panik entstünde. So ein Begräbnis, das einschließlich des Grabgrabens etwa 20 Minuten dauerte, geht vielleicht mehr auf die Nerven als der Anblick von hundert um einen herum Fallenden.

Es ging dann wieder vorwärts, und noch einmal wurde haltgemacht auf einem großen, gepflegten Marktplatz, auf den von allen Seiten Landschafts- und Industriehügel heruntersahen und einem so recht den Gedanken angenehm machten: Wenn die jetzt mit Franzosen besetzt wären! Dort trafen wir den Führer unserer großen Fern- und Nachtpatrouille, den wir längst, samt seinen Soldaten, für verloren gehalten hatten. Er erzählte, daß er von den Bewohnern der Stadt auf das freundlichste empfangen und bewirtet wäre, es hatte ihnen eben daran gelegen, daß kein Schuß vor der Zeit fiel, nicht eher, als wir wirklich in der Falle drinsaßen. Nun, wir sind ihnen nicht ganz hineingegangen. Sie hatten angenommen, daß wir auf der zuerst eingeschlagenen Straße weiterrückten und uns bis etwa 7 Uhr aufhalten würden, dann sollten die französischen Truppen uns beim Ausmarsch aus der Stadt mit Artillerie zurückwerfen, und erst dann wäre das eigentliche Vernichtungsschlachten in der Arbeiterstadt losgegangen. Es ist später herausgekommen – wir haben die Uniformen gefunden – daß zwei Bataillone der besten französischen Infanterie überall verteilt waren, um das Feuer der belgischen Garde Civile und der Franktireurs zu organisieren und zu disziplinieren.

Wir aber waren halb fünf Uhr mit den Ersten über den Fluß, traten aus der Stadt heraus, nahmen die angebotene Feldschlacht an, und wie die ausging und wie fürchterlich

für uns das Warten auf diesen Ausgang wurde, das will ich jetzt zum Schluß erzählen.

Wir waren zwischen 5 und 6 Uhr an einer ziemlich schmalen Sambrebrücke, rechts und links unheimliche, riesengroße, dunkle Fabrikgebäude, groß genug, um in jedem ein Infanterieregiment unterzubringen. Ein Vorrücken war vorderhand nicht möglich, da die Straße vor uns mit eigenen Truppen gesperrt war. So stand ein Teil unseres Regiments diesseits den Berg herunter zu zweien, ein Kinderziel, ein Teil jenseits der Brücke, und niemand wußte, ob sie nicht jeden Augenblick mechanisch gesprengt werden konnte. Unaufhörlich pfiffen einzelne Kugeln über uns hinweg, aus dem oberen Stadtteil abgegeben, einmal hörten wir ein Maschinengewehr, das in irgendeinem Häuserdach eingebaut sein mußte; aber die Kugeln gingen alle zu hoch und zu weit und trafen nicht; wenigstens nicht uns.

Wir hatten alle das Gefühl, daß, wenn jetzt unsere letzte Infanterie über die Brücke hinüber sein würde, wir als Schluß des Detachements wiederum die ganze hinterlistige Wut der Bevölkerung auszukosten haben würden. So entschloß sich unser Kommandeur, den Rest der Reiter heranzuholen und einen hinter dem andern, jenseits der Brücke an die Häuser gedrückt, aufzustellen.

Wir unterhielten uns bis Anbruch der Dunkelheit damit, dann und wann auf irgendein Haus des gegenüberliegenden Ufers zu schießen, aus dem man auf uns geschossen hatte.

Oben, auf der rückwärtigen Höhe, vielleicht eine halbe Stunde Marsch von uns entfernt, tobte die Feldschlacht. Wir unterschieden ganz genau unser ruhiges, festes, energisches Artilleriefeuer, vor allem das Schweigen gebietende Krachen

unserer schweren Artillerie beim Feldheer, des größten Schreckens der Franzosen, von dem heftigen, nervösen, französischen Feuer.

Wir wußten aber auch ganz genau, daß, wenn es da oben schief geht, wir durch Charleroi zurück mußten, und ich glaube, ein jeder von uns hätte sich lieber an der Stelle, auf der er stand, totschlagen lassen, als noch einmal zu versuchen, durch diese Hölle jetzt in den sicheren Tod zurückzugehen und dem Gorgonenhaupt dieser Stadt in der Nacht ins Auge zu schauen.

Da erhielt ich den Auftrag, mit meinem Zug einmal links herauszufühlen, ob dort vielleicht eine Abzugsstraße für uns nach Chatelet in Frage käme.

Ich ließ führen, Karabinerschützen neben den Pferden gehen und das äußere Tor einer der großen Fabriken am Fluß aufbrechen, um sicher zu sein, beim Zurückkommen nicht von dort durch überlegene Kräfte niedergemacht zu werden. Wir fanden aber keinen mehr, außer zwei heulenden, unsagbar erbärmlich feigen Ingenieuren, die uns sofort verrieten, daß die Fabrik bis zum Nachmittag von Schützen besetzt gewesen sei, die sich jetzt aber auf den anliegenden Höhen verteilt hätten. Das sprach sich herum. Ich glaubte zu merken – und das ließ mein Herz zu Eis erstarren, und ich hoffe immer noch, unrecht gedacht zu haben –, daß meine sonst so braven Reiter keine rechten Nerven mehr hatten, vorwärts zu gehen, ihr Schritt wurde immer langsamer, sie suchten mit immer mehr Umständlichkeit Zivilisten einzufangen, kurzum, ich sah mich gegebenenfalls vor der Notwendigkeit, gegen die eigenen Truppen einzuschreiten, das Herzzerreißendste, was einem im Krieg passieren kann, jedenfalls schickte ich mich wehen Herzens an, auch in diese

abgrundtiefe Perspektive zu schauen. Da aber kommt ein Meldereiter und ruft uns zurück. Kaum drehen wir, beginnt ein lebhaftes Feuer aus dem Dunkel von den Hügeln links auf uns, aber wieder gehen alle Kugeln weit über uns weg, niemand wird getroffen, und in atemlosem Lauf, die Pferde am Zügel, treffen wir aus der Dunkelheit beim Regiment wieder ein, das von Flammen umloht ist. Ich war wie befreit, daß ich nicht weiter gemußt hatte.

Doch nun paßt auf! Denkt euch eine ziemlich breite Straße, die aus einer Arbeiterstadt herausführt, diese Straße aber von vier, fünf Kolonnen so besetzt, daß, wer in dem Heerzug drinsteckt, keinen Schritt vor und zurück machen kann, Maschinengewehre, Munition, Artillerie, Reiterei, Infanterie, Pioniere, alles nebeneinander, dabei Hitze und Feuerbrand von den rechts und links wie wahnsinnig brennenden Häusern her, von denen alle Augenblicke eins einstürzt, eine brennende Hochspannung, die sich schließlich zur Erde auf die Pferde der Maschinengewehre heruntersenkt und sie bis zur Unkenntlichkeit verkohlt, dann Franktireurfeuer, das zwar keinen Schaden anrichtet, aber über die Kolonnen vorbei pfeift, saust, miaut, gegen die elektrischen Drähte schlägt und alle Nerven bis zum Unerträglichen kitzelt und peinigt. Diese Drähte reißen; sie sind noch mit Strom geladen und bilden eine ständige Lebensgefahr für Roß und Reiter. Ein immer heftigeres Artillerie- und nun Infanteriefeuer in nächster Nähe auf der Höhe, dann deutlich zu unterscheiden das Hurra unseres braven Infanterieangriffs, und wir da unten eingekeilt, untätig, wartend, nur mit der einen Gewißheit, gehts schief, müssen wir noch einmal durch diese Höllenstadt, wie ich vorhin schon einmal sagte.

Dann kommt wieder Bewegung in die Truppenmenge; es geht eine Minute vorwärts, dann stockt wieder alles, wieder eine Minute weiter, Stockung, dann biegen wir in eine hügelanführende Straße ein, die ganz im Dunkeln liegt. Kaum sind wir drin, geht das elektrische Licht an, Signal und zugleich Erleichterung des Ziels auf uns.

Aber auch das ging vorüber, und gegen 10 Uhr abends kommt flüssige Bewegung in die Heeresschlange, und wir marschieren und kommen vorwärts; die Häuser werden weniger, und plötzlich befinden wir uns auf einem breiten Plateau unter Gottes Gestirnen. Der Abendstern jubelt uns zu, und der würdige Nordstern scheint zu sagen, ich gehöre ja zu euch, warum Kleinmütigkeit? Uns gegenüber ist ein Wald, und Wege kann man unterscheiden, und links ist ein von der Industrie greulich aufgeworfener Schutthügel, aber rechts ein kleines Dörfchen, kurzum, freies Gelände, Manövergelände, so wie wir es kennen und wie wir es gelernt haben, und auf Tragbahren werden viel Schwerverwundete vorbeigeführt; aber jeder sagt es dem andern, fast leise und mit Tränen in den Augen: Sieg, die Franzosen sind geschlagen, und für heute haben wir Luft, wir können im Freien die Nacht verbringen.

Und dann ist unser Reiterregiment getrennt von den anderen Truppen, und wir haben unsere Biwakplätze, wir haben Stroh für uns und Heu für die Pferde gefunden, und jeder legt sich gerade da hin, wo er eben steht, an die Böschung eines Straßengrabens oder in die Furchen eines Kartoffelfeldes. Keiner kann einschlafen und starrt ungläubig glücklich in den gestirnten Himmel hinein, den wiederzusehen er oft den einen langen Tag zweifeln mußte. Essen sah ich keinen.

Es wurde bekanntgegeben, daß am nächsten Tag die schwere Artillerie das Teufelswerk zusammenschießen sollte, und es ging wie eine glückliche Befreiung durch alle Seelen; aber es kam anders, die Stadt bezahlte viele Millionen und freie Verpflegung für die Truppen.

Seht, ihr Lieben, das war ein langer und ein grauenhafter Tag, und ich möchte keinen zweiten der Art wieder erleben; aber es war ein Kriegstag, wie er sich lehrreicher und abhärtender nicht denken läßt. Die Ausdauer unserer Truppen, die Klugheit unserer Führer, die im gegebenen Augenblick einen vorgefaßten Plan glücklich abzuändern imstande ist, was unsern Widersachern so schwer fällt, die Gnade des höchsten Führers der himmlischen Heerscharen hatten diesen langen Tag zu einem sieg- und erfolgreichen, im Verhältnis zu dem Erreichten nicht einmal allzu verlustreichen gestaltet, während noch am Morgen unsere Feinde geglaubt hatten, uns so vollständig vernichten zu können, daß auch nicht einer der ganzen Division die Trauerkunde den anderen Truppen überbringen sollte."

Die Bejahung Österreichs

(Gedanken zum gegenwärtigen Augenblick)

Von Hugo von Hofmannsthal

Hierin liegt die außerordentliche geistige und darum politische Fruchtbarkeit dieser Situation – man vergißt allzu oft, daß Politik und Geist identisch sind: Der Staat, dessen Unglück es war, seinen historischen Schwerpunkt verloren und einen neuen noch nicht definitiv gefunden zu haben, ist für die Dauer der weltgeschichtlichen Krise dieser Sorge enthoben; sein Schwerpunkt ist das österreichisch-ungarische

Heer. Österreich-Ungarn bejaht sich in dieser Situation, wenn auch unter Schwierigkeiten. Schwierigkeiten aber sind nur für eine ungeistige Auffassung schlechthin etwas Böses, zu Vermeidendes. Stagnierende, chronische Schwierigkeiten legen sich freilich beklemmend auf alle Herzen, aber die grandiose, krisenhafte Schwierigkeit ist nichts als ein gewaltiger Antrieb zu Leistungen. „Wo nicht genügend vorausgedacht wurde," sagt Goethe zu Eckermann, „werden oft um so höhere menschliche Großheiten und Leistungen hervorgerufen." Das ist unser Fall, und hier tritt uns nach langer Verschleierung wieder einmal das Produktive der Taten hervor. Die Analogie mit 1683 drängt sich auf und stärkt das Herz: der Anstoß jener einen großen Defensivtat schuf uns eine Kunstblüte, die so ausgesprochen österreichisch ist, daß man, den engeren Wortsinn vergessend, sie national nennen möchte, eine Blüte des Wohlstandes, die mehr als ein Jahrhundert durchdauerte, eine innere Stärkung und Wiedergeburt ohnegleichen. 1683 ist der Beginn einer Welle, die erst unter Maria Theresia ihre volle Wellenhöhe erreicht, sich unter Josef II., scheinbar noch höher steigend, aber schon zerstäubend, überschlägt. Die Hoffnung, unartikuliert, nirgend zum Schlagwort erniedrigt, aber im Innersten ahnungsvoll lebendig, daß uns Ähnliches zum zweitenmal beschieden ist, liegt allem, was heute geleistet wird, ja jedem Gedanken, der gedacht wird, zugrunde und gibt der allgemeinen Seelenstimmung den Auftrieb, der aus wahrhaften Volkstiefen kommt und von der intellektuellen Mittelschicht weit mehr empfangen und reflektiv zersetzt wird, als daß er von ihr ausginge.

Die Bejahung Österreichs dringt aus der vegetativen

Grundschicht der Völker in die geistige hinauf; das Schwie-
rige ist, daß sie dabei unversehrt bleibe, denn sie hat dabei
die gefährliche mittlere Sphäre zu passieren, wo man – nicht
mehr Volk, und kaum noch Individuum im höheren Sinne
– nur daran denkt, „wie man sein eigenes Selbst bemerklich
mache und es vor der Welt zu möglichster Evidenz bringe".
Auch hier geht gegenwärtig von der Armee nicht nur eine
vorbildliche, sondern eine schlechthin umgestaltende Kraft
aus. Die in der Armee vorhandene politische und zugleich
sittliche Einheit – diese beiden Begriffe vereint zu finden,
überrascht die Zeitgenossen eines gesunkenen routinemäßigen
politischen Betriebes – ist heute nicht bloß ein Symbol,
sondern eine Realität. Die Armee ist seit dem Tage ihrer
Mobilisierung das stärkste Phänomen politischen Lebens, das
in diesem Doppelreich geleistet wurde, soweit die Erinne-
rung aller derer zurückgeht, die heute in der Mitte des Lebens
stehen. Ihre Existenz umschreibt sich völlig mit den Begrif-
fen der Leistung und des Achtungswerten, beide in unbe-
dingtem Sinne genommen. Somit ist sie das gerade Wider-
spiel aller sonstigen politischen Phänomene, welche die
Generation, die heute zwischen Fünfunddreißig und Fünfzig
steht, jemals erlebt hat. Denn diese realisierten ausnahms-
los nur in bedingtem Sinn das unter dem Begriff „Leistung"
zu Erfassende und waren höchstens nur in bedingtem Sinne
achtenswert. Die edlere Natur aber, des einzelnen wie
ganzer Völker, strebt nach dem unbedingt Achtenswerten
und verliert auch die Kraft zur Selbstachtung, wo sie auf
die Dauer um sich und außer sich keinen Gegenstand der
Achtung findet. Offene, zähe Feindseligkeit selbst innerhalb
eines Ganzen, Gruppe gegen Gruppe, Partei gegen Partei,

hat nichts Vergiftendes; aber die Achtung der Parteien voreinander ist die Grundlage aller wahren Politik. Das Schiefe aber und Giftige entsteht, wenn einer im anderen die Macht anerkennt, aber nicht Wort haben will, daß er sie anerkennt, sich vor dem anderen wohl fürchtet, aber nicht Wort haben will, daß er sich fürchtet. Dieser verklausulierte und hinterhältige Zustand war zu lange der unsere. Er ist es nicht mehr. Ein ungeheueres meteorologisches Phänomen hat die Atmosphäre verändert, in der wir atmen – und auf immer: denn nichts kehrt wieder, das einmal dahingegangen ist.

Ein kaum übersehbarer Zustand, wie der gegenwärtige, wird mit mehr Glück und mehr Berechtigung von denen beurteilt, die das vierzigste, als von denen, die das sechzigste Lebensjahr erreicht haben. Er verlangt, um richtig erkannt zu werden, den mutigen Blick dessen, der noch viel vor sich hat, den Ernst, der ins Ganze geht, den Sinn, dem Ganzen etwas zuliebe zu tun.

Die völlig Gereiften sehen mit ermüdetem Blick eine ewige Wiederkehr; und wirklich, manches von dem Österreich von 1830, dem Österreich von 1860 ist noch da, ist immer wieder da. Aber die Mischungen sind anders, die Möglichkeiten andere. Die Schwierigkeiten außen und innen scheinen immer wieder die hergebrachten, aber das Gegebene ist auch immer ein zu Veränderndes; alles Drohende läßt sich zersetzen durch Auffassung und Gesinnung. Feindliche Formeln stehen der noch unartikulierten, ungefundenen eigenen Formel gegenüber; aber feindliche Formeln sind der Umgestaltung fähig, Schlagworte können modifiziert werden.

Das Lebensgefühl, das bei uns aufstrebt, ist vielmehr das Lebensgefühl eines jungen, als eines absterbenden



Organismus. Mit dem Material, das wir sind, wird jedenfalls gebaut werden; warum wollten wir nicht bauen? Der Krieg, den wir führen, ist ein Verteidigungskrieg. Aber der Geist, der unsere sechs Armeen beseelt, ist, auch politisch genommen, weit entfernt von bloßem Defensivgeist. Es ist unbewußter Geist, es ist Gesinnung, in Leistungen umgesetzt: denn in der wahrhaft hohen Politik, in der Politik großer Zeiten gehören Geist und Gesinnung unauflöslich zueinander. Wollte man aber diesen Geist irgendwie charakterisieren, in seinem naiven Wagemut, seinem unbedingten Drang nach vorwärts, so geht er weit über den Geist der Pflichterfüllung hinaus: er hat etwas Eroberndes.

Geist und Sittlichkeit, von einem Punkte so mächtig ausgestrahlt, greifen um sich, und die Stimmung hinter dieser Armee hat etwas morgendliches Mutiges, etwas nicht völlig nur Europäisches, sondern darüber hinaus, etwas in hohem Sinn Koloniales, mit dem Hauch der Zukunft Trächtiges. In einer ähnlichen Verfassung drang das kaiserliche Heer, in welchem Eugen von Savoyen als Oberst ritt, das befreite Wien im Rücken lassend, gegen Osten und Süden vor, nicht völlig nur Soldaten, sondern Konquistadoren und Eroberer der Zukunft. So kehrt denn in der Tat alles wieder, aber nicht so enggespannt, wie die Bedenklichen und Zaghaften meinen. Ein Staat wie dieser, von den höchsten Mächten gewollt, entzieht sich nicht seiner Schickung: und immer wieder auf sich nehmend, was ihm auferlegt ist, gewinnt er darüber, wie der einzelne Mensch, die immer verschärfte, immer vergeistigte eigene Miene, Siegel und Inbegriff eines nicht verächtlichen, nicht würdelosen Daseins unter den Lebenden.

Den Gefallenen

Von Karl Scheffler

Es ist, als sei in der Folge der großen Kriege, die die Geschichte der Völker gliedere, der Rhythmus des Periodischen; es ist, als sei die Erde ein lebendiger Körper unter lebendigen Sternenwesen und jeder Mensch eine winzige Zelle in diesem Riesenorganismus, als müßten die Zellen zeitweise aber gegeneinander wüten, damit sich die Lebenskraft erneuere, als stieße der Planetenkörper in gewissen Zwischenräumen Blutwellen aus, um sich zu reinigen. Diesen Gedanken kann der einzelne in seinem abhängigen Zellendasein freilich nicht zu Ende denken, er kann sein Verhältnis zu dem ungeheuren Ganzen nicht überblicken; in jedem Menschen aber ist doch der Instinkt, daß sein Leben ein absolutes Leben gar nicht ist, sondern nur ein Zellenleben innerhalb einer geheimnisvollen kosmischen Allheit, und daß alles, was man mit Persönlichkeit bezeichnet, sehr wenig bedeutet gegenüber dieser göttlichen Gebundenheit.

Nur ein solcher Instinkt kann die Hingabe erklären, womit in diesem Kriege Millionen von Volksgenossen das Höchste darbieten, was sie haben: das Leben. Gewiß kämpfen sie alle auch für klar erkennbare Ziele, für Haus und Hof, Weib und Kind, Existenz und Staat. Aber dieser Krieg ist mehr noch als eine Abwehr frecher Angriffe, ist mehr noch als eine Handlung des Volkszorns. Über das defensive Bedürfnis hinaus werden unerhörte Opfer gebracht. Durch die Nation geht es wie ein Rausch der Todeslust. Das Leben wird von Hunderttausenden hingeworfen, als sei es nichts.

Und doch will alle Kreatur sonst nichts als leben. Und

sei es nur auf eines Quadratfußes Raum, in schwindelnder Höhe und in steter Gefahr abzustürzen, wie jener Priester in Viktor Hugos Roman. Nur leben, atmen und sich des Lichts, des eigenen Herzschlags freuen; und nicht an die schreckliche Nacht des Todes denken! Diese bange Lebensgier und Todesfurcht ist auf einen Schlag nun verschwunden. Der beste Teil des Volkes sieht festen Blickes jenem Opfer ins Auge, das nur einmal gebracht werden kann; singend und begeistert geht die Jugend dem Tode entgegen. Es ist nicht wahr, daß die Krieger von der Staatsgewalt, von der Konvention zu ihrem Opfer gezwungen würden; ihr Müssen ist auch ein freies Wollen. Sie sehnen sich nach Wunden, Leiden und Tod und nach dem Sieg, der durch alles dieses erkauft wird, wie nach einem persönlichen Glück. Sie schreckt der Tod nicht mehr als er die Frau schreckt, die gebären soll. Sollte ihr Opfer vielleicht das höchste Glück sein, das dem Menschen zuteil werden kann? Ist in dieser Sehnsucht nach Leiden nicht ein tiefer Sinn; ist in diesem fanatischen Gehorsam dem Schicksal gegenüber nicht höchstes Herrschgefühl? Es ist nur so vorstellbar, daß hinter diesem allgemeinen Willen zum Lebensopfer ein geheimnisvolles Müssen steht, und daß der Instinkt den göttlichen Befehl deutlich vernimmt, wenn der Verstand ihn sich auch nicht klar machen kann. Zugleich mit dem Gebot, ein Krieger zu sein für ein unbekanntes und unsichtbares Wachstum, flüstert der Erdgeist seinen Kindern die Gewißheit ins Ohr, daß der Tod gar nicht ein Schrecken ist. Es flammt, während das Riesenopfer dargebracht wird, ein Glaube an Unsterblichkeit, an die Unzerstörbarkeit der Seele empor; ein Glaube ohne Worte, ohne Dogmen, ohne klare Gedanken

sogar; und doch ein Glaube, wie er in keiner Kirche jemals frommer bekannt worden ist. In diesem großen Augenblick der Geschichte handelt eine ganze Jugend, wie sonst nur die Bevorzugten des Volkes handeln, wenn sie Tag für Tag ihr Leben im Dienste einer Vervollkommungsidee verschwenden.

Kann man diesem freiwilligen Opfer ein Ziel nennen, das seiner ganz würdig wäre? Das Vaterland, der Staat, die Freiheit – das alles sind große, inhaltsschwere Worte; und doch ist mit ihnen allen ein Nützlichkeitsgedanke verbunden, der zur Erklärung nicht genügt. Der wahre Sinn des großen Opfers läßt sich stammelnd nur mit dem Worte Gott bezeichnen. Der Tod auf dem Schlachtfeld, wie unsre Krieger ihn erleiden und austeilen, ist Gottesdienst. Trotzdem die christliche Kirche sagt: Du sollst nicht töten. Die christliche Kirche unserer Tage ist diesem Gottesdienst der Tat nicht gewachsen. Der Kriegertod ist eine Handlung jener tieferen, vielleicht gar nicht in Worten zu fassenden Religiosität, der alle Religionen nur als Teilwerk erscheinen. Der Sinn dieser Handlung ist, daß darin das Verdikt einer kosmischen Lebensethik verwirklicht wird, daß ein urweltliches Müssen wie das freie Wollen begeisterter Seelen erscheint. Es zeigt sich, daß auch die Völker, wie die einzelnen, nur halb bewußt leben, daß sie gelebt werden. „Es" lebt in ihnen.

Denkt an all den Graus dort draußen, an den Tod in seinen schrecklichsten Gestalten, an das Geschrei und Gewimmer des Schmerzes, an das ungeheure Erstaunen, womit sich jetzt unter unbewegten hohen Himmeln, inmitten einer von allem Menschenjammer vollkommen unberührten Natur, Tausende von Verwundeten sterben fühlen, denkt an die Schrecknisse der Verwesung, an den Graus der Massengräber,

an all die Verzweiflung der gräßlich gefolterten Kreatur – aber denkt nur daran, um das Opfer in seiner Grandiosität zu fühlen, um mit aller Kraft zu empfinden, wie leidenschaftlich eine ganze junge Menschheit hier dem Gotte des ewigen Lebens entgegenstürmt. Macht euch fähig, das Opfer zu begreifen, indem ihr euch selbst bereitfinden laßt, wann und wo immer der Tod an euch herantritt, indem auch ihr euch verschwendet für das Wachstum der Menschheit, indem ihr Leben, Gesundheit, Wohlstand und Glück unbedenklich für etwas Überpersönliches einsetzt. Nur das rechtfertigt den Krieg und den Jubel über die Vernichtung des Feindes.

Dieses, ihr teuren Toten, ist die Lehre, die euer Opfer uns erteilt. Ihr habt gezeigt, daß das Leben nichts ist, wenn es nicht irgendwie als Opfer angeboten wird, daß es erbärmlich ist zu atmen, wenn man sich nicht für einen Gedanken, der über das Persönliche hinausweist, hingibt, und daß wir allzumal Krieger sein sollen, zu jeder Stunde, bereit zu kämpfen, zu siegen, zu sterben. Wir wären euer ewig unwürdig, wenn eure Hingabe nicht immer aufs neue Hingabe entzündete, und wenn wir das höchste Gefühl von uns selbst nicht suchten, indem wir überhaupt nicht mehr an unsere kleine Endlichkeit denken. Was so an Dauer verloren gehen sollte, wird an Kraft gewonnen, an Lebendigkeit und Fülle. Ein Volk, das auch im Frieden bereit ist, sich zu verschwenden, wie sich unsere Jugend auf den Kampffeldern nun verschwendet, wird seine Lebenskraft so steigern, daß es wie von selbst das Genie auf allen Stufen hervorbringt.

Mit dem Willen zum Opfer in uns können wir triumphierend sagen: Tod, wo ist dein Stachel!, können wir das

Leben kräftiger als je bejahen und an den frischen Gräbern der Toten eine Hymne an das Leben singen. Diese feierlich frohe Hymne, ihr jungen Helden, soll euer Tedeum sein. Während ihr nach außen siegtet, habt ihr nach innen einen noch größeren Sieg errungen, denn ihr macht es, daß die Nation Gott in einer neuen Weise fühlt. Wenn auch Tausende noch leichtsinnig abseits stehen, das Große, das vor sich geht, nicht begreifen und uns mit Albernheiten ärgern: von Tag zu Tag erzieht ihr die Nation doch zu einem neuen Leben. Wie ein fruchtbarer Frühlingsregen geht die Trauer um euer junges Heldenleben über das Land dahin.

Deutscher Schwur

Von Rudolf Alexander Schröder

Heilig Vaterland
In Gefahren,
Deine Söhne stehn,
Dich zu wahren.
Von Gefahr umringt,
Heilig Vaterland,
Schau, von Waffen blinkt
Jede Hand.

Ob sie dir ins Herz
Grimmig zielen,
Ob dein Erbe sie
Dreist beschielen,
Schwören wir bei Gott
Vor dem Weltgericht:

Deiner Feinde Spott
Wird zunicht.

Nord und Süd entbrennt,
Ost und Westen;
Dennoch wanken nicht
Deine Festen.
Heilig Herz, getrost,
Ob Verrat und Mord
Dräuen West und Ost,
Süd und Nord.

Bei den Sternen steht,
Was wir schwören;
Der die Sterne lenkt,
Wird uns hören:
Eh der Fremde dir
Deine Krone raubt,
Deutschland, fallen wir
Haupt bei Haupt.

Heilig Vaterland,
Heb zur Stunde
Kühn dein Angesicht
In die Runde.
Sieh uns all entbrannt,
Sohn bei Söhnen stehn:
Du sollst bleiben, Land!
Wir vergehn.

Der Tod des Jünglings auf dem Schlachtfelde

Von Jean Paul

O ihr Tausende von Eltern, Geschwistern und Bräuten, welchen bei diesen Worten die alten Tränen wieder entstürzen, weil die Tränen der Liebenden länger fließen als das Blut ihrer Geliebten; weil ihr nicht vergessen könnt, welche edlen, feurigen, schuldlosen, schönen Jugendherzen an eurer Brust nicht mehr schlagen, sondern unkenntlich, verworren, an andern toten Herzen in einem großen Grabe liegen: weinet immer eure Tränen wieder! Aber wenn sie abgetrocknet sind, so schauet fester und heller den Kämpfern nach, wie sie eingesunken oder vielmehr aufgestiegen sind. Vater, Mutter, schaue deinen Jüngling vor dem Niedersinken an: noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber des Lebens zum Zittern entkräftet, von den Seinigen fortgezogen mit einem frohen Abschiednehmen voll Kraft und Hoffnung, ohne die matte, satte Betrübnis eines Sterbenden, stürzt er in den feurigen Schlachttod wie in eine Sonne mit keckem Herzen, das Höllen ertragen will; von hohen Hoffnungen umflattert; vom gemeinschaftlichen Feuersturm der Ehre umbrauset und getragen; im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland; fallende Feinde, fallende Freunde entflammen zugleich zum Tod, und die rauschenden Todeskatarakte überdecken die stürmende Welt mit Nebel und Glanz und Regenbogen. Alles, was nur groß ist im Menschen, steht göttlich glanzreich in seiner Brust als in einem Göttersaal: die Pflicht, das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm. Nun kommt auf seine Brust die letzte Wunde der Erde geflogen: kann er die fühlen, die alle

Gefühle wegreißt, da er im tauben Kampfe sogar keine fortschmerzende empfindet? Nein, zwischen sein Sterben und seine Unsterblichkeit drängt sich kein Schmerz, und die flammende Seele ist jetzo zu groß für einen großen, und sein letzter schnellster Gedanke ist nur der frohe, gefallen zu sein für das Vaterland. Alsdann geht er bekränzt hinauf als Sieger in das weite Land des Friedens. Er wird sich droben nicht nach der Erde umwenden und nach ihrem Lohne: seinen Lohn bringt er mit hinauf; aber ihr genießt seinen hier unten: ihr könnt wissen, daß kein Sterben für das Gute in einem All Gottes fruchtlos und ohne Zeiten- und Völkerbeglückung sein kann, und ihr dürft hoffen, daß aus der Todesasche des Schlachtfeuers der Phönix des Heiligsten auflebt, und daß die ungenannt in den Gräbern liegenden Gerippe der Kämpfer die Anker sind, welche unten ungesehen die Schiffe der Staaten halten. Eltern, wollt ihr noch einmal Tränen vergießen über eure Söhne, so weint sie! Aber es seien nur Freudentränen über die Kraft der Menschheit, über die reine Sonnenflamme der Jugend, über die Verachtung des Lebens wie des Todes, ja über euer Menschenherz, das lieber die Schmerzen der Tränen tragen als die Freuden der Geistersiege entbehren will. Ja, seid sogar stolz, ihr Eltern! Ihr habt mitgestritten, nämlich mitgeopfert: denn ihr habt in der kältern Lebensjahrzeit ein geliebteres Herz, als euch das eurige war, hingegeben und dasselbe für das große Herz des Vaterlandes gewagt, und als das kindliche stand und eures brach, nur geweint und gewünscht, aber euer Opfer nicht bereuet; und noch dauert mit eurer Wunde euer Opfern fort.

Einem Helden

Von Ricarda Huch

Der du gekämpft und überwunden,
Nun löse sich auf deiner Brust das Erz.
Der Sterne Licht, dem du entschwunden,
Umflute kühl dein stillgewordnes Herz.

Das schwere Korn, die trunkne Rebe,
Vorüber du in atemloser Schlacht;
In Duftgewölken denn umschwebe,
O Held, dich Schlummernden der Dom der Nacht.

Dir trug kein heimatlich Geläute
Auf Taubenschwingen Feierabend zu,
Dir ward statt Sieg, Triumph und Beute
Ein dunkler Kranz und tiefe, tiefste Ruh.

Der du gerungen bis ans Ende,
Weckt dich dereinst Drommetenaufgebot,
Gegürtet mit dem Schwerte wende
Das neue Antlitz stolz ins Morgenrot.

Requiem

Von Friedrich Hebbel

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Sieh, sie umschweben dich,
Schauernd, verlassen,



Und in den heiligen Gluten,
Die den Armen die Liebe schürt,
Atmen sie auf und erwarmen
Und genießen zum letztenmal
Ihr verglimmendes Leben.

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Sieh, sie umschweben dich,
Schauernd, verlassen,
Und wenn du dich erkaltend
Ihnen verschließest, erstarren sie
Bis hinein in das Tiefste.
Dann ergreift sie der Sturm der Nacht,
Dem sie, zusammengekrampft in sich,
Trotzten im Schoße der Liebe,
Und er jagt sie mit Ungestüm
Durch die unendliche Wüste hin,
Wo nicht Leben mehr ist, nur Kampf
Losgelassener Kräfte
Um erneuertes Sein!

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Deutsche Bücher aus dem Insel-Verlag

Deutsche geliebte Landsleute, welches Reichs, welches Glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer angestammten, uralten Sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr. Noch reicht sie über den Rhein in das Elsaß bis nach Lothringen, über die Eider tief in Schleswig-Holstein, am Ostseegestade hin nach Riga und Reval, jenseits der Karpathen in Siebenbürgens altdakisches Gebiet. Auch zu euch, ihr ausgewanderten Deutschen, über das salzige Meer gelangen wird das Buch und euch wehmütige, liebliche Gedanken an die Heimatsprache eingeben oder befestigen, mit der ihr zugleich unsere und euere Dichter hinüberzieht, wie die englischen und spanischen in Amerika ewig fortleben.

Jacob Grimm

Schluß der Einleitung zum Deutschen Wörterbuch



Das nachfolgende Verzeichnis gibt nur eine Auswahl; das vollständige Bücherverzeichnis des Verlages wird unberechnet geliefert.

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Herausgegeben von Gustav Wustmann. Vierte Auflage. In Halbpergament M. 7.–; in Leder M. 10.–.

Älteste deutsche Dichtungen. Übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen. In Pappband M. 6.–; in Pergament M. 10.–.

Deutsche Dichtungen aus dem 8.—11. Jahrhundert.

Arien und Bänkel aus Alt-Wien. Gesammelt und eingeleitet von Oskar Wiener. Einmalige Auflage in 800 Exemplaren: in Halbleder M. 12.–; Nr. 1–100 in Leder (Handband unter Verwendung alter Stempel) M. 30.—.

Achim von Arnims Werke. Auswahl in drei Bänden. Im Auftrag und mit Unterstützung der Familie von Arnim herausgegeben von Reinhold Steig. Mit Arnims Bildnis in Lichtdruck. In Pappbänden M. 3.–; in Leinen M. 4.50; in Halbpergament M. 6.50.

Band I enthält die Novellen (Isabella von Ägypten, Der tolle Invalide, Fürst Ganzgott usw.); Band II die beiden großen Romane „Gräfin Dolores" und die „Kronenwächter"; Band III die Lyrik sowie einige Dramen („Die Gleichen" u. a.).

Hermann Bahr: Essays. Zweite Auflage. Geheftet M. 5.—; in Pappband M. 6.—.

Aus dem Inhalt: Leonardo — Goethe — Whitman — Tolstoi — Brahms — Sven Hedin — Richard Strauß — Thomas Mann — Modernisten — Natur — Hauskunst — Volksbildung — Die Zukunft des deutschen Studenten — Gegen die große Stadt — Theaterfragen — Rollenverweigerung — Das Recht der Schauspieler — Friedrich Haase u. a.

Bettina von Arnim: Die Günderode. Zweite Auflage. Zwei Bände. In Leinen M. 8.–; in Leder M. 12.–.

Beethovens Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt und erläutert von **Albert Leitzmann.** Mit 8 Bildertafeln. Zwei Bände. In Pappbänden M. 6.—; in Halbleder M. 9.—.

Die schönste Ergänzung zu allen Beethoven-Biographien.

Rudolf G. Binding: Die Geige. Vier Novellen. In Pappband M. 4.50.

Was diese vier Geschichten auszeichnet und über viele Neuerscheinungen der erzählenden Literatur hoch emporhebt, das ist die hohe Vollendung sprachlichen Ausdrucks und die Sicherheit künstlerischer Darstellung, mit denen sich der Verfasser den ersten Meistern seiner Kunst an die Seite stellt. Leipziger Zeitung.

Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von **Albert Köster.** Zwei Bände. Fünfte Auflage. In Halbleder M. 15.—.

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften vollständig herausgegeben von H. G. Gräf und A. **Leitzmann.** Drei Bände. In Halbleinen M. 10.—; in Leder M. 20.—.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von **Max Hecker.** Vier Bände. Mit Faksimiles und 4 Bildnissen. Jeder Band in Leinen M. 6.50; in Leder M. 9.—.

Band I ist erschienen; Band II erscheint im Januar 1915, die weiteren folgen in Abständen von je 4—6 Monaten.
Dieser Briefwechsel umfaßt den letzten großen Lebensabschnitt Goethes, die Zeit der Reife und Vollendung (von 1799—1832); in Zelter, dem Begründer der Berliner Liedertafel, hat der Dichter für den verstorbenen Freund in Weimar einen würdigen Ersatz gefunden. Goethe spricht zu Zelter von allem, was ihn beschäftigt: von seinen Werken, von der Literatur jener Zeit, von seinem Privatleben, von öffentlichen Vorgängen und von seinen Gefühlen. Und Zelter, ein ganz vorzüglicher Erzähler, plaudert vom Hofleben, von der Politik, von Forschungen, Reisen, Studien. Erst jetzt erscheint dieser Briefwechsel in einer seiner Bedeutung zukommenden vollständigen und wissenschaftlich zuverlässigen Ausgabe.

Das Buch der Fabeln. Zusammengestellt von **Chr. H. Kleukens.** Eingeleitet von **Otto Crusius.** In Pappband M. 7.—; in Halbleder M. 9.—.

Enthält das Beste und Charakteristischste aller Fabeln der Weltliteratur von Babrios über Phädrus, Behaim, Leonardo da Vinci, Luther, Bürger, Goethe, Schopenhauer, Kleist, Grillparzer, Turgenjeff bis zu Wilh. Busch.

Caroline: Briefe aus der Frühromantik. Nach **Georg Waitz** vermehrt herausgegeben von **Erich Schmidt.** Mit drei Porträts und einem Brief an Goethe in Faksimile. Zwei Bände. In Leinen M. 14.—; in Leder M. 20.—.

Carolinens Leben in ihren Briefen. Herausgegeben von **Reinhard Buchwald.** Mit einer Einleitung von **Ricarda Huch.** Mit 18 Bildertafeln. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 6.—.

Eine volkstümliche Auswahl aus der vorstehenden Gesamtausgabe.

Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Zwei Bände. Neue Ausgabe. Mit 8 Bildnissen und 8 Karten. In Leinen M. 14.—; in Halbleder M. 16.—.

Die Erneuerung dieser klassischen Biographie des eisernen York wird jetzt besonders willkommen sein. Das Leben des Mannes, der trotz aller Mühen und Aufopferung die Schmach des Jahres 1806 miterleben mußte, endlich aber die Zeit der Befreiung kommen sah, sie schneller herbei- und mitwirkend durchführte: das alles zieht in der stilistisch wie sachlich unübertrefflichen Darstellung Droysens an unseren Augen vorüber — im biographischen Rahmen das niederschmetterndste und das erhebendste Stück preußischer Staatsgeschichte.

Eichendorffs Dichtungen. Zwei Bände. In Pappbänden M. 3.—; in Leinen M. 4.—; in Leder M. 10.—.

Inhalt: Gedichte. Aus dem Leben eines Taugenichts. Das Marmorbild. Das Schloß Dürande. Die Entführung. Die Glücksritter. Ahnung und Gegenwart. Dichter und ihre Gesellen. Erlebtes.

Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans (Liselotte): Briefe. Auswahl in zwei Bänden, herausgegeben von **Hans F. Helmolt.** Mit zwei Bildnissen in Heliogravüre. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 16.—.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von **Hugo von Hofmannsthal.** Vier Bände. In Pappbänden M. 12.—; in Halbleder M. 20.—. Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von M. 3.— oder M. 5.— erhältlich.

Inhalt: Band I: Goethe: Novelle — Kleist: Das Erdbeben in Chili — Hebbel: Aus meiner Jugend — Keller: Spiegel, das Kätzchen — Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz — Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag. — Band II: Eichendorff: Taugenichts — Büchner: Lenz — Arnim: Der tolle Invalide — Droste-Hülshoff: Die Judenbuche — Schiller: Der Geisterseher. — Band III: Gotthelf: Barthli der Korber — Fouqué: Undine — Tieck: Der blonde Eckbert — Brentano: Geschichte vom braven Caspar und dem schönen Annerl — Sealsfield: Erzählung des Obersten Morse. — Band IV: Grillparzer: Der arme Spielmann — Hauff: Das kalte Herz — Stifter: Der Hagestolz.

Goethes sämtliche Werke in sechzehn Bänden (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker).

Bisher sind erschienen und einzeln käuflich:

I. II: Romane und Novellen. Vollständig in zwei Bänden. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 11.—.
III: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In Leinen M. 5.—; in Leder M. 6.—.
IV: Italienische Reise; Kampagne in Frankreich 1792; Belagerung von Mainz 1793. In Leinen M. 5.—; in Leder M. 6.—.
V: Annalen und kleinere autobiographische Schriften. In Leinen M. 4.50; in Leder M. 5.50.
VI—VIII: Dramatische Dichtungen. 3 Bände. In Leinen M. 14.50; in Leder M. 17.50.
IX. X: Kunst-Schriften. Vollständig in zwei Bänden. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 12.—.
XI: Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. In Leinen M. 5.50; in Leder M. 6.50.
XII. XIII: Aufsätze zur Kultur-, Theater- und Literaturgeschichte. Maximen. Reflexionen. Zwei Bände. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 12.—.

Goethes Werke in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. 51.—70. Tausend. In Pappbänden M. 6.—; in Leinen M. 8.—; in Halbleder M. 12.—.

Goethes äußere Erscheinung in literarischen und künstlerischen Dokumenten seiner Zeitgenossen. Von Emil Schaeffer. Mit 80 Vollbildern. In Halbleinen M. 3.—; in Leder M. 8.—.

Goethes Faust. Gesamtausgabe. Inhalt: Urfaust, das Fragment (1790), die Tragödie, I. und II. Teil, Paralipomena. 16.—25. Tausend. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 4.—.

Goethes Italienische Reise. Mit 167 Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen [auf 122 Lichtdrucktafeln]. Mit Unterstützung des Goethe-National-Museums herausgegeben von George von Graevenitz. In Halbleder M. 40.—; in Leder M. 60.—.

Goethes Italienische Reise. Wohlfeile illustrierte Ausgabe. Mit 58 Handzeichnungen Goethes und 10 Porträts von Goethe und seinen Reisegenossen. Im Auftrag des Goethe-National-Museums herausgegeben von H. T. Kröber. Zwei Bände. In Pappbänden M. 6.—; in Halbpergament M. 7.50.

Die große illustrierte Ausgabe der „Italienischen Reise", die vor drei Jahren erschien, hat einen Erfolg gehabt, wie er wohl selten einem Werke ähnlichen Umfangs und Preises zuteil geworden ist. Mit der Direktion des Goethe-National-Museums aber begegnete der Verlag sich in dem Wunsche, den neu erschlossenen Schatz an Goethe-Zeichnungen und -Porträts nicht auf einen immerhin kleinen Kreis Wohlhabender zu beschränken, vielmehr einen großen Teil davon in dieser „Wohlfeilen Ausgabe" allgemein zugänglich zu machen.

Goethes Italienische Reise. Taschenausgabe. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 5.—.

Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Mit den elf Kupfern von Daniel Chodowiecki in Nachstich und einer Rötelstudie. Zweite Auflage. In Leder M. 10.—.

Goethes Liebesgedichte. Herausgegeben von H. G. Gräf. In Pappband M. 3.—; in Leder M. 6.—.

Goethes Briefe an Charlotte von Stein. Vollständige Ausgabe in drei Bänden. In Lein. M. 10.—; in Led. M. 14.—.

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Zweite Auflage. In Leinen M. 5.—; in Leder M. 7.—.

Goethes Gespräche mit Eckermann. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Mit zwei Porträts. 6.—10. Taus. In Pappbänden M. 5.—; in Leinen M. 7.—; in Leder M. 10.—.

Der junge Goethe. Begründet von Salomon Hirzel. Neu herausgegeben von Max Morris. Sechs Bände mit 66 Lichtdrucktafeln. Geheftet M. 27.—; in Leinen M. 36.—; in Leder M. 45.—.

Die vollständige Sammlung aller Dichtungen, Briefe, Gespräche, Zeichnungen und Radierungen Goethes bis zu seiner Übersiedlung nach Weimar.

Die Märchen der Brüder Grimm. Vollständige Ausgabe. Ausstattung von Carl Weidemeyer-Worpswede. Zwei Bände. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 14.—.

Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplicissimus. Vollständige Taschenausgabe in drei Bänden. Mit den vier Radierungen von Max Klinger in Lichtdruck. In Pappbänden M. 8.—; in Pergament M. 14.—.

Klaus Groth: Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten dithmarscher Mundart. 450 Exemplare auf Strathmore-Japan, in Halbpergament M. 20.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

Gustav Hänfling: Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. Aufgefunden und herausgegeben von Heinrich Kromer. In Pappband M. 3.50; in Halbleder M. 5.—.

Ernst Hardt: Gesammelte Erzählungen. Zweite Auflage. In Pappband M. 4.—.

Hauffs Märchen. Vollständige Ausgabe. Initialen, Titel und Einband von Carl Weidemeyer-Worpswede. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—.

Der Heiligen Leben und Leiden, anders genannt das Passional. Aus alten deutschen Drucken übertragen und mit einem Nachwort herausgegeben durch Severin

Rüttgers. Mit Wiedergabe von 146 Holzschnitten aus dem Lübecker Druck von 1492. Zwei Bände. In Halbleinen M. 12.—; in Halbpergament M. 14.—. Vorzugs-Ausgabe: 200 Exemplare mit handkolorierten Holzschnitten, in Schweinsleder M. 50.—.

Dies ist ein Buch, auf das der Verlag besonders stolz sein darf. Die meisten Stücke der Sammlung alter deutscher Legenden bot das Augsburger Passional, dessen Hauptquelle die lateinische Sammlung des Jacobus de Voragine, die sogenannte Legenda aurea ist, das aber mehr als sechzig Legenden, namentlich deutscher Heiligen, enthält, die in der Legenda aurea nicht stehen. Darüber hinaus wurde aus späteren Drucken noch eine stattliche Zahl bedeutender Stücke gewonnen, die sonst in keiner Sammlung enthalten waren.

Heines sämtliche Werke (einschl. Registerband). Herausgegeben von Oskar Walzel. Elf Bände. In Halbpergament M. 33.—. Vorzugs-Ausgabe (einmalig): 1000 Exemplare auf Insel-Hadernpapier, in Halbleder M. 77.—; in Leder M. 110.—.

Heines Buch der Lieder. Taschen-Ausgabe. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 4.—.

Hugo von Hofmannsthal: Die Gedichte und kleinen Dramen. 11.—20. Tausend. In Pappband M. 3.—; in Halbleder M. 5.—.

Inhalt: Gedichte, Der Tod des Tizian, Prologe und Trauerreden, Das kleine Welttheater, Vorspiele, Tor und Tod, Der weiße Fächer, Kaiser und Hexe, Die Frau im Fenster, Das Bergwerk zu Falun.

Hans Holbein: Bilder des Todes. Nach den Probedrucken der ersten Ausgabe faksimiliert in der Reichsdruckerei zu Berlin. 800 numerierte Exemplare: Nr. 1 bis 100 mit der Hand in Leder gebunden M. 34.—; Nr. 101 bis 800 in Pappband M. 12.—; in Leder M. 18.—.

Hölderlins sämtliche Werke und Briefe. In fünf Bänden. Kritisch-historische Ausgabe von F. Zinkernagel. Mit mehreren Bildern und Faksimiles. Jeder Band in Halbleder M. 6.—; Vorzugs-Ausgabe:

50 numerierte Exemplare auf van Gelder-Bütten, jeder Band in Leder (Handband) M. 30.—.

Die Hölderlin-Ausgabe tritt mit dem Anspruche auf, die Werke des Dichters in wissenschaftlich abschließender Gestalt darzubieten. — Jahrzehntelang hat der Zustand des handschriftlichen Nachlasses die Forscher abgeschreckt und sie fürchten lassen, eine Ordnung sei unmöglich. Jetzt kann der Tübinger Literarhistoriker Professor Dr. Zinkernagel die Bewältigung der gesamten Aufgabe in sichere Aussicht stellen.

Homers Odyssee. Neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder. In Halbperg. M. 3.—; in Leder M. 5.—.

Unter die „Deutschen Bücher" darf man diese meisterhafte Übertragung gewiß einreihen.

Ricarda Huch: Der große Krieg in Deutschland. (Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege.) Drei Bände. 4.—6. Tausend. In Leinen M. 15.—; in Halbleder M. 20.—.

Ricarda Huch: Merkwürdige Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento. In Pappband M. 5.—; in Leder M. 7.—.

Ricarda Huch: Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. 3.—5. Tausend. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 7.50.

Ricarda Huch: Die Geschichten von Garibaldi. Historischer Roman. Zwei Bände. Vierte Auflage. In Leinen M. 12.—.

Ricarda Huch: Michael Unger. Des Romans „Vita somnium breve" fünfte Auflage. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 7.50.

Ricarda Huch: Von den Königen und der Krone. Sechste Auflage. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 7.50.

Humboldts Briefe an eine Freundin [Charlotte Diede]. Zum ersten Male nach den Handschriften herausgegeben. Zwei Bände. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 10.—.

Monty Jacobs: Deutsche Schauspielkunst. Zeugnisse zur Bühnengeschichte klassischer Rollen. Mit 33 Bildertafeln. In Leinen M. 7.50.

Kants sämtliche Werke in sechs Bänden. Taschen-Ausgabe im Format und Schrift der Wilhelm Ernst-Ausgabe. Jeder Band in Leinen M. 6.—; in Leder M. 7.50.

Bisher sind erschienen:

Band I: Vermischte Schriften (darin: Anthropologie, Streit der Fakultäten u. a.). Band II: Naturwissenschaftliche Schriften. Band III: Kritik der reinen Vernunft. Band IV: Kleinere philosophische Schriften.

Kants Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von **F. Ohmann.** In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

Kleists sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Mit einem Bildnis und verschiedenen Faksimiles. In Leinen M. 32.—; in Halbpergament M. 36.—.

Klödens Jugenderinnerungen. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

Ihrem Inhalt nach lassen sich Klödens Jugenderinnerungen mit dem bekannten Buch von Kügelgen vergleichen, ihrem Wert nach werden sie von vielen noch darüber gestellt.

Gerhard Ouckama Knoop: Sebald Soekers Pilgerfahrt. Zweite Auflage. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

Gerhard Ouckama Knoop: Sebald Soekers Vollendung. In Halbpergament M. 5.—.

In seinem bedeutendsten Werke „Sebald Soekers Pilgerfahrt" läßt Knoop einen Abkömmling des alten Deutschland aus den Kolonien in die Heimat der Väter zurückkehren und als reinen Toren alles, was er sieht, heilig ernst und beim Wort nehmen. Der Widerspruch zwischen solchen geistigen Forderungen und der trägen Gemeinheit des wirklichen Lebens verwickelt den jungen Mann in immer neue tragikomische Situationen und drängt ihn in die Ferne zurück, aus der er mit tausend Hoffnungen kam. Ein zweiter Teil „Sebald Soekers Vollendung" gibt die Reflexionen des Rückgekehrten, Gereiften und Beruhigten, die persönliche Betrachtung einer gesänftigten und verklärten Skepsis.
Frankfurter Zeitung.

Körners Werke (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker). In Leder M. 3.50.

Kortum: Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Original-Ausgabe und einer Einleitung in Versen von Otto Julius Bierbaum. 4. und 5. Tausend. In Pappband M. 5.—; in Schweinsleder M. 12.—.

Albert Köster: Der Krieg und die Universität. Rektoratsrede. Geheftet 50 Pf.

Lenaus sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe herausgegeben von Eduard Castle. Mit verschiedenen Bildern und Faksimiles. In Leinen M. 36.—; in Halbleder M. 42.—. Vorzugs-Ausgabe: 200 Exemplare auf Insel-Hadernpapier, in Leder M. 72.—.

Luthers Briefe. In Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald. Zwei Bände. In Leinen M. 12.—; in Leder M. 18.—.

Heinrich Mann: Die kleine Stadt. Ein Roman. Fünfte Auflage. In Leinen M. 5.—.

Meinhold: Die Bernsteinhexe. Historischer Roman. In Halbpergament M. 4.50; in Ganzpergament M. 7.—.

Meinhold: Sidonia von Bork, die Klosterhexe. Historischer Roman. Zwei Bände. In Halbpergament M. 8.—; in Ganzpergament M. 12.—.

Zwei in Deutschland mit Unrecht vergessene, im Auslande viel gelesene klassische deutsche Romane, die in der Zeit der Hexenverfolgungen spielen. „Die Bernsteinhexe" hielt man seinerzeit für eine echte alte Chronik, so daß der Dichter, um der falschen Meldung zu steuern, ein anderes ähnliches Werk schreiben mußte, Die Klosterhexe, durch das er bewies, daß er kein Chronikenabschreiber, sondern ein wirklicher Dichter war.

Mörike: Das Hutzelmännlein und andere Märchen. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 5.—.

Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag. Zweite Auflage. In Leinen M. 3.50; in Leder M. 4.50.



Mozarts Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt und erläutert von **A. Leitzmann.** Mit 11 Bildertafeln. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 5.50.
Die natürliche Ergänzung zu Schurigs Mozart-Biographie (S. 236).

Nietzsches Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von **Richard Oehler.** In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

Pocci: Lustiges Komödienbüchlein. Auswahl in zwei Bänden. Mit vielen Bildern nach Zeichnungen Poccis. In Halbpergament M. 10.—.

Reinke Voß. Neu erzählt von **Christian Heinrich Kleukens.** Mit farbigem Titel, farbigen Bildern und Einband von **F. W. Kleukens.** 400 Exemplare auf van Gelder-Papier; 50 Exempl. in Pergament (Handeinband) M. 70.—; 350 Exempl. in Halbpergament M. 40.—.
Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

Rainer Maria Rilke: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Zwei Bände. Dritte Auflage. In Pappbänden M. 6.—; in Leder M. 10.—.

Rainer Maria Rilke: Auguste Rodin. Mit 96 Abbildungen nach Skulpturen und Zeichnungen des Meisters. In Halbleinen M. 4.—; in Leder M. 8.50.

Rainer Maria Rilke: Das Stundenbuch. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode.) Sechste Auflage. In Halbleinen M. 3.50; in Pergament M. 6.—.

Rübezahl-Geschichten: das sind wahrhafftige, und über alle Maßen possierliche oder anmuthige Fratzen, von dem wunderbarlichen, sehr alten und weitbeschrienen Gespenste, dem Rübezahl, für den Curiösen Liebhaber auffs Neue an Tag gegeben. Mit Wiedergabe von 16 Holzschnitten der Ausgabe von 1738. 800 numerierte Exemplare in Pappband M. 10.—.

Hans Sachs: Ausgewählte Werke (Gedichte und Dramen). Mit Reproduktionen von 60 zu den Gedichten

gehörigen Holzschnitten von Dürer, Beham u. a. nach den Originaldrucken. Zwei Bände. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 12.—; in Halbpergament M. 14.—.

Karl Scheffler: Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert. Mit 78 Vollbildern. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 12.—.

Inhalt: Deutsche Gedankenmalerei: Arnold Böcklin, Max Klinger, Hans Thoma. Drei Deutsch-Römer: Anselm Feuerbach, Hans von Marées, Adolf Hildebrand. Impressionistische Naturanschauung. Fünf Zeichner: Daniel Chodowiecki, Joh. Gottfried Schadow, Franz Krüger, Adolf Menzel, Max Slevogt. Drei Wirklichkeitsmaler: Wilhelm Leibl, Wilhelm Trübner, Max Liebermann.

Karl Scheffler: Italien. Mit 118 Vollbildern. In Halbpergament M. 12.—.

Schefflers Buch ist die Auseinandersetzung eines bewußten, fertigen Deutschen mit der italienischen Renaissance. Sein Urteil ist wie ein Scheidewasser, das aus dem Komplex der Renaissance nur das bejahend herauszieht, was dem Deutschen wahlverwandt ist. Der Wert des Buches — es ist im höchsten Grade fesselnd und anziehend geschrieben — liegt gerade darin, daß hier deutsches Empfinden ehrlich und sicher Stellung nimmt zu den großen Problemen, die uns seit Winckelmann und Goethe beschäftigen. Scheffler, der Deutsche von 1913, verneint, wo Goethe bejaht. Die Tat.

Karl Scheffler: Leben, Kunst und Staat. Gesammelte Essays. In Halbpergament M. 8.—.

Aus dem Inhalt: Die Moral der Qualität — Das Glück der Gegenwart — Die Seele des Wetters — Die Drehorgeln — Die Ethik der Feste — Vom Umgang mit Künstlern — Inhalt und Form — Vom Wesen des Grotesken — Der Christbaum als Kunstwerk — Poetische Gerechtigkeit — Kunstgefühl und Staatsgefühl — Zur Psychologie der politischen Parteien — Nationalphrasen — Die Jugend.

Karl Scheffler: Paris. Mit 71 Vollbildern. Dritte Auflage. In Halbpergament M. 12.—.

Schillers sämtliche Werke in sechs Bänden. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Leinen M. 20.—; in Leder M. 28.—.



Schillers Gespräche. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn. Mit vier Bildern. In Pappband M. 3.—; in Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

Schopenhauers Werke in fünf Bänden. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Leinen M. 20.—; in Leder M. 26.—.

Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit. Taschenausgabe. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 4.—.

Arthur Schopenhauer: Briefwechsel und andere Dokumente seines Lebens. Ausgewählt von Max Brahn. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

Arthur Schurig: Wolfgang Amadeus Mozart. Sein Leben und sein Werk auf Grund der vornehmlich durch Nikolaus von Nissen gesammelten biographischen Quellen und der Ergebnisse der neuesten Forschung. Zwei Bände. Mit 52 Vollbildern in Lichtdruck und 5 Faksimiles. Kartoniert M. 24.—; in Halbleder M. 30.—.

Die große Mozartgemeinde wird dieses Werk mit lebhafter Freude aufnehmen. Auf Grund aller zeitgenössischen Quellen — unter denen die Briefe des Vaters, hier genau nach den Handschriften wiedergegeben, eine große Rolle spielen — und der neuesten Mozartforschung stellt es, viele frühere Irrtümer berichtigend, den so wehmütigen Erdengang des Meisters in schöner Form dar. Den beiden stattlichen Bänden sind 52 Bilder und Handschriftenfaksimiles beigegeben; unter ihnen befinden sich sämtliche Mozartporträts, die zum Teil noch niemals veröffentlicht waren und fast ausnahmslos nach den weit verstreuten Originalen neu aufgenommen wurden.

Schwab: Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Ausgabe. a) Nichtillustrierte Ausgabe in zwei Bänden, in Leinen M. 8.—; b) Illustrierte Ausgabe in drei Bänden (mit Flaxmans Zeichnungen), in Leinen M. 12.—.

Gustav Schwabs Sagen sind ein klassisches Buch geworden. Sie gehören zu unseren Jugenderinnerungen ebenso wie der Robinson oder ein anderes jener Bücher, die nie altern, ewig frisch und jung bleiben wie die Sage, die in ihnen lebt.

Rudolf Alexander Schröder: Heilig Vaterland. Kriegsgedichte. Geheftet 30 Pf.

Willy Seidel: Der Garten des Schuchan. Novellen. In Leinen M. 6.—.

Willy Seidel: Der Sang der Sakije. Roman. In Leinen M. 5.—.

Dieser neue Roman von Willy Seidel führt uns nach Ägypten und schildert das Schicksal des Emporkömmlings Daûd-ibn-Zabal, der als ausgesetzter Bastard bei armen Fellachen aufwächst, bis er, getrieben von einem immer bewußter auftretenden Lebenswillen, zum Eseltreiber, Herrschaftsdiener, Basarverkäufer und Bey aufsteigt. Er geht zugrunde, weil seinem glühenden Drange nach Gleichstellung mit dem Europäer die menschlichen Grundlagen fehlen. Es ist nicht ein Einzelschicksal, das hier zur Behandlung steht, sondern ein Problem, wie es eben jetzt in ungeheuerstem Umfange entrollt wird: der Kampf der braunen Rasse gegen das übermächtige Andringen der englischen Weltherrschaft. Den leidenschaftlichen Fortgang der Geschehnisse begleiten Schilderungen des Landes und seiner Menschen, wie sie nur wenigen Dichtern unserer Tage gelungen sind.

Stauffer-Bern: Familienbriefe und Gedichte. Herausgegeben von U. W. Züricher. Mit einem Selbstporträt des Künstlers. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—.

Diese Briefe geben ein neues, von Stauffer selbst gezeichnetes Bild seines äußeren und inneren Lebens. An die Briefe, die vom Verlassen des Elternhauses bis zur Katastrophe führen, schließen sich die in der Florentiner Gefangenschaft entstandenen Gedichte an. Eingeleitet wird das Buch durch eine Biographie von seiner Mutter; es gehört zu den eindrucksvollsten Künstlerdokumenten aller Zeiten.

Stifter: Aus dem alten Wien. Mit 20 Vollbildern. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—.

Stifter: Erzählungen. Vollständige Ausgabe der „Studien" in zwei Bänden. 4.—8. Tausend. In Leinen M. 7.50; in Leder M. 10.—.

David Friedrich Strauß: Ulrich von Hutten. Herausgegeben von Otto Clemen. Mit 32 Lichtdrucktafeln. Kartoniert M. 12.—; in Halbleder M. 16.—. Vorzugs-Ausgabe: 100 Exemplare auf van Gelder-Bütten, in Rindleder M. 50.—.



Ulrich von Hutten ist von jeher eine Lieblingsgestalt des deutschen Volkes gewesen. Hineingeboren und verwoben in eine Zeit geistiger, religiöser und politischer Erregung und Erneuerung, in eine Zeit, da es, nach seinen eigenen Worten, „eine Lust war zu leben", hat er im Kampfe der Geister in vorderster Reihe gestanden.

Es ist eine Fügung eigener Art, daß diese meisterhafte Biographie des Vorkämpfers für Deutschlands geistige und politische Freiheit im Jahre des großen Krieges neu erschienen ist.

Otto Freiherr von Taube: Der verborgene Herbst. Roman. In Halbpergament M. 6.—.

Der erste Roman eines Dichters, der sich als Lyriker und Übersetzer bereits vorteilhaft bekannt gemacht hat.

Prinz August von Thurn und Taxis: Erinnerungen aus drei Feldzügen 1812—1815. Mit einem farbigen Porträt. In Halbleder M. 6.—.

Uhde-Bernays: Anselm Feuerbach. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen Feuerbachs. In Halbleinen M. 3.—; in Leder M. 8.—.

Karl Voll: Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen. 1. Band: Altniederländische und altdeutsche Meister. Mit 29 Bildertafeln. In Leinen M. 10.—. 2. Band: Italienische Meister. Mit 25 Bildertafeln. In Leinen M. 10.—.

Ein dritter Band wird im Jahre 1915 das Werk abschließen.

Das Eigentümliche und Fruchtbare dieser neuen Methode Volls besteht darin, daß er an den einzelnen Werken der Hauptmeister die künstlerischen Probleme, wie die Zeit sie stellte und wie die Meister sie lösten, herausschält und plastisch am Einzelwerk entwickelt. Das hat vor dem meist trockenen, oft verwirrenden Vielerlei der Handbücher den Vorteil größter Einfachheit und Klarheit.

Oskar Walzel: Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts. Aufsätze. In Leinen M. 12.—.

Friedrich Wasmann: Ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönvold. Mit 30 Tafeln in Lichtdruck und vielen Textabbildungen. 500 numerierte Exemplare. In Halbleder (Handeinband) M. 60.—.

Wilhelm Weigand: Der Ring. Ein Novellenkreis. In Leinen M. 6.—.

Weigand wächst in diesen Novellen über das Niveau der gewöhnlichen Geschichtenerzähler hinaus und schafft Kabinettstücke. Weigand steht über seinen Gestalten, er sieht sie kaleidoskopartig an sich vorüberziehen. Eine schöne wunderliche Welt ist in dem Buche mit scharfen Strichen festgehalten. Vergangene Zeiten umgibt der Dichter mit einem Hauch poetischen Zaubers, gegenwärtige schildert er mit überlegenem Humor.

Hamburger Korrespondent.

Weimar in den Befreiungskriegen. Drei Teile. In Leinen M. 10.—.

Die Bände sind auch einzeln käuflich:

Erster Teil: Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813. Von Kanzler Friedrich von Müller. In Leinen M. 3.50.

Zweiter Teil: Johannes Falks Kriegsbüchlein. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars in dem Zeitraum von 1806—1813. In Leinen M. 3.—.

Dritter Teil: Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen 1806—1815. Mit 16 Vollbildern. In Leinen M. 5.—.

Wielands Werke. In drei Bänden. Neue Taschenausgabe, besorgt von Franz Deibel. In Pappbänden M. 8.—; in Leder M. 15.—; in Pergament M. 20.—.

Kaiser Wilhelms I. Briefe. Nebst Denkschriften und anderen Aufzeichnungen herausgegeben von Erich Brandenburg. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Deutsch von Annette Kolb. Mit drei Heliogravüren. Zwei Bände. Zweite Auflage. In Leinen M. 14.—; in Halbleder M. 16.—.

Winckelmann: Kleine Schriften zur Geschichte der Kunst des Altertums. Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. Mit 10 Vollbildern. In Halbpergament M. 7.—.

Stefan Zweig: Erstes Erlebnis. Vier Erzählungen aus Kinderland. In Pappband M. 5.—.



Nordische Bücher

Andersens Märchen. Unter Benutzung der von Andersen besorgten deutschen Ausgabe übertragen von Mathilde Mann. Initialen, Titel und Einband von Carl Weidemeyer-Worpswede. Zwei Bände. In Leinen M. 12.—; in Leder M. 16.—.

Martin Andersen Nexö: Pelle der Eroberer. Roman in zwei Bänden. In Halbleinen M. 10.—

Ein Roman — und unendlich viel mehr ... ein Roman in dem Sinne, in dem wir den „Wilhelm Meister" und die „Flegeljahre", Kellers „Grünen Heinrich" und Raabes „Schüdderump", den „Copperfield" und den „Niels Lyhne" Romane nennen: ein Lebensbuch, das vom Kritiker ohne weiteres den höchsten Maßstab heischt, eines der wenigen, die wir als notwendig empfinden, nicht als schwarz auf weiß gedruckte Literatur, sondern als ein in allen Farben des Daseins leuchtendes Erlebnis.

Rhein.-Westf. Zeitung.

Per Hallström

Ein Schelmenroman. In Halbpergament M. 3.50.
Die vier Elemente. Erzählungen. In Halbpg. M. 5.—.
Der tote Fall. Ein Roman. In Pappband M. 4.—.
Frühling. Roman. In Halbpergament M. 5.—.
Eine alte Geschichte. Roman. In Halbpg. M. 5.—.
Ein geheimes Idyll. In Halbpergament M. 5.—.
Verirrte Vögel. Novellen. In Halbperg. M. 5.—.

Per Hallström gehört zu den Ersten und Eigengestaltenden, die man viel lesen sollte; seine Novellen beweisen ihn als eine ganz nach innen gerichtete Natur von leiser Harmonie. Er hat das Ohr für die ganz unwirklichen Töne der Seele, wenn sie irgendwie erwachen will und nicht recht weiß, wohin sie langen wird in den Tag. Und wenn er uns entläßt, sind wir um vieles Wissen reicher aus dem dunklen Untergrund, den wir Seele nennen. Königsb. Allg. Zeitung.

Jens Peter Jacobsen: Sämtliche Werke. Autorisierte Übertragung. Mit Reproduktionen von Zeichnungen des Dichters und dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 10.—.

Inhalt: Frau Marie Grubbe — Niels Lyhne — Novellen — Gedichte und Entwürfe — Naturwissenschaftliche Schriften.

Lagerlöf: Gösta Berling. Erzählungen aus dem alten Wermland. Liebhaber-Ausgabe in zwei Bänden. In Pappbänden M. 7.—; in Leder M. 10.—.

Henrik Pontoppidan: Hans im Glück. Ein Roman in zwei Bänden. Dritte Auflage. In Leinen M. 10.—.

Als Pontoppidans großer Roman erschien, war er das Ereignis seines Jahrgangs. Inzwischen ist eine Flut von Romanen an uns vorübergegangen, und immer noch ist „Hans im Glück" das Buch, das den stärksten und geschlossensten Eindruck von ihnen allen macht. Seit dem „Niels Lyhne" hat das kleine Dänemark dem übrigen Europa kein so vollgewichtiges Werk mehr gegeben. Josef Hofmiller.

Die 20 Zwei-Mark-Bände

Jeder Band in Pappband M. 2.—, in Leder M. 4.50

Ludwig van Beethovens Briefe. 11.—20. Tausend.

Die Bibel, ausgewählt.

Fichtes Reden an die deutsche Nation. Eingeleitet von Rudolf Eucken.

Goethes Briefe an Frau von Stein. 11.—20. Tausend. Mit drei Silhouetten.

Goethes Sprüche in Prosa.

Goethes Sprüche in Reimen.

Aus Goethes Tagebüchern.

Briefe von Goethes Mutter. In Auswahl herausgegeben von Albert Köster. 40. Tausend. Mit einer Silhouette.

Grimms deutsche Sagen.

Herder: Ideen zur Kulturphilosophie.

Humboldts Briefe an eine Freundin.

Kant-Aussprüche. Herausgegeben von Raoul Richter.

Heinrich von Kleists Erzählungen. Eingeleitet von Erich Schmidt.

Lessings Briefe. Herausgegeben von Julius Petersen.

Des Knaben Wunderhorn.

Otto Ludwig: Die Heiterethei. Roman.

Mozarts Briefe.

Die Briefe des jungen Schiller. Mit einer Silhouette.

Der junge Schumann. Dichtungen und Briefe.

Richard Wagner: Auswahl seiner Schriften. Herausgegeben von H. St. Chamberlain.

Die Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden 50 Pfennig.

Bisher erschienen 157 Bände; Verzeichnisse sind unentgeltlich durch die Buchhandlungen oder den Verlag zu beziehen. Einige Bände, die in dieser Zeit besonders zu wirken berufen sind, seien hier genannt.

Deutsche Kriegslieder. (Nr. 153.)
Eine Auswahl aus der Kriegslyrik des 16.—20. Jahrhunderts mit Einschluß der hervorragendsten Schöpfungen dieser großen Tage, zugleich ein Sammelbuch kriegerischen Soldatengesangs alter und neuer Zeit.

Deutsche Vaterlandslieder. (Nr. 154.)
Eine Sammlung der schönsten Lieder, die seit anderthalb Jahrhunderten zum Preise des langerstrebten und spät zur Wirklichkeit gewordenen geeinten Vaterlandes in deutscher Zunge erklungen sind.

Deutsche Choräle. (Nr. 155.)
Die Kernlieder des deutschen Kirchengesangs.

Kleist: **Die Hermannsschlacht.** (Nr. 156.)

Arndt: **Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann.** (Nr. 157.)

Bismarck: **Vier Reden zur äußeren Politik.** (Nr. 4.)

Albrecht Dürer: **Tagebuch der Reise in die Niederlande.** (Nr. 100.)

Lieder der alten Edda. In der Übertragung der Brüder Grimm. (Nr. 47.)

Eiserne Sonette. (Nr. 134.)

Friedrich der Große: **Drei politische Schriften.** (Nr. 6.)

Kaiser Friedrich III.: **Tagebuch von seiner Reise ins Morgenland 1869.** (Nr. 45.)

Jakob Grimm: **Über die deutsche Sprache.** (Nr. 120.)

von der Groeben: **Guineische Reisebeschreibung** (das älteste deutsche Kolonialbuch). (Nr. 90.)

Notker der Stammler: **Karl der Große.** (Nr. 114.)

Rainer Maria Rilke: **Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke** (Nr. 1.)

Rochlitz: **Tage der Gefahr.** Ein Tagebuch der Leipziger Schlacht. (Nr. 17.)

R. A. Schröder: **Deutsche Oden.** (Nr. 66.)

Tacitus: **Germania.** (Nr. 77.)

Treitschke: **Die Freiheit.** (Nr. 15.)

Richard Wagner: **Die Meistersinger von Nürnberg.** (Nr. 100.)

Richard Wagner: **Ein deutscher Musiker in Paris.** (Nr. 108.)

Wilhelms I. Briefe an Bismarck. (Nr. 83.)

Bibliothek der Romane

Louise von François: Die letzte Reckenburgerin. 11.—15. Tausend.

Außerordentlich ist der Gehalt dieses Buches an jener lebendigen Weisheit, die aus der Fülle eines gütigen Frauenherzens strömt. Wir wagen die Behauptung, daß der Freund unserer Dichterin, Conrad Ferdinand Meyer, dessen hohe Kunst wir gewiß nicht gering anschlagen, einen Roman wie „Die letzte Reckenburgerin" nicht schreiben gekonnt hätte. Seine mehr artistische Kunst hätte nicht diese Blutwärme aufgebracht, die dem Roman seiner Freundin ein so seelenvolles Leben gibt.

Joseph Viktor Widmann.

Jens Peter Jacobsen: Niels Lyhne.

Willibald Alexis: Die Hosen des Herrn von Bredow.

Gotthelf: Wie Uli der Knecht glücklich wird.

Gottfried Keller nannte Gotthelf das größte epische Talent, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte.

Jens Peter Jacobsen: Frau Marie Grubbe.

Tieck: Vittoria Accorombona. Ein Roman aus der Renaissance.

Wilhelm Weigand: Die Frankenthaler.

Ein fränkischer Kleinstadtroman, eines der besten humoristischen Bücher der Gegenwart.

Louise v. François: Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. Ein Roman aus der Zeit der Befreiungskriege.

E. T. A. Hoffmann: Der goldene Topf — Klein Zaches — Meister Martin der Küfner und seine Gesellen.

Selma Lagerlöf: Gösta Berling. Erzählungen aus dem alten Wermland.

Mörike: Maler Nolten. In ursprünglicher Gestalt.

Jean Paul: Titan. Gekürzt herausgegeben von Herm. Hesse. Zwei Bände.

Charles Sealsfield: Das Kajütenbuch.

Das klassische Buch des wilden Westens. Die Geschichten werden im Hause des Kapitäns Morse, der sogenannten Kajüte, erzählt: daher stammt sein Name.

Karl Philipp Moritz: Anton Reiser.

Den „Anton Reiser" hat kein Geringerer als Goethe zuerst empfohlen und gleich ihm ist er später so verschieden gearteten Geistern wie Heine, Hebbel und Schopenhauer in vielem Sinne wert gewesen.

Inhalt des Almanachs

Der Druck des Kriegs-Almanachs 1915 — des zehnten Jahrgangs des Insel-Almanachs — erfolgte in der Spamerschen Buchdruckerei zu Leipzig. — Den Umschlag zeichnete Walter Tiemann.

Insel-Almanach auf das Jahr 1916



Insel-Almanach

auf das Jahr

1916



Im Insel-Verlag zu Leipzig

Kalendarium

Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig,
so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Goethe an Auguste Stolberg

Januar		Februar		März	
1	Neujahr	1	Dienstag	1	Mittwoch
2	S. n. Neuj.	2	Mittwoch	2	Donnerstag
3	Montag	3	Donnerstag ●	3	Freitag
4	Dienstag	4	Freitag	4	Sonnabend ●
5	Mittwoch ●	5	Sonnabend	5	Estomihi
6	Donnerstag	6	5. S. n. Eph.	6	Montag
7	Freitag	7	Montag	7	Dienstag
8	Sonnabend	8	Dienstag	8	Mittwoch
9	1. S. n. Eph.	9	Mittwoch	9	Donnerstag
10	Montag	10	Donnerstag ☽	10	Freitag
11	Dienstag	11	Freitag	11	Sonnabend ☽
12	Mittwoch ☽	12	Sonnabend	12	Invokavit
13	Donnerstag	13	6. S. n. Eph.	13	Montag
14	Freitag	14	Montag	14	Dienstag
15	Sonnabend	15	Dienstag	15	Mittwoch
16	2. S. n. Eph.	16	Mittwoch	16	Donnerstag
17	Montag	17	Donnerstag	17	Freitag
18	Dienstag	18	Freitag	18	Sonnabend
19	Mittwoch	19	Sonnabend ○	19	Remin. ○
20	Donnerstag ○	20	Septuages.	20	Montag
21	Freitag	21	Montag	21	Dienstag
22	Sonnabend	22	Dienstag	22	Mittwoch
23	3. S. n. Eph.	23	Mittwoch	23	Donnerstag
24	Montag	24	Donnerstag	24	Freitag
25	Dienstag	25	Freitag	25	Sonnabend
26	Mittwoch	26	Sonnabend ☾	26	Okuli ☾
27	Donnerstag	27	Sexagesima	27	Montag
28	Freitag ☾	28	Montag	28	Dienstag
29	Sonnabend	29	Dienstag	29	Mittwoch
30	4. S. n. Eph.			30	Donnerstag
31	Montag			31	Freitag

	April		Mai		Juni
1	Sonnabend	1	Montag	1	Donnerstag
2	Lätare ●	2	Dienstag ●	2	Freitag
3	Montag	3	Mittwoch	3	Sonnabend
4	Dienstag	4	Donnerstag	4	Exaudi
5	Mittwoch	5	Freitag	5	Montag
6	Donnerstag	6	Sonnabend	6	Dienstag
7	Freitag	7	Miſ. D.	7	Mittwoch
8	Sonnabend	8	Montag	8	Donnerstag
9	Judika	9	Dienstag	9	Freitag ☽
10	Montag ☽	10	Mittwoch ☽	10	Sonnabend
11	Dienstag	11	Donnerstag	11	Pfingſten
12	Mittwoch	12	Freitag	12	Pfingſtmont.
13	Donnerstag	13	Sonnabend	13	Dienstag
14	Freitag	14	Jubilate	14	Mittwoch
15	Sonnabend	15	Montag	15	Donnerstag ○
16	Palm.	16	Dienstag	16	Freitag
17	Montag	17	Mittwoch ○	17	Sonnabend
18	Dienstag ○	18	Donnerstag	18	Trinitatis
19	Mittwoch	19	Freitag	19	Montag
20	Donnerstag	20	Sonnabend	20	Dienstag
21	Freitag	21	Kantate	21	Mittwoch
22	Sonnabend	22	Montag	22	Donnerstag ☾
23	Oſtern	23	Dienstag	23	Freitag
24	Oſtermont. ☾	24	Mittwoch ☾	24	Sonnabend
25	Dienstag	25	Donnerstag	25	1. S. n. Trin.
26	Mittwoch	26	Freitag	26	Montag
27	Donnerstag	27	Sonnabend	27	Dienstag
28	Freitag	28	Rogate	28	Mittwoch
29	Sonnabend	29	Montag	29	Donnerstag
30	Quaſim.	30	Dienstag	30	Freitag ●
		31	Mittwoch ●		

	Juli		August		September
1	Sonnabend	1	Dienstag	1	Freitag
2	2. S. n. Trin.	2	Mittwoch	2	Sonnabend
3	Montag	3	Donnerstag	3	11. S. n. Tr.
4	Dienstag	4	Freitag	4	Montag
5	Mittwoch	5	Sonnabend	5	Dienstag ☽
6	Donnerstag	6	7. S. n. Tr. ☽	6	Mittwoch
7	Freitag	7	Montag	7	Donnerstag
8	Sonnabend ☽	8	Dienstag	8	Freitag
9	3. S. n. Trin.	9	Mittwoch	9	Sonnabend
10	Montag	10	Donnerstag	10	12. S. n. Tr.
11	Dienstag	11	Freitag	11	Montag ○
12	Mittwoch	12	Sonnabend	12	Dienstag
13	Donnerstag	13	8. S. n. Tr. ○	13	Mittwoch
14	Freitag	14	Montag	14	Donnerstag
15	Sonnabend ○	15	Dienstag	15	Freitag
16	4. S. n. Trin.	16	Mittwoch	16	Sonnabend
17	Montag	17	Donnerstag	17	13. S. n. Tr.
18	Dienstag	18	Freitag	18	Montag
19	Mittwoch	19	Sonnabend	19	Dienstag ☾
20	Donnerstag	20	9. S. n. Tr. ☾	20	Mittwoch
21	Freitag	21	Montag	21	Donnerstag
22	Sonnabend ☾	22	Dienstag	22	Freitag
23	5. S. n. Trin.	23	Mittwoch	23	Sonnabend
24	Montag	24	Donnerstag	24	14. S. n. Tr.
25	Dienstag	25	Freitag	25	Montag
26	Mittwoch	26	Sonnabend	26	Dienstag
27	Donnerstag	27	10. S. n. Tr.	27	Mittwoch ●
28	Freitag	28	Montag ●	28	Donnerstag
29	Sonnabend	29	Dienstag	29	Freitag
30	6. S. n. Tr. ●	30	Mittwoch	30	Sonnabend
31	Montag	31	Donnerstag		

	Oktober		November		Dezember
1	15. S. n. Tr.	1	Mittwoch	1	Freitag
2	Montag	2	Donnerstag ☽	2	Sonnabend ☽
3	Dienstag	3	Freitag	3	1. Advent
4	Mittwoch ☽	4	Sonnabend	4	Montag
5	Donnerstag	5	20. S. n. Tr.	5	Dienstag
6	Freitag	6	Montag	6	Mittwoch
7	Sonnabend	7	Dienstag	7	Donnerstag
8	16. S. n. Tr.	8	Mittwoch	8	Freitag
9	Montag	9	Donnerstag ○	9	Sonnabend ○
10	Dienstag	10	Freitag	10	2. Advent
11	Mittwoch ○	11	Sonnabend	11	Montag
12	Donnerstag	12	21. S. n. Tr.	12	Dienstag
13	Freitag	13	Montag	13	Mittwoch
14	Sonnabend	14	Dienstag	14	Donnerstag
15	17. S. n. Tr.	15	Mittwoch	15	Freitag
16	Montag	16	Donnerstag	16	Sonnabend
17	Dienstag	17	Freitag ☾	17	3. Advent ☾
18	Mittwoch	18	Sonnabend	18	Montag
19	Donnerstag ☾	19	22. S. n. Tr.	19	Dienstag
20	Freitag	20	Montag	20	Mittwoch
21	Sonnabend	21	Dienstag	21	Donnerstag
22	18. S. n. Tr.	22	Mittwoch	22	Freitag
23	Montag	23	Donnerstag	23	Sonnabend
24	Dienstag	24	Freitag	24	4. Advent ●
25	Mittwoch	25	Sonnabend ●	25	Heil. Christf.
26	Donnerstag ●	26	23. S. n. Tr.	26	2. Christtag
27	Freitag	27	Montag	27	Mittwoch
28	Sonnabend	28	Dienstag	28	Donnerstag
29	19. S. n. Tr.	29	Mittwoch	29	Freitag
30	Montag	30	Donnerstag	30	Sonnabend
31	Dienstag			31	S. n. Weih. ☽

Der Tag geht über mein Gesicht,
Die Nacht, sie tastet leis vorbei,
Und Tag und Nacht ein gleich Gewicht
Und Nacht und Tag ein Einerlei.

Es schreibt die dunkle Schrift der Tag,
Und dunkler noch schreibt sie die Nacht,
Und keiner lebt, der deuten mag,
Was beider Schatten ihm gebracht.

Und ewig kreist die Schattenschrift;
Leblang stehst du im dunklen Spiel,
Bis einmal dich die Deutung trifft:
Die Zeit ist um. Du bist am Ziel.

Rudolf G. Binding
Spruch für eine Sonnenuhr



Dürer: Die apokalyptischen Reiter

Rudolf Alexander Schröder: Deutschland

Am grünen Rheinstrom schüttest du Segen aus;
Und um der Mosel schmächtige Windungen
Blüht, hügelab gestuft, der Blonde
Über cäsarischem Schutt, dein Weinstock.

Und wo zuhöchst an starrender Alpen First
Dein Adler kreist, jungfräulichen Firnen nah,
Südabwärts spähend, wo in Wassern
Funkelnd das wärmere Blau sich spiegelt,

Wo jäh vom Fels die trunkene Welle bricht
Und abwärts still eindringender Wald den Fluß
Vorm Durst des Tages birgt, bis mächtig
Ihm die gebreitete Last ins Meer strömt:

Das füllt mit Gütern glückliche Häfen dir;
Doch birgt dein Schoß verlockenden Reichtum auch,
Auch Gold – doch mehr noch gutes Eisen,
Unten in Gängen verhehlt und Adern.

Du schwillst von Korn; dir rundet die Baumfrucht sich
Im goldnen Herbst, dir wimmelt von Weidevieh
Die blanke Trift: so gibst du allen,
Bürgern und Bauern, ein fröhlich Erbteil.

Wem fehlt die Zunge, deiner gedenk? O wer,
Den du gebarst, weiß anderes Zeugnis sich
Als dies: es sei, in dir zu wohnen,
Stolz und Gewährung und Glück, herztröstlich?



Ernst Moritz Arndt: Von Freiheit und Vaterland

Es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen:

Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen betört! Wo es dem Menschen wohlgeht, da ist sein Vaterland; wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit.

Diese sind wie die dummen Tiere nur auf den Bauch und auf seine Gelüste gerichtet und vernehmen nichts von dem Wehen des himmlischen Geistes.

Sie grasen wie das Vieh nur die Speise des Tages, und was ihnen Wollust bringt, deucht ihnen das Einziggewisse.

Darum heckt Lüge in ihrem eitlen Geschwätz, und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren.

Auch ein Tier liebet; solche Menschen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen.

Der Mensch aber soll lieben bis in den Tod und von seiner Liebe nimmer lassen noch scheiden.

Das kann kein Tier, weil es leicht vergisset, und kein tierischer Mensch, weil ihm Genuß nur behagt.

Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen

Schrecken durch die Seele brauseten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenaug sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig liebhaben; denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammest.

Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglücket, was schon deinen Urelternvater beglückte; wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

Darum auch sind sie gemeinen Seelen ein Wahn und eine Torheit allen, die für den Augenblick leben.

Aber die Tapfern heben sie zum Himmel empor und wirken Wunder in dem Herzen der Einfältigen.

Auf denn, redlicher Deutscher! Bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Mut.

Daß keine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit.

Damit du wiedergewinnest, worum dich Verräter betrogen, und mit Blut erwerbest, was Toren versäumten.

Denn der Sklav ist ein listiges und geiziges Tier, und der Mensch ohne Vaterland der unseligste von allen.

Karl von Clausewitz: Krieg und Politik

Der Krieg ist nichts als die fortgesetzte Staatspolitik mit anderen Mitteln.

*

Je großartiger und stärker die Motive des Krieges sind, je mehr sie das ganze Dasein der Völker umfassen, je gewaltsamer die Spannung ist, die dem Kriege vorhergeht, um so mehr wird sich der Krieg seiner abstrakten Gestalt nähern, um so mehr wird es sich um das Niederwerfen des Feindes handeln, um so mehr fallen das kriegerische Ziel und der politische Zweck zusammen, um so rein kriegerisch, weniger politisch scheint der Krieg zu sein.

*

Gehört der Krieg der Politik an, so wird er ihren Charakter annehmen. Ist sie großartig und kräftig, so wird es auch der Krieg. Nur durch diese Vorstellungsart wird der Krieg zur Einheit, nur mit ihr kann man alle Kriege als Dinge einer Art betrachten, und nur durch sie wird dem Urteil der rechte und genaue Stand- und Gesichtspunkt gegeben. Aber auch nur von *einem* Standpunkt aus können wir die Masse der Erscheinungen in ihrer Einheit auffassen, und nur die Einheit des Standpunktes kann uns vor Widersprüchen sichern.

*

Daß der politische Gesichtspunkt mit dem Beginne des Krieges ganz aufhören sollte, wäre nur denkbar, wenn die Kriege Kämpfe auf Leben und Tod aus bloßer Feindschaft wären. Wie sie sind, sind sie nichts als Äußerungen der Politik selbst. Das Unterordnen des politischen Standpunkts unter den militärischen wäre widersinnig, denn die Politik hat den Krieg erzeugt. Sie ist der Geist, der Krieg aber bloß das Werkzeug – und nicht umgekehrt.

*

Man sagt eigentlich etwas ganz anderes, als man sagen will, wenn man – was häufig geschieht – vom schädlichen Einfluß der Politik auf die Führung des Krieges spricht. Es ist nicht dieser Einfluß, sondern die Politik selbst, die man tadeln sollte. Ist die Politik richtig, d. h. trifft sie ihr Ziel, so kann sie auf den Krieg in ihrem Sinne auch nur vorteilhaft wirken; und wo diese Einwirkung vom Ziel entfernt, ist die Quelle nur in der verkehrten Politik zu suchen.

*

Die Aufgabe und das Recht der Kriegskunst der Politik gegenüber ist es hauptsächlich, zu verhüten, daß die Politik Dinge fordere, die gegen die Natur des Krieges sind, daß sie aus Unkenntnis über die Wirkungen des Werkzeugs Fehler begehe im Gebrauche desselben.

*

Der Krieg ist unter allen Umständen als kein selbständiges Ding, sondern als ein politisches Werkzeug zu denken. Nur mit dieser Vorstellungsart ist es möglich, nicht mit der sämtlichen Kriegsgeschichte in Widerspruch zu geraten.

*

Die Kriegskunst auf ihrem höchsten Standpunkte wird zur Politik, aber freilich einer Politik, die statt Noten zu schreiben,

Schlachten liefert. Also noch einmal: der Krieg ist ein Werkzeug der Politik. Er muß notwendig ihren Charakter tragen, er muß mit ihrem Maße messen. Die Führung des Krieges in seinen Hauptumrissen ist die Politik selbst, die die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken.

*

Nur dann, wenn sich die Politik von gewissen kriegerischen Mitteln und Maßregeln eine falsche, ihrer Natur nicht angemessene Wirkung verspricht, kann sie mit ihren Bestimmungen einen schädlichen Einfluß auf den Krieg haben. Dies ist unendlich oft vorgekommen und zeigt dann, daß eine gewisse Einsicht in das Kriegswesen der Führung des politischen Verkehrs nicht fehlen sollte.

*

Soll ein Krieg ganz den Absichten der Politik entsprechen und soll die Politik den Mitteln zum Kriege angemessen sein, so bleibt, wo der Staatsmann und der Soldat nicht in einer Person vereinigt sind, nur ein gutes Mittel übrig, nämlich den obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinetts zu machen, damit er in den wichtigsten Augenblicken an dessen Beratungen und Beschlüssen teilnehme.

*

Wir sind weit entfernt, zu glauben, daß ein in Akten vergrabener Kriegsminister oder auch selbst ein im Felde tüchtiger Soldat den besten Staatsminister geben würde, wo der Fürst es nicht selbst ist, oder mit anderen Worten: wir meinen durchaus nicht, daß die Einsicht in das Kriegswesen die Haupteigenschaft eines Staatsministers sei. Ein großartiger, ausgezeichneter Kopf, ein starker Charakter, das sind die Haupteigenschaften, die er besitzen muß. Jene Einsicht läßt sich auf die eine oder die

andere Weise wohl ergänzen. Frankreich ist in seinen kriegerischen und politischen Händeln nie schlechter beraten gewesen als unter den Gebrüdern Belle-Isle und dem Herzog von Choiseul, obgleich alle drei gute Soldaten waren.

*

Die ungeheuren Wirkungen der Französischen Revolution nach außen sind offenbar viel weniger in neuen Mitteln und Ansichten der französischen Kriegsführung zu suchen, als in der ganz veränderten Staats- und Verwaltungskunst, im Charakter der Regierung, im Zustande des Volkes usw. Daß die anderen Regierungen alle diese Dinge unrichtig ansahen, — daß sie mit gewöhnlichen Mitteln Kräften die Wage halten wollten, die neu und überwältigend waren: das alles sind Fehler der Politik. Man kann sagen: die zwanzigjährigen Siege der Revolution sind hauptsächlich die Folge der fehlerhaften Politik der ihr gegenüberstehenden Regierungen gewesen, wenn auch der eigentliche Überfall, von dem sich die Intelligenz getroffen fühlte, innerhalb der Kriegführung stattfand.

(Aus dem Werke „Vom Kriege")

Blücher: Fünf Briefe an seinen König

I

Münster, 25. Juli 1806.

Aller dorglaugtigster Konig
aller gnedigster König und HErr.

Aufgefordert durch Treu und Redliges attachement an Euer Königl. Majästedt allerhögsten Persohn, aufgefordert durch lebhafte Teilnahme an den Ruhm, der Ehre und der wohlfahrt Euer Königl. majästät Staten und armee, und endlich aufgefordert durch die täglig imer bedenkligere lage

und gefährliger werdende Schritte, welche Frankreich sich in militarischer Rücksicht hier gegen Euer Kögl. majestat grentzen erlaubet, muß ich endlich mein hertz zu den Füßen des Königes meines HErrn auß schütten; muß als treuer und grau gewordener diner von högst dehro erhabnen hauße meine ansichten unsrer lage gegen Frankreich zum ersten und zum letzsten mahle – zu Euer majestad Füßen legen.

Geruhen allerhögst dieselben, diese ehrerbitige ansicht nicht allein gnädigst auf zu nehmen, sondern auch eine gnädige aufmerksahmkeit zu würdigen; sie verdinen letzsters gantz besonders.

Frankreich meint es mit keiner Puissance redlig und gut – am allerwenigsten mit Euer Königl. Majested – als der einzigen macht, die sein Eroberungs und unterjochungs System in teutschland noch allein im wege steth. es verbirgt sogar seine absicht nicht – den wen gleich es mit unter süße vorspigelung macht, so widersprechen alle seine Handlungen gegen Euer Königl. Majestädt diesen grade zu. Die invasion von Hanower, der letzste gewaldsame Durchmarsch durch anspachsche – und die erst kürtzlig Reuberische besetzung von Essen und Werden – so wie der gantze arogante ton, den der francoische monarch sich erlaubt, beweisen Euer Kögl. Majestedt gewiß mehr als zu sehr, waß ich zuvor gesagt habe. Alle treue untertanen Euer Kögl. Majestedt – alle ächte Preußen – und die armee besonders hat daß herabwürdigende dieser französischen Demarchen tif gefühlt, und fühlt sie noch, und alles wünscht die gekränkte national Ehre bald – recht bald – blutig zu rächen.

Wer daß betragen und benehmen Frankreichs Euer Königl. Magistedt auß einem andern gesichtspunkt darstellt – wer Euer Königligen Majestäd zu fortwährenden nachgeben – zum Friden mit dieser nation räth – der ist entweder sehr – sehr gutmüttig, sehr kurtzsichtig, oder er ist mit Franzoisischem gollde

erkauft. Fragen Euer Köngl. majestad nur Ihre aufgeklärtesten, ihre talentvollsten – ihre treusten – ihre kraftvollsten Diner, den Staatsminister von Hardenberg, den General Lieutenant von Rüchell, den Generall der Cavallerie Graff von d. Schulenburg, den Staatsminister von Stein, und ich verbürge es mit meinem leben, alle diese Männer werden Euer Kögl. Majestadt eben daß sagen – waß ich hir in allertiffster Devotion ehrerbitigst vorzustellen wage.

Jeder tag früher wo wihr Frankreich den Krig erklären – ist der gröszte gewin vor Euer Königl. Majestadt, den mit ieder Stunde befestiget der französische Kaiser sein ansehen, seinen einfluß – seine usurpirte Sterke mehr – organisiert seine armèen beßer – schafft sich mehr tributaire Könige und Fürsten, erprest sich mehr Resourcen. Führen Euer Königl. majestad nur selbst unsre brawe armee, die von den Wunsch glüht – die franzosen zu bekrigen und die Menschheit an diese Reuber zu rächen, und in der kein Tambour ist, der diesen Feind nicht haße – verachte – und im vorauß des Siges gewiß sey; den unglaublig – und größer als Euer Königl. Majestad es sich denken können, ist der Haß und verachtung der armèe gegen die Francosen – und nur ein Wunsch existiert in ihr – recht balldiger – blutiger Krig gegen diese nation.

Nur eine glücklige Schlacht – und wir haben allirte, gelld und Resourcen, von allen orten und Enden Europens; Rusland, Engeland, Schweden, der größte Teil des teutschen Reichs, und selbst Östreich werden sich an unseren sigreichen Fahnen gerne anschlißen, gerne die Ehre mit uns teillen wollen – besiger der Franzosen zu sein. Und welch ein Ruhm vor Euer Magested! – welch ein Ruhm vor unsre brawe armèe, jene Reuber Horden zu demüttigen, die bißher weit mehr durch List und durch daß elende Benehmen ihrer gegner sigten als durch

Tapfferkeit; den nie überwinden sie ein Preusisches heer, – und nie werden sie uns überwinden.

Kommen Euer Königl. Magistad nur in die Mitte Ihrer brawen armée – führen Euer Magistad uns nur Zur Ehre und zum Sige – hören Euer Königl. Magistedt nuhr selbst den Rath und die Ideen erprobter und krafftvoller, für Ihren Ruhm besorgter Generalle und den Eignen hohen Preusischen Durst und Ruff nach Ruhm und Ehre, der in Euer Königl. magistad brust wohnt, und wir werden immer siegen – wir werden die Schönen, ehren vollen Zeitten Friedrichs des Großen und des großen Churfürsten wieder empohr blühen – werden unser Vaterland, werden den Namen Preußen wider geehrt – und unsere armee wider gefürchtet und geehrt sehen. Diß gebe Gott der Allmegtige, den wir unter Euer Köngl. Magistadt Führung fest vertrauen, und mit diesem heißen Wunsch lebe und Sterbe ich mit der ehrfurchtvollsten Devotion für Euer Königl. Magistedt, und für aller högst dehro Ruhm und wollfahrt, als

Euer königligen Magistadt
alleruntertänigst treu gehorsamster knecht
G. Blücher.

2

Stargard, 18. Jull 1809.

Alle Nachrichten, so mir zukommen, bestätigen die mißliche Lage der französischen Armee, wenngleich der Kaiser Napoleon Scheinvortheile durch den Übergang über die Donau errungen, so kömmt seine Armee nun in ein Land, wo sie angefeindet wird und wo sein Gegner dagegen alle mögliche Unterstützung erhält und seine Subsistance erleichtert wird.

Ganz Baiern ist gleichsam von Insurgenten überschwemmt.

Chatteler[1] maneuvrirt mit dem glücklichsten Erfolg, die Verbündeten[2] werden lau und die ersten Niederlagen der Franzosen bringen ihren Entschluß, den Kaiser zu verlassen, zur Reife. Der Herzog von Abrantes[3] ist geschlagen, General Am Ende steht mit einem Corps von 8000 Mann in Saxen, der König in Westphalen hat gleichfalls gelitten, die Engländer sind der Angabe nach mit 30,000 Mann gelandet; dieses Alles gewährt eine ruinöse Ansicht der französischen Armee. Allergnädigster König, gewähren Sie die Bitte eines in Ihrem Dienst grau gewordenen Mannes, der so ehrlich, wie er Ihnen von Herzen ergeben ist, der bereit ist, sich für Sie aufzuopfern, und dessen heißester Wunsch darin besteht, seine letzten Lebenstage für Sie und Ihre Macht nützlich zu verwenden.

Genehmigen Ew. Königl. Majestät, daß ich mit einem Corps Ihrer Truppen über die Elbe gehen darf, so bürge ich mit meinem Kopf dafür, daß ich die von uns getrennten Provinzen wieder in Besitz nehme. Halten Ew. Königl. Majestät meine Ansichten nicht für übertrieben, sie sind es nicht; ich weiß, was ich mir jenseit der Elbe und in Westphalen zu versprechen habe und wozu ich täglich aufgefordert werde. Erwägen Sie, allergnädigster König, die Freude, so sich in den Hertzen Ihrer treuen Untertanen ergießen wird, wenn sie sehen, daß zu ihrer Befreiung so kräftig gewürkt wird, welche Versicherung Ew. K. M. der Grafschaft Mark gegeben, daß diese treuen Untertanen niemahls von der Preußischen Monarchie getrennt werden sollten. Welchen Dank wird Ihnen die ganze deutsche Nation zollen, wenn sie sieht, daß Sie entschlossen sind, sie von ihrem unerträglichen Joch zu befreien; wenn man die Hannoveraner und

[1] Chasteler, österreichischer General, in Tirol. — [2] Napoleons (die süddeutschen Rheinbundstaaten). — [3] Marschall Junot, 8. Juni bei Berneck.

Hessen die Versicherung giebt, daß sie ihren alten Fürsten wieder angehören sollen, so sind diese beiden Nationen gewonnen, so bringen sie Gut und Blut zum Opfer. Wenn die Truppen, so Ew. K. M. mir anvertrauen, 4 Wochen vom Tage des Überganges über die Elbe bezahlt sind, so will ich sie nachher verpflegen und besolden, und dieses soll ohne Murren der Bewohner geschehen.

Einen Waffenplatz werde ich mir ohne große Aufopferung zu verschaffen wissen.

Findet mein Vorschlag nicht den allerhöchsten Beifall, nun, so habe ich mein Herz erleichtert und mein Abscheu, fremde Fesseln zu tragen, dargetan. Ich bin frei geboren und muß auch so sterben. Zeit, allergnädigster König, ist nicht zu verliehren, damit Feinde unsere Provinzen nicht auszehren und es schwer wird, sie dereinst aus ihren Händen zu erhalten.

3

Stargard, 9. Oktober 1809.

Mit dem innigsten Schmerz muß ich Ew. Königlichen Majestät die erhaltene Nachricht von dem Abschluß des für Österreich höchst nachteiligen Friedens[1] melden. Das Unglück, welches uns bevorsteht, ist schrecklich, da Napoleon sich bestimmt geäußert haben soll, die rückständigen Kontributionen selbst beitreiben zu wollen.

[1] Im Frieden von Wien (14. Oktober 1809) trat Österreich Salzburg und einen größeren Teil Oberösterreichs an Bayern; Neugalizien an Warschau; Oberkärnten, Krain, Görz, Triest, Istrien, Dalmatien, einen Teil Kroatiens an Frankreich ab, und gab Tirol, entgegen den feierlichsten Versprechungen des Kaisers Franz, an Napoleon preis. — „Die Erhebung der Völker Österreichs versank in Blut und Kot." Treitschke I 348.

Noch vor wenigen Monaten konnten E. K. M. der allgemeinen Sache aller Völker durch einen kühnen Entschluß den Ausschlag geben. Höchst schmerzhaft ist es mir, daß Sie, Allergnädigster Herr, meine dringend ehrerbietige Bitte verworfen haben, die ich aus wahrer unbegrenzter Anhänglichkeit wagte.

Die Wiederbesetzung des größten Teils E. K. M. Staaten durch die Franzosen ist nicht zu bezweifeln. Wir werden das Schicksal der Hessen haben und durch einen Federstrich Napoleons fallen. Wir haben also nichts mehr zu verlieren, denn ein ehrenvoller Tod ist besser als ein vor der Welt gebrandmarktes Leben. E. K. M. können noch sich, die Königliche Familie und das Land retten, wenn Sie uns die Waffen in die Hand geben. Mit weit geringeren Mitteln widerstand einst Friedrich der Große der Unterjochung, denn E. K. M. können auf eine Armee von 60,000 Mann, auf noch einmal so viel teils exerzierte teils waffenfähige Mannschaft und auf das ganze Land rechnen, welches gewiß lieber für seinen König fechten und sich auf seines Königs Stimme aufopfern als ein fremdes Joch tragen wird. Ganz Deutschland, dessen Freiheit am letzten Ende von E. K. M. gehalten wird, kann und wird mit uns gemeinschaftliche Sache machen. Was könnten, was wollten wir nicht tun, wenn unser König nur sich unserer annehmen, nur mit uns kämpfen und lieber den Tod als Schmach teilen wollte! Ich, der ich meinem angeborenen König bis in den Tod getreu bleibe, ich verbürge mich, daß es gut gehen muß, wenn man nur die rechten Mittel ergreift...

Auf jeden Fall bitte ich E. K. M. um Verhaltungsbefehle, wie ich mich benehmen soll, was aus den Truppen in der Mark werden wird, wohin ich sie schicken soll, wenn der Feind Berlin wieder besetzt und jene Truppen in mein Gouvernement kom-

men. Alle diese Fälle, welche ich bestimmt vorauszusehen glaube, dürfen nicht unerwartet kommen, wenn ich nicht gegen die Intentionen E. K. M. handeln soll.

Kein falscher Ehrgeiz, keine verkehrte Ansicht, nicht die Ahnung der Möglichkeit, meinen König und Herrn durch verderbliche Ratschläge in den Abgrund zu stürzen, wie so viele leidige Ratgeber der Könige, die den natürlichen Mut und die Entschlossenheit meines grenzenlos geliebten Monarchen durch Kleinmütigkeit und verkehrte Liebe, das Land zu schonen, irrezuleiten suchten, sondern allein der innigste Wunsch, das Königliche Haus auf dem Thron zu erhalten und unser armes Land nicht unter die Füße getreten zu sehen, leiten mich bei meiner alleruntertänigsten Bitte. Die bisherigen Begebenheiten, der aus sicherer Quelle erfahrene Entschluß Napoleons und die Überzeugung, daß dieser Kaiser E. K. M. Staaten gebraucht, um Westfalen fest zu stellen, daß er Ihnen, Allergnädigster Herr, weder die rückständige Kontribution noch so manches andere erlassen und endlich in jedem Falle einen Vorwand finden wird – diese Überzeugung zwingt mich, E. K. M. diese Vorstellungen zu Füßen zu legen. Geruhen Sie, Allergnädigster König, mir nur einen Strahl von Hoffnung zu geben, so werde ich mich beruhigen. Warum sollten wir uns denn geringer als die Spanier und Tiroler achten! Wir haben größere Hilfsmittel als sie. Wenn wir unseren Herd zu verteidigen wissen, so werden wir es wert sein, fortzudauern. Unwert der Fortdauer werden wir untergehen.

4

24. Juni 1815.

Ich bitte nun alleruntertänigst die Diplomatiker anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit

seinem Blute errungen hat. Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. E. M. werden als Gründer von Deutschlands Sicherheit verehrt werden, und auch wir werden die Früchte unsrer Anstrengungen genießen, wenn wir nicht mehr nötig haben, immer mit gezücktem Schwerte dazustehn.

5

Aachen, 20. November 1815.

... Bei meinem Abgang von der Armee kann ich nicht umhin, E. K. M. für die mir erzeigte Gnade und geschenkte Güte nun alleruntertänigst zu danken und die Armee fortwährend E. K. M. Gnade und unmittelbaren Schutz zu empfehlen. Die Zeit, wo E. K. M. Paris verließen, bis jetzt, hat vielleicht zu den unangenehmsten meines Lebens gehört. Von unentschlossenen und schwankenden Diplomaten abhängig, habe ich recht gefühlt, wie traurig und nachteilig es ist, von Premierministern abzuhängen, und wie zerstörend für die Armee, wenn dieser Einfluß fortdauerte und E. K. M. nicht die unmittelbare Leitung der Armee beibehielten.

Überhaupt ist es wohl die höchste Zeit, daß diese sonderbare Versammlung, die bis jetzt unter dem Namen der bevollmächtigten Minister der verbündeten Höfe Europa beherrschte[1], aufhört und daß die Männer, die zwar nur Untertanen, doch unter diesem Titel ihre eigenen Monarchen beherrschten und Gesetze geben, wieder in ihre vorigen Schranken zurücktreten, um so mehr, da ihr elendes Machwerk sie in der Meinung der ganzen Welt zurückgesetzt hat, und Preußen und Deutschland, trotz seiner Anstrengungen, immer wieder als das betrogene

---

[1] Der Wiener Kongreß.

vor der ganzen Welt dasteht und Englands Einfluß auf Deutschland sich ganz fest begründet.[1]

Sebastian Münster: Von dem Elsaß und seiner großen Fruchtbarkeit, dem kein Land am Rheinstrom mag verglichen werden

1553

Nun wie fruchtbar das Elsaß sei, magst du daraus merken, daß in dem engen Begriff alle Jahr ein solich groß Gut von Wein und Korn gefalt, daß nit allein darvom seine Inwohner, der trefflich viel seind, zu leben haben, sunder man führt daraus mit Schiffen und Wägen den köstlichen Wein in Schweizerland, Schwabenland, Bayerland, Niederland, ja Engelland. Im Sunggöw, ja im ganzen Elsaß uf der Ebne wächst ein groß Gut von Korn, darvon Lothringen, Burgund und Schweizerland auch zu essen haben. An den Bergen kocht sich der gut Wein, und uf der Ebne wächst das Korn und viel fruchtbarer Obstbäum. Man findt auch ganz Wäld mit Kösten (Kastanien) Bäumen in den Bergen. Darzu weißt man wohl, wie so groß Gut jährlich von Silber in dem Lebertal gegraben wird. Es seind do nit minder dann 30 Silbergruben, die haben all ihre besondere Namen ... Weiter was köstlicher Weid in diesem Gebirg gefunden wird, zeigen an die guten Münster Käs, so man daraus bringt. Und daß ich es mit kurzen Worten sag, es ist in dem ganzen deutschen Land kein Gegenheit, die diesem Elsaß möcht verglichen werden. Man findt wohl Länder

[1] Ein großer Teil der Originale von Blüchers Briefen ist nur schwer erreichbar; eine wissenschaftliche Gesamtausgabe fehlt noch; daher mußten die Briefe Nr. 2–5 in der Fassung wiedergegeben werden, die sie durch ihre Herausgeber Pertz, Colomb, Pierson und Unger erfahren haben.

in Deutschland, do guter Wein wachst, der sich dem Elsasser vergleicht, sie haben aber nit darbei solichen vollen Brotkasten und lustige Obstgärten wie das Elsaß. Dann in diesem Land findest du an dem Gebirg kein Ort, das nit erbauen sei mit Flecken, Weingärten oder Äckern. Aber am Rhein ist es an manchem Ort sumpfig, hat do selbigen gute Weid für das Vieh. Dies Land ist also wohl mit menschlichen Wohnungen erbauen, daß darin sechsundvierzig Städt' und Städtlin, die all ummauert seind, gefunden werden und fünfzig Schlösser auf den Bergen und der Ebne gebauen. Der Dörfer aber und Weiler ist kein Zahl ... Man findt nit einerlei, sunder mancherlei Volk in diesem Land. Aus Schwaben, Bayern, Burgund und Lothringen laufen sie darin und kommen selten wieder daraus. Die Schwaben werden am meisten da gefunden. Man laßt jedermann darin sitzen, der das Erdreich will helfen bauen.

Aus dem „Cherubinischen Wandersmann" des Angelus Silesius (1657)

Blüh auf, gefrorner Christ, der Mai ist für der Tür:
Du bleibest ewig tot, blühst du nicht jetzt und hier.

Die Braut verdient sich mehr mit einem Kuß um Gott,
Als alle Mietlinge mit Arbeit bis in Tod.

Gott ist nur eigentlich: er liebt und lebet nicht,
Wie man von mir und dir und andren Dingen spricht.

Gott ist so viel an mir, als mir an ihm gelegen,
Sein Wesen helf ich ihm, wie er das meine, hegen.



Gott hat nicht Unterscheid, es ist ihm alles ein:
Er machet sich so viel der Flieg als dir gemein.

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben,
Werd ich zunicht, er muß von Not den Geist aufgeben.

Gott ist ein lauter Nichts, ihn rührt kein Nun noch Hier:
Je mehr du nach ihm greifst, je mehr entwird er dir.

In Gott ist alles Gott: ein einzigs Würmelein,
Das ist in Gott so viel als tausend Gotte sein.

Gott gleicht sich einem Brunn: er fleußt ganz mildiglich
Heraus in sein Geschöpf und bleibet doch in sich.

Gott ist ein Geist, ein Feur, ein Wesen und ein Licht,
Und ist doch wiederum auch dieses alles nicht.

Gott ist noch nie gewest und wird auch niemals sein
Und bleibt doch nach der Welt, war auch vor ihr allein.

Man redt von Zeit und Ort, von Nun und Ewigkeit:
Was ist dann Zeit und Ort und Nun und Ewigkeit?

Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit,
So du nur selber nicht machst einen Unterscheid.

Nichts ist, als ich und du: und wenn wir zwei nicht sein,
So ist Gott nicht mehr Gott und fällt der Himmel ein.

Nichts ist, das dich bewegt, du selber bist das Rad,
Das aus sich selbsten läuft und keine Ruhe hat.



Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden,
Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden.

Je mehr du dich aus dir kannst austun und entgießen:
Je mehr muß Gott in dich mit seiner Gottheit fließen.

Das Wesen Gottes macht sich keinem Ding gemein
Und muß notwendig doch auch in den Teufeln sein.

Du sprichst, du wirst noch wohl Gott sehen und sein Licht:
O Narr, du siehst ihn nie, siehst du ihn heute nicht.

Gott selber, wenn er dir will leben, muß ersterben:
Wie denkst du ohne Tod sein Leben zu ererben?

Ich sterb und leb auch nicht: Gott selber stirbt in mir:
Und was ich leben soll, lebt er auch für und für.

Ich sterb und lebe Gott: will ich ihm ewig leben,
So muß ich ewig auch für ihm den Geist aufgeben.

Ich glaube keinen Tod: sterb ich gleich alle Stunden,
So hab ich jedesmal ein besser Leben funden.

Der Tod, aus welchem nicht ein neues Leben blühet,
Der ists, den meine Seel aus allen Töden fliehet.

Tod ist ein selig Ding: je kräftiger er ist,
Je herrlicher daraus das Leben wird erkiest.

Ich muß Maria sein und Gott aus mir gebären,
Soll er mich ewiglich der Seligkeit gewähren.

Ich selbst muß Sonne sein, ich muß mit meinen Strahlen
Das farbenlose Meer der ganzen Gottheit malen.

Du selber machst die Zeit: das Uhrwerk sind die Sinnen;
Hemmst du die Unruh nur, so ist die Zeit von hinnen.

Der Weise, wann er stirbt, begehrt in Himmel nicht:
Er ist zuvor darin, eh ihm das Herze bricht.

Wer in der Hölle nicht kann ohne Hölle leben,
Der hat sich noch nicht ganz dem Höchsten übergeben.

Gott sind die Werke gleich; der Heilge, wann er trinkt,
Gefället ihm so wohl, als wann er bet't und singt.

Mensch, alles was du willst, ist schon zuvor in dir:
Es lieget nur an dem, daß dus nicht wirkst herfür.

Die Rose, welche hier dein äußres Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht.

Die Ros ist ohn Warum, sie blühet, weil sie blühet,
Sie acht't nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet.

Der Regen fällt nicht ihm, die Sonne scheint nicht ihr;
Du auch bist anderen geschaffen und nicht dir.

Gott gibet so genau auf das Koaxen acht,
Als auf das Direliern, das ihm die Lerche macht.

Dies alles ist ein Spiel, das ihr die Gottheit macht:
Sie hat die Kreatur um ihretwilln erdacht.



Ihr Menschen, lernet doch von Wiesenblümelein,
Wie ihr könnt Gott gefalln und gleichwohl schöne sein.

Freund, solln wir allesamt wie immer Eines schrein,
Was wird das vor ein Lied und vor Gesinge sein?

Freund, es ist auch genug. Im Fall du mehr willst lesen,
So geh und werde selbst die Schrift und selbst das Wesen.

Jacob Grimm: Über den Purismus

Gegen die Puristen, wie sie heutigestags unter uns aufgetreten sind, wird sich jeder erklären, der einen richtigen Blick in die Natur der deutschen Sprache getan hat. Sie wollen nicht nur alles Fremde bis auf die letzte Faser aus ihr gestoßen wissen, sondern sie überdem durch die gewaltsamsten Mittel wohllautender, kräftiger und reicher machen. Die Gesinnung, welcher das Abwerfen des verhaßten Fremden recht ist und an sich selbst möglich scheint, verdient unbedenklich geehrt und gehegt zu werden, nur sollte man sich bescheiden, daß schon zur Ausmittelung der seit allen Zeiten eingeschlichenen undeutschen Wörter eine tiefe Forschung vorgehen müßte[1], wenn auch die noch jetzt tunliche Entfernung derselben eingeräumt werden könnte. Sodann muß mit Dank und Vertrauen anerkannt werden, wie die edle Natur unserer Sprache seit fünfzig Jahren so manches Unkraut ganz von selbst ausgejätet hat, und dies allein ist der

[1] Wörter wie Natur, Kirche, Altar, Person und dergleichen mit dem Christentum eingeführte sind leichter zu erkennen als andere, deren Fremdheit vielen sicher nicht beifällt, z. B. Preis, klar, fein usw., die vermutlich erst im dreizehnten Jahrhundert durch die Minnesänger aus dem Französischen (das Niederdeutsche vermittelte etwa) entlehnt wurden und zur Galanteriesprache gehörten.

rechte Weg, auf dem es geschehen soll; ihr sind alle Gewächse und Wurzeln in ihrem Garten aus der langen Pflege her bekannt und lieb, eine fremde Hand, die sich dareinmischen wollte, würde plump mehr gute Kräuter zerdrücken und mitreißen, als schädliche ausrotten, oder würde mit stiefmütterlicher Vorliebe gewisse Pflanzen hervorziehen und andere versäumen. [Abstrakte Wörter, d. h. Geistigwerdung sinnlicher Wurzeln, entspringen nur mit den Ideen selbst. Nimmt eine Sprache fremde Wörter auf, so zeigt sie, entweder daß sie noch unreif für die damit verbundenen Begriffe ist oder daß ihr diese unnationell, unanständig sind. So erscheint als ein Vorteil, daß man die französische Hof- und Galanteriesprache bei ihren Wörtern gelassen; wären sie übersetzt worden, so müßte der Deutsche außer der Sache auch die Wörter übel empfinden. Der Gebrauch lateinischer Wörter in Wissenschaft und Philosophie erscheint auch nicht gerade ungünstig, vielmehr mag das Still- und gleichsam Brachliegen der deutschen Sprache durch lange Zeiten hindurch der darauf gefolgten Fruchtbarkeit und Frische nützlich geworden sein. Mit dem, wozu man sie wirklich braucht, gehen auch die neuen Wörter auf.] Der Geist aber, welcher gewaltet hat, wird auch inskünftige fühlen, wieviel des Fremden bleiben könne oder dürfe und wo die Zeit erscheine, da das noch Anstößige am besten abgelegt werde, wenn wir nur selbst Herz und Sinn, was die Hauptsumme ist, der das übrige nachfolgt, unserm Vaterland treu bewahren. Der andere Grundsatz neuer Sprachreinigung, durch Ausscheidung einzelner Buchstaben und Umlaute, sowie durch gezerrte Vervielfachung gewisser Bildungsmittel Wohllaut und Wortreichtum zu vermehren, scheint mir aufs höchste verwerflich. Wollte man ihm Raum geben, so würde unsere mit Ehren zum Mannesalter heranreifende Sprache, der die früheren vollen Formen jetzt nicht mehr an-

stehen, einer verlebten Schönheit gleichen, die sich durch falsche Künste jugendlich, durch Flitterstaat ansehnlich machen möchte und in welcher bald unser eigenes Bild nicht mehr zu erkennen wäre. Diese Sprachkünstler scheinen nicht zu fühlen, daß es kaum eine Regel gibt, die sich steif überall durchführen läßt; jedes Wort hat seine Geschichte und lebt sein eigenes Leben, es gilt daher gar kein sicherer Schluß von den Biegungen und Entfaltungen des einen auf die des andern, sondern erst das, was der Gebrauch in beiden gemeinschaftlich anerkennt, darf von der Grammatik angenommen werden. Es ist ein großes Gesetz der Natur, das auch in der Sprache Anomalien und Mängel neben den uns erkennbaren Regeln bestehen lassen will, ja es wäre ohne dieses keine Verschiedenheit und Besonderheit der aus einem Quell geflossenen Mundarten denkbar, wogegen die vollständige, gleichartige Entwicklung aller Wurzeln, wie jeder unmäßige Reichtum, wieder arm machen würde. Auf jeden Fall ist so viel einleuchtend, wenn man beabsichtigte, das Gebiet der jetzt vorhandenen Wörter und Formen zu erweitern, daß die gründlichste, durchdringendste Kenntnis aller Eigenschaften und Triebe der Sprache vorausgesetzt werden müßte, um die vermeintlichen Lücken und Schwächen von nicht bloß einer Seite zu beleuchten und die vorgeschlagene Ergänzung oder Besserung vernünftig zu berechnen. Was aber bisher zur Frage gebracht worden ist, scheint mir dürftig aus dem bloßen heutigen Bestand, vollends ohne alle eingehende Berücksichtigung der früheren Grundlagen, hergegriffen, und man kann sich selten dabei der Bedenklichkeit erwehren, warum gerade ein oder einige Gegenstände und nicht ebensogut viele andere angeregt werden sollen. Hunderte solcher neuen, ungetauften Wörter in Scharen zusammentreiben, ist keine besondere Kunst, nach weniger Zeit wären die Wörterbücher zwar um tausende reicher, aber der Verlust von zehn

Wurzeln und Formen, die wir vorzeiten wirklich einmal besessen, könnte durch den unwillkommenen Zuwachs nimmermehr ausgeglichen werden. Die Sprache hat mancherlei Schaden erlitten und muß ihn tragen. Die wahre, allein zuträgliche Ausgleichung steht in der Macht des unermüdlich schaffenden Sprachgeistes, der wie ein nistender Vogel wieder von neuem brütet, nachdem ihm die Eier weggetan worden; sein unsichtbares Walten vernehmen aber Dichter und Schriftsteller in der Begeisterung und Bewegung durch ihr Gefühl.[1]

Sobald die Kritik gesetzgeberisch werden will, verleiht sie dem gegenwärtigen Zustand der Sprache kein neues Leben, sondern stört es gerade auf das empfindlichste. Weiß sie sich hingegen von dieser falschen Ansicht frei zu halten, so ist sie eine wesentliche Stütze und Bedingung für das Studium der Sprache und Poesie.

Bei sorgsamem Lesen altdeutscher Quellen entdeckte ich täglich Formen und Vollkommenheiten, um die wir Griechen und Römer zu neiden pflegen, wenn wir die Beschaffenheit unsrer jetzigen Sprache erwägen; Spuren, die noch in dieser trümmerhaft und gleichsam versteint stehen geblieben, wurden mir allmählich deutlich und die Übergänge gelöst, wenn das Neue sich zu dem Mitteln reihen konnte und das Mittele dem Alten die Hand bot. Zugleich aber zeigten sich die überraschendsten Ähnlichkeiten zwischen allen verschwisterten Mundarten und noch ganz übersehene Verhältnisse ihrer Abweichungen.

---

[1] Goethe hat recht schön gesagt (Kunst und Altertum, 3, 51): „Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollte sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden, und die reine Welle fließt darüber her."

Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit, in diesen zweitausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugnis und Denkmal. Welche ältere Sprache der Welt mag eine so lange Reihe von Begebenheiten aufweisen, und jede an sich betrachtet vollkommnere, wie die indische oder griechische, wird sie für das Leben und den Gang der Sprache überhaupt in gleicher Weise lehrreich sein?

Emanuel Hiel: Oproep

1870

Lang zijn der Dietschers
Schoone geweesten
Gescheurd en gespleten
En weerlos gemaakt.
Lang worden Dietschers,
Zij ééns den besten
Mannen geheeten,
Miskend en verzaakt.

Voegt u te zamen
Zuiden en Noorden,
Vereenigt uw streven
Voor 't nieuwe gebied!
Staten en namen
Kan men vermoorden,
't Volk dat wil leven
Vernietigt men niet!

Vrij van gedachten
Machtig door werken,

Vol koenheid en blijheid
Beheerscht weer de zee!
Door uwe krachten
Wordt weer de sterken,
Voert tot de vrijheid
De volkeren met.

Jacob Burckhardt: Auswärtige Politik der italienischen Staaten im Zeitalter der Renaissance

Wie die meisten italienischen Staaten in ihrem Innern Kunstwerke, d. h. bewußte, von der Reflexion abhängige, auf genau berechneten sichtbaren Grundlagen ruhende Schöpfungen waren, so mußte auch ihr Verhältnis zueinander und zum Ausland ein Werk der Kunst sein. Daß sie fast sämtlich auf ziemlich neuen Usurpationen beruhen, ist für ihre auswärtigen Beziehungen so verhängnisvoll wie für das Innere. Keiner erkennt den andern ohne Rückhalt an; dasselbe Glücksspiel, welches bei Gründung und Befestigung der eigenen Herrschaft gewaltet hat, mag auch gegen den Nachbar walten. Hängt es doch gar nicht immer von dem Gewaltherrscher ab, ob er ruhig sitzen wird oder nicht. Das Bedürfnis sich zu vergrößern, sich überhaupt zu rühren, ist allen Illegitimen eigen. So wird Italien die Heimat einer „auswärtigen Politik", welche dann allmählich auch in anderen Ländern die Stelle eines anerkannten Rechtszustandes vertreten hat. Die völlig objektive, von Vorurteilen wie von sittlichen Bedenken freie Behandlung der internationalen Dinge erreicht bisweilen eine Vollendung, in welcher sie elegant und großartig erscheint, während das Ganze den Eindruck eines bodenlosen Abgrundes hervorbringt.

Diese Ränke, Ligen, Rüstungen, Bestechungen und Verrätereien machen zusammen die äußere Geschichte des damaligen Italiens aus. Lange Zeit war besonders Venedig der Gegenstand allgemeiner Anklagen, als wollte es ganz Italien erobern oder allgemach so herunterbringen, daß ein Staat nach dem andern ihm ohnmächtig in die Arme fallen müsse. Bei näherm Zusehen wird man jedoch inne, daß dieser Weheruf sich nicht aus dem Volk, sondern aus der Umgebung der Fürsten und Regierungen erhebt, welche fast sämtlich bei ihren Untertanen schwer verhaßt sind, während Venedig durch sein leidlich mildes Regiment ein allgemeines Zutrauen genießt. Auch Florenz mit seinen knirschenden Untertanenstädten fand sich Venedig gegenüber in mehr als schiefer Stellung, selbst wenn man den Handelsneid und das Fortschreiten Venedigs in der Romagna nicht in Betracht zog. Endlich brachte es die Liga von Cambrai wirklich dahin, denjenigen Staat zu schwächen, den ganz Italien mit vereinten Kräften hätte stützen sollen.

Allein auch alle übrigen versehen sich des Allerschlimmsten zueinander, wie das eigene böse Gewissen es jedem eingibt, und sind fortwährend zum Äußersten bereit. Lodovico Moro, die Aragonesen von Neapel, Sixtus IV. hielten in ganz Italien die allergefährlichste Unruhe wach, der Kleineren zu geschweigen. Hätte sich dieses entsetzliche Spiel nur auf Italien beschränkt! Allein die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß man sich nach fremder Intervention und Hilfe umsah, hauptsächlich nach Franzosen und Türken.

Zunächst sind die Bevölkerungen selber durchweg für Frankreich eingenommen. Mit einer grauenerregenden Naivität gesteht Florenz von jeher seine alte guelfische Sympathie für die Franzosen ein. Und als Karl VIII. wirklich im Süden der Alpen erschien, fiel ihm ganz Italien mit einem Jubel zu, welcher ihm

und seinen Leuten selber ganz wunderlich vorkam. In der Phantasie der Italiener (man denke an Savonarola) lebte das Idealbild eines großen, weisen und gerechten Retters und Herrschers, nur war es nicht mehr wie bei Dante der Kaiser, sondern der capetingische König von Frankreich. Mit seinem Rückzug war die Täuschung im ganzen dahin, doch hat es noch lange gedauert, bis man einsah, wie vollständig Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. ihr wahres Verhältnis zu Italien verkannten und von welch untergeordneten Beweggründen sie sich leiten ließen. Anders als das Volk suchten die Fürsten sich Frankreichs zu bedienen. Als die französisch-englischen Kriege zu Ende waren, als Ludwig XI. seine diplomatischen Netze nach allen Seiten hin auswarf, als vollends Karl von Burgund sich in abenteuerlichen Plänen wiegte, da kamen ihnen die italienischen Kabinette von allen Seiten entgegen, und die französische Intervention mußte früher oder später eintreten, auch ohne die Ansprüche auf Neapel und Mailand, so gewiß als sie z. B. in Genua und Piemont schon längst stattgefunden hatte. Die Venezianer erwarteten sie schon 1462. Welche Todesangst Herzog Galeazzo Maria von Mailand während des Burgunderkrieges ausstand, als er, scheinbar sowohl mit Ludwig XI. als mit Karl verbündet, den Überfall beider fürchten mußte, zeigt seine Korrespondenz in schlagender Weise. Das System eines Gleichgewichtes der vier italienischen Hauptstaaten, wie Lorenzo magnifico es verstand, war doch nur das Postulat eines lichten, optimistischen Geistes, welcher über frevelnde Experimentalpolitik wie über florentinischen Guelfenaberglauben hinaus war und sich bemühte, das Beste zu hoffen. Als Ludwig XI. ihm im Kriege gegen Ferrante von Neapel und Sixtus IV. Hilfstruppen anbot, sagte er: „Ich vermag noch nicht, meinen Nutzen der Gefahr ganz Italiens vorzuziehen; wollte Gott,

es fiele den französischen Königen niemals ein, ihre Kräfte in diesem Lande zu versuchen! Wenn es dazu kommt, so ist Italien verloren." Für andere Fürsten dagegen ist der König von Frankreich abwechselnd Mittel oder Gegenstand des Schreckens, und sie drohen mit ihm, sobald sie aus irgendeiner Verlegenheit keinen bequemern Ausweg wissen. Vollends glaubten die Päpste, ohne alle eigene Gefahr mit Frankreich operieren zu dürfen, und Innocenz VIII. meinte noch, er könne schmollend sich nach dem Norden zurückziehen, um von da mit einem französischen Heer als Eroberer nach Italien zurückzukehren.

Denkende Menschen sahen also die fremde Eroberung schon lange vor dem Zuge Karls VIII. voraus. Und als Karl wieder über die Alpen zurück war, lag es erst recht klar vor aller Augen, daß nunmehr eine Ära der Interventionen begonnen habe. Fortan verflicht sich Unglück mit Unglück, man wird zu spät inne, daß Frankreich und Spanien, die beiden Hauptintervenienten, inzwischen moderne Großmächte geworden sind, daß sie sich nicht mehr mit oberflächlichen Huldigungen begnügen können, sondern um Einfluß und Besitz in Italien auf den Tod kämpfen müssen. Sie haben angefangen, den zentralisierten italienischen Staaten zu gleichen, ja dieselben nachzuahmen, nur in kolossalem Maßstab. Die Absichten auf Länderraub und Ländertausch nehmen eine Zeitlang einen Flug ins Unbedingte hinaus. Das Ende aber war bekanntlich ein totales Übergewicht Spaniens, welches als Schwert und Schild der Gegenreformation auch das Papsttum in eine lange Abhängigkeit brachte. Die traurige Reflexion der Philosophen bestand dann einzig darin, nachzuweisen, wie alle die, welche die Barbaren gerufen, ein schlechtes Ende genommen hätten.

Offen und ohne alle Scheu setzte man sich im 15. Jahrhundert auch mit den Türken in Verbindung; es schien dies ein



Mittel politischer Wirkung wie ein anderes. Der Begriff einer solidarischen „abendländischen Christenheit" hatte schon im Verlauf der Kreuzzüge bedenklich gewankt, und Friedrich II. mochte demselben bereits entwachsen sein; allein das erneute Vordringen des Orients, die Not und der Untergang des griechischen Reiches hatte im ganzen wieder die frühere Stimmung der Abendländer (wenn auch nicht ihren Eifer) erneuert. Hiervon macht Italien eine durchgängige Ausnahme; so groß der Schrecken vor den Türken und die wirkliche Gefahr sein mochte, so ist doch kaum eine bedeutendere Regierung, welche nicht irgend einmal frevelhaft mit Mohammed II. und seinen Nachfolgern einverstanden gewesen wäre gegen andere italienische Staaten. Und wo es nicht geschah, da traute es doch jeder dem andern zu – es war noch immer nicht so schlimm, als was z. B. die Venezianer dem Thronerben Alfons von Neapel schuld gaben, daß er Leute geschickt habe, um die Zisternen von Venedig zu vergiften. Von einem Verbrecher wie Sigismondo Malatesta erwartete man nichts Besseres, als daß er die Türken nach Italien rufen möchte. Aber auch die Aragonesen von Neapel, welchen Mohammed – angeblich von andern italienischen Regierungen aufgereizt – eines Tages Otranto wegnahm (1480), hetzten hernach den Sultan Bajazeth II. gegen Venedig. Ebendasselbe ließ sich Lodovico Moro zuschulden kommen; „das Blut der Gefallenen und der Jammer der bei den Türken Gefangenen schreit gegen ihn zu Gott um Rache", sagt der Annalist des Staates. In Venedig, wo man alles wußte, war es auch bekannt, daß Giovanni Sforza, Fürst von Pesaro, der Vetter des Moro, die nach Mailand reisenden türkischen Gesandten beherbergt hatte. Von den Päpsten des 15. Jahrhunderts sind die beiden ehrenwertesten, Nikolaus V. und Pius II., in tiefstem Kummer wegen der

Türken gestorben, letzterer sogar unter den Anstalten einer Kreuzfahrt, die er selber leiten wollte; ihre Nachfolger dagegen veruntreuen die aus der ganzen Christenheit gesammelten Türkengelder und entweihen den darauf gegründeten Ablaß zu einer Geldspekulation für sich. Innocenz VIII. gibt sich zum Kerkermeister des geflüchteten Prinzen Dschem her, gegen ein von dessen Bruder Bajazeth II. zu zahlendes Jahrgeld, und Alexander VI. unterstützt in Konstantinopel die Schritte des Lodovico Moro zur Förderung eines türkischen Angriffs auf Venedig (1498), worauf ihm dieses mit einem Konzil droht. Man sieht, daß das berüchtigte Bündnis Franz' I. mit Soliman II. nichts in seiner Art Neues und Unerhörtes war.

Übrigens gab es auch einzelne Bevölkerungen, welchen sogar der Übergang an die Türken nicht mehr als etwas besonders Schreckliches erschien. Selbst wenn sie nur gegen drückende Regierungen damit gedroht haben sollten, so wäre dies doch ein Zeichen, daß man mit dem Gedanken halbenweges vertraut geworden war. Schon um 1480 gibt Battista Mantovano deutlich zu verstehen, daß die meisten Anwohner der adriatischen Küste etwas der Art voraussähen und daß namentlich Ancona es wünsche. Als die Romagna unter Leo X. sich sehr bedrückt fühlte, sagte einst ein Abgeordneter von Ravenna dem Legaten Kardinal Giulio Medici ins Gesicht: „Monsignore, die erlauchte Republik Venedig will uns nicht, um keinen Streit mit der Kirche zu bekommen, wenn aber der Türke nach Ragusa kommt, so werden wir uns ihm übergeben."

Angesichts der damals schon begonnenen Unterjochung Italiens durch die Spanier ist es ein leidiger, aber doch gar nicht grundloser Trost, daß nunmehr das Land wenigstens vor der Barbarisierung durch die Türkenherrschaft geschützt war. Sich selber hätte es bei der Entzweiung seiner Herrscher schwerlich vor diesem Schicksal bewahrt.

Wenn man nach all diesem von der damaligen italienischen Staatskunst etwas Gutes sagen soll, so kann sich dies nur auf die objektive, vorurteilslose Behandlung solcher Fragen beziehen, welche nicht durch Furcht, Leidenschaft oder Bosheit bereits getrübt waren. Hier gibt es kein Lehnswesen im nordischen Sinne mit künstlich abgeleiteten Rechten, sondern die Macht, welche jeder besitzt, besitzt er (in der Regel) wenigstens faktisch ganz. Hier gibt es keinen Geleitsadel, der im Gemüt der Fürsten den abstrakten Ehrenpunkt mit all seinen wunderlichen Folgerungen aufrecht hielte, sondern Fürsten und Ratgeber sind darin eins, daß nur nach der Lage der Dinge, nach den zu erreichenden Zwecken zu handeln sei. Gegen die Menschen, die man benützt, gegen die Verbündeten, woher sie auch kommen mögen, existiert kein Kastenhochmut, der irgend jemanden abschrecken könnte, und zu allem Überfluß redet der Stand der Kondottieren, wo die Herkunft völlig gleichgültig ist, vernehmlich genug von der wirklichen Macht. Endlich kennen die Regierungen, als gebildete Despoten, ihr eigenes Land und die Länder ihrer Nachbarn ungleich genauer, als ihre nordischen Zeitgenossen die ihrigen, und berechnen die Leistungsfähigkeit von Freund und Feind in ökonomischer wie in moralischer Hinsicht bis ins einzelste; sie erscheinen, trotz den schwersten Irrtümern, als geborene Statistiker.

Mit solchen Menschen konnte man unterhandeln, man konnte sie zu überzeugen, d. h. durch tatsächliche Gründe zu bestimmen hoffen. Als der große Alfonso von Neapel (1433) Gefangener des Filippo Maria Visconti geworden war, wußte er diesen zu überzeugen, daß die Herrschaft des Hauses Anjou über Neapel statt der seinigen die Franzosen zu Herren von Italien machen würde, und jener ließ ihn ohne Lösegeld frei und schloß ein Bündnis mit ihm. Schwerlich hätte ein nor-

discher Fürst so gehandelt und gewiß keiner von der sonstigen Moralität des Visconti. Ein festes Vertrauen auf die Macht tatsächlicher Gründe beweist auch der berühmte Besuch, welchen Lorenzo magnifico – unter allgemeiner Bestürzung der Florentiner – dem treulosen Ferrante in Neapel abstattete (1478), der gewiß in der Versuchung und nicht zu gut dazu war, ihn als Gefangenen da zu behalten. Denn daß man einen mächtigen Fürsten verhaften und dann nach Ausstellung einiger Unterschriften und andern tiefen Kränkungen wieder lebendig entlassen könne, wie Karl der Kühne mit Ludwig XI. zu Péronne tat (1468), erschien den Italienern als Torheit, so daß Lorenzo entweder gar nicht mehr oder ruhmbedeckt zurückerwartet wurde. Es ist in dieser Zeit, zumal von venezianischen Gesandten, eine Kunst der politischen Überredung aufgewandt worden, von welcher man diesseits der Alpen erst durch die Italiener einen Begriff bekam, und welche ja nicht nach den offiziellen Empfangsreden beurteilt werden darf, denn diese gehören der humanistischen Schulrhetorik an. An Derbheiten und Naivitäten fehlte es im diplomatischen Verkehr auch nicht, trotz aller sonst sehr entwickelten Etikette. Fast rührend aber erscheint uns ein Geist wie Machiavelli in seinen „Legazioni". Mangelhaft instruiert, kümmerlich ausgestattet, als untergeordneter Agent behandelt, verliert er niemals seinen freien, hohen Beobachtungsgeist und seine Lust des anschaulichen Berichtens.

Kaiser Friedrich III: Einweihungsfahrt auf dem Suezkanal

An Bord der „Grille", den 17. November 1869

Wir befinden uns nunmehr auf dem neuesten Wunderwerk unseres Zeitalters, weihen den Suezkanal ein

und fühlen, daß wir Zeugen eines Ereignisses sind, das für den Weltverkehr von ganz außerordentlicher Bedeutung sein wird und den Beweis liefert, was menschliche Einsicht, Ausdauer und Willenskraft vermögen. Gott gebe seinen Segen für die daraus erschlossenen Verkehrsquellen und für die neuen Unternehmungen, die sich notwendigerweise daran anschließen werden. Möchte doch Deutschland sich bald ähnlich großer Leistungen auf dem Gebiete der Verkehrswege rühmen können.

Die Abfahrt war auf sechs Uhr früh angesetzt, voran „l'Aigle" mit der Kaiserin Eugenie an Bord, dann „Greif" mit dem Kaiser von Österreich, darauf ich an Bord der „Grille", endlich der niederländische Dampfer mit Prinz und Prinzessin Heinrich der Niederlande, gefolgt von den Botschaftern und etlichen fünfzig anderen Dampfern.

Aber erst um halb zehn Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, weil ein der äußersten Vorsicht wegen vorausgesendetes ägyptisches Dampfschiff erst spät die Möglichkeit der Durchfahrt als zweifellos telegraphiert hatte. Wir fuhren nun in den Kanal ein, dessen Mündung zwei Obelisken, aus Fachwerk erbaut, bezeichnen.

Von diesem Augenblick ab bis zur Ankunft in Ismailia bot die Fahrt nichts anderes als den Blick auf einen gradlinig gezogenen Kanal, der durchweg von sandigen Ufern eingefaßt ist. Belehrend waren dabei die Mitteilungen eines der ersten französischen Ingenieure des Unternehmens, Mr. Laroche, der unseren Begleiter abgab. Dreimal geriet das eine der österreichischen Schiffe, „Elisabeth", auf den Sand und hielt uns sowie die sämtlichen Schiffe dadurch gehörig auf, sonst ging die siebenstündige Fahrt ohne Anstoß vonstatten; doch ward natürlich sehr vorsichtig gedampft.

Suez, den 20. November 1869

Die Kanalfahrt ist glücklich durchgeführt; keins der Schiffe, auf denen die Hauptbeteiligten sich befanden, hat irgendwelche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, und auch wo einige gefährliche Felsengen vorhanden waren, sind dieselben glücklich überschifft und durch beständiges Lotsen oder langsames Fahren überwunden worden.

Klar liegt nunmehr die Tatsache vor der ganzen Welt, daß man auch mit großen Schiffen aus dem Roten Meer in das Mittelländische gelangen kann, und es wird fortan der künftige Handel mit außerordentlichem Zeitgewinn auf der kürzesten Strecke aus Indien und dem Stillen Ozean nach Europa seine Bahn nehmen können.

Mit Tagesanbruch lichteten wir in den Bitterseen, in welchen gestern abend der Wind stark geweht und Wellenschlag uns geschaukelt hatte, die Anker. Dieses Becken, erst seit dem Frühjahr mit Seewasser angefüllt und bis dahin ein trockener Landstrich, gibt sich wahrhaftig schon das Ansehen eines wirklichen Meeres.

Obwohl vom Wüstensande eingefaßt, sieht die Landschaft dennoch nicht sandig oder kahl aus, weil hier stets eine eigentümlich rosige Beleuchtung herrscht, die zu allen Tageszeiten, ja selbst in der Dunkelheit, einen unbeschreiblich lebendigen Schimmer besitzt. – Sonst war rings um uns her kein lebendiges Wesen zu sehen, außer denen, die uns auf etwa zwanzig Dampfern umgaben.

Ich hatte mich bereits gestern abend den Majestäten an Bord ihrer Schiffe empfohlen; Kaiser Franz Joseph war sehr höflich und erwiderte auch noch später meinen Besuch.

Um zwölf Uhr gewahrten wir das kleine, recht unansehnliche Suez, reizend am Fuße malerischer Felsberge gelegen und von

den „blauen“ Fluten des „Roten“ Meeres bespült. Somit habe ich denn auch dieses Meer kennen gelernt, nachdem ich erst vier Wochen zuvor im Schwarzen gewesen und im Laufe des verstrichenen Sommers mich in den Fluten der Nordsee gebadet hatte. Ich kann nicht leugnen, daß in diesem Moment meine Blicke sich über des Roten Meeres Fluten mit einem kleinen Seufzer nach Osten richteten. War ich doch hier dem Zauber Indiens und des Himalaja so nahe gerückt, wie nie zuvor und wie es mir auch künftig niemals wieder im Leben gestattet sein wird!! Dann aber verscheuchen der Donner der Geschütze und das „Hurra“ der Mannschaften auf den Rahen der Ostindien-Transportschiffe und mehrerer anderer Fahrzeuge alle Sentimentalität, und es trat die prosaische Realität an uns heran, so rasch wie möglich an das Ausschiffen zu denken, weil ich der erste auf der Eisenbahn dem Vizekönig nachreisen sollte, um noch am heutigen Abend mich zur Nilfahrt einzuschiffen.

Die Fahrt auf dem Suezkanal bietet an sich keine Reize; nur der Umstand, daß die Wüste und der recht heimatliche Gefühle erweckende Sand wirklich einen Lichtschimmer besitzen, den man sehen muß, um ihn zu begreifen, läßt die leblose Landschaft weniger eintönig erscheinen. Nun könnte man glauben, daß bei einer zweieinhalbtägigen Wasserfahrt sich allmählich Langeweile einstellen müßte, dies war aber durchaus nicht der Fall, denn zunächst fanden wir alle willkommene Gelegenheit zum ungestörten Schreiben oder Lesen, und dann war unsere eng genug an Bord untergebrachte Gesellschaft keineswegs melancholisch gestimmt. Der Glanzpunkt dieser Tage für mich bleibt unstreitig der Anblick des arabischen Zeltlagers in Ismailia, und wird der Eindruck der hier empfangenen Bilder stets unzertrennlich von dem Gedenken der Suezkanaleröffnung

bleiben. Dieses Leben, so ganz verschieden von jeglichem Volksfest und Volkstreiben, das mir bis jetzt auf meinen mannigfachen Wanderungen vorgekommen, bot einen Reiz dar, der einzig in seiner Art bleibt.
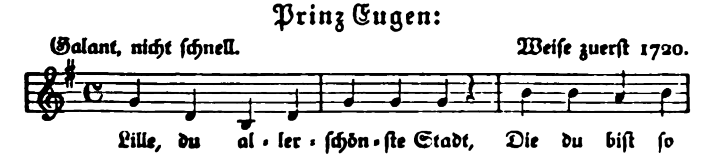
Die Märchenbilder aus der Kinderzeit fanden hier ein gut Stück Wirklichkeit, ohne daß eine Zutat von Einbildungskraft nötig gewesen wäre, und einige Stunden Lustwandelns in diesem orientalischen Getriebe geben jedem Neuankommenden ein klareres Bild des Lebens in der Levante, als es wochenlange Reisen vermögen. Dabei war es ein Glück für uns, daß wir dreimal herumwanderten, ohne daß unser Inkognito gebrochen ward, mithin sich alles ungestört und ungezwungen in seiner Natürlichkeit um uns her bewegte. Als dagegen der Khedive eine offizielle Umfahrt für uns alle veranstaltete und Fantasias auf Befehl vorgeführt wurden, sank sofort das Bild zu einer gemachten Sache herab.
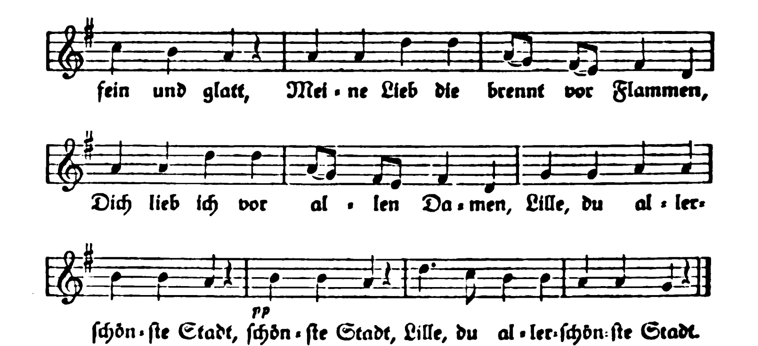
Besonders interessiert hat mich das vornehme Phlegma, mit dem Scheiks sowohl wie Vasallen und Sklaven sich bewegten und mit einer allerdings erklärlichen Geringschätzung aus ihren herrlichen Kaftans heraus auf unsere Zivilanzüge blickten. Der schwärzeste, zerlumpteste Mohr trägt hierzulande sein Hemd oder seinen Kaftan nebst „Abbaya“ mit ebensoviel Würde wie der Edelmann.

Prinz Eugen und die Festung Lille

Etwa 1708

Prinz Eugen:





Festung Lille:

Lieber Herr, was saget Ihr?
Wer seid Ihr? was macht Ihr hier?
Was die Reuter, die Soldaten,
Eure tapfre Kameraden?
Liebster, das erzählet mir!

Prinz Eugen:

Ich bin der Savoyer Held,
Bekannt genug in aller Welt,
Prinz Eugenius genennet,
Der in deiner Liebe brennet,
Lille, meine allerschönste Braut!

Festung Lille:

Lieber Herr, fort packet Euch!
Gehet in das deutsche Reich,
Denn ich habe zum Galanten,
Zum Gemahl und Karessanten
König Ludwig von Frankreich.

Prinz Eugen:
Liebste, deine Schönheit groß
Ziehet mich in deinen Schoß.
Laß dich schrecken meine Waffen,
Mit Gewalt will ich bei dir schlafen,
Du magst sagen, was du willst.

Festung Lille:
Wollt Ihr handeln mit Gewalt,
Lieber Herr, nit dergestalt
Schalten möget Ihr und walten:
Boufflers der kann mich erhalten
Und beschützen meine Ehr.

Prinz Eugen:
Liebe, laß doch sagen dir:
Meine Stücke sind Mortier;
Bomben- und Granatenfeuer
Sollen sein dein Hochzeitfeuer,
Das ich dir zu Ehren halt.

Festung Lille:
Lieber Herr, von großer Macht,
Glaubet mir, es ist gesagt:
Meine Werk und Bastionen,
Zitadell und halbe Monden
Lachen und verspotten Euch.

Prinz Eugen:
Halt das Maul und schweige still!
Hör, was ich dir sagen will:

Hab ich nicht in Ungarlanden
Die Türken gemacht zuschanden,
Hunderttausend, noch viel mehr?

Festung Lille:
Lieber Herr, das glaub ich wohl,
Daß Ihr damals waret toll,
Aber Ihr habt nichts zu schaffen
Jetzo mit den fremden Affen,
Sondern mit der Franzen Blut.

Prinz Eugen:
Lille, sei nicht so stolz und frech,
Weise mich nicht von dir weg!
Sieh, ich will dich bombardieren,
Deine Mauern ruinieren
Und zerschießen Stein für Stein.

Festung Lille:
Ei so komm, mein Prinz, [ich will!]
Der du auch noch liebest Lille!
Gott der segne deine Waffen;
Die Holländer wirst du strafen
Und sie schlagen aus dem Feld.

Prinz Eugen:
Ihr Konstabler, frisch daran,
Feuert, hunderttausend Mann,
Donnert, daß es kracht in Flammen,
Lille, die schöne Stadt, zusammen,
Lille, das allerschönste Weib!

Festung Lille:
Meint Ihr denn, daß mein Vendôme
Mir nicht bald zu Hilfe komm,
Der mit hunderttausend Franzen
Die Holländer wird lernen tanzen
Aus dem edlen Flanderland?

Prinz Eugen:
Liebste, denk an meine Macht,
Alle Prinzen unveracht,
Glaube mir, das liebe Mailand
Und das auserwählte Deutschland
Hab quittiert aus Lieb zu dir.

Lille, mein allerschönstes Kind,
Warum bist du doch so blind,
Daß du mich nicht willst annehmen?
Tust du dich denn meiner schämen,
Oder sag, was fehlet dir?

Lille, mein Engel und mein Lamm,
Ich weiß dir ein'n Bräutigam,
Carolus, der weltbekannte,
Ich bin nur sein Abgesandte
Und des Kaisers General.

Festung Lille:
Ei wohlan, so soll es sein!
Carolus sei der Liebste mein;
Denn der Ludewig veraltet,
Und die Lieb ist ganz verkaltet,
Karl ist noch ein junger Held.

Masurische Sagen

Das Teufelswerder

In der Mitte des Spirdingsees liegt ein kleines Eiland, das Teufelswerder. Es besteht aus einem steilen und ziemlich hohen Berge, und begreift etwa drittehalb preußische Hufen in sich. Der Boden ist fast durchweg sandig und wird beinahe gar nicht zum Ackerbau benutzt. Den Bewohnern des gegenüberliegenden Dorfes Eckersberg zeigt es, je nachdem es näher oder entfernter scheint, die bevorstehenden Veränderungen des Wetters an. Diese Insel ist von bösen Geistern bewohnt, woher sie denn auch ihren Namen erhalten. Bald zeigen dieselben sich in Gestalt von Löwen, bald von schwarzen Hunden, bald unter anderen Formen, necken die Menschen, die in die Nähe kommen, und fügen ihnen allerlei Schaden zu. Der Geschichten, die die Umwohner des Sees und vor allem die Bienenbeutner, die ihre Beuten auf dem Werder halten und des Sturmes halber oft drei und mehr Nächte darauf festgehalten werden, hiervon zu erzählen wissen, sind unzählige. Besonders aber haben die Gespenster es auf die Fischer abgesehen, denen sie bald die Netze zerreißen, bald große Schätze zeigen, die, wenn jene sie nach langer Mühe endlich heben wollen, plötzlich verschwinden oder sich in unbrauchbare Dinge verwandeln.

Die Kirche zu Engelstein

Eine Meile von Angerburg liegt das Dörflein Engelstein mit einer Kirche darinnen. Anfangs stand das Dorf nicht an seinem jetzigen Orte, sondern eine halbe Meile weiter an dem See Rösau, wo sich die Spuren noch finden. Es hatten nämlich die Begründer des Dorfes von dem Deutschen Orden ein Stück Wald von 64 Hufen gekauft. Wie sie nun den Wald ausrodeten, da fanden sie mitten darin eine lichte Stelle, die

ganz wie eine Kirche aussah, mit vier Wänden und einer Treskammer. Sie war 36 Fuß lang und 24 breit, und die Sakristei maß 12 Fuß in die Länge und 6 Fuß in die Breite. Die Wände waren von uralten Bäumen gebildet und ganz verwachsen. Da erkannten die Engelsteiner, daß sie hier ihre Kirche bauen und sich niederlassen sollten; sie brachen daher ihre Wohnungen und die Kirche am See ab und trugen sie in den Wald an die Stelle, wo sie jetzt noch stehen.

Der Konopka-Berg

Der Wirt Konopka aus dem Dorfe Ogonken, welches eine halbe Meile östlich von Angerburg gelegen ist, geht eines Abends bei hellem Mondschein aus dem Amte Angerburg, wo er tagüber Scharwerksdienste verrichtet hatte, einen Spaten in der Hand, nach Hause. Als er auf seinem Wege in die Nähe eines Berges kommt, sieht er, wie jemand auf einer Art Schlitten wiederholt den Berg aufwärts und abwärts fährt. Er kommt näher und wird gewahr, daß auf dem Schlitten eine alte Frau sitzt und ein Mann den Schlitten schiebt. Nahe herangekommen, fragt er verwundert den Mann, was er hier mache. Der Mann antwortet: „Ich bin der Teufel. Weil ich einen dummen Streich begangen habe, bin ich verurteilt, hier das alte Weib (bis zu ihrem Tode) bergauf und bergab zu fahren. Bergab gehts wohl, aber bergauf hab ichs so schwer, daß mir der Schweiß von der Stirne rinnt, wie du siehst. Doch es fällt mir ein, vielleicht könntest du mir helfen! Heute höre ich bald auf zu fahren, weil der Hahn gleich krähen wird; aber künftigen Donnerstag kannst du hier um elf Uhr abends eine tiefe Grube graben, und wenn ich dann mit dem Weibe den Berg herunterkomme, so werf ich sie, wie zufällig, in das Loch, und du kommst und vergräbst sie. Tu das, ich will dirs lohnen!"

Konopka bekreuzt sich und meint, mit dem Teufel wolle er nichts zu tun haben; doch schließlich läßt er sich bereden. Er gräbt die Grube, der Teufel wirft die alte Frau hinein, und Konopka verscharrt sie.

Und nun der Lohn. Der Teufel sagt: „Geld habe ich nicht, aber höre zu! Ich werde in Angerburg im Schlosse spuken. Dann kommst du und sagst, daß du mich bannen kannst; dafür verlange hundert Taler. Ich werde dann von dort fort nach Steinort mich ins Schloß begeben. Dort melde dich auch und verlange vom Grafen für die Bannung zweihundert Taler. Damit mußt du aber schon zufrieden sein und ja nicht weiter versuchen, mich zu vertreiben, wo ich auch sein sollte, sonst kann dirs schlecht gehen!“

Bald darauf heißt es: Im Angerburger Schlosse haust der Teufel, man kann da nicht mehr aushalten! Konopka meldet sich als Banner und erhält, nachdem er den Teufel vertrieben, hundert Taler. Der Teufel verließ aber das alte Schloß nicht durch die Tür, sondern er stieß eine Ecke der Wand aus und schlüpfte durch die so entstandene Öffnung, und bis heute noch sieht man an einer Ecke des Schlosses eine abgerissene Mauer. Nach kurzer Zeit spukt es im Schlosse Steinort, und der dortige Graf weiß sich nicht zu raten, nicht zu helfen. Konopka meldet sich bei ihm als Teufelsbanner und erhält, nachdem ihm die Bannung gelungen, zweihundert Taler.

Mit dem gewonnenen Gelde verbessert Konopka seine Wirtschaft und denkt nun ruhig zu leben. Das sollte aber nicht sein. Nach einem Jahre wird überall bekanntgemacht: Im Schlosse zu Berlin spuke der Teufel; es möge sich melden, wer ihn bannen könne. Konopka, eingedenk der Warnung des Teufels, bleibt still. Doch der Graf von Steinort meldet nach Berlin, daß der Bauer Konopka aus Ogonken bei ihm den Teufel vertrieben

habe, also auch dort das werde tun können. Sogleich wird Konopka nach Berlin gefordert, und ob er sich auch sträubt, er muß hin.

In Berlin angekommen, wird er sofort ins Schloß geführt und erhält den Auftrag, den Teufel zu bannen. In größter Verzweiflung bittet er um drei Tage Bedenkzeit, die ihm auch bewilligt wird. Überlegend, was zu tun und das Herz voll Sorge, treibt Konopka sich in den Straßen Berlins umher. Da fällt ihm am dritten Tage eine alte Frau in die Augen, die ganz so aussieht wie das Weib, welches der Teufel gefahren und er verscharrt hat. „Die ists, die kann mir helfen!" sagt er bei sich selbst, läßt sich mit der Frau in ein Gespräch ein und fragt sie nach ihrem Namen und ihrer Wohnung.

Getrosten Mutes geht er zum Schlosse und erklärt hier, daß er in der nächsten Nacht den Teufel vertreiben wolle, aber er brauche dabei die alte Frau, deren Namen und Wohnung er angibt.

Die Frau wird herbeigeholt. Konopka trinkt ihr fleißig zu, und die Mitternachtsstunde rückt heran. Als der Teufel sich polternd naht, reißt Konopka schnell die Tür auf und ruft ihm entgegen: „Da hast du dein Weib, ich habe sie nicht vergraben!" Der Teufel erschrickt, fängt an zu zittern und spricht: „Konopka, nimm sie zurück, ich werde auch von hier fortgehen und hier nie mehr spuken!" — „Mag es denn sein!" sagt Konopka, und der Teufel verschwindet.

So hatte Konopka den Teufel aus dem Berliner Schlosse vertrieben. Er erhielt zum Lohne sein Grundstück als schuldfreies Eigentum, auch Abgaben durfte er nicht zahlen. Der Berg aber, an welchem Konopka das alte Weib vergraben, wird seit jener Zeit der Konopka-Berg genannt.

Albrecht Schaeffer: In memoriam „Mimose"

Prothoe:
O, dir war besser,
In des Verstandes Sonnenfinsternis
Umherzuwandeln, ewig, ewig, ewig . . .
Kleist

Ein Schweißfuchs, dunkelbraun, mit einem Hauch von Rot,
Wie wenn das edle Blut das Fell durchleuchte,
(Gleichwie in Trauben, südlichen, gedörrten),
Feinhaarig dünnen Schweifs, hochaufgesetzt,
Auf kurzen Beinen schlanke Stämmigkeit,
Gedrungnen Halses, von der tiefen Schwanenbrust
Aufsteigend, rasch verjüngt zum kleinen Haupte
Mit diesen großen, funkelnd starren Augen,
Gläsernen (wie bei Käfern), und den breiten,
Großoffnen Nüstern, innen glühend von Rubin,
Und immer anmutvoll (uralter Würde
Erlauchter Ahnen eingedenk): im Stand die Füße
Leicht voreinander, und die Schenkel schwenkend,
Tänzelnd im Gang, wie Jephthas Tochter: Nie
Wird mir dein Wuchs vergessen sein, du zarte
Tochter der Wüsten, scheue, feurige,
Wie Samums Wirbel heiß, – wo bist du nun?

Damals Mimose mir genannt, als noch
Mein sanfter Schenkeldruck dich lenkte, einwärts
Die Wiesenpfade in die ewig grünen
Weiden Ostfrieslands; als das herzerschütternd
Mächtige Trommeln deiner kleinen Hufe
Unter mir dröhnte, wenn dein Bug im Sausen
Die hohen Halme schnitt, am Fuß der langen

Deiche, am Dollart hin, der stillen Bucht;
Als aus der tiefen, ehrnen, freudevollen Brust
Dein tapfres Wiehern aufbrach unter mir,
Unheimlich, unterirdisch, rollend, hin
Trompetend über Strand und Brandung, weit
Hinaus aufs Nordmeer; und als noch des Abends
Im dunklen Stalle ich in deine Nüstern,
Die zuckenden, mit Surenanfang leis
Einflüsterte das Nachtgebet: Im Namen
Des allbarmherzigen Gottes! möge friedlich
Mein Schlummer sein, wie es der deine sein wird! –

Mimose damals ... Aber seit auch dich,
Des Morgenlandes heimatlos gewordnes Kind,
Gehorsam – den zu weigern je dir fremd war –
Einforderte zum Dienste für das fremde,
Harterdige Land (o weiche Sandbahn endlos
Flutender Wüstenei!), zu bluten und zu sterben
Vielleicht, für Unbekanntes, nur gehorsam:
Deucht mir ein andrer, löwenhafter Name
Dir ziemlicher. Mag sein, du moderst schon
Auf windiger Steppe grablos; doch dein Geist,
Leicht nun wie Düfte des Mimosenstrauchs,
Trägt Heldengeister weiter schlachtwärts, schnobernd
Und zitternd im Gehorsamsungestüm,
Dem preußischen. Penthesilea sollst du
Mir heißen jetzt, des Sängers eingedenk,
Des heimatlosen, glühenden, des Junkers
Heinrich von Kleist, der schuf die Amazone.

Auch du, jungfräulich starbst du. Kind, du hast
Mich sehr geliebt, ich weiß es, und das Auge

Des blonden Fremdlings war der einzige Stern
Von allen, der dir wohlbekannt und traulich war.
Sein Schritt, der gleich erkannte, hob dein Haupt
Und dunkles Auge flugs, wenn er im Dämmer
Des Stalls erscholl, und seines Leibes fremdlicher
Geruch war süß dir, deine Wange fest
Zu scheuern an des Menschen Schulter, während
Die liebe Hand dir Hals und Kruppe klatschte.

Sei lebend oder tot: doch von uns einer
Wird tot sein, ehe wir uns wiedersehn,
Denn meine Zeit ist um. Aber ich will
Ein Bildnis von dir machen, dankbarlich
Der schönen Zeit geneigt, allwo dein immer
Verträumter Geist, in Liebe dumpf bewußt,
Mir gern gehorsam war, du unerlöste
Schwester Gülnares! daß du wieder lebest
Im Herzen guter Menschen, welche wissen:
Weit voneinander wohnen Mensch und Mensch,
Wo aber Güte ist, Vertraun, Gehorchen
Und Dankbarkeit, da ist nicht Mensch, nicht Tier,
Sondern ist Ewiges; dem Gang der Sterne
Verschwistert und der Blume Lieblichkeit.

*

Nachdem verzehrt die karge Abendspeise
(Schwarzbrot, getunkt in Zuckerbrei von Rotwein), –
Als vor den Reihen Pferden in der großen,
Nächtlichen Scheune, von Laternen matt erhellt,
Heuberge aufgeschüttet lagen, und sie fraßen, –
Ein letztes Mal der Brunnen klang, – die Stimmen
Der schon in ihren Mänteln lagernden

Dragoner spärlicher und leiser gingen,
Bald nur ein Seufzen und in langen Pausen
Der Schritt des Postens draußen in dem Schwarzen
Der Sommernacht: warf auch der Offizier
Sich nieder hinter seines Pferdes Hufen.
Die Stute stand, den linken Hinterfuß erhoben,
Den Kopf gesenkt ins Futter, ganz versunken
In ihre Müdigkeit.

Und noch von Sorge
Ergriffen sprang er wieder auf; sie hörte
Gleich auf mit Kauen, wandte sich und blickte
Aus trübem Auge, und er bückte sich
Zu ihren Vorderfesseln, traurig drin das Fiebern
Der heißen Sehnen spürend; wandte sich, warf sich
Wieder aufs Lager und wollte dies vergessen.

So kam viel andres. Um die vorgeschobne
Patrouille tief im feindlichen Land Besorgnis
So mancherlei; danach die alten Bilder:
Das Paar der Betten im verhangnen Zimmer,
Das eine leer, im andern, halbverhüllt,
Verlassenheit, zerwühlt und blond und lieblich ...

Leis nagte Pein an den zerrittnen Gliedern.
Die Lider hoben sich.

Am Pfosten die Laterne
Schien grell, dahinter stand die schwarze Torfahrt,
Gewölbe, ausgeziert mit kleinen Sternen;
Schlaf lag am Boden, graue Haufen, darüber
Beine und Schweife und Kruppen der fressenden Pferde.
Doch wie er zu dem eignen aufwärts blickte,

Hatte sie längst den Hals gedreht und schaute
Starräugig her; es glänzte die Pupille,
Vom Licht getroffen. Lange blickte sie
So her; bis er das Auge schloß, und dieses
Zweimal und dreimal: immer wieder, tat er
Die Lider auf, kam, hergebogen magisch,
Langsam der Pferdekopf; die kleinen Ohren
Bewegten sich und standen spitz; das Auge
Suchte, die Lippen standen still; dann schnob es,
Wieherte zart; sein Atem strich.
Da stieg ihm nun,
Den Einsamkeit und Schlaf und Müdigkeit
Bezwang, im aufgebrochnen Herzen Süße auf
Wie Lindenduft, Baumkuppeln nächtig, Sterne;
Ein Brunnen plätscherte – und es war Heimat
Und Sommerfriedlichkeit – und eine Stimme
Sang auf und schwebte, klar wie ein Gestirn,
Dem Mond zureisend über leise nieder
Sinkende Silberwolken durch das Dunkel.

Er wollte noch einmal die Augen öffnen,
Als sei noch Dank zu sagen – wem nur, wem? –
Jedoch vermocht ers nicht; nur ein Verwornes
Deucht' ihm im Finstern, wiesenhaft, und Duft
Von Heu, und Atem, und Geräusch
Von einem Pferde, das sich niederlegt
Beschwerlich.
Jählings fuhr er wieder auf,
Da alles grau war; dunkler Morgen. Unterm Tor
Ein Schatten stand, behelmt, eine Laterne
Gewaltig strahlend vor der Brust; der kam

Schwerfüßig, kniete bei ihm hin und las
Von einem Zettel Wichtiges und Kluges.
Stand auf und grüßte, löschte die Laterne
Und warf sich hin und seufzte und entschlief.

Draußen im Dunkel, wo die Frühe dampfte,
Standen jetzt drei Dragoner, ihm die Rücken
Zuwendend, rötlich grau im Lichtschein; jeder
Hielt auf dem hochgestellten Knie den Eimer
Voll Wasser, und vor jedem drängten sich
Drei, vier der Rosse; ihre weißen Blessen
Schimmerten seltsam; ihre Mäuler, schnobernd
Und prustend, suchten nach dem Wasser; zweie
Schlürften in langen Zügen; ihre Mähnen
Bewegte Frühwind gleichwie Gras; die Rücken
Schwanden im Dunkel.

Aber schon, indem er
Schlaftrunken hinsah, hob der Trinkenden eines
Den Kopf; das Wasser troff mit Feuerflocken
Vom Maul ihm; still stand Haupt und Auge. Wieder
Senkt' es den Nacken, wollte trinken, tats nicht,
Trat seitwärts, zauderte und riet. Am Ende
Fing es zu gehen an, und durch die grauen
Hügel der Schlafenden kam es herbei,
Behutsam tastend mit den Hufen, etwas
Emporgedreht den Kopf – wie Blinde wandern –
So bis zu ihm. Da senkt' es nun den Hals,
Zeigte die Zähne, blies und rang mit sich
Und wußte nichts, – was kam es nur, was wollt es? –
Doch stumm blieb alles. Endlich löste sich
Ein angstvoll weiches Wiehern, gleich verhallend. –

Der Mensch, allwissend, legte seine Hand
Ihm auf die warme Lippe, fühlte hier
Die samtne Haut, den Odem, und verstand:
Tier spricht zu Mensch; Mensch spricht zu Gott; Mensch
spricht wie Tier.

Graf Helmuth von Moltke: Die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres

Rede in der Reichstagssitzung vom 14. Mai 1890

Es kann Befremden erregt haben, daß neue und erhebliche Opfer für militärische Zwecke gefordert werden, eben jetzt, wo anscheinend der politische Horizont freier ist von drohenden Wolken, als selbst noch kurz zuvor, und wo wir von allen auswärtigen Mächten die bestimmte Versicherung ihrer friedlichen Absichten haben. Dennoch wollen Sie mir gestatten, mit wenigen Worten auf den Grad von Sicherheit hinzuweisen, welche für uns aus diesen Umständen hervorgehen kann.

Noch unlängst, meine Herren, ist von jener Seite des Hauses, allerdings von der äußersten Linken, wiederholt die Behauptung aufgestellt worden, daß alle unsere militärischen Vorkehrungen nur im Interesse der besitzenden Klasse erfolgen und daß es die Fürsten sind, welche die Kriege hervorrufen; ohne sie würden die Völker in Frieden und Freundschaft nebeneinander wohnen. Was nun vorweg die besitzende Klasse betrifft, – und das ist jedoch eine sehr große, sie umfaßt in gewissem Sinne nahezu die ganze Nation, denn wer hätte nicht etwas zu verlieren? – die besitzende Klasse hat ja allerdings ein Interesse an allen Einrichtungen, welche jedem seinen Besitz gewährleisten. Aber die Fürsten und überhaupt die Regierungen sind es wirklich nicht, welche in unseren Tagen die Kriege her-

beiführen. Die Zeit der Kabinettskriege liegt hinter uns – wir haben jetzt nur noch den Volkskrieg, und einen solchen mit allen seinen unabsehbaren Folgen heraufzubeschwören, dazu wird eine irgend besonnene Regierung sich sehr schwer entschließen. Nein, meine Herren, die Elemente, welche den Frieden bedrohen, liegen bei den Völkern. Das sind im Innern die Begehrlichkeit der vom Schicksal minder begünstigten Klassen und ihre zeitweisen Versuche, durch gewaltsame Maßregeln schnell eine Besserung ihrer Lage zu erreichen, eine Besserung, die nur durch organische Gesetze und auf dem allerdings langsamen und mühevollen Wege der Arbeit herbeigeführt werden kann. Von außerhalb sind es gewisse Nationalitäts- und Rassenbestrebungen, überall die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden. Das kann jederzeit den Ausbruch eines Krieges herbeiführen, ohne den Willen der Regierungen und auch gegen ihren Willen; denn eine Regierung, welche nicht stark genug ist, um den Volksleidenschaften und den Parteibestrebungen entgegenzutreten, – eine schwache Regierung ist eine dauernde Kriegsgefahr. Ich glaube, daß man den Wert und den Segen einer starken Regierung nicht hoch genug anschlagen kann. Nur eine starke Regierung kann heilsame Reformen durchführen, nur eine starke Regierung kann den Frieden verbürgen.

Meine Herren, wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unseren Häuptern schwebt, – wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas, welche, gerüstet wie nie zuvor, gegeneinander in den Kampf treten; keine derselben kann in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie sich für überwunden erklärte, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder

aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Meine Herren, es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden, – und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfaß schleudert!

Nun, wo es sich um so große Dinge handelt, wo es sich handelt um was wir mit schweren Opfern erreicht haben: um den Bestand des Reiches, vielleicht um die Fortdauer der gesellschaftlichen Ordnung und der Zivilisation, jedenfalls um Hunderttausende von Menschenleben, da kann allerdings die Geldfrage erst in zweiter Linie in Betracht kommen, da erscheint jedes pekuniäre Opfer im voraus gerechtfertigt.

Es ist ja richtig, was hier mehrfach betont worden, daß der Krieg selbst Geld und abermals Geld fordert, und daß wir unsere Finanzen nicht vor der Zeit zugrunde richten sollen. Ja, hätten wir die sehr großen Ausgaben nicht gemacht für militärische Zwecke, für welche der Patriotismus dieses Hauses und der Nation die Mittel gewährt hat, so würden allerdings unsere Finanzen heute sehr viel günstiger liegen, als es gegenwärtig der Fall ist. Aber die glänzendste Finanzlage hätte nicht verhindert, daß wir bei mangelnden Widerstandsmitteln heute am Tage den Feind im Lande hätten; denn lange schon und auch jetzt noch ist es nur das Schwert, welches die Schwerter in der Scheide zurückhält. Der Feind im Lande – nun, wir haben das zu Anfang des Jahrhunderts sechs Jahre lang getragen, und Kaiser Napoleon konnte sich rühmen, aus dem damals kleinen und armen Lande eine Milliarde herausgepreßt zu haben – der Feind im Lande würde nicht viel fragen, ob Reichsbank oder Privatbank. Sahen wir doch im Jahre 1813, als er schon im vollen Abzuge war, wie in Hamburg – damals eine französische Stadt – ein französischer Marschall zum Ab-

schied die Hamburger Bank in die Tasche steckte. Der Feind im Lande würde schnell mit unseren Finanzen aufräumen. Nur ein waffenstarkes Deutschland hat es möglich machen können, mit seinen Verbündeten den Bruch des Friedens so lange Jahre hindurch hinzuhalten.

Je besser unsere Streitmacht zu Wasser und zu Lande organisiert ist, je vollständiger ausgerüstet, je bereiter für den Krieg, um so eher dürfen wir hoffen, vielleicht den Frieden noch länger zu bewahren oder aber den unvermeidlichen Kampf mit Ehren und Erfolg zu bestehen.

Alle Regierungen, jede in ihrem Lande, stehen Aufgaben von der höchsten sozialen Wichtigkeit gegenüber, Lebensfragen, welche der Krieg hinausschieben, aber niemals lösen kann. Ich glaube, daß alle Regierungen aufrichtig bemüht sind, den Frieden zu halten – es fragt sich nur, ob sie stark genug sein werden, um es zu können. Ich glaube, daß in allen Ländern die bei weitem überwiegende Masse der Bevölkerung den Frieden will, nur daß nicht sie, sondern die Parteien die Entscheidung haben, welche sich an ihre Spitze gestellt haben.

Meine Herren, die friedlichen Versicherungen unserer beiden Nachbarn in Ost und West – während übrigens ihre kriegerischen Vorbereitungen unausgesetzt fortschreiten – diese friedlichen und alle übrigen Kundgebungen sind gewiß sehr wertvoll; aber Sicherheit finden wir nur bei uns selbst.

Franz Dingelstedt: Themsefahrt

1845

Nun tu dich auf, mein deutsches Herz,
Nun ist die Welt der Wunder dein,
Nun stürm durch Brücken hin von Erz,
Durch Brücken hin aus Quaderstein.

Erhebe stolz dich in die Luft,
Wie Türm und Segel ringsumher,
Verlier dich wie im Märchenduft
Im Kohlendampf, im Nebelmeer.

Hier auf dem Strome fleucht ein Schiff,
Tief drunter zeucht und keucht ein Roß,
Hoch drüber, ohne Rosse, pfiff
Ein schwarzer, schwerer Wagentroß.

Und mitten in der Riesenstadt
Winkt plötzlich ein Idyll dir zu,
Ein grüner Park, ein grünes Blatt,
Ein Schäflein, eine bunte Kuh.

Ja, Wunder fern und Wunder nah,
Du gehst, du stehst recht mitten drin:
Links liegt der alte Tower, da
Saint-Paul, der Kirchen Königin.

Dort unten flammt das Feuermal,
Wie ein Komet durch Wolken bricht,
Im Dock da flaggen ohne Zahl
Die Masten, turmhoch, waldesdicht.

Mein Herz, mein dummes, deutsches Herz,
Was tust du denn, statt auf, dich zu?
Wo Schiff' und Brücken sind von Erz,
Sinds auch die Menschen, seis auch du!

Hier, statt des Gottes, den du ehrst,
Herrscht einer, dem du fluchst: das Geld;

Wenn du ihr erster Krämer wärst,
So wärest du ihr erster Held.

Hier stiehlt kein Mensch, allein hier raubt
Nach dem Gesetze Volk und Land:
Dem Rinderdieb ein Strick ums Haupt,
Dem Länderdieb ums Knie ein Band.

Und alles, was du weit und breit
Erblickst an Pracht und Herrlichkeit,
Gesammelt ists aus fremder Zeit,
Aus fremder Zone weit und breit.

Und alles das warum? wozu?
Wie lange noch? — Herz, laß es sein;
Dein Gott hält eben Mittagsruh,
Stör du sie nicht mit Träumerein!

Kassandra klagt um Priams Fall,
Und Troja lebt in Jubilo!
Karthago, wo dein Hannibal?
Und ach, wo Rom? wo Scipio!?

Otto Fürst von Bismarck: Zwei Reden

I

An Deutsch-Amerikaner. Dienstag, 8. Juli 1890

Ich danke Ihnen, daß Sie den weiten Weg nicht gescheut haben, erstens zu Wasser von Amerika herüber, um Ihre alten Landsleute zu besuchen, und dann auch von Berlin nach Friedrichsruh, um mich mit Ihrem Besuche zu beehren. Ich heiße Sie alle herzlich willkommen.

Ich habe mich sehr gewundert, soeben durchweg deutsche Namen gehört zu haben; ich hatte geglaubt, zu Amerikanern nur Englisch sprechen zu müssen, und höre nun, daß alle Herren Deutsch sprechen und auch Deutsche sind. Das freut mich sehr. Seit ich als Minister in Preußen und später in Deutschland die Politik geleitet habe, bin ich stets bestrebt gewesen, in den Beziehungen zu dem Nordamerikanischen Freistaat das Entgegenkommen zu betätigen, zu dem der große König Friedrich II. vor mehr als hundert Jahren die Grundlage gelegt hat, indem er als erster die Freistaaten anerkannte. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten ist wie ein Vermächtnis Friedrichs des Großen seit jener Zeit von der preußischen Politik immer hochgehalten worden. Deutschland und Nordamerika gehören zu den Staaten, die so glücklich sind, nicht nötig zu haben, sich in ihren gegenseitigen Beziehungen um etwas zu beneiden. Ein freundschaftliches Verhältnis ist natürlich, schon wegen der alten Stammesverwandtschaft mit den Angelsachsen und der noch engern mit dem neudeutschen Stamm, der drüben seit einigen Jahren so außerordentlich an Größe und Bedeutung gewonnen hat. Die Deutsch-Amerikaner haben schon zu einer Zeit, zu der sich im alten Vaterlande Nord und Süd noch feindlich gegenüberstanden, miteinander in Eintracht gelebt und sich auch stets als zusammengehörig betrachtet. Seit der Gegensatz zwischen den Deutschen in Europa aufgehoben ist, sind jetzt einige zwanzig Jahre vergangen. Gottes Segen ist es, für den wir dankbar zu sein haben, daß dieser alte Sauerteig vollständig ausgefegt worden ist, und daß das Vertrauen zwischen den Dynastien und, was noch schwerer zu erreichen war, das Vertrauen der deutschen Stämme zueinander gegen alle Anfechtung fest begründet worden ist. – Jetzt wird der norddeutsche Tourist in den bayrischen Alpen und der ostdeutsche am

Rhein mit landsmannschaftlichem Wohlwollen behandelt, was früher nicht immer der Fall gewesen ist.

Dieses Band der Einheit, das sich um alle Stämme in der alten Heimat schlingt, ist fest genug, um diese auch mit dem verwandten Volk in der Neuen Welt in enger Verbindung zu halten. Die Einheit des ursprünglichen Vaterlandes ist ein Hauptgewinn gewesen grade auch für die Deutschen im Auslande. Sie drüben in Amerika können die Einigung Deutschlands sehr wohl verspüren. Es hat Zeiten gegeben, wo der eine sich rühmte, ein Sachse zu sein, der andre ein Preuße, der dritte ein Hesse, und nur die aus den kleinen Staaten Kommenden sagten schüchtern, daß sie aus Deutschland seien. Jetzt aber sagen alle, sie wären Deutsche, und wenn das Gefühl einer gewissen Blödigkeit, mit der man dies früher eingestand, jetzt noch bestünde, so würden die Herren nicht nach Berlin herübergekommen sein. Wie ich an der Aussprache der verschiedenen Herrn merke, sind Sie sowohl Süddeutsche wie Norddeutsche. Aber Sie machen doch gewiß jetzt in Amerika hierin keinen Unterschied mehr. (Rufe: Nein, nur Deutsche!) Das ist recht, so habe ich es mir auch gedacht.

Ich hoffe, daß Gott in allen unsern amerikanischen Landsleuten diese Empfindung lebendig erhalten und stärken werde. Zwiespalt zwischen Anglo- und Deutsch-Amerikanern braucht es deswegen nicht zu geben, denn letztre tun ihrem Gefühl als Amerikaner keinen Abbruch, wenn sie auch an ihrem alten Vaterlande hängen. Ich erblicke in jedem Deutschen, der hinüber nach Amerika geht, einen Pionier, der dazu beitragen wird, die bestehenden guten Beziehungen zu fördern. Das gegenseitige Vertrauen zwischen Deutschland und Nordamerika hat schon schwierige Proben bestanden.

Wir werden, so Gott will, mit Amerika nie Streit haben.

Es hat allerdings Momente gegeben, wo ängstliche Gemüter glaubten, es könne zu einem Konflikt zwischen Deutschland und Amerika kommen in der Samoa-Angelegenheit. Das war aber so unbegründet wie möglich; ich würde es direkt unvernünftig genannt haben, wenn man wegen dieser Bagatelle einen ernsten Streit hätte anfangen wollen. Ich habe mir immer gesagt: Ist das ganze Samoa denn nur annähernd so viel wert, daß man deshalb die alte Freundschaft zwischen den beiden Völkern, die sich brüderlich nahe stehn, stören sollte? Es trat dann die bekannte Samoa-Konferenz zusammen, und es ist mir nicht schwer geworden, die Sache friedlich zu ordnen. Ähnlich verhielt es sich seinerzeit mit dem Konflikt mit Spanien wegen der Karolineninseln. Auch damals glaubten Heißsporne an Krieg. Im Ernst konnte man aber doch nicht glauben, daß wegen der Interessen vielleicht nur eines einzigen in Betracht kommenden Handelshauses wir in Madrid oder die Spanier in Berlin einmarschieren würden. Höchstens wären einige Küstenstädte zerstört worden, und auch das wäre schon zu viel gewesen. Ich habe das Vertrauen, daß nichts das gute Einvernehmen zwischen Deutschland und Amerika stören kann; ich bin sicher, daß Amerika gegenüber auch mein Nachfolger ganz so denkt wie ich, und hoffe, daß die naturgemäße Verbindung, wie sie zwischen den beiden Ländern besteht, durch Sie immer fester gekettet werden wird.

2

An Deutsch-Österreicher. Montag, 15. April 1895

Meine Herrn, ich danke Ihnen für Ihren Besuch, für Ihr Hierherkommen zu diesem Zweck und in dieser Zeit, und sehe in diesem Strauße, gemischt aus den Blumen der Ebene, dem Heidekraut, und der Alpen, ein Sym-

bol unsrer Zusammengehörigkeit. Man kann wohl sagen, die Farben kleiden sich gegenseitig, und sie passen zusammen. (Heil!)

Unter allen Auszeichnungen, die mir an meinem achtzigsten Geburtstage erwiesen worden sind, schätze ich diese ganz besonders wegen ihrer geschichtlichen Bedeutung; ich schätze sie um so höher, als Ihr Besuch sich anschließt an eine huldreiche Begrüßung, mit der Se. Majestät der Kaiser, Ihr Landesherr, mich beehrt hat. Darin und in Ihrem Besuch vergegenwärtigt sich mir die Erinnerung an die Zeit vor sechzehn Jahren, als ich von Gastein über Linz nach Wien fuhr, nur durch deutsches Land und deutsche Bevölkerung, als ich in Wien ankam, wo ich mit einer Herzlichkeit empfangen wurde, die mich befestigte in dem Gedanken, daß wir irgendeinen Ersatz für die alten Beziehungen der Bundesgenossenschaft, die uns verbunden hatte, herstellen müßten, trotz aller Hindernisse, die sich dagegen auftürmten.

Unsre Zusammengehörigkeit ist ja, wie der erste Herr Redner bemerkte, älter wie ein Jahrtausend und reicht bis in die Sagenzeit zurück; aber auch die weitergehenden Konsequenzen, das Bündnis, welches wir vor sechzehn Jahren in Wien abschlossen, und dann der Dreibund, reichen in ihren Ursprüngen doch fast auf dieselbe Zeit zurück. Die alte deutsche Kaiserherrschaft des Heiligen Römischen Reichs erstreckte sich ja von der Nordsee bis nach Apulien, und theoretisch gehörte ganz Italien dazu – tatsächlich nicht immer –, und die Kämpfe in dieser großen Gemeinschaft blieben uns nicht erspart. Es ist eine eigentümliche Fügung des Schicksals und der göttlichen Vorsehung, daß dieses große gewaltige Gebiet von ganz Zentraleuropa, was ich eben bezeichnete, sich, nachdem es durch Schicksalsfügungen und viele Kämpfe getrennt und zerrissen war, doch

schließlich heutzutage wieder zusammengefunden hat. Unser Dreibund deckt ungefähr die alte anspruchsvolle Kaiserherrschaft der Nachfolger Karls des Großen nach Aussonderung von Gallien, dem heutigen Frankreich: daß in dieser Verbindung ein Beweis von imponderabeln Verbänden und Beziehungen gegeben ist, ist meine Überzeugung – ich muß es den Geschichtslehrern überlassen, sie zu vertreten, wenn sie sie mit mir teilen. Ich glaube, wir werden dauernd zusammengehören und zusammenbleiben können, mit mehr Dauer, als wir früher in Frieden miteinander gelebt haben.

Wenn wir zurückblicken auf die innere Geschichte dieser großen Ländermasse, welches das alte, angeblich Heilige Römische Reich (Heiterkeit) in sich vereinigte, so finden wir doch kein Jahrhundert ohne die schwersten Kämpfe der Reichsangehörigen untereinander. Aber wir müssen uns dadurch nicht entmutigen lassen, denn dieselbe Erscheinung fehlt in keinem der andern europäischen Länder, auch in denjenigen nicht, die durch eine von Haus aus einheitliche Nationalität auf innern Frieden viel mehr angewiesen waren wie dieses Mosaik von Zusammensetzung, was das alte deutsche Reich war. Sehn Sie nach England, wie es im Mittelalter von Bürgerkriegen erfüllt war; sie haben im vorigen Jahrhundert mit der Schlacht von Culloden ein Ende gefunden, und der innere Frieden ist doch im heutigen England auch noch nicht vorhanden. Sehn Sie nach Frankreich: eine scharf und leidenschaftlich entwickelte einheitliche Nationalität; wir haben die letzten Bürgerkriege noch selbst vor fünfundzwanzig Jahren vor Paris mit ansehn können – Gott gebe, daß es die letzten seien. Sehn Sie nach Spanien: eine stolze einheitliche Nationalität, die innern Kriege hören nicht auf. Auch Italien ist davon nicht frei gewesen. – Ich will die Beispiele nicht weiter ausdehnen, ich will nur daraus deduzieren, daß wir

Deutsche doch darum nicht an unsrer einheitlichen Zukunft verzweifeln müssen, weil wir uns mitunter im Laufe der letzten Jahrhunderte miteinander gerauft haben. (Große Heiterkeit.) Ich hoffe, es wird in Zukunft nicht wieder vorkommen (Rufe: Nein, nein!), ich hoffe, wir haben eine Form gefunden, in der wir nebeneinander leben können und die in bewußter Weise – wenigstens von den leitenden Prinzipien kann ich das sagen – nicht zerbrochen, nicht geschädigt und nicht beschränkt wird; dazu gehört vor allem unsre Einigkeit mit dem österreichisch-ungarischen Reiche, auf die wir geschichtlich angewiesen sind seit langen Zeiten. Wir können wohl einmal in Zorn geraten und vom Leder ziehn, aber wir kommen immer wieder zusammen, weil wir aufeinander angewiesen sind; und namentlich so, wie das heutige europäische Staatsgebilde ist, können wir gar nicht, ohne einander Treue und Freundschaft zu halten, in eine ruhige Zukunft Europas blicken.

Der einzelne Staat in Europa wird immer der Möglichkeit einer Koalition ausgesetzt sein. Ein Bündnis von dem Gewicht, wie es der heutige Dreibund repräsentiert, kann immer von sich sagen mit dem alten schottischen Spruch: »Nemo me impune lacessit!« und wird imstande sein, sich zu wehren. Wenn man also das Bedürfnis hat, um Anlehnung sich umzusehn, so liegt für uns doch die Anlehnung an Östreich-Ungarn näher wie irgendeine andre. Auch auf die an Italien sind wir durch die Geschichte angewiesen. Wir haben in beiden Ländern durch das Ungeschick der gemeinsamen kaiserlichen Regierung gelitten, indem wir zerfallen sind in nicht existenzfähige Größen nebeneinander; wir mußten uns wieder zusammenfinden, wir haben eingesehn, daß das zu unserm Heile notwendig ist ...

Vier chinesische Kriegsgedichte

Übertragen von Klabund

1. Li-tai-pe: Die weiße und die rote Rose

Während ich mich über meine Stickerei am Fenster
bückte,
Stach mich meine Nadel in den Daumen. Weiße Rose,
Die ich stickte,
Wurde rote Rose.

In der kriegerischen Weite bei des Vaterlandes Söhnen
Weilt mein Freund, vergießt vielleicht sein Blut.
Rossehufe hör ich dröhnen.
Ists sein Pferd? Es ist mein Herz, das wie ein Fohlen tut.

Tränen fallen mir aus meinen Blicken
Übern Rahmen in die Stickerein.
Und ich will die Tränen in die Seide sticken,
Und sie sollen weiße Perlen sein.

2. Schi-king: Chinesisches Soldatenlied

Soldat, du bist mein Kamerad,
Marschierest mir zur Seite.
Der Kaiser, der befehligt uns.
Kein Mädchen mehr beseligt uns.
Soldat, du bist mein Kamerad,
Marschierest mir zur Seite.

Soldat, du bist mein Kamerad,
Wenn du das Schwert verloren,

So deck ich dich mit meinem Schild
Und bin als Bruder dir gewillt.
Soldat, du bist mein Kamerad,
Wenn du das Schwert verloren.

Soldat, du bist mein Kamerad,
Wenn unsre Knochen bleichen.
Mond fällt auf uns wie gelber Rauch,
Der Affe schreit im Bambusstrauch.
Soldat, du bist mein Kamerad,
Wenn unsre Knochen bleichen.

3. Thu-fu: O mein Heimatland

Tschangan, o mein Heimatland,
Spielt man noch in dir das Spiel der Spiele?
Ach, der Kinder wurden wenig, und der Toten viele ...
Im Palaste herrscht der Günstling Leid.
Eine spitze grüne Kappe trägt er –
Tschangan, o mein Heimatland! –
Und ein silbergrünes Kleid.

Tschangan, o mein Heimatland,
Hoch im Norden klingen alle Felsen von Trompeten,
Und die Straßen stehn voll Kriegsgeräten.
Selbst der Bote mit der kaiserlichen Feder weilt –
Tschangan, o mein Heimatland! –
Und die Stunde des Befehls enteilt.

Tschangan, o mein Heimatland,
Tiefer tauchen schon die Fische unter,
Und der Herbst färbt mein Gewand nicht bunter ...

Junger Schmetterling – auf meinen Flügeln trug –
Tschangan, o mein Heimatland! –
Ich des goldnen Staubes einst genug . . .

Tschangan, o mein Heimatland –
Sah Soldaten durch das Osttor reiten,
Sah ein Blumenschiff im Nebel gleiten,
Und beseligt neigte ich mich einem Fächer zu –
Tschangan, o mein Heimatland! –
Hinter allen Wolken leuchtest du!

4. Li-tai-pe: Das Friedensfest

Die Türme des Schlosses durchstoßen den Himmel,
Um blinkende Säulen ringeln sich Drachen.
Florhänge wallen empor, und schöner Frauen Gewimmel
Singt zur Sonne, und tönende Steine lachen.

Der Kaiser hört im Frühlingswind die zarten Noten.
Es ist das Lied: Ach irgendwann muß ja geschieden sein.
Wir fahren nach den ergrünenden Inseln auf zeltüberdachten
Booten,
Kleine Wellen springen wie fliegende Fische herein.

Dreitausend Mädchen huldigen dem Herrn mit heitern Tänzen,
Mit Glockenschlag, der wie ein Schwarm von Vögeln durch
die Lüfte zieht.
Palast und Erde zittern in den Grenzen.
Menschen jubeln tanzend das Friedenslied.

Die sechsunddreißig unsterblichen Kaiser lenken ihre Wolken-
wagen zur Erde,

Sie locken den Gefährten, doch fester hält er nur die goldnen
Zügel.
Er bleibt und will, daß China durch ihn glücklich werde.
Und als der Friedenskaiser ragt fortan sein Name steil und
ewig wie ein heiliger Hügel.

Heinrich von Stein: Der große König

Das Lager — Wachtfeuer — schlafende Soldaten — Posten etwas entfernter — Blick über Höhen und weites Land in mattem Sternenlichte.

Friedrich

kommt langsam einher, steht im Lichte des Feuers stille.
Einige Soldaten regen sich — „Was will der Alte?" — —

Friedrich (drohend)

Der Teufel holt euch, wenn ihr noch einmal mein Stroh vergeßt, daß ich auf der bloßen Erde im Zelte liege und nicht einschlafen kann. — (Die Soldaten machen Miene aufzustehen.) Haltet euch ruhig, Kerls, daß ihr die andern nicht weckt.

Er tritt etwas zurück und setzt sich auf eine der mit der Fahne vorne an den Gewehren niedergesetzten Trommeln.

Eine Gestalt richtet sich am Feuer auf: Zieten. Er nähert sich dem starr vor sich hinblickenden Friedrich, der ihn endlich bemerkt

Friedrich

Was macht Er so spät noch auf, Zieten?

Zieten

Auch Ihro Majestät suchen den Schlaf vergebens.

Friedrich

Wer sagt Ihm, daß ich den Schlaf suche. Es gibt im Grunde nichts Alberneres als den Schlaf. Es verlohnt sich nicht zu leben, wenn man die Hälfte des Lebens den Toten gleicht.

Zieten

Ihro Majestät vergeben Ihrem alten Zieten, wenn er Dero Philosophie in diesem Augenblicke für eine Ausflucht hält, die jeden anderen täuschen könnte, nur nicht Ihro Majestät treuen Diener. Unsere ganz und gar verzweifelte Lage –

Friedrich

Was fällt Ihm ein, Zieten! Das Wort bin ich in Seinem Munde nicht gewohnt.

Zieten

Majestät halten zu Gnaden: vermutlich die Sache selbst nicht. Die begegnet nur einmal.

Friedrich

Ach was! Nach Kolin hatt ich keine Soldaten mehr. Heute sieht Er intakte Truppen und ein unangreifbares Lager.

Zieten

Das in seiner Unangreifbarkeit die letzten Hilfsmittel von Dero Staaten aufzehrt. Kolin war die erste verlorene Schlacht; wir erfuhren erst, wie viele Hoffnungen und Aussichten wir noch hatten. – Wenn wir heute siegten –

Friedrich

Zieten, Zieten, was macht Er? Weiß Er etwa nicht, daß die letzten Wochen aus mir einen alten Mann gemacht haben? Als ich vorhin Kolin sagte, so war es mir, als dächt ich funfzig Jahre zurück – das sind die Sorgen, die unaufhörlichen Evenements, die die Berechnung von Monaten über den Haufen werfen, und nun in einer Nacht verlangen, sie wieder aufzubauen, und das immer wieder, immer wieder. Nach jedem Erfolg die Hoffnung auf Frieden, der mir nichts verbürgen soll als meinen unangetasteten Besitz, will sagen meine Ehre – jedesmal vereitelt durch die Habgier der drei Weiber,

die mir weder Ehre noch Leben gönnen – – seit wann lassen meine Generals mich ihnen etwas vorklagen, anstatt meinen Klagen den Grund zu benehmen!

Zieten

Ihro Majestät wollen den General einen Moment aus dem Auge lassen, so würde Dero treuer Diener vielleicht noch Tröstliches vorzubringen haben.

Friedrich

Er überrascht mich immer mehr. Ist Er unter die Diplomaten gegangen, weil Er am Militär verzweifelt, und hat da auf eigene Hand etwas ausgemittelt? Ein neues Bündnis? Wie? Laß Er sich sagen: darauf trau ich nun gar nicht mehr.

Zieten (streng)

Ich habe einen Verbündeten, der allerwege hilft und mit dem ich Ew. Majestät zusammenbringen möchte, und kostete es mein Leben. Er wohnt da oben, über den Sternen. Vor ihm sind Ew. Majestät unsägliche Mühen und Sorgen der letzten Jahre nichts, und daher auch unsere verzweifelte Lage ein eitler Anschein. Als ich Ew. Majestät soeben dasitzen sah und mir etwa dachte, was Ew. Majestät augenblicks bewegen möchte – da war es mir, als sähe ich Ihn, der ein weit größerer König ist als Dero Königliche Majestät, über Dero Sorgen lächeln. Er sorgt ja auch für Ew. Majestät und Ew. Majestät Tun und Unternehmen –

Friedrich

Nein, Zieten, da irrt Er sich. Es gibt kein Haupt über den Wolken, das für uns denkt. Das muß unser eigenes Hirn besorgen, so übel es ihm oft gerät.

Zieten

Da hör ich nun – Ew. Majestät halten zu Gnaden – Dero

Freunde, die verfluchten Franzosenkerls. Das ist meines allergnädigsten Königs wahre Meinung nicht. Das sollte in Dero christgläubigen Landen nicht ausgesprochen werden dürfen.

Friedrich

Nun kommen die Franzosen daran. Gönn Er mir die, da die deutschen Fäuste mir nicht helfen und die deutschen Schriftsteller mich langweilen.

Zieten (tieftraurig)

So hat der deutsche Husarengeneral auch nichts weiter vorzubringen und muß nun doch Ew. Majestät Ihrem eigenen Nachsinnen überlassen.

Friedrich

Wenn Er brummen will, Zieten, so geh Er nur immer seiner Wege. Ich schätze seinen Glauben, das weiß Er. Nur versuche Er einmal, auch den meinigen zu verstehen. Komm Er, wir wollen das besprechen, wenn es Ihm recht ist. – Nehm Er sich ein paar Scheit Holz – die Kerls brauchen nicht alles in einer Nacht zu verbrennen, und mach Er sich einen Sitz zurecht. – Seh Er, Zieten: irgend etwas der Art habe ich auch immer wieder versucht zu glauben. Aber – wie soll ich Ihm das deutlich machen – ich habe es nie über den Wolken gesucht, und überhaupt nicht draußen, außer meiner Haut, in dem, was mich von außen her betrifft – da hab ichs nicht gefunden. Das weiß Er ganz gut, daß ich die Nichtswürdigen verachte, die gar keinen Glauben haben. Ich bin darauf gekommen, daß ein honetter Mensch zu so einem Gefühl von sich und seinem Schicksal gelangt, welches er dann Glauben nennt. Worauf dies Gefühl aber in der Tat beruht, das kann Er mir so wenig sagen, wie ich Ihm.

Zieten

Den Glauben, den Ew. Majestät da beschreiben, haben die

Heiden auch. Unsere Kirche lehrt, daß Gott unser gütiger Vater ist und für uns sorgt: das weiß der Christ, und Ew. Majestät könnten es wissen, wenn Sie nur wollten.

Friedrich

Zieten, seh Er sich einmal um: was sieht Er da? Die Werke eines gütigen Gottes? –

Da Zieten den Blick immer fest auf den König gerichtet hält:

Vor sich, mein lieber Zieten, sieht Er einen vorzeitigen Greis, der seine Jugend seinem Vater, und sein Mannesalter dem Staate aufgeopfert hat und, weil kein Mensch das Wünschen je verlernt, etwa noch einige Abendstunden für sich behalten möchte. Doch der gütige Vater da oben versagt ihm den Wunsch.

Zieten

Nein, Ew. Majestät, ich sehe etwas anderes vor mir: ich sehe den großen König vor mir, der in allen Preußenherzen ein ewiges Beispiel bleibt, wenn er längst nicht mehr um ein paar Jahre seines Erdenlebens mit dem Schöpfer hadert. – Das seh ich vor mir mit meinen alten Augen.

Friedrich

Meint Er, meint Er, Zieten – – es wird etwas von mir bleiben, sagt Er? – Ja, Geduld – das werden sie von mir lernen können, wenn sie künftig sich an mich erinnern. Geduld. Nichts weiter. Kein Warten irgend worauf, kein Streben irgendwohin. Das war vordem. Wenn die Zeit um ist, sieht man, daß man vergeblich gewartet hat; und, was das Streben anbetrifft, daß man sich in Ziel und Wegen irrte.

Wozu denn aber Geduld haben, fragt Er. – Nun das frag ich Ihn, weiß Er das, hat Ihm das sein gütiger Gott erschlossen?

Zieten

Das hat mir mein gütiger Gott hienieden verhüllt; er verhüllt sich hier, um sich dereinst zu offenbaren.

Friedrich

Er verhüllt sich? Nein, sag ich Ihm. Es liegt ja alles offen zutage. Deutlich, mit Millionen eherner Zungen spricht uns die Natur der Dinge an. Nein! Wenn uns ein himmlischer Zauberer etwas vorspiegelte, wie Er meint, dann könnten wir dies klare Auge für die Dinge nicht haben, dann hätte er vor allem unser Auge verschleiert, dann hätte er uns ein Bewußtsein gegeben, weiß Er, wie zwischen Schlafen und Wachen, wo wir nicht wissen, was wir sehen. Ach, es ist nicht an dem, Zieten. Wir sehen unerbittlich klar! – Und das ist das Große an unserem Geschick. Gerade das gibt uns Geduld.

Zieten

Ew. Majestät wollen mit Dero hohem Verstand den meistern, der über alle Vernunft ist. Die Rechnung kann nicht aufgehen. Wollen Ew. Majestät den Ansatz prüfen: da steckt der Fehler. Gott will allerdings solche Fügsamkeit, wie ein Kind sie beim Einschlafen hat, wo es nicht mehr weiß, was es sieht: dann fühlt und weiß man Ihn.

Friedrich

Ja, ja, da hat Er in seiner Art recht – das Gefühl kenn ich – – aber, sieht Er wohl, dann ist ja sein Gott eben nicht das sinnende Haupt, das für uns denkt – sonst brächten die Gedanken uns ihm nahe –, aber der Boden, das Schlummernde da zu unseren Füßen, dem wir gleichen, wenn wir auf ihm – in ihm ruhn.

Er ist in Bewegung und Ergriffenheit aufgestanden und wendet seine Blicke nach dem nächsten Wachtfeuer.



J. G. Ziesenis: Friedrich der Große

Seh Er, die Leute wollt ich glücklich machen. Was erring ich ihnen? Da, eine Stunde Schlaf hinter ein paar Schanzen, die sie für kurze Zeit vor dem Feinde sichern.

Und ich bin schuld an ihrem namenlosen Unglück. Ich.

Zieten

Ew. Majestät sind schuld, daß Dero Untertanen tausendmal sterben und tausendmal wieder aufleben möchten für ihren König, weil sie ihn aus treuester Seele lieben.

Friedrich

Da liegt es, das Rätsel!! Das hält uns am Leben fest, ohne daß wir sagen können, warum. Geh Er mir mit Seinen Reden von einem verborgenen Gott – Vorsehung – Güte. – Wenn so ein Kerl mir sagen kann, warum er mich liebt, so weiß ich mehr als alle seine Pfaffen.

He, du da! – – (Er lauscht.)

Zieten, hört Er – das war ein Widerhall – ein Kommandoruf – da – rollende Räder. Gerettet, Viktoria, sie greifen an. – Besorg Er uns die Pferde, Zieten. – (Leiser als vorhin, mit veränderter Stimme.) He, du da! He ihr Kerls! Aufgestanden! Euer König muß Wache stehen, sonst brächen die Feinde im Schlaf euch das Genick. – (Zu einem Meldenden, der herantritt.) Jawohl, jawohl, hab es schon gehört. – Die Herren Kommandeure. –

Ein Reitknecht bringt des Königs Pferd. Zieten und die Generale. In den dunklen Zwischenräumen zwischen den Wachtfeuern treten die Kompagnien zusammen. Der König reitet schweigend, stark auf die Soldaten starrend, zwischen den dicht an ihn gedrängten Generalen durch die Nacht.

Willibald Alexis: Fridericus Rex



Friedericus Rex, unser König und Herr,
Der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr,
Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegte sechzig Patronen.

„Ihr verfluchten Kerls, (sprach Seine Majestät,)
Daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht;
Sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glatz
Und die hundert Millionen in meinem Schatz.

Die Kaiserin hat sich mit den Franzosen alliiert
Und das Römische Reich gegen mich revoltiert;
Die Russen sind gefallen in Preußen ein;
Auf, laßt uns sie zeigen, daß wir brave Landskinder sein.

Meine Generale Schwerin und Feldmarschall von Keith
Und der Generalmajor von Zieten, sind allmal bereit.
Kotz Mohren, Blitz und Kreuzelement,
Wer den Fritz und seine Soldaten noch nicht kennt."

„Nun adjö, Lowise, wisch ab dein Gesicht,
Eine jede Kugel die trifft ja nicht;
Denn träf jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann?

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
Die Kanonenkugel ein weit größeres noch.
Die Kugeln sind alle von Eisen und Blei,
Und manche Kugel geht manchem vorbei.

Unsere Artillerie hat ein vortrefflliches Kaliber,
Und von den Preußen geht keiner nicht zum Feinde über,
Die Schweden, die haben verflucht schlechtes Geld,
Wer weiß, ob der Österreicher besseres hält.

Mit Pomade bezahlt den Franzosen sein König,
Wir kriegens alle Wochen bei Heller und Pfennig.
Kotz Mohren, Blitz und Kreuzsackerment!
Wer kriegt so prompt wie der Preuß sein Traktement.

Friedericus, mein König, den der Lorbeerkranz ziert,
Ach hättest du nur öfters zu plündern permittiert;
Friedericus Rex, mein König und Held,
Wir schlügen den Teufel für dich aus der Welt."

Felix Braun: Totenmesse für die Untergegangenen des Deutschen Auslandsgeschwaders

Geister des Südmeers:

Aus den purpurenen
Dämmerungslüften
Zu den azurenen
Wassergeklüften
Schweben wir hin.

Selig umschweifen wir
Inseln und Riffe;
Unsichtbar streifen wir
Palmen und Schiffe;
Spielend auch greifen wir
Nieder zur Welle:
Wo ist die Stelle,
Da sie gesunken sind,
Da sie ertrunken sind?
Hoch her, aus Himmelhöhn,
Kamen wir, es zu sehn.
Aber wie eh und je
Lagert die See.

Fern großer Schiffe Rauch,
Nah Wind und Salzeshauch;
Dämmerung welkt und graut;
Wie schwillt die Brandung laut!
Schweben wir, schweben wir!
Geister, tief leben wir.
Nächtlich hin schwinden wir,

Sternenweg finden wir.
Von den purpurenen
Abendglutwogen
Zu dem azurenen
Nachthimmelsbogen
Schweben wir auf.

Deutsche Möwen:

Klage! Klage!

Paradiesvögel an der Küste:

Ihr fremden, grauen Vögel,
Gönnt euch doch Ruh!
Wir sehen eurem ewigen Kreisen
Verwundert zu.
Ihr lasset die Fische über die Wellen
Fliegen und schnellen. –
Ihr fremden, grauen Vögel
Was sucht ihr denn?

Deutsche Möwen:

Ihr Schönen in eurem Gefieder
Von Regenbogen und goldenem Licht:
Hier sanken die Schiffe nieder –
Wißt ihr es nicht?
Vom nordischen Meer
Kommen wir her.
Wir flogen als Heimatgedanken
Dahin nach ihrem Rauch.
Sie sanken, alle versanken,
So wollen wir sinken auch.
Wir kreisten ihnen zu Häupten

Ihre Häupter ruhen am Grund,
Wohl zwischen Tang und Korallen,
Wohl unter Fischen und Quallen,
Bis einst die Posaunen schallen
Den letzten Tag, die letzte Stund.
Ihre Augen, wer hat sie geschlossen?
Aus ihnen werden sprossen
Alge und Wasserrose,
Die dunkle Meerzeitlose.
O Klage!
Die Haie näher schwimmen,
Die Schlangenaugen glimmen,
Polyp mit wilden Armen greift,
Riesig der Wal vorüberschweift.
O Klage! O Klage!
Dieselben Wasserstätten,
Wir kreisen sie nicht aus,
Als könnten wir sie retten
Aus ihrem tiefen Totenhaus.
Klagt mit uns!
Klagt mit uns, ihr schönen bunten Vögel!

Paradiesvögel:

Ihr fremden grauen Vögel,
Was ist das: Klage?
Was ist das: Tod?
Wir wissen nur: Es sind Nächte und Tage,
Morgen- und Abendrot.
Ihr fremden grauen Vögel,
Dient ihr der Nacht, daß früher Dunkel werde?
Fliegt fort! Ihr lastet über Meer und Erde!

Deutsche Möwen:

So sei die Welt verschattet
Von deutschem Jammer!
Da liegen sie bestattet
In riesiger Totenkammer.
Wie können die Seelen aufschweben?
Sie müssen im Wasser fortleben!
O Klage!
Sie können nicht in den Himmel hinein,
Sie müssen bei schrecklichen Meergöttern sein!
O Klage! O Klage –!

Paradiesvögel:

Schrecklich sind die Götter Südamerikas:
Aus der Inkas alten Geschlechtern.
Sie lagern auf Klippen unter der Flut.
Ihre Gesichter sind bemalt.
Aus ihren Augen strahlt
Durst nach Blut.
Ihr Mund ist breit, Zahn starrt an Zahn,
Ihre Haare sind grün, von giftigen Blumen gekränzt,
An ihrer Stirne glänzt
Ein Sternbild in Gestalt des Kormoran.
Ihre Hände und Füße sind flossenhaft,
Doch von wohl tausender Löwen Kraft.
Ihr Schweif endigt in der Seeschlange Haupt.
Wen sie erfassen,
Der muß mehr als das Leben lassen:
– Ihm ist das ewige Leben geraubt!

Deutsche Möwen:

Weh! o Weh!
Grausamer Tod! Grausame See!
Laßt uns von hinnen fliehn,
Wieder nach Deutschland ziehn!
Engel, errettet sie!
Legt sie hin! Bettet sie!
Brechet der Götter List,
Daß ihnen gnädig ist
Gott und der gute Christ!
Daß sie der Heilige Geist
Ein in den Himmel weist,
Wie es das Buch verheißt!
Das bitten wir.

Paradiesvögel:

Ihr fremden grauen Vögel,
Wir haben euch belogen,
Wir haben euch betrogen:
Die Götter leben nicht!
– Da fliegen sie, da schweben sie
Ins Abendlicht!
Wir fliegen nach ein kurzes Stück,
Dann kehren wir zurück.

Der deutsche Tod aus den Wassern tauchend:

Dem letzten denn die Augen zugedrückt.
Es war nicht schwer: sie ließens gern geschehn.
Nur einer wollte nicht: der Admiral.
Ihm tat ichs mit Gewalt: Nun ist auch er

In jener andern Inselwelt zu Haus,
Die, unermeßlich, ohne Horizont,
Der Seele daliegt. Zwar dies weiß ich nicht,
Was diese, die hier ruhen auf dem Grund,
Beginnen werden in der seligen Luft
Der Sterne und des heiligen Gesangs.
Sie werden schauen. Schauen übten sie
Von je, ich sah sie oft auf ihrer Fahrt:
Junge Matrosen, an die Reling fest
Geklammert, übersee den Blick gestellt:
Ob ein geliebtes Antlitz, ob ein Dorf,
Ein Baum, ein Haus, ein kleines Licht erscheint.
Und wie erst er, der auf der Brücke stand!
Sein Auge war nicht menschlich mehr: in ihm
War alles Fernhintreffende: der Pfeil,
Der Blick des Adlers und mein eigner Flug.
Schlaft! Schlaft, ihr deutschen Seelen! Möge euch
Das Paradies erscheinen anders nicht
Als Deutschland: süßer nicht und goldner nicht,
Nur deutsch, soweit es eure Liebe faßt.
Schlaft wohl!

Deutsche Seelen aus der Tiefe:

Gute Ruh ... Gute Ruh ...
Macht Tür und Fenster zu.
Daß uns nichts schrecke mehr,
Daß uns nichts wecke mehr.
Alles, was uns betraf,
Es ist geworden Schlaf.
Das tut uns wohl.

Engel ferneher:

Gloria
In excelsis Deo!

Engel nahe:

Gloria
In infimis homini!

Erzengel Michael:

Wachet auf, wachet auf, ihr deutschen Seelen!
Himmlische Botschaft nah ich euch zu befehlen.
Ihr seid erkoren zum ewigen Leben.
Aus dem tiefen Meere sollt ihr aufschweben.
Aus der wilden Fremdnis, aus alle dem Bösen
Kommen wir freudig euch erlösen.
Gottes Angesicht ist euch zugewandt:
Sein Reich ward euer Heimatland.
Wachet auf!

Engelchöre:

Wir sind erschienen,
Wie einst vorzeiten,
Um euch zu dienen,
Euch zu geleiten.
Greift nur vom Wasser auf
Nach unsern Händen,
Wir ziehen euch herauf
Ins süße Licht.
Schlingt eure Arme nur
Um unsre Schultern,
Lehnt eure Wange an
Unser Gesicht.

Deutsche Seelen aus der Tiefe:

Was weckt ihr uns aus der tiefen Zeit,
Was müssen wir aufstehn?
Wir sollen in die Ewigkeit
Hinübergehn.
Wir sollen aus unserm dunklen Saal
In einen andern
Hinüberwandern,
Der liegt in tausender Kerzen Strahl.
Ob Meereswelt, ob Himmelswelt,
Allort ist Schlaf für uns bestellt.
Nirgend mehr ist die Erde.

Jungfrau Maria:

Wie sie tauchen, wie sie steigen!
Meine Engel hin sich neigen.
Bleiches Antlitz, wie es fällt,
Hier an Schultern, dort an Wangen,
Schwer von bitterm Schlaf behangen,
Daß es kaum die Liebe hält.

Seht ihr mich nicht? – Daß ich trüge
Alle eurer Mütter Züge,
Eurer Liebsten Liebreiz auch! –
Ach, im Steigen, ach, im Schweben
Wechselt ihr das dunkle Leben,
Und ihr atmet Himmelshauch.

Tod und Erde von euch fallen,
Süße Stimmen euch umschallen,
Und ihr steht, von Licht bedrängt.

Doch schon schreit ich euch entgegen,
Daß euch auf den neuen Wegen
Eine Frau zuerst empfängt.

Seliger Chor:

Animae candidae
Introite!
Portae apertae sunt.
Deus Deus Deus
Vos accepit.

Urkunde über die Stiftung des Eisernen Kreuzes

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ec.

In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigentümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Übel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmütigkeit herabsank, bewährt der hohe Mut, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher nur, auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst, welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde, oder außerdem, im Felde oder daheim, jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen, und diese eigentümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.



Demgemäß verordnen Wir, wie folget.

1. Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes Unserer Untertanen um das Vaterland ist

das Eiserne Kreuz

von zwei Klassen und einem Großkreuz.

2. Beide Klassen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes schwarzes Kreuz von Gußeisen, die Vorderseite ohne Inschrift, die Kehrseite zu oberst Unsern Namenszug F. W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter, und unten die Jahreszahl 1813, und beide Klassen werden an einem schwarzen Bande mit weißer Einfassung, wenn das Verdienst im Kampf mit dem Feinde erworben ist, und an einem weißen Bande mit schwarzer Einfassung, wenn dies nicht der Fall ist, im Knopfloch getragen; die erste Klasse hat neben dieser Dekoration noch ein Kreuz von schwarzem Bande mit weißer Einfassung auf der linken Brust; und das Groß-Kreuz, noch einmal so groß als das der beiden Klassen, wird an dem schwarzen Bande mit weißer Einfassung um den Hals getragen.

3. Die Militär-Ehrenzeichen erster und zweiter Klasse werden während der Dauer dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Erteilung des Roten Adlerordens zweiter und dritter Klasse, sowie des Ordens Pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle, in der Regel suspendiert. Das Eiserne Kreuz ersetzt diese Orden und Ehrenzeichen, und wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise in den angeordneten zwei Klassen getragen. Der Orden Pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe erteilt.

4. Die zweite Klasse des Eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werden; die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite schon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden und

Ehrenzeichen schon besitzen und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das Eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten können.

6. Das Großkreuz kann ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht, nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Verteidigung einer Festung, die nicht in feindliche Hände fällt, der Kommandierende erhalten.

7. Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem Eisernen Kreuz zusammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zweiter Klasse verbunden waren, gehen auf das Eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt schon das Ehrenzeichen zweiter Klasse besitzt, kann bei anderweitiger Auszeichnung nur zuerst das Eiserne Kreuz der zweiten Klasse erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich die mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster Klasse verbundene monatliche Zulage, die aber fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rücksicht der Art des verwirkten Verlustes dieser Auszeichnung hat es bei den in Ansehung Unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorschriften sein Bewenden.

Urkundlich unter Unserer Allerhöchst eigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel.

Gegeben Breslau, den 10. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Johann Peter Hebel: Der Schneider in Pensa

Im Jahr 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Beresina oder in Wilna, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist,

und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man aus Europa hineinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und übernommen, und alsdann weiter abgeführt in das tiefe, fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenns nicht einer, gleichsam als eine fremde Ware, aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages mit Franzosen meliert auch sechzehn rheinländische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an und fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: „Was wird aus uns werden?" oder: „Wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen, und wer wird den Letzten begraben?" da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch wie ein Evangelium vom Himmel unvermutet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da?" und es stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe, freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogtum Baden. Hat er nicht im Jahr 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein Pfälzer Schneider schlägt sieben- bis achtmal hundert Stunden Weges nicht hoch an, wenns ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerieregiment als Regimentsschneider engagieren und ritt mit ihnen in die fremde russische

Welt hinein, wo alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwert. In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er zu dem deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist und mit dem Kaiser reden darf, so hats ein guter Freund vom andern verlangt; und hat auf dreißig Stunden Wegs ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm, was ihm fehlt: Trost, Rat, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüte, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohltun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenernte. Sooft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Schere und Elle weg und war der erste auf dem Platze, und: „Sind keine Deutsche da?“ war seine erste Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes tun wollte, und liebte sie schon im voraus ungesehenerweise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussähen“, dachte er. „Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann.“ Doch nahm er, wenn keine Deutschen da waren, auch mit Franzosen vorlieb und erleichterte ihnen, bis sie weitergeführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Diesmal aber, als er mitten unter so viele Landsleute, auch Darmstädter und andere, hineinrief: „Sind keine Deutsche da?“ – er mußte zum zweitenmal fragen, denn das erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien verklang in

ihren Ohren wie ein Harfenton – und als er hörte: „Deutsche genug", und von jedem erfragte, woher er sei – er wär mit Mecklenburgern oder Kursachsen auch zufrieden gewesen, aber einer sagte von Mannheim am Rheinstrom, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt, der andere sagte von Bruchsal, der dritte von Heidelberg, der vierte von Gochsheim –: da zog es wie ein warmes, auflösendes Tauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten," sagte das herrliche Gemüte, „Franz Anton Egetmaier von Bretten", wie Joseph in Ägypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph, euer Bruder" – und die Tränen der Freude, der Wehmut und der heiligen Heimatsliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigeren Fund an dem Schneider oder der Schneider an seinen Landsleuten machte, und welcher Teil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine teuern Landsleute im Triumph in seine Wohnung und bewirtete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zu dem Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe. „Anton," sagte der Statthalter, „wann hab ich Euch etwas abgeschlagen?" Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste, einen nach dem andern. „Herr Landsmann," sagte er zu einem, „mit Eurem Weißzeug siehts windig aus. Ich werde Euch für ein halbes Dutzend neuer Hemden sorgen. – Ihr braucht auch ein neues Röcklein", sagte er zu einem andern. – „Euers kann noch gewendet und ausgebessert werden", zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle sechsundzwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Klei-

dungsstücken für seine werten rheinländischen Freunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausstaffiert. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöten ist, mißbraucht niemals fremde Gutmütigkeit; deswegen sagten zu ihm die rheinländischen Freunde: „Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit. So wissen wir auch nicht, wie wir Euch für Eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann.“ Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles, was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an.“ So kurzweg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn, eingefaßt in Würde, die Güte hervorblickt. Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmut, sondern auch die liebe häusliche Demut gibt, ohne es zu wissen, bisweilen dem Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin. Jetzt führte er sie freudig wie ein Kind in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tage von den Treuen auch in Asien mit Gastmahl, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliierten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte und seinen Kindern – er nannte sie nur noch seine Kinder – mit Freudentränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war die erste Sorge, ihrem Wohltäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder,“ sagte

er, „verbittert mir meine Freude nicht." – „Vater Egetmaier," sagten sie, „tut unserm Herzen nicht wehe." Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Trennung, und zu dem bittern Schmerz die Not. Denn es fehlte an allem, was zur Notdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirtbaren Gegend nötig war, und ob auch auf den Mann, solange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das wenige nirgends hin. Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen, leichten Mutes, still und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen", sagten die rheinländischen Freunde und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück. „Kinder, es ist Rat. Geld genug!" – Was wars? Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden," sagte er, „wenn nur ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt." O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe, was du hast, und gib es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben." Der wird einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommt, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen." Doch der

Kauf wurde zu großem Trost für die edeln Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichtsdestoweniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen und nötigte sie, was er hatte von kostbarem russischen Pelzwerk, mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären oder einem ein Unglück widerführe. Sie schieden schließlich unter tausend Segenswünschen und Tränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich und noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystok in Polen wohlbehalten ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

Oskar Woehrle: Nach einem Begräbnis

Wieder haben wir begraben
einen treuen Bruder ein,
und die Erde mußt ihn haben
in ihr Mutterherz hinein.
Heimwärts sind wir dann gegangen
längs dem grünen Waldkanal,
und die Mordgeschütze sangen
weither ihren Blutchoral.

Und wir sahen grün die Felder,
und wir sahen grün das Gras,
sahn die Pracht der grünen Wälder,
wo gottnackt der Frühling saß,
und wir sahn die jungen Saaten
von des Daseins Lust geschwellt,
und wir wußten: wir Soldaten
fallen, wie dies Korn einst fällt.

Ach, mit fünfundzwanzig Jahren
weiß man erst: die Welt ist dein!
Ach, erst dann kann man erfahren,
was es heißt, ein Mensch zu sein.
Ach, wenn die Kanonen sprechen,
während draußen Frühling ist,
fühlt man aus dem Herzen brechen,
wie so schwer das Sterben ist!

Fr. G. Klopstock: Weihtrunk an die toten Freunde

Daß euer stilles Gebein, und was ihr mehr noch wart
Als vermodernd Gebein, diesen geweihten Wunsch
In dem Schoße der Erde
Und Elysiums Tal vernehm'!

Daß wir weise, wie ihr, und der Erinnerung
Eures Todes getreu, leben, zwar fröhlich sei'n;
Doch als stündet ihr alle
Mit den glücklichern Freunden hier.

Landsknechtschwänke

1. Der Luzifer schickt seiner Diener einen nach einem Landsknecht

Ein seltsam Tier ists um ein Landsknecht, daß ihn auch der Teufel nichts kann abgewinnen, sunder sie fördhten muß. Davon hör diese Historie!

Uf ein Zeit schicket der öbrist Teufel ein Diener aus, er sollte sehen, wo doch die Landsknecht wären, daß keiner in die Hell käm, und sollte lugen, wo er doch einen möcht mit ihm bringen.

Der Diener zoge aus und kam in eines Hahnen Gestalt in ein Würtshaus, da er sich hinter den Ofen setzet und den Landsknechten zusahe, wie sie zechten. Nun als die Landsknecht voll waren, fingen sie an, Kanten und Gläser zu zerbrechen und alles zu verwüsten, was auf dem Tisch stund, und ein solich Rumor anfingen, daß ihme der Teufel hinter dem Ofen förchten ward. Letzlich fing einer hinter dem Tisch an: „Potztausend Sack voll Enten! Wohlauf, wir wöllen den Hahn hinter dem Ofen berupfen und die Federn uf die Hüt stecken, darnach den Hahnen fressen." Als solches der Teufel hort, zur Stuben hinaus der Hell zulief und seinem Meister anzeigt, wie kein böser Tier uf Erden wär weder ein Landsknecht.

Wann darnach ein Landsknecht für die Hell kam, beschloß man alle Tür und Tor vor ihm zu, sie möchten sunst alle Teufel verjagen.

2. Wo der Landsknecht Wohnung sein werd, wann sie gesterben

Nach der großen Schlacht zu Mailand oder Marianen wollten die erschlagnen Landsknecht uf der Walstatt bei den Schweizern nit liegen bleiben, wurden rhätig, richten ein Fähnlin uf, das was weiß mit einem roten Kreuz, zugend in der Ordnung alle der Hellen zu.

Als aber die Teufel das Fähnlin und das rot Kreuz darinnen ersahend, erschraken sie hart (dann durch das Zeichen ist ihnen vormals die Helle und sie darzu bestritten worden), verriegleten, verbollwerkten, versperrten und besetzten die Tor, die Wehren, die Porten und Mauren an allen Orten und stellten sich zur Wehr. Wie aber die Landsknecht daherziehen, so schießend die Teufel und werfend zu ihnen, sagen: „O lieben Männer, ziehend auf die rechte Hand dem Himmel zu! Wir geben euch



Hans Burgkmair: Sturm auf eine Landwehr

kein Herberg, lassend euch auch nit in." Und habend damit die Landsknecht den Weg gegen dem Himmel zu gewiesen.

Die guten frummen Landsknecht zugen mit ihrem Regiment und Fähnlin in guter gehabter Ordnung für den Himmel, begehrten, man sollte sie inlassen. Petrus fragt, wer sie wären. Sie sagten, sie wärend frumme Landsknecht und in der Schlacht von Mailand umkommen, begehrten ingelassen zu werden. „Wer hat euch", sagt Petrus, „hieher kommen heißen? Ziehend fort, nur fort, ihr Blutzapfen! Dann darum, daß ihr in euerem Leben alle Zeit den Frieden gehaßt haben, so ist es nit billig, daß ihr die ewige Ruhe besitzen sollend."

Uf solchs sagt ihr Hauptmann: „Wo bleiben wir aber hindenach? In der Hellen versperrt man uns Tür und Tor, im Himmel will man uns nit inlassen; nun müssen wir dannocht je auch einen Ort haben, da wir wissen zu bleiben." – „Ihr habt mich", sagt Petrus, „wohl verstanden. Trollt euch fort, oder ihr werden bald etwas Neues vernehmen. Ihr sind nichts dann Bluthund, Gottslästerer, Armeleutmacher, verfluchte, verzweifelte und gottlos Leut."

Da ward ihr Hauptmann erzürnt und sagt in eim Grimmen zu Petro: „Was verweist der Wolf dem Fuchs von wegen des Raubs? Sind sie nit beide Rauber? Weistu nit, was du geton hast? Deinen Herren, Meister und deinen Gott hastu fälschlich meineidiglich zum dritten Mal verleugnet und verschworn. Das hat unser keiner noch geton. Solchs will ich vor allem himmlischen Heer reden, daß du ärger, meineidiger, treuloser und böser gewesen bist, weder unser keiner ist, und willt uns schänden und schmähen und darzu nit inlassen. Nun müssen wir je dannochter wissen, wo wir hin sollen."

Petrus was schamrot worden und forcht übel, dieweil der Hauptmann so laut schriee, daß es die andern im Himmel hören

würden, und sagt zu ihnen: „Lieben Landsknecht, seind still und schweigend! Ich will euch ein eigen Dorf ingeben; liegt allernächst hiebei, das heißt Beit ein Weil. Daselbst werden mit der Zeit noch mehr Landsknecht zu euch kommen; da habt ihr euer Wesen allein, können spielen, mummschanzen, zechen und fröhlich sein."

Darauf hat sie Petrus von Stund an gen Beit ein Weil gewiesen, daselbst halten sie noch ihr Regiment. Was auch für Landsknecht für den Himmel kommen, die weist Petrus alle gen Beit ein Weil zu dem alten Haufen. Ich glaub, es sei ihren jetzunder ein große Menge beieinander.

3. Von einem Landsknecht, der nur drei Wort begehrt mit seinem Hauptmann zu reden

Ein armer einfacher Landsknecht leidet großen Hunger; wiewohl Proviant gnug im Leger war, so hat er doch kein Geld, daß ers kaufet, derhalben treib ihn die Not dahin, daß er für den Hauptmann begehrt in Hoffnung, er sollt ihm etwas fürsetzen. Es hat aber der Hauptmann etlich groß Hansen zo Gast geladen, deshalben die Trabanten diesen armen Knecht nit für ihn lassen wollten. Als er nun ohn Unterlaß bat, man sollt ihn doch für den Hauptmann lassen, er hätte nit mehr dann drei Wort mit ihm zu reden, was da auch ein nasser Vogel unter den Trabanten, den wundert, was er doch mit drei Worten könnte ausrichten, und sagt es dem Hauptmann bei der Läng, wie sich die Red hat zugetragen. Der Hauptmann mitsamt seinen Gästen, die auch wohl bezecht waren, sprachen: „Laß ihn herein, und redt er mehr dann drei Wort, so wöllen wir ihn in die Eisen schlahen lassen." Also ward er für den Hauptmann in den Saal gelassen, der ihn fragt: „Was begehrst du, das du mit drei Worten willt ausrichten?" Antwort' der Landsknecht:

„Geld oder Urlaub." Do lachet der Hauptmann und alle seine Gäst, und setzt ihm der Hauptmann ein Monat Sold für bis zur Bezahlung.

Die fünf Heiligen Fetwas

Als am 11. November 1914 das Osmanische Reich den Krieg erklärte, wurden dem Scheich ul-islam Chairi Ben Awni Al-urkubi fünf Fragen zur Begutachtung vorgelegt. Die Stellung des Scheich ul-islam entspricht ungefähr der eines Ministers der Geistlichen Angelegenheiten im Gesamtministerium, seine Unterschrift folgt unmittelbar der des Großwesirs bei allen wichtigen Staatsurkunden. Ihm liegt die Wahrung des alten, auf dem Koran beruhenden Heiligen Gesetzes ob, und er antwortet auf alle an ihn gestellten Fragen nur mit ja oder nein. Der Sultan der Türkei konnte in seiner Eigenschaft als Kalif nur auf Grund eines solchen Rechtsgutachtens alle Muslime der ganzen Welt zum Dschihad, dem Heiligen Kriege, auffordern, und so wird auch in dem gleichzeitigen Aufrufe des Sultan-Kalifen an Heer und Flotte von dem „großen Glaubenskrieg, zu welchem Ich mit den Heiligen Fetwas die dreihundert Millionen Muslime eingeladen habe", gesprochen.

Die Rechtsgutachten wurden zuerst in der Stambuler Tageszeitung „Sabah" vom 15. November 1914 in osmanisch-türkischer Sprache veröffentlicht und gleichzeitig vier andere Fassungen in arabischer, persischer, tatarisch-türkischer und Urdu-Sprache (Hindostani) verbreitet. Wir entnehmen ihre, von einem unsrer hervorragendsten Orientalisten gefertigte deutsche Übersetzung der „Welt des Islams", Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Islamkunde Bd. III 1915.

Nr. 1. Wenn Seine Majestät der Padischah des Islams, sobald der Angriff der Feinde auf die Islamwelt stattgefunden hat und Beraubung und Plünderung der islamischen Länder und Gefangennehmung von islamischen Personen festgestellt ist, durch allgemeinen Aufruf den Glaubenskrieg befohlen hat, ist dann der Glaubenskrieg nach Maßgabe des Hohen Koranspruches [9,41]: „Ziehet aus, leicht und schwer, und kämpfet mit euerm Vermögen und euerm Leben [auf dem Pfade Gottes]" Pflicht für sämtliche Muslime, und ist es individuelle Pflicht sämtlicher in allen Erdteilen wohnender Muslime, jung und alt, Berittene und Unberittene, mit ihrem Gut und mit Leib und Leben zum Glaubenskrieg zu eilen? – Antwort: Ja!

Nr. 2. Es ist festgestellt, daß Rußland, England und Frankreich dem islamischen Kalifat feindlich sind und alle Anstrengungen machen – Gott verhüte es! –, das hohe Licht des Islams auszulöschen, indem sie auf solche Weise gegenwärtig die Hohe Stelle des islamischen Kalifats und die Kaiserlichen Länder mit ihren Kriegsschiffen und Landheeren angriffen; ist es da Pflicht sämtlicher Muslime, die sich unter der Verwaltung jener Regierungen und der sie unterstützenden Regierungen befinden, auch gegen die erwähnten Regierungen den Glaubenskrieg zu erklären und zum tätlichen Überfall zu eilen? – Antwort: Ja.

Nr. 3. Die Erreichung solches Zieles hängt davon ab, daß sämtliche Muslime zum Glaubenskriege eilen; wenn davon einige – Gott verhüte es! – sich saumselig zeigen, ist dann ihre Saumseligkeit eine große Sünde, und verdienen sie den göttlichen Zorn und die Bestrafung dieser argen Sünde? – Antwort: Ja.

Nr. 4. Sollten auch die islamischen Angehörigen der auf solche Weise mit der islamischen Regierung kämpfenden vorerwähnten Regierungen durch die Bedrohung mit Tötung ihrer eigenen Person und Vernichtung ihrer sämtlichen Familienange-

hörigen in eine Zwangslage versetzt werden, ist es dann dennoch nach dem Rechte unverbrüchliches Verbot für sie, gegen die Truppen der islamischen Regierung zu kämpfen, und verdienen sie, wenn sie es dennoch tun, die Höllenstrafe? – Antwort: Ja.

Nr. 5. Die im gegenwärtigen Kriege unter der Verwaltung der Regierungen von England, Frankreich, Rußland, Serbien, Montenegro und ihrer Helfer sich befindenden Muslime würden durch Kampf gegen die die Hohe Islamische Regierung unterstützenden Staaten Deutschland und Österreich dem islamischen Kalifat Schaden zufügen; ist ein solches Verhalten eine große Sünde, und verdienen sie dadurch schmerzvolle Strafe? – Antwort: Ja.

Geschrieben von dem Gottesbedürftigen Chairi Ben Awni Al-urkubi.

Ernst Moritz Arndt: Grabesgrün

Die Helden schlafen – all ihr Schall und Schein
Wie stumm und dunkel unterm Leichenstein!
Wie schließt das Grab – sie nennens sanfte Ruh –
Für alle gleich so Klang als Wonne zu!

Die Helden schlafen – rostend hangt ihr Schwert
Mit Schild und Helm und Fahnen ehrenwert,
Frisch wirkt die Motte drein und webt der Wurm,
Kalt braust vorbei des Tages wilder Sturm.

O Zeit, du graue Totengräberin,
Ob allem Leid und Weh Hinschweberin,
O Zeit, nur du allein hast nimmer Zeit,
Hinfliegen heißet dir Unsterblichkeit.



Lithographie von Honoré Daumier

Unsterblichkeit? Wohl mir! Ich sehe grün
Aus deinem Grau das Leben wieder blühn,
Im Zeugen und Gebären ewig jung
Schwingst du der Welt geheimnisvollen Schwung.

Unsterblichkeit? Wohl mir! Drum Heldenmacht
Erbebe nicht dem Schlaf der langen Nacht!
Verklinget, Namen und Gedächtnis, gar!
Nichts stirbt, was wirklich gut und göttlich war.

Frisch kämpft die Tat, hell klingt das mächtge Wort
Gleich Blitz und Licht allgegenwärtig fort,
Geburt und Tod im steten Wechsellauf,
Hier schläfts, und dort wachts lustig wieder auf.

So kreiset denn, Jahrtausend, euren Tanz,
So greife, Geist, den höchsten Wonneglanz,
Zerschlage das Sekundenglas der Zeit
Und greife und begreife Ewigkeit.

Kaiser Wilhelm I.: Letztwillige Aufzeichnung 31. Dezember 1871

1870 bis 1871.
Gott war mit uns!
Ihm sei Lob, Ehre, Dank!

Als ich am Schluß des Jahres 1866 mit dankerfülltem Herzen Gottes Gnade dankend preisen durfte für so unerwartet glorreiche Ereignisse, die sich zum Heile Preußens gestalteten und den Anfang zu einer Neueinigung Deutschlands nach sich zogen, da mußte ich glauben, daß das von Gott mir aufgetragene Tagewerk vollbracht sei und ich, dasselbe nun in Ruhe und Frieden fortbildend, dereinst meinem Sohne glück-

bringend hinterlassen würde, voraussehend, daß ihm es beschieden sein werde, die südliche Hälfte Deutschlands mit der nördlichen zu einem Ganzen zu einen.

Aber nach Gottes unerforschlichem Ratschluß sollte ich berufen werden, selbst noch diese Einigung herbeizuführen, wie sie sich nach dem von Frankreich auf das frivolste herbeigeführten, ebenso glorreichen als blutigen siebenmonatlichen Kriege nunmehr darstellt! Wenn je in der Geschichte sich Gottes Finger sichtlich gezeigt hat, so ist dies in den Jahren 1866, 1870 und 1871 geschehen.

Der Deutsch-Französische Krieg, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel herabfiel, einte ganz Deutschland in wenig Tagen, und seine Heere schritten von Sieg zu Sieg und erkämpften mit schmerzlichen Opfern Ereignisse, die nur durch Gottes Willen möglich waren. Dieser Wille stellte mir Männer zur Seite, um so Großes vollbringen zu sollen. Dieser Wille stählte die Gesinnung der Kämpfenden in Hingebung und Ausdauer und nie gekannter Tapferkeit, so daß an Preußens Fahnen und an die seiner Verbündeten sich unvergänglicher Ruhm und neue Ehre knüpfte. Dieser Wille begeisterte das Volk zu nie gekannter Opferwilligkeit, zur Linderung der Leiden, die der Krieg unvermeidlich schlägt!

Mit demütig dankerfülltem Herzen preise ich Gottes Gnade, die uns würdig befunden hat, so Großes nach seinem Willen vollbringen zu sollen! Möge diese Gnade ferner uns zur Seite stehen beim Auf- und Ausbau des neugeeinten Deutschlands, zu dem erst der Grund gelegt ist, und Frieden uns beschieden sein, „die Güter in Demut zu genießen“, die in blutigen heißen Kämpfen errungen wurden!! –

Herr, Dein Wille geschehe im Himmel, also auch auf Erden!!! Amen!

Wilhelm.

Ernst Hardt: Zum zweiten September 1914

Einmal schon schwand und wuchs der Mond seither!
Die Sonne kam und ging zu dreißig Malen
Von Ost nach West. Aus Blut hebt sie das Haupt
Und birgt das Haupt in Blut.
Du goldner Ball, der uns gesegnet und geliebt,
Uns Deutsche! Sieh, wie war es dir verwandt,
Was aus Millionen deutscher Männerhirne,
Aus deutschen Händen und aus deutschen Herzen
Sieghaft und licht hinstürmte durch die Welt
Als Ruhm und höchste Tat des Menschentums:
Gedankentat und Händetat, Gesittung und Gefühl.
Gesegnet hast du, goldner Ball, die sonnenhafte,
Die ungeheure Friedensarbeit deutscher Menschen!

Nun kommt und geht dein Haupt aus rotem Blut
Zu rotem Blut und trinkt.

In gierem Wahnwitz und in schwarzer Tollwut
Griffen sie rings mit neidverkrampften Fingern
Feige nach dieser deutschen Friedenskrone,
Gehetzt vom Racheteufel und von einer Hure,
Der kühlen Lügenmetze Politik.
Es kam ein Augenblick, da wir erschraken:
Es schien, als sei in dieser großen Welt
Ein Mensch der Deutsche nur, rings um ihn Tiere!
Und wie die Tiere bissen sie nach ihm!

Und was ein Ich wár und zerspalten war
Im Friedenswähnen und im Friedenswollen,
Das wuchs in Eins zusammen vor dem Tier,
Geheimnisvoll gespeist aus schuttbefreiten

Urtiefen Brunnen der Vergangenheit,
Und schaute in dein Antlitz, deutsche Sonne,
So heilig ernst und so zum Tod entschlossen,
Daß wieder wir erschraken, tief in Ehrfurcht,
Vor diesem Volke, das wir selber sind!

Als dus verließest, heut vor dreißig Tagen,
Da war es arbeitstreu und mild, ein Volk,
Besonnen, gütig, helfend und mitfühlend
Ein jedes Menschenleid auf fernster Erde.
Und was du wiederfandest nach der einen Nacht,
Das war ein einziger Held aus siebenzig Millionen
Kriegsfroher Helden: Mann und Frau und Kind.

Der hob den Riesenleib und sprang zum Kampfe
So heiter wie zum Tanz und sang dabei.
Sang aus Millionen Kehlen, daß es klang,
Als sei das ganze Land ein Sommerwald,
Ein singender Wald das ganze deutsche Land.
Und alle, die es hörten, mußten weinen!
Dann hat der Held geschwiegen und getanzt
Zur dröhnenden Musik des Muts in seinem Blut,
Und wieder dir verwandt und sonnenhaft
Hinstürmt ein Ruhm durch alle Welt: Des Krieges deutsche
Gedankentat und Händetat, Gesittung und Gefühl!

Noch kämpfen wir, Vergangenheit und Zukunft bindend,
Dich schützend, heilige Muttererde, deutsches Land!
Drei Brüder gabst du uns für diese Stunde,
Die halten wir umschlungen: Mann und Frau und Kind:

Den deutschen Tod, den deutschen Sieg
Und unsre deutsche Ehre.



Helmuth von Moltke: Die Dardanellen. — Alexandria Troas

Pera, Anfang April 1836

Den 2. April abends verließ ich mit einem österreichischen Dampfschiff Konstantinopel und erblickte am folgenden Morgen die hohen schönen Gebirge der Insel Marmara. Rechts zeigten sich die Berge von Rodosto mit Weingärten und Dörfern. Bald traten die Küsten Europas und Asiens näher zusammen, und Gallipoli erschien auf schroffen zerrissenen Klippen, mit einem alten Kastell und zahllosen Windmühlen am Ufer. Hier war es, wo die Türken zuerst nach Europa übersetzten (1357). Gegen Mittag tauchte das Fort Nagara mit seinen weißen Mauern aus der hellblauen klaren Flut des Hellespont empor.

Diese Meerenge ist bei weitem nicht so schön wie der Bosporus, die Ufer sind kahl und beträchtlich weiter entfernt als dort, aber die geschichtlichen Erinnerungen machen sie anziehend. Von jenem seltsam aussehenden Hügel (vielleicht von Menschenhänden aufgetürmt) blickte Xerxes auf seine zahllosen Scharen, die er nach Griechenland führte; jene Steintrümmer, welche die ganze flache Landzunge überdecken, waren einst Abydos, und hier schwamm Leander von Europa nach Asien, um Hero zu sehen. Ein einziger unförmlicher Mauerrest steht noch aufrecht auf dem Platz, den einst die Stadt einnahm, aber es ist schwer zu sagen, was diese Ruine gewesen; dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß eine Quelle süßen Wassers, die noch heut auf dem flachen, vom Meer umgebenen Isthmus in einem unterirdischen Gewölbe sprudelt, die Einwohner jener Stadt, vielleicht die schöne Hero selbst, getränkt hat.

Die gewaltige Strömung führte uns schnell bis an die engste Stelle der Meerenge, „wo die altersgrauen Schlösser sich ent-

gegen schauen". Hinter dem europäischen Strand erhebt sich steil eine weiße Felswand, in welcher eine kleine Grotte für das Grab der Hekuba gilt.[1] Die asiatische Küste hingegen ist flach und zeigt hinter dem Kastell, welches einst die Genueser hier auftürmten, im Schatten mächtiger Platanen und umgeben von Gärten und Weinbergen, ein Städtchen, welches die Türken Tschanak-Kalessi, das Scherbenschloß, nennen, wegen der vielen Töpfer, die dort arbeiten. Dort residiert in einer bescheidenen Wohnung der Boghas Pascha, zu welchem ich mich verfügte, um die Briefe des Seraskiers zu übergeben und einige mündliche Aufträge auszurichten. Er ließ mir ein kleines hübsches Häuschen am Ufer einräumen, und nachdem ich die Forts und Batterien besichtigt, nahm ich den Plan der Dardanellenstraße und ihrer Ufer auf.

Was ich Dir von dem Ergebnis meines für mich sehr interessanten Auftrages mitteilen kann, ist freilich nur das Allgemeinste und meist schon Bekannte.

An der Einfahrt zu den Dardanellen erheben sich die sogenannten neuen Schlösser, welche die Türken nach dem Muster der alten erbaut. Das europäische heißt Sedd-ül-bahr – „das Schloß am Meeresdamm" –; das asiatische Kumkaleh – „das Sandschloß" –. Die Breite dieser Mündung beträgt beinahe eine halbe geographische Meile, und jene Schlösser sind fast nur als vorgeschobene Posten zu betrachten, welche von der Annäherung feindlicher Flotten benachrichtigen und sie zugleich verhindern, innerhalb der Meerenge vor Anker zu gehen. Die eigentliche Verteidigung fängt zwei Meilen weiter oben an und beruht auf den Batterien, welche auf der ungefähr eine

[1] Das Vorgebirge, welches das Schloß Kilid-ül-bahr (Schlüssel des Meeres) trägt, nannten die Alten Kynossema, Grabmal des Hundes, weil dort Hekuba, in einen Hund verwandelt, bestattet sein sollte.

Meile langen Strecke zwischen Tschanak-Kalessi und Nagara erbaut sind. Zwischen Sultani-Hissar und Kilid-Bahr, dem Meerschloß, verengt sich die Straße auf 1986 Schritt, und die Kugeln dieser sehr stark gebauten Forts und der großen nebenan liegenden Batterien reichen von einem Ufer auf das andere. Bei Nagara erweitert sich die Straße schon auf 2833 Schritt.[1]

Zur Verteidigung der Dardanellen sind 580 Geschütze vorhanden, welche in Hinsicht auf ihre Kaliber eine Stufenfolge von 1- bis 1600-Pfünder bilden. Es gibt Geschütze, die 5, und deren, die bis zu 32 Kaliber lang sind, und man findet türkische, englische, französische und österreichische, selbst Kanonen, welche mit einem Kurhut bezeichnet sind. Aber die große Mehrzahl der Geschütze ist von mittlerem, dem Zweck entsprechendem Kaliber, und fast alle sind von Bronze. In Sedd-ül-bahr liegen einige merkwürdige Piecen sehr großen Kalibers aus geschmiedetem Eisen. Man hatte starke Eisenbarren der Länge nach zusammengelegt und mit anderen Barren umwunden, was indes schlecht gelungen ist. Es steckt ein ungeheueres Geldkapital in diesem Vorrat.

Merkwürdig sind die großen Kemerliks, welche Steinkugeln von Granit oder Marmor schießen. Sie liegen ohne Lafetten unter gewölbten Torwegen in der Mauer des Forts auf losen Klötzen an der Erde. Die größeren derselben wiegen bis zu 300 Ztr. und werden mit 148 Pfund Pulver geladen. Der Durchmesser des Kalibers ist 2 Fuß 9 Zoll, und man kann bis zur Kammer hineinkriechen. Man hat Mauern von großen Quadersteinen hinter dem Bodenstück aufgeführt, um den Rücklauf zu verhindern; diese werden jedoch nach wenigen Schüssen zertrümmert. Die Steinkugeln rikoschettieren übrigens auf der

[1] Doch werden jetzt 1350 m gleich 1800 Schritt angegeben, entsprechend den sieben Stadien der Alten.



Wasserfläche von Asien nach Europa und umgekehrt und rollen noch ein gut Stück auf dem Lande fort. Wenn eine solche Kugel das Schiff im Wassergang trifft, so ist gar nicht abzusehen, wie ein Leck von drittehalb Fuß im Durchmesser gestopft werden kann. Einige kühne und glückliche Unternehmungen der Engländer zur See haben ziemlich allgemein die Ansicht verbreitet, daß Landbatterien sich gegen Flotten, die ihnen an Zahl der Geschütze freilich weit überlegen sind, nicht verteidigen können. Eine solche Unternehmung war die Lord Duckworths im Jahre 1807. Die Verteidigungsanstalten der Dardanellen befanden sich damals im kläglichsten Zustande; die englische Eskader segelte durch, fast ohne Widerstand zu finden, und am 20. Februar erschien zum erstenmal eine feindliche Flotte unter den Mauern der osmanischen Hauptstadt.

Je weniger die Türken sich die Möglichkeit eines solchen Ereignisses gedacht, um so größer war die anfängliche Bestürzung. Es ist bekannt, wie der Einfluß und die Tätigkeit des französischen Botschafters damals den Diwan abhielt, in jede Forderung der Engländer zu willigen; Batterien wuchsen an den Ufern von Tophane und des Serajs empor, während die Dardanellen im Rücken der Eingedrungenen eiligst in wehrhaften Stand gesetzt wurden, und bald wußte der britische Botschafter selbst nicht mehr, was er mit dem militärischen Erfolg seines Admirals anzufangen habe. Nach Verlauf von acht Tagen mußte Lord Duckworth sich glücklich schätzen, mit Verlust von zwei Korvetten und wesentlicher Beschädigung fast aller übrigen Fahrzeuge die Reede von Tenedos wiederzugewinnen.

Die von einem Schiffe gegen eine Landbatterie geschossene Kugel tötet im günstigsten Fall einige Menschen und demontiert ein Geschütz, während die von einer Landbatterie abgeschossene möglicherweise ein Schiff außer Gefecht setzen kann.

Mannschaft, Geschütz und Munition sind in der Landbatterie ungleich sicherer aufgehoben als hinter den Wänden eines Schiffs. Besonders wichtig aber ist der Umstand, daß bei den Schwankungen des Fahrzeugs ein genaues Richten ganz unmöglich ist. Die Landbatterie bietet dem Treffen ein Ziel von etwa viertehalb Fuß Höhe, eine geringe Schwankung vergrößert oder verringert die Elevation der Geschütze daher schon in dem Maße, daß eine ganze Lage zu hoch oder zu niedrig geht. Die Feuerschlünde einer Landbatterie hingegen stehen fest, der Artillerist nimmt seine Richtung genau, sein Ziel ist eine 20 bis 30 Fuß hohe, 100 Fuß lange, überall verwundbare Wand. Die Kugeln, welche zu niedrig gehen, können noch par ricochet einschlagen; die, welche zu hoch, Masten, Rahen und Segel zerstören. Die größere Zahl der Geschütze ist auf der Seite der Flotte, die günstigeren Verhältnisse aber sind auf seiten der Landbatterie.

Noch ist ein Umstand zu bemerken, welcher besonders ungünstig für das Einlaufen von Schiffen durch die Dardanellen in die Propontis ist; es weht nämlich den ganzen Sommer hindurch fast unausgesetzt der Nordwind, die Kauffahrer liegen oft vier bis sechs Wochen, ehe sie die Straße hinaufgelangen, und wenn endlich ein Südwind eintritt, so muß er schon recht scharf sein, um die starke Strömung des Hellespont, welche konstant gegen Süden fließt, zu überwinden. Dabei tritt oft der Fall ein, daß bei Kumkaleh der Wind aus Süden weht, während er in der Höhe von Nagara vollkommen aufhört. Wenn das Artilleriematerial in den Dardanellen geordnet sein wird, so glaube ich nicht, daß irgendeine feindliche Flotte der Welt es wagen dürfte, die Straße hinauf zu segeln; man würde immer genötigt sein, Truppen zu debarkieren und die Batterien in der Kehle anzugreifen. Aber das dürfte keineswegs so leicht gefunden werden, wie man darüber reden hört. Forts mit 40 Fuß

hohen Mauern, wie die alten und die neuen Schlösser, mögen immerhin dominiert sein, man kann sich doch eine hübsche Weile drin verteidigen, wenn man sonst nur Lust hat, und überdies sind die Schlösser Kumkaleh und Sultani-Hissar durchaus nicht überhöht.

Ich machte nun noch einen Ausflug nach Alexandria Troas, den Ruinen einer Stadt, welche Antigonus, einer der Feldherren Alexanders des Großen, seinem Herrn zur Ehre nahe der Stelle gegründet hatte, wo die Reede zwischen Tenedos und der flachen asiatischen Küste noch heute den größten Flotten einen guten Ankerplatz gewährt.[1] Wir ritten an dem Grabe des Patroklus vorbei, von welchem ich mir einen Ölzweig mitnahm, längs des öden Sandufers, wo der Pelide um die schöne Briseis getrauert, nach dem Vorgebirge Sigeum zu, welches hinausschaut auf das prachtvolle Meer und seine Inseln, die rauh umstarrte Imbros, die thrakische Samos[2] und Tenedos, hinter welcher die Flotte der Achäer sich verbarg. Auf einem Hügel, der von Menschenhänden erbaut schien, lag ein griechisches Dorf[3], Aya-Dimitri, dessen dicht aneinandergedrängte Häusermasse ein burgartiges Ansehen hat. Obwohl ich wußte, daß Pergamus[4] nicht hier, sondern landeinwärts gelegen, so machte es mir Vergnügen, mir vorzustellen, daß dies die viel durchwanderte Feste sei, und wahrscheinlich waren auch die von Göttern abstammenden Helden nicht besser logiert als in diesen

[1] Es ist die Besikabai, wo in der Tat beim Krimkriege die englische und französische Flotte und im Jahre 1877 bis 1878 das englische Geschwader Platz fand, welches eventuell Konstantinopel gegen die Russen schützen sollte. — [2] Samothrake. — [3] Es ist das Dorf Jenikoei, griechisch Neochori, gemeint, von dem nördlich Hügel und Kapelle des Heiligen (Hagios) Demetrios liegen; der Hügel von Jenikoei ist aber als ein natürlicher Felsen erwiesen. — [4] Name der Burg von Troja.

Lehmhütten. Die Gegend ist fast ohne Anbau, junge Kamele weiden in dem hohen dürren Grase, und nur einzeln stehende Palamuts oder Färbeeichen schmücken die Flur.

Die Sonne senkte sich hinter einem schönen Gebirge herab, als wir unser Nachtquartier, ein großes türkisches Dorf, erreichten. Wir ritten zum Ältesten des Dorfs, welcher uns mit der üblichen Gastfreiheit empfing: „Akscham scherif ler chair olsun“ – „möge dein ‚edler‘ Abend glücklich sein, Herr!“ – „Chosch bulduck, sefa geldin“ — „wohl getroffen, willkommen!“ sagte er, räumte mir sein Zimmer, sein Lager, sein Haus ein und reichte mir die Pfeife, welche er selbst rauchte. — Es fand an diesem Tage ein Erdbeben statt. Der erste Stoß war nachmittags empfunden, ich hatte aber zu Pferde nichts davon gemerkt, ebensowenig von der zweiten Reprise abends, wo ich schon im festen Schlaf lag. Gegen Morgen aber fühlte ich mich auf meinem Lager geschüttelt und erwachte von dem Klappern aller Fenster und Türen. In den Dardanellen hatte man die drei Stöße sehr merklich verspürt.

Am folgenden Morgen, nachdem wir durch ein schönes Tal mit Pappeln, Kastanien und Nußbäumen geritten, sahen wir das Fundament der alten Stadtmauer von Alexandria Troas vor uns. Es bestand aus 6 bis 10 Fuß langen, 3, oft 6 Fuß mächtigen Steinblöcken und erstreckte sich, soweit das Auge durch das Gebüsch folgen konnte. Wir ritten wohl tausend Schritt auf diesem Wall entlang und fanden mächtige Steintrümmer, Granitsäulen, Gewölbe, die mit sechsseitigen Steinen zierlich bekleidet gewesen, Trümmer von Architraven und schönen Kapitälern auf der Ebene herumgestreut. Plötzlich standen wir vor einer mächtigen Ruine, aus riesenhaften Quadern aufgetürmt. Die großen Bogen des schönen Portals trotzen allen Erdbeben und Jahrhunderten, und es macht einen eigenen wehmütigen

Eindruck, einen solchen Riesenbau in dieser ganz menschenleeren Einöde zu finden.

Die Türken nennen den Ort Eski-Stambul, das alte Konstantinopel. Sie benutzen die Sarkophage zu Wasserkufen, ihre Deckel zu Brücken über die Bäche und die Säulenschäfte zu Kugeln für ihre Steinkanonen.

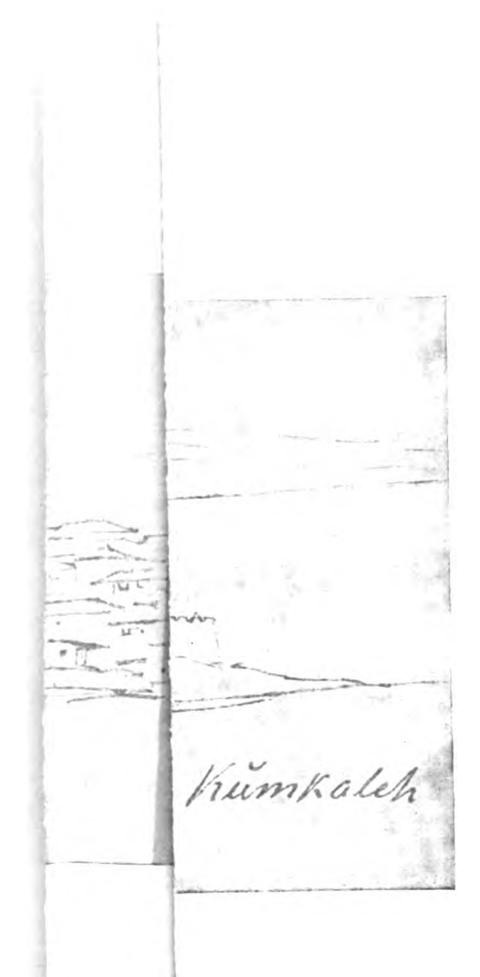
Gustav Freytag: Ein Dank für Charles Dickens

Geschrieben 1870

In der Westminsterabtei ist die Hülle des Dichters beigesetzt, der so reichlich und tief auf seine Zeitgenossen gewirkt hat wie wenige; und die Totenklage in der Presse Englands rühmt mit Recht, daß der Gestorbene Millionen das Herz gerührt, das Leben schöner gemacht habe. Er war uns Deutschen kaum weniger vertraut als seinen Landsleuten, er war auch uns ein guter Freund, zuweilen ein liebevoller Erzieher.

Ja er hat in mancher Hinsicht uns mehr gegeben als den Engländern. Denn dort ist die Literatur, welche Charaktere und geheimstes Empfinden der Menschen darzustellen weiß, ungleich älter und reicher an volkstümlichen Talenten. Wir entbehren aus den Jahrhunderten von Shakespeare bis Addison nur zu sehr die entsprechenden Dichterkräfte, und selbst die edle Kunst Goethes und Schillers gab der deutschen Schriftsprache nicht sofort den Reichtum an Farben, und dem schillernden Stil nicht die behagliche Fülle, welche für die künstlerische Behandlung des modernen Lebens unentbehrlich sind.

Es war in Deutschland um 1837, wo Boz zuerst unter uns bekannt wurde, eine Zeit frostigen Mißbehagens. Das Volk saß noch in der alten Geteiltheit, in engem Hause, und arbeitete sich langsam zu größerem Wohlstand herauf; es merkte ein wenig


Kŭmkaleh

die größere Freiheit des Binnenverkehrs, die neue Dampfkraft an Landstraßen und Fabriken, aber es bildete über den Grundlagen seiner Kraft und Größe noch ohne jedes Selbstvertrauen. Die Gefühle des Hauses waren stark, die Charakterbildung durch den Staat sehr schwächlich. Das junge Geschlecht hatte nichts, was ihm Begeisterung und Hingabe leicht machte, und gebärdete sich deshalb widerwärtig, krittlig, revolutionär. Die heimische ästhetische Literatur, diese zarteste Blüte des Volkslebens, siechte an demselben Mangel von Wärme. Das letzte Geschlecht deutscher Lyriker zwischen verblaßter Romantik und unreifen politischen Wünschen fand reizvoll, in sein inniges Lied neue Mißtöne zu mischen; wer von den Jüngern die Zeit schilderte, stand in Abhängigkeit von französischem Wesen, das er ungeschickt nachahmte; statt zu plaudern, schrieb er Klatsch, und geärgert durch das Hausbackene höherer Weiblichkeit in seiner Heimat, quälte er sich, Pariser Kokotten und Gräfinnen mit ganz unbegreiflichen und sehr verzwickten Gefühlen zu erdenken.

Da kamen „Die Pickwickier" in das Land. Man muß jene Zeit in gebildeten bürgerlichen Familien durchlebt haben, um die schöne Wirkung zu begreifen, welche das Buch auf Männer und Frauen ausübte. Die fröhliche Auffassung des Lebens, das unendliche Behagen, der wackere Sinn, welcher hinter der drolligen Art hervorleuchtete, waren dem Deutschen damals so rührend, wie dem Wandrer eine Melodie aus dem Vaterhause, die unerwartet in sein Ohr tönt. Und alles war modernes Leben, im Grunde alltägliche Wirklichkeit und die eigene Weise zu empfinden, nur verklärt durch das liebevolle Gemüt eines echten Dichters. Hunderttausenden gab das Buch frohe Stunden, gehobene Stimmung. Jeder bekannte ältliche Herr mit einem Bäuchlein wurde von den Frauen des Hauses als Herr

Pickwick aufgefaßt, sogar dem ausgewetterten Droschkenkutscher kam bei Rückgabe kleiner Münze zugute, daß man sich ihn als Vater eines Sam Weller dachte, knorrig, doch treuherzig. Ernste Geschäftsmänner, welche sich sonst um Romane wenig kümmerten, vergaßen über der Dichtung die Nachtruhe und fochten mit Feuer für die Schönheiten des Werkes, junge Damen und Herren fanden in der Freude über die Charaktere des Romans einander sehr liebenswert, und wenn Boz alle Kuppelpelzlein hätte auftragen müssen, die er sich damals in Deutschland verdient, er wäre bis an sein Lebensende einhergewandelt, rauh und vermummt wie ein Eskimo.

Diese Wirkung des ersten Werkes, das den Deutschen übertragen wurde, hielt an, und sie wurde fast durch jeden der späteren Romane bis zu „David Copperfield" gesteigert. In jedem Band fand der Leser einen oder mehrere Charaktere, die ihm Menschennatur liebenswert und ehrwürdig machten, und in jedem einige gewaltige Schilderungen von Schuld und Strafe, von menschlichen Torheiten und Lastern, von dem innern Verderb, den diese in den Seelen hervorbringen, und von der gerechten Vergeltung, welche durch die Missetat selbst in die Verbrecher geführt wird. Überall kündeten seine Bücher, daß eine ewige Vernunft und Weisheit in den Schicksalen der Menschen sichtbar wird und daß der einzelne nicht nur unter den eigenen Fehlern, auch unter der Verbildung seines Volkes krankt. Und das war nicht trockene Lehre, sondern nur stiller Hintergrund einer Erfindung, die an lustigen Situationen, drolligen Käuzen und spannenden Momenten fast überreich ist. Fast aus jedem Roman blieben rührende oder lebensfrische Gestalten fest in der Seele des Lesers, welche ihm unmerklich selbst die innige Auffassung alles Lebenden, das ihn umgab, und die gute Laune im eigenen Kampf mit dem Leben steigerten.

Denn wer da meint, daß die Traumgebilde eines Dichters nur wie flüchtige Schatten durch die Seelen der Leser gleiten, der verkennt die beste Wirkung der Poesie. Wie alles, was wir erleben, so läßt auch alles Wirksame, das wir gern lasen, seinen Abdruck in unserer Seele zurück. Aus der Sprache des Dichters geht in unsere über, seine Gedanken werden unser Eigentum, auch der Humor lebt in uns fort, er färbt immer wieder unsere Betrachtung der Menschen und erhöht uns zu heiterer Freiheit, sooft die empfangene Stimmung in uns lebendig wird. Sehr ernst ist unser Leben zwischen deutschen Wintern und Sommern, vielen wird es ein schwerer Kampf, leicht wird unsere Hingabe in einem engen Kreis von Standesinteressen beschränkt. Da ist uns die Mahnung an eine ewige Vernunft der Dinge, die Vorführung anderer Lebenskreise, vor allem ein fröhliches Herz, das aus der Überfülle seiner warmen Empfindung Freude mitteilt, fast unentbehrlich. Solche bildende Gewalt über die Zeitgenossen erhält freilich nur der wahre Dichter, der aus dem vollen gibt und wie mühelos seine Schätze spendet. Und er bildet am kräftigsten an der Jugend und an denen, die verhältnismäßig wenig lesen.

Daß diese kräftige Einwirkung des englischen Dichters uns Deutschen gerade in den Jahren half, wo die eigene schöpferische Kraft schwach, das nationale Leben krank, das Einströmen der französischen Oppositionsliteratur, sozialistischer Ideen und frecher Hetärengeschichten übermächtig zu werden drohte, das ist sehr vielen der jetzt tätigen Generation ein Segen geworden, für den wir dem Toten recht innigen Dank schulden.

Er hat darum auch einen politischen Einfluß geübt, den wir wohl zu würdigen wissen und dem die Engländer Anerkennung zollen mögen. Vornehmlich durch ihn wurde uns englisches Wesen heimisch und vertraulich in Jahren, wo uns die eng-

lischen Politiker keineswegs freundlichen Anteil bewiesen. Freilich leitete nicht er allein diese geheime Mission zugunsten einer politischen Annäherung. Viele bedeutende Dichter Englands sind auch die unseren geworden: Shakespeare, Walter Scott, Byron, noch kurz vor ihm und neben ihm war Bulwer in derselben Richtung sehr tätig. Aber seit seinem Auftreten darf doch er den größten Anteil an solchem Liebeswerk beanspruchen. Sein London hat er uns so nahe gelegt, daß wir zuweilen besser darin Bescheid wissen, auch wenn wir nie dort waren, als der Süddeutsche in Berlin, der Rheinländer in Wien. Diese schlauen Taschendiebe und das Stäbchen der hilfreichen Konstabler, Verkehr und Schrecken der Themse, die unübertreffliche Schlauheit der Entdeckungsbeamten! Durch ihn kennen wir freilich auch genau gewisse soziale Leiden der Vettern von drüben: die Heuchelei, die Vornehmtuerei, die unbehilfliche Rechtspflege. Aber das Licht ist in den besten seiner Romane so hell und kräftig über die Schatten gesetzt, daß die Summa der Eindrücke, die er uns gibt, doch starke gemütliche Annäherung an sein Volk und Land hervorbringt. Jedem Engländer, der als Gast in unsere Familieu trat, wurde ein Willkommen wie einem guten Bekannten, er war uns ein Neffe des Herrn Pickwick, der liebe arme Pinch, einer von den Gebrüdern Wohlgemuth, oder gar bei struppigem Haar der treue Trawles, und wenn der Deutsche noch heute geneigt ist, jeden vorgestellten Engländer als einen guten und tüchtigen Kerl zu achten, vielleicht steif, aber von sehr tiefem Gemüt, wahrhaft, zuverlässig, treu, so ist diese poetische Auffassung zum großen Teil daher zu erklären, daß der Fremde ein Landsmann von Charles Dickens ist.

Aber solche Anschauungen, aus den Büchern eines Dichters gezogen: welchen Anspruch auf Wahrheit und Wert vermögen sie gegenüber realer Wirklichkeit zu erheben? Wer zweifelnd

so frägt, dem sei zur Antwort eine andere Frage gestellt: aus welchem Schrein entnehmen wir denn ein besseres Urteil über fremde Menschen und Verhältnisse? Ist das Urteil über neue Bekannte, das wir aus der Form ihrer Nase, dem Ton ihrer Stimme, aus Äußerungen einer Stunde abziehen, genauer und zuverlässiger? Ist die Ansicht, die sich der Mann der Geschäfte nach Hörensagen, zum Teil aus schlechtem Geschwätz über andere bilden muß, in der Regel sicherer? Ja, sind selbst sorgfältige Beschreibungen eines Lebens, einer Gegend, die Daguerreotypen der Wirklichkeit, in der Hauptsache belehrender als die poetische Wahrheit des Dichters, der das Vorrecht seines Handwerks zu gebrauchen versteht: auf wenig Seiten mehr von den innersten Geheimnissen der Menschennatur auszuplaudern, als der Philolog, Historiker und Naturforscher in vielen Bänden darzustellen imstande sind? Was er uns gibt, das mag in allen Einzelheiten ganz anders erscheinen, als es in Wirklichkeit aussieht. In der Hauptsache hat doch er, und nur er die höchste Wahrheit gefunden, welche dem Menschen darzustellen verstattet ist. Er hat die ungeheuere, furchtbare, unverständliche Welt ins Menschliche umgedeutet nach den Bedürfnissen eines edlen und sehnsuchtsvollen Gemütes.

Jetzt sind wir betroffen, weil der Dichter, der so reich und machtvoll über den Geheimnissen des Erdenlebens waltete, selbst das eigene Leben dem alten Zwang des Todes hingeben mußte. Aber der Tod, der ihn entzog, vermochte dennoch nichts von dem Leben zu nehmen, welches Charles Dickens unvergänglich in Millionen fortlebt. Und das ist der erhebende Humor beim Tode dieses guten Dichters.

Charles Dickens: Brief an Heinrich Künzel

Broadstairs, Kent. Montag, den 13. September 1841
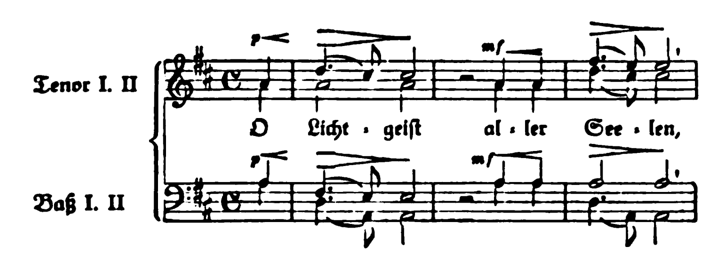
Mein verehrter Herr! Ich würde Ihren Brief sofort beantwortet haben; aber ich verbringe den Herbst stets in diesem Teile Englands und erhielt ihn daher erst gestern. Nehmen Sie meinen besten Dank für Ihren liebenswürdigen Brief und versichern Sie dem Herrn, der sich in der durch Sie übermittelten Anlage so freundlich und schmeichelhaft meiner erinnert, daß ich ihm sehr verbunden bin und mich durch seine Anerkennung geehrt fühle. Was kann ich Ihnen hinsichtlich der „Britannia" sagen? Daß ich die besten Wünsche für Sie hege und daß meine herzliche Sympathie und mein Interesse mit Ihnen ist? Sie wissen es ja schon.
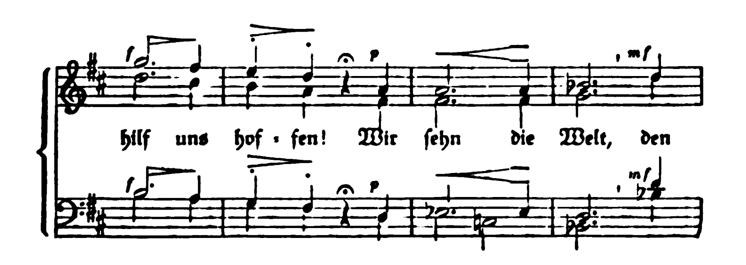
Glauben Sie mir, mein verehrter Herr, ich kann ohne jede Schmeichelei sagen, daß nächst der Gunst und guten Meinung meiner eigenen Landsleute ich die Achtung des deutschen Volkes über alle Maßen hochschätze. Ich verehre und bewundere es mehr, als ich ausdrücken kann. Ich weiß, daß es mit seinen großen geistigen Fähigkeiten und der Höhe seiner Kultur das auserwählte Volk der Erde ist; und niemals war ich stolzer und glücklicher, als da ich zum erstenmal hörte, daß meine Werke vor seinen Augen Gnade gefunden hatten. Nichts, was die englische Literatur mit Deutschland verbindet, kann mir gleichgültig sein. Das Ziel Ihrer neuen Zeitschrift ist mein Ziel und das jedes Engländers, der Interesse hat und Freude empfindet an dem Fortschritt des menschlichen Geistes. Gott fördere ihn und Sie! Ich wünschte bei Gott, Deutsch sprechen zu können, und wäre es noch so schlecht. Könnte ich es, so würde ich in sechs Monaten Ihr Mitarbeiter sein. Ich bin, mein verehrter Herr,

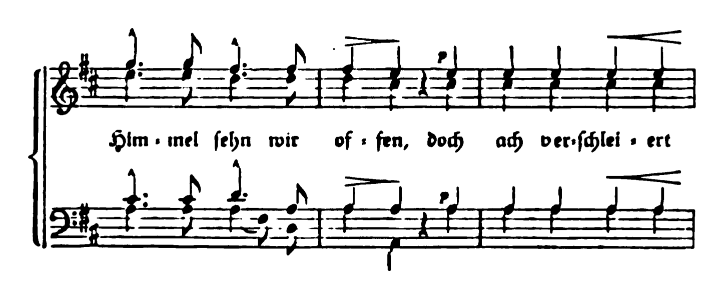
Ihr stets sehr ergebener Charles Dickens.
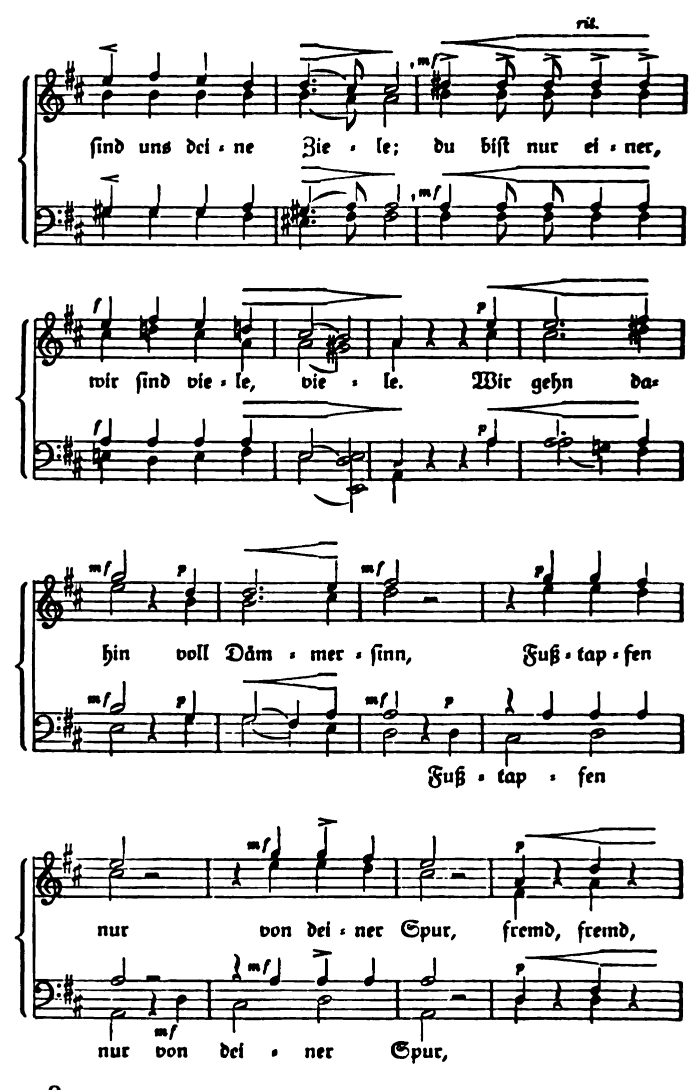
Richard Dehmel: Gebet um Erleuchtung
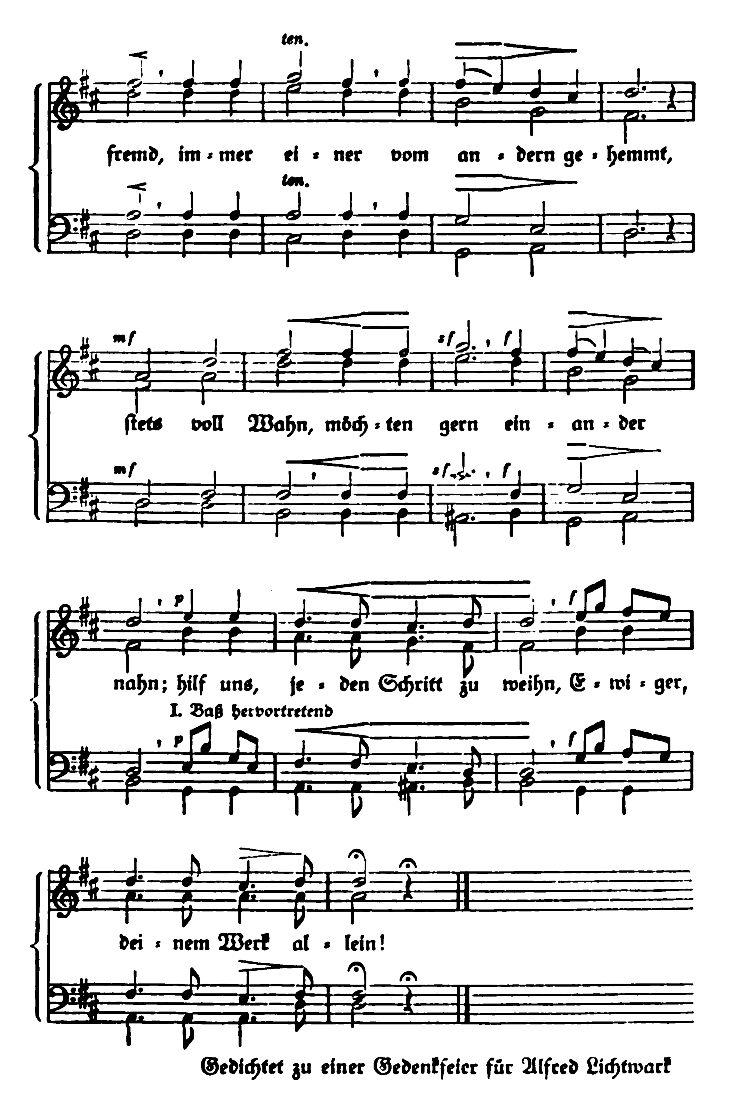
Nach einer Chormelodie von Mozart aus der „Zauberflöte"








rit.
sind uns dei - ne Zie - le; du bist nur ei - ner,
wir sind vie - le, vie - le. Wir gehn da-
hin voll Däm - mer - sinn, Fuß - tap - fen
Fuß - tap - fen
nur von dei - ner Spur, fremd, fremd,
nur von dei - ner Spur,



Gedichtet zu einer Gedenkfeier für Alfred Lichtwark

Hugo von Hofmannsthal:
Worte zum Gedächtnis des Prinzen Eugen
(Geschrieben am Tage der Räumung Belgrads)

Wenn wir das Andenken großer Männer feiern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen, was zerknirscht, was den Aufflug lähmen kann. Güterverlust läßt sich ersetzen, über andern Verlust tröstet die Zeit; nur ein Übel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgibt.

Johannes v. Müllers Rede auf Friedrich den Großen.

Großen Schwierigkeiten muß das Gemüt, wenn es sich nicht selber verlieren will, neuen und immer neuen Aufschwung entgegensetzen; die Kraft hiezu kann ihm nur der Geist verleihen. Wenn das Geschehen übermächtig und furchtbar wird und wie ein Gewölk über dem Meere sich aus dunklen Tiefen unablässig erneuert, das mit Opfern Errungene zeitweilig wieder dahinfällt, unsägliche Anstrengung vergeudet erscheint, wissen wir nicht aus noch ein. Unser Geist schweift angstvoll umher nach einem Sinn solchen Geschehens; auch über das Härteste könnte er sich beruhigen, wo er die höhere Notwendigkeit erkennte. Die Gewalt aber, die scheinbar gleichgültig über alle hinschreitet, ist zu stark für unsere Fassung; wahllos sehen wir sie die Einzelnen zu Tausenden und Tausenden vernichten, da müssen wir uns selber, die wir Einzelne sind, bis zur Vernichtung gedemütigt fühlen. Die Liebe selbst, in der wir erst wahrhaft leben, wird von einem unbegreiflichen Gedanken ins Herz zurückgeängstet, sie getraut sich nicht mehr, an dem Einzelnen zu haften, und doch behauptet sich auch in einer solchen Lage das Tiefste unserer Natur, ein großes Wort vermag uns für Augenblicke aufzurichten, die Erzählung einer herrlichen Tat setzt alle unsere Kräfte in Bewegung. Nie sind wir würdiger als in dieser Verfassung, unsere Gedanken auf einen großen Mann zu richten.

Jetzt steht uns die Gewalt vor Augen, gegen die er sich zu behaupten hatte; wie er gerungen und womit er gerungen, wovon in gewöhnlichen Verhältnissen wir auch nicht die Vorstellung aufbringen, jetzt tritt es uns vor die Seele. Die Vergangenheit erscheint nicht als ein abgeschlossenes, friedlich daliegendes Bild, wir erkennen sie in steter furchtbarer Bewegung wie unsere eigene Zeit, und das Leben der Völker enthüllt sich uns als ein unablässiges Gegeneinander; nur in welchem Verhältnis sie als Gegner antreten und sich verbünden, wechselt. Wir sehen eine große, für ein Vierteljahrtausend entscheidende Epoche, Europa in Brand, und die Linie des Kampfes gezogen von Lille bis Belgrad, wie heute; aus diesen Kämpfen, erfahren wir, wird unser Österreich geboren. Wir sehen nicht, daß es geschehen konnte, nur daß es geschah; wir erkennen nirgend den vorgezeichneten Weg, nur daß immer alles unsicher, zerfahren und bedrohlich war, und daß einer es war, der das Mögliche schuf, wo keinem stumpferen Blick ein Mögliches vorher erschienen wäre; da wird unsere Brust frei, wir fühlen, was ein Mensch vermag, die Gewalt des Geistes hebt uns empor, wir vermögen eines Menschen Großheit zu erkennen und müssen ihn unbedingt lieben; so stehen die heutigen Preußen zu ihrem Friedrich, so wir Österreicher zu dem größten Österreicher, zu Eugen von Savoyen.

Zwischen ihm und uns liegt freilich ein Vierteljahrtausend; aber was soll uns dieser Schein? Der Materie ist auch der eben verflossene Augenblick unwiederbringlich dahin, ihrem dumpfen Reich müssen wir das ungeistige Walten vieler zurechnen, die noch vor Dezennien, vor wenigen Jahren, Lebende waren: der Geist kennt nichts als Gegenwart. Dem Geiste nach ist Prinz Eugen ein Lebender unter uns, seine Taten erneuern sich in diesen Kriegstaten unseres Geschlechtes, und seine unver-

weslichen Gedanken sind das einzige politische Arkanum in einer ungewissen, zukunftsschwangeren Gegenwart. Die schöpferische Gewalt eines solchen Mannes ist ohne Grenzen, und ihren Wirkungen hat es nichts an, ob Generationen dahingehen, die nicht fähig sind zu erkennen, wer die Fundamente legte, auf denen der Umkreis ihres Daseins ruht. Aber wenn sich die große Krise der Weltgeschichte erneuert, wenn in schweren Stunden das Gemüt der Denkenden mit Entschiedenheit verlangt, hinter dem Unzulänglichen, das als halbvergangenes Geschehen sich schwer auf die Seele legt, ein Höheres zu erkennen, dem es den Zoll unbedingter Ehrfurcht entrichten kann, wenn das Verworrene und kaum zu Entwirrende, die Zerfahrenheit und die wechselseitige Verschuldung durch einen Strahl aus höheren Welten gespalten werden muß, sollen wir dem Druck der Gegenwart standhalten –, so tritt die Gestalt dieses Heros aus dem ehrwürdigen Dunkel, und Staunen durchfährt uns: jedes Atom an ihr ist lebendig.

Österreich ist das Reich des Friedens, und es wurde in Kämpfen geboren; es ist seine Schickung, daß es Gegensätze ausgleiche, und es muß sich in Kämpfen behaupten und erneuen. Der Mann, der diesen Staat aus dem Chaos in die Welt des Gestalteten zu rufen hatte, mußte ein großer Feldherr sein und zugleich der höchsten Staatskunst mächtig. So war Eugen: ein gewaltiges Jahrhundert hatte ihn geboren: unter den riesigen Söhnen jener Zeit, Richelieu, Wallenstein, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Wilhelm von Oranien, hebt sich auch seine Gestalt empor; in der unerschütterlichen Folge seiner Entschlüsse und der Gewalt, sie auszuführen, weicht er ihrer keinem, noch auch in der fortwirkenden Jahrhunderte durchdauernden Großheit des Erreichten; durch die Reinheit und Redlichkeit seines Gemütes, den Reichtum und die Anmut seines Geistes bei so

gewaltigem Tun ist er unserem Herzen lebendiger und näher als irgendeiner jener anderen.

Aus fremdem Land rief ihn sein Geschick hieher, so rief ein Jahrhundert später Frankreichs Geschick Napoleon von seiner Insel. Er war ein Fürstensohn und hatte über diesem eine fürstliche Seele; es war ihm eingeboren, daß er nur dem Herrn dienen konnte, der ihm das Höchste verkörperte. So kam er hieher und diente dem Kaiser und dem Reich. Er kam aus der Fremde, er hat die deutsche Sprache nie beherrschen gelernt, und er wurde ein deutscher Nationalheld; allezeit und auf allen Schlachtfeldern Europas haben Deutsche unter ihm gefochten; die verbrannte Pfalz und das verwüstete unterrheinische Land hat er gerächt; Straßburg und Metz gewann er wieder, wo nicht die sittlichen Kräfte – mehr als die kriegerischen – des erniedrigten, zerspaltenen Deutschland ihm versagten. Wien war des Römischen Kaisers Residenz; so kam Eugen nach Österreich, sich sein Geschick zu suchen, und er schuf unser Geschick. Das Entscheidende lag in ihm; die Mittel, die Gelegenheiten bot das Glück. Ein Reiterkommando und eine große Epoche, dies war, was ihm gegeben war. Vor Wien lagen die Türken; Ungarn war ihr Land, die Erblande schutzlos. Von Westen her drohte ein Frankreich, wie es kühner, übergreifender nur einmal wieder dagestanden hat; nur ob er für sein Haupt oder für das des Dauphin die Römische Kaiserkrone verlangen werde, war Ludwig XIV. im Schwanken; nicht über die Gestalt, die er Europa zu geben gewillt war. Ungarn und Polen waren zu vereinigen; an ihrer Spitze eine Herrschaft des Adels, ein gemeinsamer Reichsrat oder ein König, ein vasallisches Werkzeug von Frankreichs Thron, dieser wie jener. Tirol kam an die Schweizer Eidgenossen zur Bildung einer „granitnen Neutralitätswand", österreichischen Heeren den Weg nach Italien zu verschließen. Beide

Sizilien an Frankreich, die Barbareskenstaaten zerstört und kolonisiert, Ägypten französische Provinz. Wer denkt nicht bei einer so gewaltigen durchgreifenden Politik, bei dieser größten und aussichtsreichsten Bedrohung, welcher das Herz Europas jemals ausgesetzt war, an den heutigen Tag und erkennt die Staaten als ein Lebendiges und ihren Machtwillen als das Leben ihres Lebens? In diese Konstellation tritt ein großer Mann und gibt der Landkarte Europas für ein Jahrhundert eine genaue Zeichnung, für ein Vierteljahrtausend uns die großen Richtlinien des politischen Bestehens.

Mit neunundzwanzig Jahren ist Eugen von Savoyen kaiserlicher Feldmarschall. Er schlägt sieben Hauptschlachten der Weltgeschichte; durch die Siege von Zenta, Peterwardein, Belgrad nimmt er den Türken für ewige Zeiten Ungarn ab; bei Höchstädt gewinnt er Bayern und Deutschland, bei Turin das obere Italien, durch Oudenarde und Malplaquet die Niederlande. Er ist der große Stratege seiner Zeit, der anerkannte Lehrer Friedrichs des Großen; einer der sieben Feldherren aller Jahrhunderte, deren Heereszüge Napoleon des Studiums der Nachwelt wert hielt. Keine Trägheit des Vorstellungsvermögens darf uns verführen, die Schlachten jenes höchst kriegerischen Jahrhunderts um der geringeren Zahl der Streitkräfte und des minder ausgebildeten Geschützes willen für leichter zu lösende Aufgaben zu halten, als es die heutigen Schlachten sind. In jeder Epoche drängt sich in solche Entscheidungen das Höchste an Forderungen zusammen, die an Menschen gestellt werden können. Immer gleich bliebe, wenn sie errechenbar wäre, die geheimnisvolle Kurve, in der sich das Verhältnis des schöpferischen Geistes zu den jeweils erlernbaren handwerksmäßigen Bedingungen und Umständen des Krieges ausspräche, und immer gleich selten und kostbar bleibt die Erscheinung des großen Heer-

führers. Eugens Schlachten zählen zu den blutigsten jener blutigen Epoche, seine Märsche zu den erstaunlichsten, seine Entschließungen in schwieriger Lage zu den kühnsten und erfolgreichsten, welche die Kriegsgeschichte kennt. Jede seiner kriegerischen Großtaten trägt den Stempel eines großen, wahrhaft ursprünglichen Geistes: der seinen Zeitgenossen kaum faßliche Alpenübergang bei Rovereto mit Reiterei und Geschütz, indes der Feind ihn am Ausgang der Veroneser Klause erwartet; bei Chiari das Herankommenlassen des überlegenen Feindes bis dicht an die Laufgräben; bei Höchstädt der Bachübergang in vollem feindlichen Feuer; bei Malplaquet die unerhörte Wucht des entscheidenden Stoßes; bei Zenta das Erreichen des Feindes im Augenblick des Überschreitens der Theiß; der Handstreich von Cremona, und endlich Belgrad, die Tat aller Taten, wo der Belagernde, mit seinem durch Seuchen entkräfteten Heer vom überlegenen Entsatzheer umringt, selber zum Belagerten geworden, aus einer Lage, die jeder kleinen Seele hoffnungslos erschienen wäre, durch nichts als die Schwungkraft des Genius sich herausreißt, gegen sechsfache Übermacht nach zwei Fronten schlägt und zugleich den Besitz der Feste und den größten Sieg in offener Feldschlacht davonträgt. Mit diesem aber wird nur von einzelnen berühmtesten Taten einzelnes angemerkt; wie wäre es möglich, in Verfolg einer bloßen Rede, die an Großes erinnern, nicht es darstellen will, mehr als die Namen jener ruhmvollen Schlachten einzuflechten? Ruhmvoll, sie waren es, und Kindern gleich tragen sie die Zeichen des väterlichen Geistes an der Stirn. Und dennoch ist eines größer und seltener noch als die Feldherrntugend, mit der er vierundzwanzig Schlachten schlug: daß er die Weisheit hatte, die Schlacht und den Sieg einzig nur als ein Werkzeug politischen Vollbringens anzusehen und zu nützen. Es gibt solche unter seinen kriegerischen Aktionen,

ja vielleicht sind es die mehreren, von welchen man nicht weiß, ob man sie mit mehr Recht zu den Kunstwerken der Strategie oder der hohen Politik rechnen soll. So war der Einfall von Italien aus in die Provence, so der ganze niederländische Feldzug. Der Krieg ist das Werk der Zerstörung; aber seine größten Meister sind über ihrem Werk; Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolf, Friedrich, Eugen waren schöpferische Politiker über dem, daß sie große Feldherren waren. Eugen, der große Meister des Krieges, war der mäßigste und wirksamste Unterhändler des Friedens. Er schuf Bündnisse und wußte die Allianzen der Gegner zu sprengen. In einer Zeit der verschlagenen Kabinettspolitik ruhte in seinen Händen die diplomatische Vorbereitung der großen, auf weite Ziele eingestellten Aktionen. Wir haben seine Memoiren, seine Noten und Briefe. Mit der höchsten Klarheit ist darin die verworrene Gegenwart behandelt, mit der höchsten Voraussicht – seltenste Gabe, und gar in Österreich! – die Zukunft. Aus dem unabsehbaren Material seiner politischen Korrespondenz blickt uns ein Auge an, so feurig, so menschlich, so nahe, so gegenwärtig! Alles, wovon er redet, ist von heute. Denn was er redet, ist Geist, und was der Geist ergreift, bleibt lebendig, denn er ergreift nur das Wesentliche. Wie aber wäre es möglich, hier sein geistiges Walten aufzurufen, wo auf alles bloß hingedeutet werden kann! Er erobert, und wo er erobert, dort sichert er; er gewinnt Provinzen mit dem Schwerte zurück und gewinnt sie auch wirklich. Unversehens blühen ihm unter schöpferischen Händen und überall aus kriegerischen Taten die Werke des Friedens hervor. Hinter seinem Heer geht der Pflug und im Walde die Axt des Kolonisten. Er besiedelt das verödete Kroatien, Syrmien, das Banat. Die Warasdiner Grenzer, die Banater Schwaben sind von ihm angepflanzt. Er rodet Dickicht aus, er legt Sümpfe trocken, er baut Straßen und

Brücken. Sein Feldherrnstab, das Symbol der zerstörenden Kriegsherrschaft, befruchtet die Länder und weckt das erstarrte Leben auf. Er unterwirft und versöhnt, er vereint und leitet. Dies Heer, in dem zum erstenmal die Ungarn mit Österreichern Seite an Seite fechten, ist das Werk seiner großen Seele. Er gründet, wo er hinkommt, und was er gründet, hat Bestand. Triest ist sein Werk. Er baut, er schmückt, er veredelt, er beschenkt.

Was von ihm getan wurde, hier wäre es dürftig aufgezählt, aber dies sind nur Worte, die Schattenbilder der Taten. Den gedachten Grundriß seiner Taten zu entwerfen, schon dazu hätte es einer großen Seele bedurft – was aber gehörte dazu, sie wirklich zu tun? Ist etwas in uns, das sich aufschwingen kann, diesem Gedanken nachzukommen? Wir fürchten, nein; denn die Tat ist undurchdringlich, wahrnehmbar nur die Folge, das Geschehene. Aber großen Taten nachzudenken, ist dennoch fruchtbar, und ein Etwas bringen wir davon in unsere Seele, wenn wir uns mühen, und gewinnen Mut und eine unzerstörbare Ahnung des Höheren. Ein Heer zu führen und immer wieder zu führen, wie er es führte, zu Schlachten und neuen Schlachten, Belagerungen und neuen Belagerungen, zweiundfünfzig Jahre lang. Es heraufzuführen von der Save in die Lombardei und wieder zurück durch Tirol nach Bayern und an den Rhein und wiederum hinab ins Banat und wieder herauf nach Flandern. Und dreizehnmal verwundet hinzusinken und wieder aufs Pferd, wieder ins Zelt, wieder in den Laufgraben. Und sein Adlerblick über alle diese Dinge, über das Heer und den Troß und die Artillerie und das Gelände und den Feind. Und sein winziges Stoßgebet vor dem Beginn der Aktion, dieses sein „Mon Dieu!“ mit einem Blick zum Himmel, und dann das Zeichen „Avancez!“ mit einer einzigen kleinen Bewegung seiner

Hand. Er, der so viel von den Leiden des Krieges wußte! Von den zerschmetterten Leibern, dem Wehgeschrei der Verwundeten, dem furchtbaren Geruch des Schlachtfeldes, den Qualen der Packknechte, den Seuchen, den brennenden Dörfern, den greulichen Kämpfen in den Approchen, den Brandgranaten, dem Hunger, der Nässe. Dies alles immer wieder nach vorne zu bewegen, durch die einzige Kraft seines Willens. Und es am Leben zu erhalten, es mit Lebenskraft zu durchsetzen, es zu entlohnen, es zu nähren, es mit seinem Geist zu durchdringen, zweiundfünfzig Jahre lang. Welche Arbeit des Herkules! Und der unabsehbare beständige Kampf nach rückwärts hin, gegen die Mißgunst, den Neid, die Torheit, die Unredlichkeit. Dies unabsehbare Durchgreifen-Müssen, der Kampf gegen die Anciennität, „diese Mutter der Eifersucht, des Eigensinns und der Kabale"; der Kampf ohne Rast und ohne Ende gegen den amtlichen Dünkel, die Intrige, die dumme Verleumdung, die geistreiche Niedertracht. Eine Welt von Feinden vor ihm; welch eine Welt aber hinter ihm: aus einer Wurzel entsprossen, dem österreichischen Erbübel, aber in tausend Schößlingen auftreibend; die Wurzel immer die gleiche Trägheit der Seele, dumpfe Gedankenlosigkeit, die geringe Schärfe des Pflichtgefühles, die Flucht aus dem Widrigen in die Zerstreuung, nicht Schlechtigkeit zumeist, aber ein schlimmeres, verhaßteres Übel, einer schweren dumpfen Leiblichkeit entsprungen – im Kampf mit diesem allen bis ans Ende und nie ermüdet, und Sieger und Schöpfer, Organisator der widerspenstigsten Materie – ein Mensch, ein großer, guter Mensch, und in ihm verborgen das Geheimnis aller Geheimnisse: schöpferische Natur. Unversiegbar in ihm ist die Liebe zu diesem Österreich und in dieser Liebe der feste Punkt, von dem aus er die Welt aus den Angeln hob; und die Krone von Polen, der Herzogsmantel von Mantua zurückgewiesen aus dieser Liebe

heraus. Eine fürstliche Seele, die in der Welt gesucht hatte, wem sie dienen könne, und die dann diente bis ans Ende.

Es ist alles, im großen, so verblieben, wie er es hinter sich ließ, denn die Staaten verändern nicht ihr Wesen, und zwei Jahrhunderte sind eine geringe Zeit in der Geschichte. Jung, rein und unversehrt sind heute noch die Völker, wie er sie mit dem Goldband seiner Taten zusammenband. Lange waren die Herzen von dumpfen, stockenden Zeiten gequält bis zum Verzagen, nun sind sie betäubt vom ungeheuerlichen Geschehenen; aber unerschöpfliche Hoffnung geht ihnen allen aus von dieser einen Gestalt: Eugen. Dies Österreich ist ein Gebilde des Geistes, und immer wieder will eine neidische Gewalt es zurückreißen ins Chaos; unsäglich viel aber vermag ein Mann, und immer wieder, im gemessenen Abstand, ruft ja die Vorsehung den Mann herbei, von dem das Gewaltige verlangt wird und der dem Gewaltigen gewachsen ist.

Ferdinand Freiligrath: Prinz Eugen, der edle Ritter

Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lustge Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das östreichsche Pikett.
Auf dem Mantel liegt ein jeder;
Von den Tschakos weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornett.



Neben seinem müden Schecken
Ruht auf einer wollnen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!

Vor acht Tagen die Affäre
Hab ich, zu Nutz dem ganzen Heere,
In gehörgen Reim gebracht;
Selber auch gesetzt die Noten.
Drum, ihr Weißen und ihr Roten!
Merket auf und gebet acht!“

Und er singt die neue Weise
Einmal, zweimal, dreimal leise
Denen Reitersleuten vor;

Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle, kräftge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter tät den Schnurrbart streichen
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenderin.

Wilhelm Cahn: Viktor Hugos Rückkehr nach Paris

5. September 1870

Ich war bei Doktor Otterburg zum Diner; bei Tische sagte er: „Ich habe Ihnen heute etwas Besonderes zu bieten. Viktor Hugo trifft mit dem Neunuhrzug am Nordbahnhof ein – nach neunzehnjähriger Verbannung! Der Empfang wird großartig sein. Ich habe ein laissez-passer für den Perron, und in einer Stunde, wenn es Ihnen recht ist, fahren wir hin!"

Wir plauderten noch ein Stündchen bei Kaffee und trefflicher Londres und fuhren dann nach dem Bahnhof. In die Rue Dunkerque einzufahren war nicht möglich. Durch Seitengäßchen gelangten wir zu einem Nebeneingang des Bahnhofs, ließen den Wagen halten und gingen nach der Wartehalle, wo der Zug schon angezeigt war. Um sich die Zeit zu vertreiben, sang die Menge draußen die „Marseillaise". Man sparte auch nicht zur Abwechslung mit dem Rufe: „Vive la république!"; sie war ja noch so jung, die Republik, und es trug unstreitig zu ihrer Kräftigung bei, wenn man sie recht oft hochleben ließ.

Gegen halb zehn Uhr ein langer Pfiff der Lokomotive, der

Zug läuft ein. Ein immenser Schrei: „Vive la république!“ und zugleich ein Drängen und Stoßen nach den Eisenbahnwagen. Im Nu bin ich von Doktor Otterburgs Seite gerissen und nach einem Coupé geschoben, aus dessen Fenster ein frisches, weißbärtiges Gesicht herausschaut und zwei die Menge grüßende Hände sichtbar werden. Es ist Viktor Hugo! „C'est lui, c'est lui!“ ruft es um mich herum, und „Vive la république, vive Hugo!“ schallt der tausendstimmige Ruf des in die Halle einbrechenden Volkes. Das Gedränge wird bedenklich. Einige Freunde, die sich rasch um Viktor Hugo scharen, bringen ihn nur mit Mühe vorwärts; endlich ist man an der vor dem Bahnhofe haltenden Equipage seines Sohnes Charles angelangt, aber die Menge keilt sich dazwischen ein – sie will ihn sehen, den Dichter, den Märtyrer, sie will ihn reden hören! Man bringt ihn in das gegenüberliegende Kaffeehaus, auf dessen Terrasse er nach einigen Minuten sichtbar wird. „Vive Victor Hugo!“ erschallt es wieder von allen Ecken und Enden. Hugo gibt ein Zeichen, und die Worte: „Ruhe, er will sprechen!“ bewirken, daß es mit einem Male ganz still wird.

„Die Worte fehlen mir,“ spricht eine kräftige, wohllautende Stimme, „um auszudrücken, wie sehr mich dieser herzliche Empfang bewegt. Bürger“ – die Stimme wird lauter, fast schreiend – „ich hatte euch gesagt: ‚An dem Tage, da die Republik wiederkehrt, werde auch ich wiederkehren.‘ Hier bin ich!“ Ungeheurer Beifall! Viktor Hugo wartet. „Zwei große Dinge rufen mich: die Republik und die Gefahr.“

Unruhe; einige Leute in meiner Umgebung haben die letzten Worte oder deren Sinn nicht verstanden, und bei dem Hin- und Herreden der Nachbarn habe ich die folgenden Sätze nicht gehört; doch der Lärm legt sich allmählich, und ich höre wieder den etwas feierlichen Ton.

„Paris retten ist mehr, als Frankreich retten, das heißt: Errettung der Welt. Paris ist der Mittelpunkt der Menschheit. Paris ist die geheiligte Stadt! Wer Paris angreift, vergreift sich am Menschengeschlecht!“

Frenetischer Beifall! Man klatscht, man schreit: „Hugo! France! A bas la Prusse! Vive la république!“

„Das rührt mich zu Tränen“, sagte eine Dame in meiner Nähe. „Mich auch“, sagte ein freundlicher Nachbar.

„Und wißt ihr, warum Paris die Stadt der Zivilisation ist? Weil Paris die Stadt der Revolution ist!“ Erneutes Bravorufen. „Daß ein solcher Herd des Lichts, ein solcher Mittelpunkt der Geister, der Herzen und der Seelen, das Hirn des Weltgedankens, vergewaltigt, zerschmettert, im Sturm genommen werden könnte, durch wen? durch einen Überfall von Wilden? Das kann nicht sein, das wird nicht sein! Nie, nie, nie!“

Die ganze vieltausendköpfige Menge brüllt: „Nie, nie!“ Die Leute sind in höchster Ekstase; ich muß gestehen, daß dieser erste Erwiderungsschrei der Menge: „Nie, nie!“ einen erschütternden Eindruck auf mich gemacht hat. Allerdings ging dieser Eindruck wieder dadurch verloren, daß das Volk es nicht bei diesem einen Schrei bewenden, sondern wieder die ganze Litanei: Hugo, la république, la France hochleben läßt, und da die überall sich vorfindenden Nachzügler dazwischen ihr „Nie, nie!“ rufen, so wirkt das Ganze wie eine Posse. Die Unruhe ist sehr groß. Ich höre nur einzelne Sätze:

„Paris wird triumphieren! Durch Einheit werdet ihr siegen! Seid einig, und ihr seid unüberwindlich! Laßt uns Brüder sein, und wir werden siegen! Nur durch die Brüderlichkeit retten wir die Freiheit!“

Viktor Hugo grüßt nach allen Seiten, aus tausend Kehlen

rufts: „Vive Victor Hugo!“ Alles stürmt nach dem Kaffeehause, um den Märtyrer zu sehen, ihm, wenn möglich, die Hand zu drücken. Einer Kompagnie Mobilgardisten gelingt es endlich, die Passage ein wenig freizumachen.

Die Ansprache hat mich sehr erregt; beim Lesen würde ich nicht begreifen, wie solche bombastischen Sätze das Volk so elektrisieren können; aber mitten in der Menge verstehe ich es vollkommen. Diese in jedem Worte klug vorausberechneten kurzen Phrasen, die wie die Sätze des Dekalogs in die andächtig lauschende Menge geworfen werden, müssen zünden, denn schon wegen ihrer Kürze werden sie von der Menge sofort erfaßt und deren geistiges Eigentum. Ich bin fest überzeugt, daß die meisten der Zuhörer ihren Freundeskreisen Hugos Rede in ihren Kernpunkten wörtlich wiederholen können. Welcher deutsche Redner könnte sich eines solchen Erfolges rühmen?

Mit diesen Gedanken beschäftigt, kam ich an die Stelle, wo Doktor Otterburgs Wagen hielt; auf dem Bock saß niemand. Wo war Martin, der Kutscher und biedere Normanne? Ich machte den Wagenschlag auf, – da huschte zur anderen Seite etwas Leichtfüßiges hinaus.

„Pardon, Monsieur le Docteur,“ hörte ich Martins Stimme, „j'étais bien fatigué . . .!“

„O Paris, Mittelpunkt der Menschheit, heilige Stadt.“

Aus dem Buche „Im belagerten Paris 1870–71“

Josef Winckler: Der Fähnrich

Saht ihr den deutschen Fähnrich marschiern
Feldgrau, Sturmkette ums Kinn,
Wie der Schritt im Waffenklirrn,
Faust am Degen, gradhin?

Er saß vielleicht gestern auf Prima noch
Und kam mitten aus seinem Homer,
Und von Marathon, vom Olympos hoch,
Von Alexander dem Großen her.

Seine Lippen schwollen wie von Pindars Gesang,
Er trug Jupiter im Blick;
Die Sohlen klangen von seinem Gang,
Schönwildes Heldenglück!

Der frug nach Wein und Mädchen nicht –
Adlerreines Knabentum;
In seiner Seele träumte ein Gedicht
Von unsterblichem Ruhm.

Den Leib zurück, das Kinn voraus,
Genick steif – wie der Schritt
Und glitt: der Siegesgöttin voraus,
Und alle Sterne die schweiften mit.

Ich sah den deutschen Fähnrich marschiern
Wie einen Kriegs-Genius so kühn,
Gewaltig sich schwingend im Waffenklirrn
Schritt er auf Flügeln dahin!

Karl Scheffler: Der Goethe-Deutsche und der Schiller-Deutsche

Das Genie legitimiert sich dadurch, daß es nichts Wichtiges sagen oder tun kann, ohne das Allgemeingültige zu berühren. Selbst seine gelegentlichen, seine privaten Äußerungen

haben darum so oft ein aufregendes Gegenwartsinteresse noch für die Nachlebenden.

Als einer der schönsten Beweise für diese Eigenschaft des Genies, in jeder Weise gleichnishaft zu leben, ist mir immer einer der ersten Briefe Schillers an Goethe erschienen, jener bekannte Brief, worin der Jüngere dem neugewonnenen Freund darlegt, worin ihm die Eigenart und der Gegensatz ihrer beiden Naturen zu bestehen scheint. Schiller wollte in diesem Brief nur sich selbst und die Art Goethes charakterisieren und die beiden Ergebnisse antithetisch zuspitzen; über den immerhin zufälligen Anlaß, über das Besondere und Individuelle hinaus aber ist es ihm gelungen, zwei Wesensseiten der Deutschen überhaupt darzustellen. Mir scheint dieser Brief darum zu dem Wichtigsten zu gehören, was die deutsche Literatur an Dokumenten der Erkenntnis besitzt. Es vergeht kaum ein Monat, ohne daß mich nicht Persönlichkeiten oder Ereignisse, ohne daß mein eigenes Erleben mich nicht unmittelbar an diese Auseinandersetzungen erinnerten.

Es seien die wichtigsten Stellen des Briefes in Erinnerung gebracht. Schiller schrieb:

„Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideen-Masse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Über so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon, Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht

verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schweresten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr wert, als jeden andern zu endigen, – und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit . . .

Aber diese logische Richtung, welche der Geist bei der Reflexion zu nehmen genötiget ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie hatten also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann . . ."

Wer diesen Brief mit einem Ernst liest, der dem des Schreibers verwandt ist, dem wird es sein, als werde vom Geheimnis der deutschen Geistesanlage ein Schleier fortgezogen, und von überallher werden sich ihm die Bestätigungen förmlich aufdrängen.

Blicken wir auf unsere Kunst, so sehen wir die beiden Geistesformen, wie Schiller sie darstellt, während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts sich gegenüberstehen. Dem Schiller-Typus entsprechen die Nazarener und Deutsch-Römer, denn sie alle gingen von Vollkommenheitsideen aus und suchten rückwärts immer für ihre spekulativen Ideen die Körper. Dem Goethe-Typus entsprechen dagegen die Wirklichkeitsmaler, die Leibl und Trübner, Menzel und Liebermann – trotzdem Goethe selbst, bestimmt von äußeren Umständen, sich in seinen Kunstüberzeugungen als Hellenist gab –, weil sie alle streng von der Anschauung ausgingen und weil in ihrer richtigen Intuition oft „alles und weit vollständiger" lag als in der Spekulation der Idealisten. Der Vergleich gilt naturgemäß weder hier noch dort für den Grad, er gilt nur für die Art. Kein Maler oder Bildhauer ist in Deutschland verhältnismäßig so hoch hinaufgelangt wie Schiller oder Goethe; aber wir sehen trotzdem hinter beiden Dichtern große Künstlerkolonnen. Den Schiller-Deutschen gehört in der bildenden Kunst fast unumschränkt die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts; die Goethe-Deutschen

haben in der zweiten Hälfte das Übergewicht. In gewissem Sinne kann der ganze Impressionismus im Geiste Goethes genannt werden; denn er sucht stets das Wirkliche zum Idealen zu steigern, nie aber sucht er von einer Idealvorstellung herab in zweiter Linie erst das Wirkliche. In der letzten Zeit macht sich dagegen wieder ein Rückschlag bemerkbar, ein Denken von der spekulativen Idee aus und infolgedessen eine starke Betonung dessen, was man „Stil" nennt, und es scheint, als ob dieser, mehr der Art Schillers verwandten Geistesrichtung die nächsten Jahrzehnte gehören sollen.

In der Dichtkunst ist es nicht viel anders. Es stirbt unter uns nie der Dichter aus, der mehr Philosoph ist als Sinnenmensch. Man braucht dabei nicht nur an die Schiller-Epigonen zu denken; selbst ein moderner Lyriker wie Dehmel gehört dem Schiller-Typus an. Als eine Reaktion auf die im Gewohnheitsmäßigen entartete Ideen- und Gedankendichtung ist dann der Realismus der letzten Jahrzehnte zu verstehen. Daß beide Dichtungsarten so schroff wie Parteien und eben darum einseitig und unvollkommen sich gegenüberstehen, ist unser besonderes Unglück. Anderen Nationen ist es insofern besser geworden, als ihre Anlage sich auf eine der beiden Geistesformen beschränkt und als sie bei solcher natürlichen Beschränkung einen viel höheren Grad in den einzelnen Werken erreichen kann — die französische Kunst z. B. geht im wesentlichen von der Anschauung aus, sie kennt einen Idealismus im Sinne Schillers kaum, und es sind ihr eben darum so viele reine Meisterwerke gelungen —; oder es vereinigen sich in den genialen Individuen anderer Nationen beide Geistesformen leichter und natürlicher. Man braucht nur an die glückliche Mischung von Anschauung und Idee in Dichtern wie Tolstoi, Dostojewskij oder Ibsen zu denken.

In Deutschland ist diese Mischung – Lessing hatte sie in hohem Grade – selbst bei Schriftstellern selten. Sogar in der Kritik gibt es bei uns den Schiller-Deutschen und den Goethe-Deutschen. Jener sucht die allgemeinen Zeitideale zu erkennen und betrachtet die einzelnen Werke immer nur in ihrem Bezug zu diesem Kulturprogramm; dieser betrachtet das einzelne Kunstwerk dagegen isoliert, er geht von der Erfahrung der Sinne aus und bleibt bei den Empfindungen, die das Werk unmittelbar erweckt. Beide Betrachtungsweisen haben ihre Vorzüge und Nachteile; beide zusammen, in einem Individuum vereinigt, ergeben jedoch erst den Meister der Kritik.

Blicken wir in die Politik, so finden wir denselben Dualismus auch dort. Erscheinungen wie die Bismarcks und die Staatsmänner seiner Art gehören dem Goethe-Typus an. Denn Bismarck leitete das Gesetz seines Handelns in erster Linie aus der Erfahrung, aus der Anschauung ab. Ihm ist mit Recht darum die Bezeichnung eines Realpolitikers zuteil geworden. Eine Partei dagegen wie die Sozialdemokratie und alle ihre hervorragenden Führer gehen im wesentlichen von einer Idee, von einer Idee der Entwicklung aus und suchen die politischen Tatsachen dieser abstrakten Idee anzupassen. Mit der Denkweise des Realpolitikers im Sinne Bismarcks ist stets die Skepsis verknüpft, von der Denkweise des Sozialdemokraten hingegen ist die Utopie untrennbar. Beide Denkformen stehen sich schroff gegenüber; offenbar wird es dem Deutschen in der Politik besonders schwer, sie zu verschmelzen. Geht man an der Hand dieses flüchtigen Hinweises unser politisches Leben durch, so wird man finden, daß die Parteien und Menschen entweder mehr zur Ideologie oder zu einer materialistischen Zweckmäßigkeitspolitik neigen. Darum sind wir so arm an genialen Politikern.

Sogar im Geschäftsleben gibt es denselben Zwiespalt. Es

gibt Geschäftsleute, die zu ihren Ideen die Wirklichkeiten hinzuzwingen suchen, und andere, die allein von gegebenen Realitäten ausgehen. Die ersten ersinnen und schaffen neue Bedürfnisse; die zweiten nutzen die vorhandenen oder bilden sie aus. Sehr charakteristisch war, zum Beispiel, neuerdings die Verbindung der Kulturutopie mit der Industriearbeit. Alles, was eine Vereinigung, wie der „Werkbund", unternimmt, sodann die Gartenstadtgründungen, gewisse Genossenschaftsbewegungen, umfassende Trustideen, die Bearbeitung der Städtebaufragen und vieles andere beruht auf spekulativ konstruierten Entwicklungsidealen. Ganz realistisch gehen hingegen unsere großen Schiffahrtsgesellschaften, unsere großen Metallbearbeitungsfabriken und Banken vor. Jene kalkulieren oft falsch und erleiden dadurch Schaden, diese reüssieren sicherer, verlieren aber auch leicht die höhere Arbeitsidee aus den Augen.

Endlich weist auch der Widerstreit von Religion und Wissenschaft auf den Gegensatz des Denkens von der Idee und von der Erfahrung aus. Der Drang zum Religiösen, der zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die geistigen Kreise Deutschlands mächtig ergriff, weist entschieden zum Idealismus Schillers hinüber, wenn er dessen Niveau auch niemals erreichte; und der Sieg der exakten wissenschaftlichen Forschung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ist durchaus im Geiste Goethes, trotzdem die mächtige Phantasie Goethes darin nur selten zu spüren ist. Aber auch innerhalb der Wissenschaft und der Theologie selbst gibt es wieder denselben Dualismus.

Auf diesem Punkte ist auf eine interessante Umkehrung aufmerksam zu machen. In dem Gespräch zwischen Schiller und Goethe, das dem hier zitierten Brief vorausging und in dem Goethe seine Naturanschauung – es ist von dieser Anschauung später manches in den Darwinismus übergegangen – darlegte,

platzte Schiller mit dem Einwand heraus: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." In der neuesten Zeit, wo der Darwinismus seine Unzulänglichkeit erweist, hat dieser Einwand Schillers viel Aktualität. In der Tat, auch in den „Erfahrungen" Goethes, auch in den sinnlichen Erlebnissen des Goethe-Deutschen ist immer noch viel Idee, weil es Erfahrungen an sich ja gar nicht gibt. Und andererseits war zum Beispiel in der rein ideellen Freiheitsidee Schillers insofern schon vorgeahnte Realität, als diese Idee einige Jahrzehnte später in manchem Punkte politisch verwirklicht wurde. Man möchte sagen: der Schiller-Deutsche sucht die Realitäten einer mehr oder weniger fernen Zukunft vorwegzunehmen und gerät dadurch leicht in Konflikt mit den Forderungen der Gegenwart; der Goethe-Deutsche dagegen sucht alles im sinnlich Gegenwärtigen auf und verliert dadurch leicht den Weitblick für die Fülle der Möglichkeiten.

Verlegt man die beiden Geistesformen in die Empfindung hinein, so ergibt sich als Eigenschaft des Goethe-Deutschen das Naive, und als Eigenschaft des Schiller-Deutschen das Sentimentalische. Es war darum nur wie eine Ausarbeitung seines Briefes, als Schiller in seiner berühmten Abhandlung das Naive dem Sentimentalischen in der Dichtung grundsätzlich entgegenstellte. Man lese in dieser Abhandlung nach, und die Perspektiven werden sich immer weiter auftun; es wird sich zeigen, daß ganze Zeitepochen sich wie Individuen gegenüberstehen können, indem sie einmal die Idee und ein andermal die Erfahrung, hier das Subjekt, dort das Objekt betonen.

Schiller hat seinen Brief nun aber nicht geschlossen, ohne eine seines Genies und Menschentums würdige Nutzanwendung zu ziehen. Es heißt in seinem Schreiben weiter:

„Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine

größere Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Ist aber der intuitive genialisch und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Notwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen."

In diesen schönen Worten liegt etwas wie eine sittliche Forderung, die jeden Deutschen angeht. Denn alles kommt darauf an, daß wir nicht dauernd in Gegensätzen leben, daß die Schiller-Deutschen vielmehr mit „keuschem und treuem Sinn" die Erfahrung suchen, und die Goethe-Deutschen mit „selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz", daß sich beide „auf halbem Wege begegnen", wie sich die beiden Dichter begegneten, um miteinander fortzuwandern. Begegnet sich die ganze Nation nicht in diesem Sinne auf halbem Wege, so wird auch die Kultur der Deutschen immer hin und her schwanken zwischen Ideologie und Materialismus. Denn dieses sind die notwendigen Folgen, wenn der Schiller-Typus und der Goethe-Typus sich nicht genial vervollkommnen und vertiefen. Fehlt der hohe menschliche Grad, so sinkt Schillers mächtiger Idealismus gleich zum Redensartlichen herab, so gerät Goethes phantasievoller Realismus gleich ins Gemeine. Eben darum ist es eine

nationale Aufgabe, nach Kräften zu vereinigen, was unserer Anlage nach getrennt ist, und in den beiden großen Männern in diesem Sinne immer wieder Vorbilder und Vertreter der ganzen Nation zu erblicken.

Hans Carossa: Viel Blut, viel Blut muß in die Erde sinken...

Der Himmel dröhnt von Tod. Die Erde blutet
Aus Wunden treuer Söhne Tag und Nacht.
Welt-Ende künden trauernde Propheten.
Doch während manche dumpf ihr Schicksal suchen,
Hörst du, mein Volk, noch über Sein und Nichtsein
Die Rufe klaren Heils und wägst kein Opfer,
Auf daß du lebest. Denn dir ist geweissagt,
Gott werde auf dich schaun und dich nicht hassen,
Wenn du jetzt viel, was er dir schenkte, hingibst.
Veräußert ist dein süßes, altes Träumen,
Und all dein Gold prägst du in harte Taten
Und singst nicht mehr und schämst dich fast des Weisen,
Des einsam Wagenden der eignen Tat.
Der aber schützt im gläubigen Gemüt
Das tief Gemeinsame all-aller Menschen.
Und, wenn ihr auszieht, hingeweihte Brüder,
Ist er mit euch, und jeden ruft er: komm,
Komm noch einmal in meinen freien Wald!
Hier springt aus Urgestein ein kühler Quell,
Geschenkt vom Himmel und gewürzt von Erde,
Da netzen Vögel oft die heißen Flügel...
O schöpfet! Wer hier trinkt, der ist getröstet.
Er schaut die großen Väter seiner Gegner
Mit sich und seinem Ahnenreihn im Bund.

Und wie sich Wandrer Zeichen hinterlassen
In ödem Land, sind ihm im Tal des Mordes
Die Spuren gütigerer Geister kennbar.
Und ob er tötet, ob er stirbt, er ahnt:
Dies ist nur dunkler Samen großer Liebe.
Viel Blut, viel Blut muß in die Erde sinken;
Nie wird sie sonst den Menschen heimatlich...

Ricarda Huch: Das Kriegsjahr

Dies ist der große Herbst, der Freiheit Fest.
Der Himmel flammt, entfesselt jagen Stürme,
Schwarz trieft der Wein aus voller Frucht gepreßt,
Die Garben wachsen hoch wie goldne Türme.

Der Schwarm der Blätter rauscht ein letztes Lied,
Dumpf pocht der Trommel Marsch und heißes Werben.
Da steht der Menschheit Heerschar auf und zieht,
Den Kranz im Haar, hinaus zum Opfersterben.

Ihr aufgeschloßner Blick erkennt den Gott
Mit liebestrengem Antlitz mächtig winken.
Erglühend drängen sie zu Kampf und Tod,
Dort, wo das Leben quillt, sich jung zu trinken.

Goethes Gespräch mit Luden

13. Dezember 1813

Bertuch ließ anfragen, wann Se. Exzellenz mich wohl empfangen könnte. Sogleich nach Tische; etwa um drei Uhr, war die Antwort. Bei meinem Eintritt, und es war das erste-

mal, daß ich ihm in Weimar meine Aufwartung machte, kam Goethe mir entgegen, reichte mir die Hand und sagte mir in der verbindlichsten Weise höchst freundliche Worte. Aber er erleichterte mir nicht, wie Herr von Voigt getan hatte, das Anbringen meines Anliegens [wegen der Herausgabe der Zeitschrift Nemesis]; vielmehr sprachen wir von gewöhnlichen Dingen, jedoch bald auch von den jüngsten Ereignissen. An dieses Gespräch knüpfte ich dann an: Er würde, sagte ich, schon von Bertuch gehört haben, daß ich die Absicht hätte, eine politische Zeitschrift im Industriekontor herauszugeben. Ja, antwortete Goethe, Bertuch hat mir davon gesprochen. Wie aber sind Sie auf diesen Gedanken gekommen? Ich erzählte ihm mein Abenteuer mit Herrn von Grolman.[1] Freilich, sagte Goethe, bei der gegenwärtigen Aufregung, um nicht zu sagen – Begeisterung, finde ich das natürlich genug. Haben Sie denn schon mit Bertuch abgeschlossen, und steht Ihr Entschluß unwiderruflich fest? Die Ankündigung, erwiderte ich, ist schon in der Druckerei und wird in wenigen Tagen ausgegeben werden, wenn nicht etwa auf seiten des hohen Ministeriums eine Bedenklichkeit obwaltet. Eben deswegen, setzte ich hinzu, möchte ich das Unternehmen der Protektion Ew. Exzellenz empfehlen. – Goethe schwieg wohl eine Minute lang; sein Gesicht wurde sehr ernst. Alsdann hob er an und sagte ungefähr folgendes: Ich habe schon vor Jahren offen zu Ihnen gesprochen, auf Ihre Diskretion rechnend; das will ich auch jetzt tun, Herr Hofrat. Als öffentlicher Beamter habe ich gegen die Herausgabe einer Zeitschrift nichts einzuwenden. Unsere Regierung würde sich auch gewiß in dieser Zeit hartem

[1] Der damalige Major, spätere General von Grolman hatte Luden das Vorhaben, als Freiwilliger einzutreten, ausgeredet und ihn aufgefordert, vielmehr mit Wort und Schrift dem Vaterlande zu dienen.

Tadel aussetzen, wenn sie sich erlaubte, einem solchen Unternehmen entgegenzutreten. Wir haben ja – die Freiheit mit vielem Blute ruhmvoll erkämpft; was sollte uns die Freiheit, wenn wir sie nicht benutzen. Und gewiß sind wir am geneigtesten sie durch Wort und Schrift zu benutzen, auch schon darum, weil dieses der bequemste Modus ist. Also wird die herzogliche Regierung Ihnen und Bertuch ohne Zweifel vollkommen freie Hand lassen. Eine Protektion zwar kann Ihnen niemand versprechen und niemand gewähren; ein jeder bleibt billig für seine Handlungen verantwortlich; Sie werden jedoch wohl auch keiner Protektion bedürfen; und sollten Sie sich jemals verleiten lassen, über die Schnur hinauszugehen, so wird Bertuch, der sich auf solche Dinge versteht, Sie schon an die Schranke mit der Inschrift Noli me tangere freundlich erinnern. – Hätten Sie mich aber, ehe Sie sich verbindlich gemacht hatten, vertraulich um meine Meinung gefragt, so würde ich Ihnen gewiß das ganze Unternehmen widerraten und Sie aufgefordert haben, bei Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zu bleiben, oder vielmehr, da Sie sich schon in politica eingelassen und sogar ein Handbuch der Staatsweisheit geschrieben haben, zu Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zurückzukehren, die Welt ihren Gang gehen zu lassen und sich nicht in die Zwiste der Könige zu mischen, in welchen doch niemals auf Ihre und meine Stimme gehört werden wird.

Diese Worte überraschten mich sehr; ich fühlte mich auf das tiefste verletzt. Indes suchte ich mich so gut als möglich zu fassen, konnte aber nicht umhin, etwas zu erwidern. Ich muß gestehen, daß es mir fast lieb ist, Ew. Exzellenz Meinung nicht früher und nicht vertraulich eingeholt zu haben. Denn wie hoch ich auch jedes Wort Ew. Exzellenz verehre, und wie glücklich ich sein würde, mit Ihnen zusammenzustimmen, so fürchte ich

doch, daß ich diesmal den Rat Ew. Exzellenz nicht befolgt haben würde. Denn gerade das, daß der deutsche Michel bisher nur für sich selbst gesorgt, sein eigenes Steckenpferd geritten, alsdann seinen Kloß gegessen und sich behaglich den Mund abgewischt hat, unbekümmert um das gemeine Wesen, um Vaterland und Volk – gerade dieses ist es ja, was Schimpf, Schande und unermeßliches Unglück über Deutschland gebracht hat; und all diese Schande und all dieses Unglück wird von neuem über uns kommen, wenn wir zurückkehren zu der alten faulen Weise und gleichgültig aussprechen, was vor einem halben Jahre, als ich eben durch eine Gasse in Jena ging, ein ehrsamer Bürger seinem Nachbar zurief: Ja, Herr Nachbar, wie sollte es gehen? Gut. Die Franzosen sind fort, die Stuben sind gescheuert, nun mögen die Russen kommen, wenn sie wollen. – Und nun sprach ich einige Minuten fort: von der großen Entscheidung vor unsern Augen, von der Erhebung des deutschen Volkes, von den Proklamationen der Fürsten, von Vaterland, von Freiheit, von der Notwendigkeit, gerade jetzt eine bessere Zukunft zu begründen, und von der heiligen Pflicht eines jeden guten Menschen, nach seiner Stellung und nach seinen Kräften mitzuwirken zur Benutzung dieser großen Tage des neuen Heiles.

Goethe saß ruhig. Endlich hob er mit einem leichten Lächeln die rechte Hand. Ich schwieg. Sogleich fing Goethe mit einer ungemein sanften Stimme, die zuweilen etwas bewegt zu werden schien, zu reden an, und sprach ohne Unterbrechung ziemlich lange.... Ich habe Ihnen, sagte Goethe, ruhig zugehört und recht gern. Sie aber sind in einigen Eifer hineingeraten, und dies ist eben nicht nötig gewesen, da Sie gewiß selbst nicht glauben, daß Sie mir etwas Neues, daß Sie mir etwas gesagt haben, was mir unbekannt gewesen wäre. Ich

spreche über solche Dinge sehr, sehr ungern, und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich meine guten Gründe habe. Ich würde mich auch mit Ihnen nicht in ein solches Gespräch eingelassen haben, wenn von etwas Geschehenem, von einem facto, oder auch von einer einzelnen vorübergehenden Handlung, die erst geschehen soll, die Rede wäre. Es gilt aber um etwas anderes. Sie wollen in dieser wunderlichen und furchtbaren Zeit ein Journal herausgeben, ein politisches Journal. Sie gedenken, dasselbe gegen Napoleon zu richten und gegen die Franzosen. Aber, glauben Sie mir: Sie mögen sich stellen, wie Sie wollen, so werden Sie auf dieser Bahn bald ermüden. Sie werden bald daran erinnert werden, daß die Windrose viele Strahlen hat. Alsdann werden Sie an die Throne stoßen und, wenn auch nicht denen, welche auf denselben sitzen, doch denen mißfallen, welche dieselben umgeben. Sie werden alles gegen sich haben, was groß und vornehm in der Welt ist; denn Sie werden die Hütten vertreten gegen die Paläste und die Sache der Schwachen führen gegen die Hand der Starken. Zugleich werden Sie von Gleichen Widerspruch erfahren teils über Grundsätze, teils über Tatsachen. Sie werden sich verteidigen und, wie ich hoffen will, glücklich, und dadurch werden Sie neue Feindschaft wider sich erwecken. Mit einem Worte, Sie werden in mannigfaltige Händel verwickelt werden. Mit den Gleichen dürften Sie vielleicht fertig werden: wen Sie nicht überwinden, den können Sie ignorieren, und manchem geschieht mit Verachtung zu viele Ehre. Aber anders ist es mit den Mächtigen und Großen. Mit denselben ist nicht gut Kirschen zu essen; Sie wissen aus welchen Gründen. Den Waffen derselben hat man nichts einzusetzen. – Da ich dieses alles ganz klar voraussehe, so bin ich allerdings bedenklich. Ich möchte unserm fürstlichen Hause, für welches auch Sie fromme Wünsche

hegen, keine Unannehmlichkeiten bereiten; ich möchte unser Gouvernement, das nicht über hunderttausend Bajonette zu verfügen hat, in keine verdrießlichen Verhandlungen verwickelt sehen; ich möchte von der Universität, deren Mitglied Sie sind, jeden Nachteil abwenden; ich denke endlich, warum sollte ich es nicht sagen, auch an meine Ruhe und Ihr Wohl.

Hier trat eine Pause ein. Ich schwieg still, weil ich, was ich etwa zu sagen vermocht hätte, nicht zu sagen wagte, und weil ich auch diesem Manne gegenüber in der Tat sehr bewegt war. Bald fuhr Goethe fort:

Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen: Freiheit, Volk, Vaterland. Nein; diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil unsers Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen ge-

habt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht. – Aber wir haben es jetzt nicht mit der Zukunft zu tun, nicht mit unsern Wünschen, unsern Hoffnungen, unserm Glauben, und auch nicht mit den Schicksalen, die uns und unserm Vaterlande bevorstehen mögen, sondern wir sprechen von der Gegenwart, von den Verhältnissen, unter welchen Sie Ihre Zeitschrift beginnen wollen. Nun sagen Sie zwar: die Entscheidung ist gefallen. Freilich. Aber die Entscheidung ist doch im besten Falle erst der Anfang vom Ende. Noch zwei Fälle sind möglich: entweder der Gewaltige besiegt seine Feinde allesamt noch einmal, oder er wird von ihnen besiegt. Ein Abkommen halte ich kaum für möglich; und wüßte man es auch zustande zu bringen, so würde es nichts helfen: wir wären auf der alten Stelle. Setzen wir

nun den ersten Fall: Napoleon besiegt seine Feinde; – unmöglich! sagen Sie? So sicher sind wir nicht. Indes halte ich es selbst nicht für wahrscheinlich. Wir wollen also den Fall fallen lassen und ihn für unmöglich erklären. Es bliebe mithin nur der Fall übrig, daß Napoleon besiegt würde, gänzlich besiegt. Nun? und was soll nun werden? Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut teuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will? Haben Sie das prächtige Wort vergessen, was der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief, als er seine Stuben gescheuert sah und nun nach dem Abzuge der Franzosen die Russen bequemlich empfangen konnte? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht würden wir es aber Befreiung nennen: nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dorther zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgnis ein, und schöne Frauen haben Roß und

Mann umarmt. Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie zwar berufen sich auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja! Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!

Als ich auf dieses Wort etwas erwiderte, entstand ein Gespräch, in welchem Goethes Worte immer bestimmter, schärfer und ich möchte sagen individueller wurden. Aber ich trage Bedenken niederzuschreiben, was gesprochen worden ist. Auch wüßte ich nicht, wozu es dienen sollte. Nur das eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzvolle Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte.

Als ich endlich aufbrach, waren meine Augen mit Tränen angefüllt. Ich faßte Goethes beide Hände, weiß aber durchaus nicht, was ich gesagt, und ebensowenig, was Goethe geantwortet hat. Gewiß ist, er war sehr herzlich. Als ich schon aus der Türe getreten war, wandte ich mich nochmal zurück: Bei meinem Eintritt hatte ich die Absicht, Ew. Exzellenz noch eine Bitte vorzutragen; ich habe es aber unterlassen und will es auch jetzt nicht tun. Ich wollte Ew. Exzellenz bitten, mein Journal doch mit einigen, wenigstens mit einem Beitrag zu beehren. – Ich danke Ihnen, fiel Goethe ein, daß Sie es nicht getan haben. Ungern hätte ich es Ihnen abgeschlagen, aber ich hätte es Ihnen abschlagen müssen, und Sie wissen nunmehr warum.

I

O Frauen, wie das Los der Erde falle,
Nie wechselt eures: Leiden, Kampf und Not.
Ob Frieden blühe, ob das Schlachthorn schalle,
Ein ewger Brand von eurem Opfer loht.

Die weiche Hand, die fremdes Weh verbunden,
Die schöne Hand, zu niedrem Dienst bequemt,
Verdeckt beschämt die eignen bittren Wunden;
Euch stützt kein Glücklicher, wenn Schmerz euch lähmt.

Die edles Denken haucht wie eine Blume,
Die freie Stirne schmückt kein Ehrenkranz,
Von eurer tapfren Herzen Heldentume
Singt keine Chronik, prahlt kein Ordensglanz.

So hold tragt ihr das Haus, ihr aufrecht Schlanken,
Als wär ein Diadem das Marmordach;
Wer dächte, der euch lächeln sieht, zu danken?
Den lautlos Scheidenden blickt keiner nach.

Die zartste Brust schirmt nicht des Ritters Eisen,
Wie Sklaven kämpft ihr, schutzlos, namenlos,
Und steigt, wenn Völker ihre Helden preisen,
Vergeßne Sieger, in den dunklen Schoß.

2

Liebe stürzte sich vom Himmel,
Um im Staube zu verbluten,
Liebe nährt, was darbt und schmachtet,
Mit des Herzens starken Fluten.

Teilt an jene, die entbehren,
Lorbeerkranz und Ehrenzeichen;
Nicht an uns, die wir entflammen
Immergrünen Sonnenreichen.

Keiner Indien Fabelschätze
Wiegen auf, was wir verschwenden,
Übermaß verschenkter Gabe
Keimt aufs neu aus unsern Händen.

Wie ins Meer die Ströme münden
Ewig voll und in Kaskaden
Welten endlos sich ergießen,
Strömen unsrer Liebe Gnaden.

Könnte Dank und Lohn beglücken
Wie die Wonne solchen Lebens?
Ruhmlos kämpfend, leidend, sterbend
Jubeln wir den Psalm des Lebens.

Klein-Kerstin

Schwedisches Volkslied

Klein-Kerstin und ihre Mutter, die zählten Gold in die Truh.
– Wer bricht das Blatt vom Liljenbaum? –
Klein-Kerstin weint den Liebsten hervor aus Grabesruh.
In Freude all eure Tage.

Er trat in ihre Kammer wohl vor die Türe dort.
– Wer bricht das Blatt vom Liljenbaum? –
Steh auf, Klein-Kerstin, den Riegel schieb fort.
In Freude all eure Tage.

Sie hieß ihn sitzen auf goldrotem Schrein,
Sie wusch seine Füße in klar-klarstem Wein,
Und sie saß rechts, und links saß er,
Sie sprachen so viel, daß sie schliefen nicht mehr.

Und hörst du, Klein-Kerstin, die Hähne schrein?
– Wer bricht das Blatt vom Liljenbaum? –
Und die Toten müssen im Grabe sein.
In Freude all eure Tage.

Und Klein-Kerstin stand auf, in die Schuh trat sie bald,
So folgt sie dem Liebsten hin durch den Wald.
Und als sie kamen zum Kirchhof dann,
Sein goldschönes Haar zu schwinden begann.

Und siehst du, Klein-Kerstin, des Mondes Schein?
– Wer bricht das Blatt vom Liljenbaum? –
Und der Tote sank in den Hügel hinein.
Sie setzte sich auf den Hügel still:
Allhier den Tod ich erwarten will.

Da hat sie vernommen des Liebsten Wort.
– Wer bricht das Blatt vom Liljenbaum? –
Und hörst du, Klein-Kerstin, nun geh wieder fort.
In Freude all eure Tage.

Von jeder deiner Tränen, die hin zur Erde sank,
– Wer bricht das Blatt vom Liljenbaum? –
Ward voll von schwarzem Blute mein enger Leichenschrank.
In Freude all eure Tage.

Bei einem jeden Mahle, wenn du recht fröhlich bist,
– Wer bricht das Blatt vom Liljenbaum? –
Von lichten Rosenblättern mein Sarg erfüllet ist.
In Freude all eure Tage.

(Übertragen von Etta Federn)

Ein neu Lied Herrn Ulrichs von Hutten

1521

Ich habs gewagt mit Sinnen
und trag des noch kein Reu,
mag ich nit dran gewinnen,
noch muß man spüren Treu;
darmit ich mein nit eim allein,
wenn man es wollt erkennen:
dem Land zu gut, wie wohl man tut
ein Pfaffenfeind mich nennen.

Da laß ich jeden lügen
und reden, was er will;
hätt Wahrheit ich geschwiegen,
mir wären hulder viel:
nun hab ichs gsagt, bin drum verjagt,
das klag ich allen Frummen,
wiewohl noch ich nit weiter flich,
vielleicht werd wiederkummen.

Um Gnad will ich nit bitten,
dieweil ich bin ohn Schuld;
ich hätt das Recht gelitten,
so hindert Ungeduld,



daß man mich nit nach altem Sitt
zu Ghör hat kummen lassen;
vielleicht wills Gott und zwingt sie Not,
zu handeln diesermaßen.

Nun ist oft dergleichen
geschehen auch hievor,
daß einer von den Reichen
ein gutes Spiel verlor;
oft großer Flamm von Fünklin kam,
wer weiß, ob ichs werd rächen!
staht schon im Lauf, so setz ich drauf:
muß gahn oder brechen!

Darneben mich zu trösten
mit gutem Gwissen hab,
daß keiner von den Bösten
mir Ehr mag brechen ab,
noch sagen, daß uf einig Maß
ich anders sei gegangen
dann Ehren nach, hab diese Sach
in gutem angefangen.

Will nun ihr selbs nit raten
dies frumme Nation,
ihrs Schadens sich ergatten,
als ich vermahnet han,
so ist mir leid; hiemit ich scheid,
will mengen baß die Karten,
bin unverzagt, ich habs gewagt
und will des Ends erwarten.



Ulrich von Hutten

Ob dann mir nach tut denken
der Kurtisanen List:
ein Herz laßt sich nit kränken,
das rechter Meinung ist;
ich weiß noch viel, wölln auch ins Spiel,
und solltens drüber sterben:
Auf, Landsknecht gut und Reuters Mut,
laßt Hutten nit verderben!

Der Rembrandtdeutsche (Julius Langbehn): Die deutsche Weltherrschaft — Nordwestliches 1890

Ein Volk, das sich auf sich selbst konzentriert, wird dadurch unwillkürlich auch mächtig über andere; Griechenland hat es bewiesen; Deutschland wird es hoffentlich beweisen. Schon allein durch seine Lage ist es bestimmt, im europäischen Staatsleben entweder zu dominieren oder dominiert zu werden; ein drittes gibt es nicht; und solange es einig ist, dominiert es. Eben darum muß und wird es auch im europäischen Geistesleben die Führung übernehmen – wenn es wieder den Mut zu einer besonderen und nur ihm eigentümlichen Bildung findet. Konzentration ist Attraktion. Gründet sich die Herrschaft eines Volkes gegenüber einem anderen auf die innere Überlegenheit des ersteren, so ist sie durchaus berechtigt und ist dem letzteren nur nützlich; wie innerhalb eines jeden einzelnen Volkes, so bedarf es auch innerhalb der Menschheit einer Über- und Unterordnung der einzelnen Teile; die Kunst, dieselbe ehrlich und sachgemäß durchzuführen, könnte man Menschheitspolitik oder in bezug darauf, daß sie alle Bewohner unseres Planeten umfaßt, planetarische Politik nennen. Die von Bismarck

inaugurierte Politik der Aufrichtigkeit und Wahrheit, also eine geniale Politik, ist für sie eine gute Vorbereitung; sie womöglich in einem noch größeren Maßstabe zu handhaben als bisher, wird der Zukunft vorbehalten sein. Das jetzt beginnende Zeitalter einer interkontinentalen Politik leitet allmählich zu ihr hinüber. Was der Deutsche Kaiser unter den deutschen Fürsten ist, das geborene Haupt, sollte Deutschland unter den übrigen Ländern der Erde sein. Teilweise ist es dies bereits. Die deutschen Fürsten sind, objektiv genommen, der kostbarste Besitz der deutschen Nation; daß sie es, subjektiv genommen, nicht immer sind, beweist durchaus nichts dagegen. Sämtliche europäische Monarchen sind, mit sehr geringer Ausnahme, direkt oder indirekt von deutscher Abstammung; auch der ganze höhere Adel Europas ist von vorwiegend germanischem Ursprung. Es gibt gemeinsame politische wie geistige Interessen für den Gesamtadel Europas; sie beruhen im letzten Grunde auf der Kontinuität des Blutes und sollten an sie wieder anknüpfen. Wie der echte Deutsche durchweg als ein Aristokrat, wird der echte Aristokrat durchweg als ein Deutscher geboren; kurzlebige Schlagwörter des Tages können jene, und jahrhundertelanger Aufenthalt in der Fremde diese Eigenheit nicht aufheben.

Der Deutsche beherrscht also, als Aristokrat, bereits Europa; und er beherrscht, als Demokrat, auch Amerika; es wird vielleicht nicht lange dauern, bis er, als Mensch, die Welt beherrscht. Möge er sich einer solchen Rolle würdig zeigen. Er ist zu derselben nur berechtigt und befähigt, wenn und insofern er in jeder Lage und unter allen Umständen das deutsche Prinzip des Individualismus hochhält. Auf der Achtung fremden Rechtes und nicht am wenigsten fremden Geistesrechtes beruht die deutsche, auf dem Gegenteil beruhte die römische Weltherr-

schaft; darum ist jene besser als diese. Die Deutschen sind bestimmt, den Adel der Welt darzustellen. Deutschlands Weltherrschaft kann nur eine innerliche sein; wie auch sein Aristokratismus nur ein innerlicher sein kann; aber beide werden sich trotzdem äußerlich betätigen und geltend machen müssen. Das deutsche Wahrwort muß auch ein Machtwort sein. Dann kann wieder deutsche Unparteilichkeit, aber ohne deutsche Schwäche, sich bewähren; dann erst wird Deutschland verdienterweise auf dem Richterstuhl der Nationen sitzen. Die Geige ist das spezifisch deutsche Musikinstrument; der Deutsche hat sie erfunden, kultiviert und führt sie noch immer meisterhaft; er ist berufen, auch im politischen Weltkonzert die erste Geige zu spielen. Primus inter pares. Die Geige ist ein Friedensinstrument; sie besänftigt, sie reizt nicht auf wie die Kriegstrompete; auch die deutsche Politik, wenn sie in jenem Sinne geführt wird, muß sich vorzugsweise darauf richten, politische „Friedensinstrumente" zu handhaben. Sie soll den Chor der Völker führen, aber zur Harmonie. Suum cuique. Die Geige ist ein aristokratisches Instrument; sie wirkt nicht durch lärmende, sondern durch gehaltene Töne; ihr Wesen ist feinste Nuancierung, edelste Abstufung. Wie für die innere soll sie auch für die äußere Politik des Deutschen Reiches vorbildlich sein; Macht und Recht hat diese letztere, von oben nach unten, in sanften Übergängen und gerecht zu verteilen. Decrescendo.

Die Deutschen haben schon jetzt die politische mastership of the world; ihre sonstigen Anlagen befähigen sie, sich dieselbe auch geistig zu erringen; jene werden sie sich durch starke Kriegsbereitschaft erhalten und diese durch echte Kunstgesinnung erwerben. Um diesen hohen Zweck zu erreichen, bedarf es eines vermittelnden Organs, eines Bindeglieds, einer Brücke – zwischen Deutschland und der übrigen Welt. Sie ist in der

See gegeben. Und als ein Brückenkopf dient ihr jener Kranz von dominierenden germanischen Staaten, welcher das heutige Deutsche Reich nach Nordwesten hin halbkreisförmig umschließt. Die jetzige deutsche Politik ist eine Politik der Blutsverwandtschaft; sie erstreckt sich vorwiegend auf die inneren Stämme Deutschlands; sie sollte sich aber auch, zunächst geistig und später vielleicht wirklich, auf die äußeren Stämme desselben erstrecken. Hier liegt die Reserve seiner Kraft! Der amphibische Teil Deutschlands, die Seestämme, müssen möglichst in seine künstlerische Interessensphäre mit einbezogen werden. Richtet sich künftighin die Achse der deutschen Bildung auf die Nordsee, so wird dieser geistige gerade wie der physische Nordpol einen Strahlenkranz magnetischer Strömungen wie Gegenströmungen um sich herum fordern und erzeugen. Holland, auf das schon hingewiesen worden ist, umfaßt einen Teil derselben. In diesem Lande begegnen sich indirekt Frankreich, England, Deutschland; es wendet seine drei Seiten gleichmäßig diesen drei besonders so zu nennenden modernen Staaten zu; es ist eine Art von Triangulationsdreieck für die europäische Kultur. Dadurch war es stets starken äußeren Einflüssen ausgesetzt; aber es wußte ihnen gegenüber seine besondere Eigenart zu wahren; und das ist ihm nützlich geworden. Holland selbst ist wie eine fette Scholle, die am Meere liegt; von ihm aus kann sich der weltumfassende Geist des Individualismus über Deutschland, und von Deutschland aus über die bewohnte Erde in befruchtender Strömung ergießen. Holland endlich ist während der sogenannten Aufklärungsperiode die Hohe Schule für die deutschen wie nordischen Fürsten gewesen; Wilhelm III. von Oranien und der Große Kurfürst, Peter der Große und Friedrich II. von Preußen haben sich durch einen längeren oder kürzeren dortigen Aufenthalt für ihre spätere große geschichtliche

Rolle vorbereitet; sie haben dort, zunächst für sich und dann für ihre Völker, Freiheit und Selbständigkeit gelernt; es ist zu wünschen, daß sich für das künftige geistige Leben Deutschlands ein ähnlicher Einfluß wieder geltend mache. Ein Volk bedarf einer größeren Arena, um zu lernen, als ein Fürst; da das deutsche Volk nun mündig geworden ist, wird es seine Kräfte auch geistig auf einem weiten Schauplatz üben und anstrengen müssen. Jene nordwestgermanischen Stämme und Staaten, die wie ein Groß-Holland zwischen Ozean und Festland liegen, sind dazu geeignet, bestimmt, unerläßlich. Sie können geistige Befreier ihres Mutterlandes werden; ihre verwandte und doch fremde Bildung ist ein passendes Gegengewicht gegen jene drückende Last antiker Geistestradition, unter welcher die jetzigen Deutschen seufzen. Der Nordwesten kann den Südosten wohl aufwiegen. Die deutsche Geisteskraft muß sich, soweit sie von außen empfangen und nach außen hin geben will, dieser Himmelsrichtung zuwenden; hier findet sie ihre nordwestliche Durchfahrt! Germania hat alle ihre Kinder um sich zu sammeln; das ist die beste Staats- und Geistespolitik; es ist eine Familienpolitik.

Nord- und Ostsee sind die beiden mächtigen Ausfallstore, welche das deutsche Land und der deutsche Geist sich vorbehalten hat. In den gebildeten Klassen der Ostseeprovinzen ist noch Individualität, in den ungebildeten Klassen Norwegens noch Natur vorhanden; in Dänemark ist der Sinn für feineres geselliges und soziales Leben zu Hause. In Kopenhagen lebt ein Bierbrauer, der mehr für dänische Kunst getan hat als irgendein deutscher Edelmann für die deutsche; er heißt Jacobsen. Die Dänen wollen nicht gern Deutsche sein; dennoch aber sind sie, im weitern Sinne, Niederdeutsche; Dänemark heißt sogar wörtlich „die niedere Mark“. Vielleicht wird es den Dänen einmal

leichter werden, sich an Niederdeutschland als an Deutschland anzuschließen; ihr berühmtester König, Christian IV., war Kreishauptmann des niedersächsischen Kreises; das „Kong Christiern stod ved hoie Mast" hat eine viel schönere Melodie als der „tappre Landsoldat". Dänemarks eigentlicher Beruf, Dänemarks Blüte und Ruhm wird immer „am hohen Mast", nicht unter den „Landsoldaten" zu suchen sein. Es könnte in dem künftigen Großdeutschland, natürlich zunächst nur dem geistigen, recht gut ein Seitenstück zu Holland darstellen; neben den Generalstaaten der Admiralstaat; der erlösende Hauch der See wird alsdann von beiden ausgehen: wie von Holland Freiheit, könnte von Dänemark Feinheit nach Deutschland importiert werden. Schottland und England waren sich fünfhundert Jahre lang feind, ehe sie sich für immer vereinigten; Deutschland und Dänemark sind sich jetzt fünfzig Jahre feind; weshalb sollten nicht auch sie sich für immer einigen können? Zwischen Holland und Dänemark endlich liegt, geistig wie geographisch England. „Jeder Engländer ist eine Insel", hat Novalis gesagt und damit die individuelle Abgeschlossenheit des englischen Charakters treffend gekennzeichnet; in diesem Sinne soll auch Deutschland sich geistig insulieren und isolieren; es wird dadurch einerseits seine angeborene Eigenart vertiefen, also das Ziel der echten Bildung erreichen und andererseits sein früheres Schweifen in die Fremde aufgeben, also die Fehler seiner Vergangenheit gutmachen. Amsterdam, London, Hamburg, Kopenhagen, Stockholm sind die gewaltigen Elemente einer elektrischen Batterie, deren Strom sich auch hier durch den Kontakt von Feuchtem und Trockenem, von Land und See, erzeugt, und durch welchen der deutsche Geist, wenn er ernstlich will, die Welt in Bewegung setzen kann.

Es kommt nun darauf an, daß diese große Aufgabe in, wie

außerhalb Deutschlands richtig verstanden wird. „Ich gebe Ihnen nur eine einzige Instruktion mit, ein gutes Einvernehmen mit England“, sagte Fürst Bismarck zu dem Hauptmann Wissmann, als dieser nach Ostafrika abreiste; sie gilt auch im weiteren Sinne und für gewisse weitere Aufgaben des Deutschen; es gibt für ihn, wenn er eine geistige und künstlerische Weltpolitik betreiben will, nur eine einzige Instruktion: ein gutes Einvernehmen mit seinen Verwandten an der See. Andererseits bedürfen mindestens die kleineren unter jenen Staaten, wie Dänemark und das heutige Holland, des inneren Anschlusses an ein großes nationales Ganze, wenn sie nicht in der Enge ihres eigenen Horizontes verdumpfen sollen. Wie die Einheit Deutschlands seinerzeit durch gemeinsame Handelsinteressen, wird die Einheit Germaniens jetzt durch gemeinsame Geistesinteressen gefordert und gefördert. Diese liegen sogar noch tiefer und führen daher, in gewisser Hinsicht, weiter als jene. Teilweise scheint man sich dieser Tatsache, diesseits wie jenseits der See, schon bewußt zu sein. In England fängt nunmehr deutsche Sprache, Kunst und Literatur an, Mode zu werden; Carlyle hat sie dort früher schon ernstlich empfohlen; Holbein, Händel, Beethoven sind zuerst jenseits, Shakespeare ist zuerst diesseits der Nordsee voll gewürdigt worden. Die betreffende Wechselwirkung zeigt sich in großen wie kleinen Dingen. Der Schotte Burns und der Schwede Bellman haben ganz im Geiste Rembrandts gedichtet; das Volkstümliche, Humoristische, Seelenvolle und dabei zuweilen Visionäre ist ihnen allen dreien in auffallender Weise gemeinsam. Die Anglomanie, welche in gewissen politischen wie sozialen Kreisen des heutigen Deutschlands herrscht, sowie die neueste Schwärmerei der Deutschen für norwegische Literatur erscheinen gleichfalls als unbestimmte, wiewohl etwas ungesunde Fühler nach der obgenannten Rich-



Dürer: Antwerpen (Scheldetor)

tung hin. Diese flüchtigen Kräuselungen an der Oberfläche des Meeres deuten auf bleibende Strömungen in seiner Tiefe. Wie die Schwärmereien und Eitelkeiten des Jünglings dem Ernst des Mannes, so gehen die hier genannten Neigungen einem sicher zu erwartenden späteren innerlichen Anschluß der Deutschen an ihre auswärtigen Vettern voraus. Sie wohnen von Riga bis Amsterdam; und wo das Auge eines einheimischen Deutschen dem eines ausheimischen Deutschen begegnet, da erkennen sie sich; da verstehen sie sich. Wie dem Deutschen in Shakespeare und Rembrandt, so schlägt ihm auch in Cromwell und Pitt verwandtes Blut entgegen; sicher wird noch einmal die Zeit kommen, wo die Holländer, Engländer, Dänen, Schweden nicht nur in Luther, sondern auch in Bismarck ihren Geistesverwandten begrüßen. Kants intimster Freund, Green, war ein Engländer, Bismarcks intimster Freund, Motley, ein Amerikaner; so knüpft auch geistig das eine Ende des großen niederdeutschen Halbkreises an das andere an. Stimme des Bluts!

Fr. L. Graf zu Stolberg: Deutschlands Beruf 1815

Ja, Herz Europens sollt du, o Deutschland, sein!
So dein Beruf! Es strömt die Empfindung dir
Aus vollen Adern, kehret strömend
Wieder zu dir in den vollen Adern!

Gerecht in Spendung, gönnest du jedem Glied,
Was ihm gegeben; eignest, veredelnd, dir
Das Gute zu von allen, gibst es
Allen veredelt zurück, unkundig

Des eitlen Neides, weil du, so gut als reich,
In eigner Fülle schaltend, des Heimischen
Mit Liebe pflegst, doch auch des Fremden
Pflegest mit Liebe des weiten Herzens.

Nicht würdig dein, o Mutter Teutonia,
Verkennen deiner Söhne nicht wenige
Das Eigne; auch unwürdig dein sind
Jene, die fremdes Verdienst verkennen.

Denn Herz Europens sollt du, o Deutschland, sein,
Gerecht und wahrhaft, sollt in der Rechten hoch
Die Fackel heben, die der Wahrheit
Strahl, und die Glut des Gefühls verbreitet!

Undeutscher ist der blinde Bewunderer nicht
Des Fremden, als des Fremden Verächter; laßt
Dem Arm die Ehre, laßt dem Fuß sie,
Denn sie erwarmen an Glut des Herzens.

Alfred Lichtwark: Der Deutsche der Zukunft

Rede am ersten Kunsterziehungstag (1901)

Wir haben das Problem der künstlerischen Erziehung vom Standpunkt des Erziehers, des Volkswirts und des Künstlers so eingehend verhandeln hören, daß es geboten scheint, den Standpunkt in der Nähe mit einem weiteren Abstand zu vertauschen, damit sich uns die Größenverhältnisse nicht verschieben. In Wirklichkeit bedeutet die künstlerische Erziehung doch nur eine Provinz in dem großen Reich der Gesamterziehung unseres Volkes, für die wir neue Grundlagen zu suchen und auszubauen die Pflicht haben.

Die Forderung nach einer künstlerischen Erziehung tritt nicht als eine vereinzelte Erscheinung auf, sie ist von der ersten Stunde untrennbar verbunden mit dem gleichzeitig – etwa um die Mitte der achtziger Jahre – deutlicher formulierten Ruf nach einer sittlichen Erneuerung unseres Lebens. Die beiden Gebiete sind nicht zu trennen. Aus den Jahrhunderten der Armut und Beschränktheit, der Hörigkeit und Knechtschaft nach innen und außen haften dem Wesen des Deutschen so viele beklagenswerte Züge an, daß wir als politisch und wirtschaftlich vorangekommenes Geschlecht mit Ruhe und Entschlossenheit nicht nur an die erbarmungslose Ausrottung alter Fehler, sondern vor allem an die Entwickelung aller zurückgebliebenen edlen Kräfte zu gehen haben. Kein Beobachter kann dies Streben nach neuer Bildung im deutschen Volk verkennen. Es ist einer der Grundzüge der Erhebung des vierten Standes, es bewegt die Frauenwelt und hat bisher nur die oberen Schichten des Bürgertums noch kaum berührt.

Im achtzehnten Jahrhundert wurde die Denkweise und Lebensführung der Deutschen durch die Kirche, den Hof, die Universität und die zunftartigen Körperschaften wesentlich mitbestimmt. Nach den Jahren des Überganges zeigten sich im neunzehnten Jahrhundert Aufbau, Zusammensetzung und Wirkungsgebiet der wirkenden Kräfte von Grund aus verändert. Der Kirche, die früher unmittelbar jede Gesellschaftsschicht und jeden einzelnen mit tausend Fäden umspannt hielt, haben sich einzelne, haben sich ganze Gesellschaftsschichten entzogen. Die zugleich geistliche und weltliche Oberherrschaft ist ihr nicht erhalten geblieben. Der Hof steht nicht mehr als maßgebend für Lebensauffassung und Lebenshaltung im Mittelpunkt der neuen bürgerlichen wie früher der aristokratischen Gesellschaft. Er ist selbst in vielen Stücken verbürgerlicht. Die Zünfte sind auf-

gelöst worden. Von den alten Mächten hat nur die Universität als Schöpferin der alles beherrschenden Wissenschaft im neunzehnten Jahrhundert einen erheblichen Zuwachs an Macht und Ansehen erhalten. Um die Mitte des Zeitabschnitts hatte sie fast hohepriesterliche Geltung.

Aber andere Lebensmächte haben sich neben ihr erhoben, von denen im achtzehnten Jahrhundert nichts oder doch nur die Keime vorhanden waren. Die politische Partei, die Presse, die Erhebung und politische Organisation des vierten Standes, die Frauenbewegung und als Folge der Schulpflicht und Wehrpflicht Schule und Heer.

Alle diese Faktoren haben fühlbaren Einfluß auf die Bildung des Deutschen der Zukunft. Aber die Kirche, die politische Partei, die Presse, die Organisation des vierten Standes und der Frauenbewegung wirken doch nur auf einzelne Kreise oder auf Teile des Volkes. Mittelbar oder unmittelbar bestimmend für alle stehen nur die Universität, die Schule und das Heer da. Ihre Träger, der Professor, der Lehrer, der Offizier, bilden festgeschlossene Stände mit eigener Überlieferung und eigenem Standesideal. Und sie wirken nicht nur auf Kreise und Teile, sondern auf alle Stände, und nicht aus der Ferne und unpersönlich durch das Wort, sondern unmittelbar durch das Vorbild ihrer lebendigen Persönlichkeit.

Diese drei Stände, der Professor, der Lehrer und der Offizier, die unsere Lebensauffassung und Lebensführung allein durch ihre Allgegenwart stärker beeinflussen als selbst die Kirche, deren Vertreter in größere Ferne gerückt sind, haben in keinem anderen Volk dieselbe Stellung und Bedeutung. Was wir an guten Eigenschaften des Charakters, an Kräften und Fähigkeiten für den Deutschen der Zukunft erstreben, wird ihm am sichersten

und schnellsten übermittelt, wenn es der Professor, der Lehrer und der Offizier durch ihr Beispiel ihm vorleben.

*

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, das sich als Neubegründer, als Vollender aller Wissenschaften fühlte, genoß in Deutschland die Universität als Hüterin und Mehrerin des kostbarsten aller Schätze eine fast religiöse Verehrung, und der Stand des Professors bildete eines der Lebensideale des deutschen Volkes. Der Professor war der vornehmste Held im Roman, ein Gefäß aller äußeren und inneren Vollkommenheiten. Gegen das Ende des Jahrhunderts war eine Verschiebung eingetreten, die – im Roman – den Offizier und den Künstler und – im Leben – den Techniker, den Industriellen, den Kaufmann in den Vordergrund gerückt hatte. Der Professor hatte in der Dichtung und im Leben den ersten Platz nicht behaupten können. Die Interessen waren andere Wege gegangen.

Wir sind mit gutem Rechte stolz auf die Taten unserer Techniker, Industriellen und Kaufleute, und wir sehen in der wirtschaftlichen Macht, die sie uns im Lauf eines Menschenalters zurückgewonnen haben, eine der Sicherungen für den Bestand unseres Volkstums. Auch steht nicht zu fürchten, daß das deutsche Volk von nun an in der Anhäufung und im Genuß weltlicher Güter den Zweck seiner Arbeit und seines Daseins sehen wird. Daß es einen Moment fast so scheinen konnte, darf nicht ungerecht machen. Dasselbe Geschlecht, das die neuen Güter erwarb, war nur in einzelnen Ausnahmefällen in der Lage, sich die Kultur zu erwerben, der sie zu dienen bestimmt sind. Auch der Reichtum braucht Überlieferung, um sich auszudrücken, und Überlieferung gab es in Deutschland nicht. Wir hatten keinen über das ganze Land verteilten Stand mit ererbtem Reichtum und überliefertem Kulturleben, dem der neue

Reichtum hätte nachstreben können. So kommt es, daß er keinerlei Verpflichtung zu fühlen oder anzuerkennen braucht. Man kann in Deutschland sehr reich, sehr ungebildet, zu keinerlei Opfer für irgendeinen Kulturzweck bereit sein, ohne der Verachtung anheimzufallen. Das gesellige Leben hat dieser neue Reichtum auf eine rein materielle Basis gestellt und dadurch zu einem Fluch gemacht für die, die sich ihm nicht entziehen können.

Es wäre schlimm, wenn die Pessimisten recht hätten, die dem Vertreter von Kunst und Wissenschaft, soweit er nicht mit eigenen Gütern gesegnet ist, eine Art sozialer Hörigkeit im Kreis der Besitzenden weissagen.

In dieser Krisis sehen wir im deutschen Professorenstande Bestrebungen einsetzen und stärker werden, die eine neue Zeit mit heraufführen können. Der Professor, der früher in unerreichbarer Höhe über der Welt stand und es unter seiner Würde hielt, das himmlische Feuer selber den Sterblichen hinabzutragen, beginnt sich Mensch unter Menschen zu fühlen. Er hat erfahren, daß die hochmütige Abwehr jeder Laienteilnahme an der Wissenschaft ihren Bestand gefährdet. Vielleicht ist das Vorurteil gegen die künstlerische Darstellung der Ergebnisse seiner Forschungen, die sie der Welt zugänglich macht, noch nicht überall gebrochen, aber es ist doch schon Bresche gelegt.

Auch andere Vorurteile sind gefallen. Mehr und mehr zeigt sich die Neigung, das Leben der Gegenwart zu erforschen und als ein vollwertiges Objekt der wissenschaftlichen Untersuchung gelten zu lassen. Auf politischem, wirtschaftlichem und literarischem Gebiete erhalten wir Beobachtungen und Erläuterungen des Lebens, wie sie unsere Vorfahren aus ihrer eigenen Zeit nicht gekannt haben. Man beginnt sodann an den Universitäten zu erkennen, daß die Unwilligkeit, wissenschaftliche Zwecke

zu fördern, die den deutschen Reichtum neben dem englischen und namentlich dem amerikanischen so dunkel erscheinen läßt, nicht ohne Verschulden der Wissenschaftler zustande gekommen ist. Der deutsche Professor zeigt sich hie und da geneigt, gewisse Überlieferungen mittelalterlicher Barbarei in der Form gelehrter Streitigkeiten als eines gebildeten Mannes und Ehrenmannes unwürdig zu verlassen. Er fängt an, seine körperliche Erziehung und Erholung in die Hand zu nehmen. Und die frühere Gleichgültigkeit gegen die äußere Erscheinung beginnt der besseren Einsicht zu weichen, daß sich in der werdenden deutschen Gesellschaft der Nachlässige, nicht peinlich Saubere und Gepflegte je länger desto sicherer deklassieren wird.

Dies alles und andere verwandte Bestrebungen im Professorenstand lassen erkennen, wie auch er von dem Strom künstlerischer und ethischer Bewegung ergriffen ist, der unser ganzes Volk mit sich zu reißen beginnt. Angesichts der unermeßlichen Tragweite seines Einflusses ein trostreiches Vorzeichen. Bei der inneren Mission künstlerischer und ethischer Kultur können wir den Professor so wenig entbehren wie den Lehrer. Aber was sie lehren wollen, müssen sie auch in sich und an sich zur Erscheinung bringen.

Was das neunzehnte Jahrhundert in der Entwickelung der Schule, vom Gymnasium bis zur Volksschule, geleistet hat, ist von ihm selbst mit als eine seiner großen Taten angesehen worden. Es hat damit eine Organisation geschaffen, die noch kein Kulturvolk jemals für seine eigene Erziehung besessen hat. Und die Deutschen haben sich nicht mit der mechanischen Einrichtung begnügt, sie haben Unterrichtsmethoden geschaffen, die den Zugang zu jeder Art von Wissen von allen überflüssigen Schwierigkeiten der Wegführung befreit haben.

Doch bleibt dem zwanzigsten Jahrhundert zu tun genug,

einmal, weil überhaupt noch nicht alle methodische Arbeit erledigt ist, dann, weil jede neue Zeit neue Anforderungen stellt, und schließlich und nicht zum wenigsten, weil alle menschlichen Einrichtungen nur auf Sicht getroffen werden können, selbst wo man meint, Grundmauern für die Ewigkeit zu legen. Auch die Schule befindet sich dauernd im Zustand der Revolution.

Daß wir trotz der außerordentlichen Leistungen der Schule noch Wünsche haben oder stellenweise gar noch unzufrieden sind, ist nur ein Beweis für ihre lebendige Kraft. Zufriedenheit und Wunschlosigkeit wären ein Anzeichen von Versteinerung.

Unserer Bildung fehlt heute noch die feste nationale Grundlage. Mag auch die theoretische Pädagogik sie fordern, mag auch der Wortlaut der Lehrpläne besagen, daß sie angestrebt wird, das geistige Leben unserer Gebildeten beweist, daß eine wirkliche Lebensgemeinschaft mit den führenden Geistern der deutschen Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft nicht besteht oder höchstens da, wo in der Musik ein außerhalb der Schule gewachsener Dilettantismus großen Stils die Grundlage bildet. Vor allem wäre zu wünschen, daß unser Volk mit seinen großen Dichtern und Schriftstellern in engerer Vertrautheit aufwüchse. Der gebildete Deutsche empfängt heute noch mindestens ebensoviel Anregung und Genuß von der englischen und französischen Literatur wie von der des eigenen Volkes. Vielleicht trägt eine etwas zu enge Fassung des Begriffs der schönen Literatur mit zu der ungenügenden Schätzung des deutschen Schrifttums in Deutschland bei. Zur schönen Literatur gehört nicht nur das Gedicht in gebundener Sprache, das Drama, der Roman, die Novelle, sondern ebensogut jede Art künstlerischer Gestaltung eines wissenschaftlichen Stoffs. Es erfordert ebensoviel künstlerische Phantasie, Kraft und Technik, einen

philosophischen oder wissenschaftlichen Vorwurf als Erlebnis zu gestalten, wie der Aufbau und die Ausarbeitung eines Romans, und es liegt gar keine Veranlassung vor, den, der Gedichte oder Romane schreibt, ohne weiteres für ein höheres Wesen zu halten als den „dichtenden“ Philosophen, Gelehrten oder Staatsmann.

Die Bekanntschaft nicht nur mit den Namen, sondern mit den Werken der großen bildenden Künstler, die das deutsche Wesen ausdrücken, der Jugend zu vermitteln, hat die Schule bisher überhaupt nicht als ihre Aufgabe angesehen.

Dieser ungenügende nationale Inhalt unserer Bildung hat den sehr bedauerlichen Zustand zur Folge, daß die Art der Bildung in Deutschland Kaste macht. Wer die klassische Bildung selbst nur in der unzulänglichen Gestalt erworben hat, in der das heutige Gymnasium sie vermittelt, glaubt als höherer Mensch mit Geringschätzung auf den, der nur die moderne Dreisprachenbildung besitzt, herabsehen zu dürfen. Wer Englisch und Französisch kann, fühlt sich erhaben über den noch so gebildeten einsprachigen Deutschen.

Wenn man uns, auf die Stundenpläne gestützt, zu beweisen versucht, daß das nationale Schrifttum eifrig gepflegt würde, so brauche ich nur zu fragen: Was lebt denn im Geist und im Herzen unserer Gebildeten aus unserer großen Literatur? Und von welcher Kost nährt sich unser Volk? Daß nicht alle für den Genuß des Besten die natürliche Begabung haben, weiß ich wohl. Aber ich habe mich sehr viel umgetan, um zu prüfen, wie viele, die von Haus aus befähigt und geneigt wären, einfach vernachlässigt sind. Ihre Zahl ist in allen Ständen, selbst in den oberen, Legion.

Für die Entwickelung unseres Volkstums müssen wir von der Erziehung verlangen, daß sie die liebende Hingabe an unsere

eigene Sprache, Literatur und Kunst in allen Kreisen erweckt. Darin liegt eine unschätzbare, alle Stände des Volkes zusammenschließende Kraft. Wer hat es nicht erlebt, wie ihn Vertrautheit mit Goethe, Gotthelf, Keller oder Jakob Burckhardt – ich nenne die ersten besten Namen – einem Fremden, der dieselben geistigen Erlebnisse gehabt, bei flüchtiger Berührung nahegebracht hat!

Hätten wir diese allen Ständen zugängliche gemeinsame Bildung, so würde die klassische Kultur kaum ernstliche Widersacher finden.

Der Gedanke der deutschen Schule verkörpert sich im Lehrer. In seiner gegenwärtigen Ausdehnung und Organisation ist der Lehrerstand jung und, als Folge der Schulpflicht, eine Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts. Er hat keine alten, gefestigten Traditionen, es steht kein Ahnengeschlecht hinter ihm. Nach gut deutscher Art ist er scharf zerklüftet, und als unversöhnte Gegensätze stehen sich Volksschullehrer und Lehrer der höheren Schulen gegenüber, genau, wie die Lehrer der höheren Schulen sich leicht in einem Gegensatz zu den Lehrern der Hochschule fühlen. Unter diesen Zuständen pflegt ein junger Stand wie der des Lehrers besonders zu leiden. Die ältern Stände haben äußere Macht und äußeres Ansehen ererbt, der neue besitzt noch kein solches Kapital. Nach deutscher Gewohnheit verweigern die ältern Kasten jedem neuen Stand (der notgedrungen das Wesen der Kaste annehmen muß) gleiches Recht.

Mancher Charakterzug des heutigen Lehrers stammt aus dieser Lage.

Nun können uns aber Stimmung und Gemütsverfassung des Lehrers um so weniger gleichgültig sein, als es von ihm allein abhängen wird, ob die Schule im zwanzigsten Jahrhundert noch ferner wie ein Fremdkörper auf unserm Leben lastet,

oder ob sie vom Kind, das sie besucht, von den Eltern, die ihre Kinder hinsenden, geliebt wird.

Alle Schulreform steht und fällt mit dem Lehrer. Die besten Stundenpläne können ihn nicht beflügeln, die schlechtesten ihn nicht hemmen. Der Kern seiner Wirkungsfähigkeit liegt in der lebendigen Kraft, die er entfaltet, und in der Kraft, die er in seinen Schülern entwickelt.

Daß dazu auch die künstlerischen Kräfte gehören, die das Leben gestalten sollen, ohne deren Ausbildung, ohne deren Einwirkung auf Sprache, äußere Erscheinung, Lebenseinrichtung und Lebensführung, auf Schaffen und Genuß in jeder Gestalt das Dasein auch in der Fülle materiellen Wohlstandes ein Vegetieren bleibt, hat die Theorie niemals bezweifelt, soll aber für das Leben unseres Volkes als ein neues Ziel der Entwicklung erst erobert werden.

*

Wie mit der Schulpflicht hat sich das deutsche Volk mit der Wehrpflicht im neunzehnten Jahrhundert in vorbildlich gewordenem Entschluß eine schwere Last auferlegt, aber zugleich eine Einrichtung von unschätzbarem erziehlichem Einfluß geschaffen.

Der Träger dieses Einflusses, der Offizier, ist in seiner heutigen Ausprägung ein Erzeugnis des neunzehnten Jahrhunderts. Aber er hat viele Wandlungen durchgemacht und ist beständig im Werden und Wachsen begriffen. Eine Geschichte der Entwickelung des deutschen Offiziers scheint noch nicht versucht zu sein, so wichtig sie für die Klärung der Vorstellungen sein würde. Der nächste Vorfahr des deutschen Offiziers sind die Führer der stehenden Heere seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges. Weiter zurück geht seine Abstammung auf die Söldnerführer, die Ritter und in fernerer Folge die kriegerischen Adelsge-

schlechter. Vom Dreißigjährigen Kriege ab lag die Entwickelung des Typus wesentlich in der Hand der Hohenzollern. Zur selben Zeit, als Ludwig XIV. den französischen Adligen zum Höfling machte und dadurch den Grund zu seinem Untergang in der Revolution legte, hat der Große Kurfürst die Kraft des preußischen Adels dem Staat zuzuführen begonnen. Von Geschlecht zu Geschlecht hat der Typus des Offiziers festere Züge angenommen, bis er schließlich die Hohenzollern und die deutschen Fürsten, die ihn geschaffen, in seinen Bann zwang. Es ist bekannt, daß Kaiser Wilhelm I., wenn er vor einer Schicksalslage stand, deren Entscheidung ihm schwer wurde, sich wohl zu fragen pflegte, was er als Offizier zu tun habe. Dann hätte er es gleich gewußt, fügte Bismarck hinzu, der diesen Zug berichtet hat. Bei Friedrich dem Großen wäre dies noch nicht denkbar.

Die eigenartige Stellung des Offiziers in unserem öffentlichen Leben und unserer Gesellschaft ist ohne einen Blick auf seinen Ursprung nicht zu verstehen. Er allein steht heute, wie früher der Adel stand.

Wenn wir die höchsten Formen des Lehrer-, des Professoren- und des Offizierstypus vergleichen – und nur diese sollte man zum Vergleich nebeneinander stellen –, so treten beim Offizier eine Reihe von Eigenschaften schärfer hervor, die bei seinen Miterziehern unseres Volkes wohl vorhanden sein können und auch mehr und mehr aufkommen, aber noch nicht als notwendig gelten. Das ist die Ausbildung des Körpers, die Erziehung des Willens und die drakonisch durchgeführte formale Erzogenheit, die sich beim höchsten Typus nicht bloß auf die äußere Haltung, sondern auch auf die Bildung des Herzens erstreckt, auf der die Fähigkeit beruht, in jedem Augenblick Herr seiner selbst zu sein und Worte und Taten des Takts zu finden.

In dieser seiner höchsten Entwickelung, in der er nun Vorbild geworden ist, haben wir im deutschen Offizier den einzigen deutschen Mannestypus, an den allseitige Anforderungen gestellt werden. Professor und Lehrer können bei besonderer Begabung und Leistungsfähigkeit sehr einseitig entwickelt sein, vom höchsten Typus des Offiziers darf man sagen, daß er selbst bei der äußersten Intelligenz und Bildung des Geistes nicht denkbar ist, wenn der Körper nicht tauglich ist, der Charakter, die formale Bildung zu wünschen übrig lassen. Es gibt in der Tat keine körperlichen, seelischen oder geistigen Mängel, keine Unzulänglichkeit der Erziehung, die nicht einzeln unter Umständen genügten, um dem deutschen Offizier eine große Laufbahn abzuschneiden. In keinem Stand findet eine so schroffe Auslese statt.

Alles dies hat ihn als Typus so stark gemacht, daß er sich dem ganzen Volk aufzuprägen beginnt, vom Fürsten bis zum Tagelöhner.

Durch die Tatsache der Wehrpflicht ist diese Wirkung auch für die Zukunft festgelegt. Auch künftig durchschreitet das ganze Volk einmal die Sphäre des Offiziers. Alles Gute und Edle, was der Offizier sich erhält und erwirbt, wird sich von ihm aus als äußere Haltung und innere Gesinnung dem ganzen Volke mitteilen. Alle Arbeit, die der einzelne Offizier an seine Entwickelung zum Ideal seines Standes setzt, wird, wie dieselbe Arbeit des Lehrers und Professors, zugleich für die Erhöhung unseres Volkstums geleistet, denn nichts wirkt mit so lebendiger Kraft wie das Beispiel.

*

Aus der vieltausendjährigen Geschichte unserer Rasse kennen wir genauer ein paar hundert Jahre. Schon wie unsere Vorfahren vor fünfhundert Jahren ausgesehen haben, müssen wir

aus Bruchstücken erraten. Was sie dachten und fühlten, ist uns weiter zurück noch – mit großen Lücken – auf ein paar Jahrhunderte zu enträtseln, aus früherer Zeit wird nur gelegentlich eine kurze Strecke durch ein Licht, das von außen auf den Pfad unserer Entwicklung fällt, aus tiefer Nacht hervorgehoben.

Aber trotz aller Trümmer und Lücken der Überlieferung vermögen wir selbst aus den Tatsachen, die jedem geläufig sind, zu erkennen, welche tiefen Wandlungen Seele und Charakter unseres Volkes in der kurzen Spanne von zweitausend Jahren durchgemacht hat. Aus dem Deutschen des Tacitus, einem Jäger und Krieger, der den Ackerbau, Industrie und Handel verachtete, sehen wir in wenigen Jahrhunderten den Ackerbauer, dann den Städtebewohner, den Kaufmann, Geldmann und Industriellen werden und in diesen Tätigkeiten neue Charakterzüge annehmen. Kaum ein Jahrtausend nach der Völkerwanderung – eine sehr kurze Spanne Zeit – war der Deutsche Ackerbauer geworden, war schon Hofmann gewesen, der alle Kultur des Abend- und Morgenlandes in sich vereinte, hatte Römerstädte auf seinem Boden zu neuem Leben entwickelt, hatte auf jungfräulichem Boden neue gegründet, war aus dem freien Bauern ein Höriger geworden und schickte sich an – der ehemalige Städtehasser – innerhalb seiner festen Mauern zum engherzigen, kurzsichtigen, kleinlichen Spießbürger zu werden, dem jeder der großen Züge des kaiserlichen deutschen Mannes, wie ihn Walther besungen und der große Bildhauer von Naumburg körperhaft vor unsere Augen gestellt hat, eingeschlafen war. Und dann kam die Zeit des Kräfteverfalls, wo aus dem freien Deutschen die Knechtsnatur wurde, die wir heute noch nicht überwunden haben. Die Beobachtung der unendlichen Mannigfaltigkeit der Mannestypen, die unser

Volk allein im letzten Jahrtausend hervorgebracht hat, der zahllosen Seelenzustände, die es durchlaufen hat, gibt uns heute das Recht, unsere Erziehung in die Hand zu nehmen, um aus unserem Charakter auszumerzen, was an beklagenswerten Folgen der Jahrhunderte der nationalen Schmach noch in uns steckt. Wir haben zu lange wesentlich der Intelligenz gelebt. Es ist Zeit, daß nun die sittlich-religiösen und die künstlerischen Kräfte zur Entfaltung kommen.

Wenn im Fichtenwalde ein Stamm gefällt ist und die Wurzel wird nicht ausgerodet, so stirbt der Stumpf nicht ab. Die Wurzeln, die im Dunkel der Tiefe ihre Arbeit verrichten, spüren es kaum in ihrer lichtlosen Heimstätte, daß oben sich ein Schicksal erfüllt hat, denn sie sind mit denen der Nachbarbäume eng verwachsen und geben ihnen die Nahrung ab, die sie aus der Erde ziehen. In den Nachbarstämmen steigen ihre Säfte hinauf in die Kronen, die sich in Luft und Licht des Himmels wiegen, und steigen herab und nähren auch die Wurzeln und den Stumpf des entkronten Baumes, so daß sie nicht faul werden.

Im Wald der Kulturvölker hat unser Volk durch Jahrhunderte als Baumstumpf gestanden, dessen Wurzeln die Nachbarstämme nährten, dessen Stumpf von ihnen Nahrung zurückempfing.

Aus den uralten Wurzeln haben wir nun aufs neue einen Stamm zum Himmel hinaufgesandt und treiben unsere Lebenssäfte zum eigenen Wipfel empor.

Aber die Mächte, die dem ersten Stamme den Untergang bereitet haben, sind noch nicht überwunden und lauern – immer noch dieselben – in uns und um uns her.

Schutz vor erneuter Vernichtung gewähren uns nicht die äußeren Einrichtungen unseres Volkstums, nicht unsere Bündnisse. Das alles kann der Sturm einer Nacht hinwegfegen.



Aber unbesiegbar werden wir stehen bleiben, wenn jeder einzelne in jeder Stunde, bei jedem Werk, an jedem Ort, wohin ihn Mut und Schicksal gestellt haben, das höchste Maß seines Willens und seiner Kraft entfalten lernt.

Daß dies Gefühl der Verpflichtung gegen sein Volk im Deutschen der Zukunft erweckt und lebendig erhalten wird, darauf kann niemand durch sein Beispiel stärker, stetiger und unmittelbarer hinwirken als der deutsche Professor, der deutsche Lehrer und der deutsche Offizier.

Schiller: Nänie

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wann er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe! Da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Bücher aus dem Insel-Verlag

Viel muß man lesen, nicht vielerlei ... Ich meine nicht vieles, sondern viel: ein weniges, aber mit Fleiß.

Lessing

Das nachfolgende Verzeichnis gibt nur eine Auswahl; das vollständige Bücherverzeichnis des Verlages wird unberechnet geliefert.

Abälard und Heloïse: Briefe. Herausgegeben von W. Fred. In Leinen M. 6.–; in Halbleder M. 8.–.

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Herausgegeben von **Gustav Wustmann.** Vierte Auflage. In Halbpergament M. 7.—; in Leder M. 10.—.

Älteste deutsche Dichtungen. Übersetzt und herausgegeben von **Karl Wolfskehl** und **Friedrich von der Leyen.** In Pappband M. 6.—; in Pergament M. 10.—.
Deutsche Dichtungen aus dem 8.—11. Jahrhundert.

Andersens Märchen. Unter Benutzung der von Andersen besorgten deutschen Ausgabe übertragen von **Mathilde Mann.** Initialen, Titel und Einband von **Carl Weidemeyer-Worpswede.** Zwei Bände. In Leinen M. 12.—; in Leder M. 18.—.

Andersen Nexö, Martin: Pelle der Eroberer. Roman in zwei Bänden. In Halbleinen M. 10.—.
Ein Roman — und unendlich viel mehr . . . ein Roman in dem Sinne, in dem wir den „Wilhelm Meister" und die „Flegeljahre", Kellers „Grünen Heinrich" und Raabes „Schüdderump", den „Copperfield" und den „Niels Lyhne" Romane nennen: ein Lebensbuch, das vom Kritiker ohne weiteres den höchsten Maßstab heischt, eines der wenigen, die wir als notwendig empfinden, nicht als schwarz auf weiß gedruckte Literatur, sondern als ein in allen Farben des Daseins leuchtendes Erlebnis. Rhein.-Westf. Zeitung.

Arabische Nächte. Nachdichtungen arabischer Lyrik von **Hans Bethge.** In Pappband M. 5.–.

Arnim, Achim von: Werke. Auswahl in drei Bänden. Im Auftrag und mit Unterstützung der Familie von Arnim herausgegeben von **Reinhold Steig.** Mit Arnims Bildnis in Lichtdruck. In Pappbänden M. 3.—; in Leinen M. 4.50; in Halbpergament M. 6.50.

Arnim, Bettina von: Die Günderode. Zweite Auflage. Zwei Bände. In Leinen M. 8.–; in Leder M. 12.–.

Bahr, Hermann: Essays. Zweite Aufl. In Pappb. M. 6.–.



Balzac: Die menschliche Komödie. Deutsche Ausgabe in 16 Bänden mit Einleitung von Hugo von Hofmannsthal und einem Essay über Balzac von Wilhelm Weigand. In Leinen M. 80.–, in Leder M. 112.–.

Unter dem Gesamttitel „Die menschliche Komödie" hat Balzac diesen gewaltigen, aus unzähligen Menschen, Zuständen und Begebenheiten bestehenden Organismus zusammengefaßt. Er fehlte zu lange dem geistigen Dasein unseres Volkes, als daß es einer besonderen Rechtfertigung bedürfte, wenn wir ihn durch diese neue Ausgabe wiederum zugänglich und wirksam gemacht haben.

Die Romane, die in diesen Bänden enthalten sind, können auch einzeln bezogen werden, worüber ein besonderes Verzeichnis unterrichtet.

Balzac: Die dreißig tolldreisten Geschichten, genannt Contes Drolatiques. Übertragen v. Benno Rüttenauer. Zweite Auflage (4.–6. Tausend). In Leinen M. 10.–; in Leder M. 14.–.

Balzac: Die Physiologie der Ehe. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Übertragen von Heinrich Conrad. Zweite Auflage. In Leinen M. 5.50; in Leder M. 7.50.

Balzac: Briefe an die Fremde (Frau von Hanska). Übertragen von Eugenie Faber. Eingeleitet von Wilhelm Weigand. Zwei Bände. Mit einem Bilde Balzacs in Lichtdruck. In Leinen M. 10.–; in Leder M. 14.–.

Beethovens Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt und erläutert von Albert Leitzmann. Mit 8 Bildertafeln. Zwei Bände. In Pappbänden M. 6.–; in Halbleder M. 9.–.
Die schönste Ergänzung zu allen Beethoven-Biographien.

Bergmann, Anton: Ernst Staas, Advokat. Skizzen und Bilder. Aus dem Vlämischen übertragen. Einband von Carl Walser. Geheftet M. 3.–; in Leinen M. 4.–. (Erschienen 1915.)
Eines der berühmtesten und schönsten Bücher der neueren vlämischen Dichtkunst.

Binding, Rudolf G.: Die Geige. Vier Novellen. In Pappband M. 4.50.

Boccaccio: Das Dekameron. 11.–20. Tausend. Zwei Ausgaben: a) Zwei Bände. In Leinen oder Halbpergament M. 10.–. b) Drei Bände. In Leder M. 14.–.
Beide Ausgaben sind durchaus vollständig.

Briefe eines Unbekannten (Alexander von Villers). Aus dessen Nachlaß neu herausgegeben von Karl Graf Lanckoroński und Wilhelm Weigand. Mit zwei Bildnissen in Heliogravüre. Zwei Bände. In Leinen M. 12.–; in Halbleder M. 15.–.

In diesen formvollendeten, an Geist und Esprit reichen Briefen findet sich so viel Schönes, und die Sprache ist von einer solchen klassischen Glätte und Eleganz, daß sie reife Menschen immer mit Genuß lesen werden.
Allgemeines Literaturblatt, Wien.

Brillat-Savarin: Physiologie des Geschmacks. In gekürzter Form deutsch herausgegeben von Emil Ludwig. Mit Wiedergabe vieler Holzschnitte aus der Ausgabe von 1864. In Halbleder M. 6.–.

Dies klassische Buch erschien zuerst anonym 1826 und ist seitdem in vielen Auflagen und Ausgaben in Frankreich verbreitet. Nur ein Franzose konnte dieses geistvolle und launige, graziöse und weltkluge Buch schreiben, das in anmutiger, anekdotengewürzter Form die materiellen Genüsse der Tafel preist. — Eine besondere Zierde dieser Ausgabe bilden die vielen amüsanten, in den Text verstreuten Bilder.

Das Buch der Fabeln. Zusammengestellt von Chr. H. Kleukens. Eingeleitet von Otto Crusius. In Pappband M. 7.–; in Halbleder M. 9.–.

Enthält das Beste und Charakteristischste aller Fabeln der Weltliteratur von Babrios über Phädrus, Behaim, Leonardo da Vinci, Luther, Bürger, Goethe, Schopenhauer, Kleist, Grillparzer, Turgenjeff bis zu Wilh. Busch.

Büchner, Georg: Gesammelte Werke nebst einer Auswahl seiner Briefe. Eingeleitet von Wilhelm Hausenstein. In Pappe M. 4.–; in Halbleder M. 6.–. (Erschienen 1915.)

Cahn, Wilhelm: Im belagerten Paris 1870/71. Tagebuchblätter. Geheftet M. 3.–; in Pappband M. 3.50. (Erschienen 1915.)

Als der einzige Deutsche, der in offizieller Stellung die Belagerung und die Schreckensherrschaft der Kommune in Paris mitgemacht hat, schildert der Legationsrat Cahn seine Erlebnisse. Damals wie heute verbreitete die Agence Havas die ungeheuerlichsten Lügenmeldungen, witterte man hinter jedem militärischen Mißgeschick Verrat. Aber es will uns scheinen, als sei das Frankreich ohne Bundesgenossen unendlich viel naiver, unbedachter und liebenswürdiger in seinen Fehlern gewesen. — Mommsen sagte von diesem Buch, daß es ihn besser in den Geist der Zeit eingeführt habe als dickleibige Geschichtswerke.

Caroline: Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. Mit drei Porträts und einem Brief an Goethe in Faksimile. Zwei Bände. In Leinen M. 14.–; in Leder M. 20.–.

Carolinens Leben in ihren Briefen. Herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit einer Einleitung von Ricarda Huch. Mit 18 Bildertafeln. In Pappband M. 4.–; in Halbleder M. 6.–.

Eine volkstümliche Auswahl aus der vorstehenden Gesamtausgabe.

Cervantes: Der scharfsinnige Ritter Don Quixote von der Mancha. 4.–10. Tausend. Vollständige Taschenausgabe in 2 Bänden. In Leinen M. 10.–; in Leder M. 15.–.

Cervantes: Novellen. Vollständige Ausgabe in 2 Bänden. In Leinen M. 10.–; in Leder M. 12.–.

In diesen vier Bänden liegt das Bleibende von Cervantes' Werken in vorzüglicher Übertragung vor.

Die chinesische Flöte. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von Hans Bethge. Fünfte Auflage. In Pappband M. 5.–.

Chinesische Novellen. Nach dem Urtext übertragen von H. Rudelsberger. In zwei Pappbänden M. 7.50. Vorzugsausgabe: 50 Exemplare auf Chinapapier in Seide gebunden M. 30.–.

Von keiner anderen Warte aus kann ein besserer Einblick in die Sitte und Denkart des chinesischen Volkes gewonnen werden als aus seinen volkstümlichen Erzählungen. Wie der Chinese zu Hause und unter seinesgleichen wirklich sich gibt, so spiegeln ihn die buntfarbigen Gestalten der schöngeistigen Literatur seines Volkes. Zum erstenmal gibt hier eine Auswahl aus allen bedeutenden Novellensammlungen Chinas einen Gesamtüberblick über die Belletristik des chinesischen Reiches.

Dickens, Charles: Werke. Ausgewählt und eingeleitet von Stefan Zweig. Mit den Federzeichnungen von Phiz, Cruikshank, Seymour u. a. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier: 6 Bände in Leinen M. 36.–; in Leder M. 45.–. Bibliotheksausgabe auf starkem Papier: 12 Bände in Leinen M. 48.–.

Jeder Band der Taschenausgabe (in Leinen M. 6.—, in Leder M. 7.50) entspricht zwei Bänden der Bibliotheksausgabe:

David Copperfield. Mit 40 Federzeichnungen von Phiz.

Der Raritätenladen. Mit 73 Federzeichnungen und 8 Initialen von Browne, Cruikshank u. a.

Die Pickwickier. Mit 43 Federzeichnungen von R. Seymour, Buß u. Phiz.

Martin Chuzzlewit. Mit 40 Federzeichnungen von Phiz, Hablot und Browne.

Nikolaus Nickleby. Mit 38 Federzeichnungen von Phiz.

Oliver Twist und Weihnachtserzählungen. Mit 71 Federzeichnungen von Phiz u. a.

Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. Zwei Bände. Neue Ausgabe. Mit 8 Bildnissen und 8 Karten. In Leinen M. 14.—; in Halbleder M. 16.—.

Die Erneuerung dieser klassischen Biographie des eisernen Yorck wird jetzt besonders willkommen sein. Das Leben des Mannes, der trotz aller Mühen und Aufopferung die Schmach des Jahres 1806 miterleben mußte, endlich aber die Zeit der Befreiung kommen sah und sie schneller herbei- und mitwirkend durchführte: das alles zieht in der stilistisch wie sachlich unübertrefflichen Darstellung Droysens an unseren Augen vorüber — im biographischen Rahmen das niederschmetterndste und das erhebendste Stück preußischer Staatsgeschichte.

Eichendorffs Dichtungen. Zwei Bände. In Pappbänden M. 3.—; in Leinen M. 4.—; in Leder M. 10.—.

Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans (Liselotte): Briefe. Auswahl in 2 Bänden, herausgegeben von Hans F. Helmolt. Mit 2 Bildnissen in Heliogravüre. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 16.—.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Vier Bände. In Pappbänden M. 12.—; in Halbleder M. 20.—.

Inhalt: Band I: Goethe: Novelle — Kleist: Das Erdbeben in Chili — Hebbel: Aus meiner Jugend — Keller: Spiegel, das Kätzchen — Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz — Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag. — Band II: Eichendorff: Taugenichts — Büchner: Lenz — Arnim: Der tolle Invalide — Droste-Hülshoff: Die Judenbuche — Schiller: Der Geisterseher. — Band III: Gotthelf: Barthli der Korber — Fouqué: Undine — Tieck: Der blonde Eckbert — Brentano: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl — Sealsfield: Erzählung des Obersten Morse. — Band IV: Grillparzer: Der arme Spielmann — Hauff: Das kalte Herz — Stifter: Der Hagestolz.

Gesta Romanorum. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von Hermann Hesse. In Pappe M. 5.–; in Halbleder M. 7.–. (Erschienen 1915.)

Gobineau: Die Renaissance. Historische Szenen. (Savonarola, Cesare Borgia, Julius II., Leo X., Michelangelo.) Mit 23 Lichtdrucktafeln. 2. Auflage. Kartoniert M. 12.–; in Halbleder M. 16.–.

Gobineau: Die Renaissance. Historische Szenen. Wohlfeile Ausgabe. 11.–20. Tausend. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. In Pappband M. 4.–; in Halbleder M. 6.–.

Goethes sämtliche Werke in sechzehn Bänden

Von dieser besonders zur Versendung ins Feld geeigneten Taschenausgabe auf Dünndruckpapier sind bisher erschienen und einzeln käuflich:

I. II: Romane und Novellen. Vollständig in zwei Bänden. In Leinen M. 9.–; in Leder M. 11.–.

III. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In Leinen M. 5.–; in Leder M. 6.–.

IV: Italienische Reise; Kampagne in Frankreich 1792; Belagerung von Mainz 1793. In Leinen M. 5.–; in Leder M. 6.–.

V. Annalen und kleinere autobiographische Schriften. In Leinen M. 4.50; in Leder M. 5.50.

VI–VIII: Dramatische Dichtungen. 3 Bände. In Leinen M. 14.50; in Leder M. 17.50.

IX. X: Kunst-Schriften. Vollständig in zwei Bänden. In Leinen M. 10.–; in Leder M. 12.–.

XI: Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. In Leinen M. 5.50; in Leder M. 6.50.

XII. XIII: Aufsätze zur Kultur-, Theater- und Literaturgeschichte. Maximen. Reflexionen. Zwei Bände. In Leinen M. 10.–; in Leder M. 12.–.

Goethe-Kriegsausgabe

10 Bände (geheftet und beschnitten)

Jeder Band 30 Pf.:

Faust / Götz / Egmont / Iphigenie / Hermann und Dorothea; Achilleis / Werther / Drei Novellen / Kampagne in Frankreich 1792.

Jeder Band 50 Pf.:

Gedichte in Auswahl von Erich Schmidt / Goethes Jugend (aus Dichtung und Wahrheit).

Goethes Werke in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. 51.–70. Tausend. In Pappbänden M. 7.–; in Leinen M. 9.–; in Halbleder M. 15.–.

Goethes Faust. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. Inhalt: Urfaust, das Fragment (1790), die Tragödie, I. und II. Teil, Paralipomena. 16.–25. Tausend. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 4.50.

Goethes Italienische Reise. Mit 167 Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen (auf 122 Lichtdrucktafeln). Mit Unterstützung des Goethe-National-Museums herausgegeben von George v. Graevenitz. In Halbleder M. 40.–; in Leder M. 60.–.

Goethes Italienische Reise. Wohlfeile illustrierte Ausgabe. Mit 58 Handzeichnungen Goethes und 10 Porträts von Goethe und seinen Reisegenossen. Im Auftrag des Goethe-National-Museums herausgegeben von H. T. Kröber. Zwei Bände. In Pappbänden M. 6.–; in Halbpergament M. 7.50.

Die große illustrierte Ausgabe der „Italienischen Reise“, die vor vier Jahren erschien, hat einen Erfolg gehabt, wie er wohl selten einem Werke ähnlichen Umfangs und Preises zuteil geworden ist. Mit der Direktion des Goethe-National-Museums aber begegnete der Verlag sich in dem Wunsche, den neu erschlossenen Schatz an Goethe-Zeichnungen und -Porträts nicht auf einen immerhin kleinen Kreis Wohlhabender zu beschränken, vielmehr einen großen Teil davon in dieser „Wohlfeilen Ausgabe“ allgemein zugänglich zu machen.

Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Mit den elf Kupfern von Daniel Chodowiecki in Nachstich und einer Rötelstudie. Zweite Auflage. In Leder M. 10.–.



Goethes Liebesgedichte. Herausgegeben von H. G. Gräf. In Pappband M. 3.—; in Leder M. 6.—.

Goethes Briefe an Charlotte von Stein. Vollständige Ausgabe in drei Bänden. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 14.—.

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften vollständig herausgegeben von H. G. Gräf und A. Leitzmann. Drei Bände. In Halbleinen M. 10.—; in Leder M. 20.—.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Max Hecker. Vier Bände. Mit Faksimiles und 4 Bildnissen. Jeder Band in Leinen M. 6.50; in Leder M. 9.—.

Band I und II sind erschienen; die weiteren folgen Ende 1915 und 1916. Dieser Briefwechsel umfaßt den letzten großen Lebensabschnitt Goethes, die Zeit der Reife und Vollendung (von 1799—1832); in Zelter, dem Begründer der Berliner Liedertafel, hat der Dichter für den verstorbenen Freund in Weimar einen würdigen Ersatz gefunden. Goethe spricht zu Zelter von allem, was ihn beschäftigt: von seinen Werken, von der Literatur jener Zeit, von seinem Privatleben, von öffentlichen Vorgängen und von seinen Gefühlen. Und Zelter, ein ganz vorzüglicher Erzähler, plaudert vom Hofleben, von der Politik, von Forschungen, Reisen, Studien. Erst jetzt erscheint dieser Briefwechsel in einer seiner Bedeutung zukommenden vollständigen und wissenschaftlich zuverlässigen Ausgabe.

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Dritte Auflage. In Leinen M. 5.—; in Leder M. 8.—.

Goethes Gespräche mit Eckermann. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Mit zwei Porträts. 6.—10. Tausend. In Pappbänden M. 5.—; in Leinen M. 7.—; in Leder M. 10.—.

Der junge Goethe. Begründet von Salomon Hirzel. Neu herausgegeben von Max Morris. Sechs Bände mit 66 Lichtdrucktafeln. Geheftet M. 27.—; in Leinen M. 36.—; in Leder M. 45.—.

Die vollständige Sammlung aller Dichtungen, Briefe, Gespräche, Zeichnungen und Radierungen Goethes bis zu seiner Übersiedlung nach Weimar.

Goethes äußere Erscheinung in literarischen und künstlerischen Dokumenten seiner Zeitgenossen. Von Emil Schaeffer. Mit 80 Vollbildern. In Halbleinen M. 3.—; in Leder M. 8.—.

Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. Zwei Bände. Fünfte Auflage. In Halbleder M. 15.—.

Die Märchen der Brüder Grimm. Vollständige Ausgabe. Ausstattung von Carl Weidemeyer-Worpswede. Zwei Bände. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 16.—.

Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplicissimus. Vollständige Taschenausgabe in drei Bänden. Mit den vier Radierungen von Max Klinger in Lichtdruck. In Pappbänden M. 8.—; in Pergament M. 14.—.

Groth, Klaus: Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten dithmarscher Mundart. 450 Exemplare auf Strathmore-Japan, in Halbpergament M. 20.—.
Gedruckt auf der Ernst-Ludwig-Presse in Darmstadt.

Hafis: Nachdichtungen seiner Lieder von Hans Bethge. In Pappband M. 5.—.

Hallström, Per: Ein Schelmenroman. In Halbpergament M. 3.50.

Hallström, Per: Die vier Elemente. Erzählungen. In Halbpergament M. 5.—.

Hallström, Per: Der tote Fall. Ein Roman. In Pappband M. 4.—.

Hallström, Per: Frühling. Roman. In Halbpergament M. 5.—.

Hallström, Per: Eine alte Geschichte. Roman. In Halbpergament M. 5.—.

Hallström, Per: Ein geheimes Idyll. In Halbpergament M. 5.—.

Hallström, Per: Verirrte Vögel. Novellen. In Halbpergament M. 5.–.

Per Hallström gehört zu den Ersten und Eigengestaltenden, die man viel lesen sollte; seine Novellen beweisen ihn als eine ganz nach innen gerichtete Natur von leiser Harmonie. Er hat das Ohr für die ganz unwirklichen Töne der Seele, wenn sie irgendwie erwachen will und nicht recht weiß, wohin sie langen wird in den Tag. Und wenn er uns entläßt, sind wir um vieles Wissen reicher aus dem dunklen Untergrund, den wir Seele nennen. Königsberger Allg. Zeitung.

Hardt, Ernst: Gesammelte Erzählungen. Zweite Auflage. In Pappband M. 4.–.

Hauffs Märchen. Vollständige Ausgabe. Initialen, Titel und Einband von Carl Weidemeyer-Worpswede. In Leinen M. 6.–; in Leder M. 9.–.

Der Heiligen Leben und Leiden, anders genannt das Passional. Aus alten deutschen Drucken übertragen und mit einem Nachwort herausgegeben durch Severin Rüttgers. Mit Wiedergabe von 146 Holzschnitten aus dem Lübecker Druck von 1492. Zwei Bände. In Halbleinen M. 12.–; in Halbpergament M. 14.–. Vorzugsausgabe: 200 Exemplare mit handkolorierten Holzschnitten, in Schweinsleder M. 50.–.

Dies ist ein Buch, auf das der Verlag besonders stolz sein darf. Die meisten Stücke der Sammlung alter deutscher Legenden bot das Augsburger Passional, dessen Hauptquelle die lateinische Sammlung des Jacobus de Voragine, die sogenannte Legenda aurea ist, das aber mehr als sechzig Legenden, namentlich deutscher Heiligen, enthält, die in der Legenda aurea nicht stehen. Darüber hinaus wurde aus späteren Drucken noch eine stattliche Zahl bedeutender Stücke gewonnen, die sonst in keiner Sammlung enthalten waren.

Heines sämtliche Werke. Herausgegeben von Oskar Walzel. Zehn Bände. In Halbpergament M. 30.–. Vorzugsausgabe: 1000 Exemplare auf Insel-Hadernpapier, in Halbleder M. 70.–; in Leder M. 100.–.

Heines Buch der Lieder. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 4.50.

Heymel, Alfred Walter: Gesammelte Gedichte 1895 bis 1914. In Halbpergament M. 6.–; 30 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, mit der Hand in Leder gebunden M. 30.–.

Hoffmann, E. T. A.: Lebens-Ansichten des Katers Murr. Neu herausgegeben von Hans von Müller. In Pappe M. 7.—. (Erschienen 1915.)

Hofmannsthal, Hugo von: Die Gedichte und kleinen Dramen. 11.–20. Tausend. In Pappband M. 3.–; in Halbleder M. 5.–.

Holbein, Hans: Bilder des Todes. Nach den Probedrucken der ersten Ausgabe faksimiliert in der Reichsdruckerei zu Berlin. 800 numerierte Exemplare: Nr. 1 bis 100 mit der Hand in Leder gebunden M. 34.–; Nr. 101 bis 800 in Pappband M. 12.–; in Leder M. 18.–.

Hölderlins sämtliche Werke und Briefe. In fünf Bänden. Kritisch-historische Ausgabe von F. Zinkernagel. Mit mehreren Bildern und Faksimiles. Jeder Band in Halbleder M. 6.–; Vorzugsausgabe: 50 numerierte Exemplare auf van Gelder-Bütten, jeder Band in Leder (Handeinband) M. 30.–.

Diese Hölderlin-Ausgabe tritt mit dem Anspruche auf, die Werke des Dichters in wissenschaftlich abschließender Gestalt darzubieten.

Homers Odyssee. Neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder. In Halbpergament M. 3.–.; in Leder M. 5.–.

Huch, Ricarda: Der große Krieg in Deutschland. (Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege.) Drei Bände. 4.–6. Tausend. In Leinen M. 15.–; in Halbleder M. 20.–.

Huch, Ricarda: Merkwürdige Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento. In Pappbd. M. 5.–; in Leder M. 7.–.

Huch, Ricarda: Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. 3.–5. Tausend. In Leinen M. 6.–; in Leder M. 7.50.

Huch, Ricarda: Die Geschichten von Garibaldi. Historischer Roman. Zwei Bände. Vierte Auflage. In Leinen M. 12.–.

Band I: Die Verteidigung Roms. Band II: Der Kampf um Rom.

Huch, Ricarda: Michael Unger. Des Romans »Vita somnium breve« fünfte Auflage. In Leinen M. 6.–; in Leder M. 7.50.

Huch, Ricarda: Von den Königen und der Krone. Sechste Auflage. In Leinen M. 6.–; in Leder M. 7 50.

Huch, Ricarda: Wallenstein. Geheftet M. 3.–; in Leinen M. 4.50. (Erschienen 1915.)

Humboldts Briefe an eine Freundin [Charlotte Diede]. Zum ersten Male nach den Handschriften herausgegeben. Zwei Bände. In Leinen M. 8.–; in Leder M. 10.–.

Jacobs, Monty: Deutsche Schauspielkunst. Zeugnisse zur Bühnengeschichte klassischer Rollen. Mit 33 Bildertafeln. In Leinen M. 7.50.

Jacobsen, Jens Peter: Sämtliche Werke. Autorisierte Übertragung. Mit Reproduktionen von Zeichnungen des Dichters und dem von A. Helstedt 1885 radierten Porträt. In Leinen M. 8.–; in Leder M. 11.–.

Inhalt: Frau Marie Grubbe — Niels Lyhne — Novellen — Gedichte und Entwürfe — Naturwissenschaftliche Schriften.

Kants sämtliche Werke in sechs Bänden. Taschenausgabe im Format und Schrift der Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe. Jeder Band in Leinen M. 6.–; in Leder M. 7.50.

Bisher sind erschienen:

Band I: Vermischte Schriften (darin: Anthropologie, Streit der Fakultäten u. a.). — Band II: Naturwissenschaftliche Schriften. — Band III: Kritik der reinen Vernunft.

Kants Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von F. Ohmann. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.–.

Katharina II., Kaiserin von Rußland: Memoiren. Nach den zum ersten Male veröffentlichten eigenhändigen Manuskripten der Kaiserin. Mit 12 Porträts in Lichtdruck und 4 Stammtafeln. 2 Bände. In Halbleder M. 16.–.

Eines der Hauptwerke zur Kenntnis der russischen Geschichte.

Kleists sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Mit einem Bildnis und verschiedenen Faksimiles. In Leinen M. 32.–; in Halbpergament M. 36.–.

Klödens Jugenderinnerungen. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 5.–.

Ihrem Inhalt nach lassen sich Klödens Jugenderinnerungen mit dem bekannten Buch von Kügelgen vergleichen, ihrem Wert nach werden sie von vielen noch darüber gestellt.

Körners Werke in einem Bande (Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker). In Leder M. 3.50.

Kortum: Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgabe und einer Einleitung in Versen von Otto Julius Bierbaum. 4. und 5. Tausend. In Pappband M. 5.–; in Schweinsleder M. 12.–.

Kriegs-Almanach für 1915. Mit 12 Bildern und 1 Faksimile. 61.–73. Tausend. Kartoniert M. –.50.

Kromer, Heinrich E.: Gustav Häufling. Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. In Pappb. M. 3.50; in Halbled. M. 5.–.

Von diesen Denkwürdigkeiten, die ein Künstler des Gefühls und der Ironie in einer ganz erstaunlich großen, klassisch reinen und klaren Sprache aufgezeichnet hat, schrieb die Kritik, sie gehörten zu jenen Taten des Geistes und Herzens, die, losgelöst von Zeit und Zeitgeschehen, das nationale Gut eines Volkes bereichern und befruchten.

Lagerlöf: Gösta Berling. Erzählungen aus dem alten Wermland. Liebhaber-Ausgabe in zwei Bänden. In Pappbänden M. 7.–; in Leder M. 10.–.

Lenaus sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe herausgegeben von Eduard Castle. Mit verschiedenen Bildern und Faksimiles. In Leinen M. 36.–; in Halbleder M. 42.–. Vorzugsausgabe: 200 Exemplare auf Insel-Hadernpapier, in Leder M. 72.–.

Luthers Briefe. In Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald. Zwei Bände. In Leinen M. 12.–; in Leder M. 18.–.

Lüthgen, Eugen: Belgische Baudenkmäler. Mit 96 Vollbildern. In Halbleinen M. 3.–. (Erschienen 1915.)



Die vier Zweige des Mabinogi. Ein keltisches Sagenbuch. Übertragen von Martin Buber. In Halbpergament M. 4.—; in Schweinsleder M. 7.—.

„Die vier Zweige des Mabinogi" sind das reifste und bedeutendste Werk keltischer erzählender Prosa, das auf uns gekommen ist. Sie können mit keinem anderen Werk der Weltliteratur verglichen werden als der jüngeren Edda und sind einzigartig als der erschütternde Bericht eines Zyklus ungeheuerer Vorgänge und als ein monumentales Gedicht.

Mann, Heinrich: Die kleine Stadt. Ein Roman. Fünfte Auflage. In Leinen M. 5.—.

Meinhold: Die Bernsteinhexe. Historischer Roman. In Halbpergament M. 4.50; in Ganzpergament M. 7.—.

Meinhold: Sidonia von Bork, die Klosterhexe. Historischer Roman. Zwei Bände. In Halbpergament M. 8.—; in Ganzpergament M. 12.—.

Zwei in Deutschland mit Unrecht vergessene, im Auslande viel gelesene klassische deutsche Romane, die in der Zeit der Hexenverfolgungen spielen. „Die Bernsteinhexe" hielt man seinerzeit für eine echte alte Chronik, so daß der Dichter, um der falschen Meldung zu steuern, ein anderes ähnliches Werk schreiben mußte „Die Klosterhexe", durch das er bewies, daß er kein Chronikenabschreiber, sondern ein wirklicher Dichter war.

Morgenländische Erzählungen für die reifere Jugend. (Palmblätter.) Neu herausgegeben von Hermann Hesse. In Leinen M. 4.—, in Leder M. 5.—.

Dieser einst so viel gelesenen, nun fast vergessenen Sammlung hat sich Hermann Hesse liebevoll angenommen und die schönsten Geschichten daraus zusammengestellt.

Morier, James: Die Abenteuer des Hadschi-Baba von Ispahan. Roman. Übertragen von A. v. Kühlmann. In Leinen M. 6.—.

Morier war um 1830 Mitglied der englischen Gesandtschaft in Teheran. Sein „Hadschi-Baba", der zu den klassischen Werken der Erzählungskunst gehört, ist ein persischer Abenteurerroman, der in erster Linie durch die bunten Lebenswirrsale dieses orientalischen Gil Blas fesselt und unterhält, außerdem aber sich die Aufgabe stellt, ein zuverlässiges Gesamtbild persischen Lebens und Denkens zu vermitteln.

Mörike: Das Hutzelmännlein und andere Märchen. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 5.—.

Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag. Zweite Auflage. In Leinen M. 3.50; in Leder M. 4.50.

Mozarts Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt und erläutert von A. Leitzmann. Mit 11 Bildertafeln. In Halbleinen M. 4.–; in Halbleder M. 5.50.

„Die Schaubühne" bringt Proben aus diesem Werk und sagt, es sei ein Buch, das man verschlingt und das man am liebsten noch einmal ganz abdrucken würde.

Napoleon-Briefe. In Auswahl herausgegeben von Friedr. Schulze, übertragen von Hedwig Lachmann. Mit 19 zeitgenössischen Bildern. In Pappband M. 4.–; in Leder M. 10.–.

Nietzsches Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 5.–.

Altfranzösische Novellen. Zwei Bände. Übertragen von Paul Hansmann. Mit Titelholzschnitten und Zierstücken nach alten Originalen. In Pappbänden M. 10.–; in Leder M. 14.–.

Altitalienische Novellen. Zwei Bände. Ausgewählt und übersetzt von Paul Ernst. Mit altvenezianischen Titelholzschnitten und Zierstücken. In Pappbänden M. 8.–; in Leder M. 12.–.

Geschichten aus dem alten Pitaval. Herausgegeben nach der von Schiller getroffenen Auswahl und um weitere Stücke vermehrt von Paul Ernst. Drei Bände. Geheftet M. 9.–; in Leinen M. 12.–; in Leder M. 15.–.

Pocci: Lustiges Komödienbüchlein. Auswahl in zwei Bänden. Mit vielen Bildern nach Zeichnungen Poccis. In Halbpergament M. 10.–.

Pontoppidan, Henrik: Hans im Glück. Ein Roman in zwei Bänden. Dritte Auflage. In Leinen M. 10.–.

Als Pontoppidans großer Roman erschien, war er das Ereignis seines Jahrgangs. Inzwischen ist eine Flut von Romanen an uns vorübergegangen, und immer noch ist „Hans im Glück" das Buch, das den stärksten und geschlossensten Eindruck von ihnen allen macht. Seit dem „Niels Lyhne" hat das kleine Dänemark dem übrigen Europa kein so vollgewichtiges Werk mehr gegeben. Josef Hofmiller.

Die Psalmen. Taschenausgabe. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 4.50. (Erschienen 1915.)



Reinke Voß. Neu erzählt v. Christian Heinrich Kleukens. Mit farbigem Titel, farbigen Bildern und Einband von F. W. Kleukens. 400 Exemplare auf van Gelder-Papier; 50 Exemplare in Pergament (Handeinband) M. 70.–; 350 Exempl. in Halbpergament M. 40.–.

Gedruckt auf der Ernst-Ludwig-Presse in Darmstadt.

Rilke, Rainer Maria: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Zwei Bände. Dritte Auflage. In Pappbänden M. 6.–; in Leder M. 10.–.

Rilke, Rainer Maria: Erste Gedichte. In Halbleder M. 6.50.

Rilke, Rainer Maria: Das Buch der Bilder. Einmalige Vorzugsausgabe: 250 Exemplare auf Hadernpapier, in Halbleder M. 20.–.

Gedruckt auf der Ernst-Ludwig-Presse in Darmstadt.

Rilke, Rainer Maria: Die frühen Gedichte. Dritte Auflage. In Halbleder M. 6.50.

Rilke, Rainer Maria: Neue Gedichte. Dritte Auflage. In Halbleder M. 6.50.

Rilke, Rainer Maria: Der neuen Gedichte anderer Teil. Zweite Auflage. In Halbleder M. 6.50.

Rilke, Rainer Maria: Geschichten vom lieben Gott. Vierte Auflage. Geheftet M. 3.–; in Leinen M. 4.–.

Rilke, Rainer Maria: Auguste Rodin. Mit 96 Abbildungen nach Skulpturen und Zeichnungen des Meisters. In Halbleinen M. 4.–; in Leder M. 8.50.

Rilke, Rainer Maria: Das Stundenbuch. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode.) Sechste Auflage. In Halbleinen M. 3.50; in Pergament M. 6.–.

Rousseaus Bekenntnisse. Aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt. Vollständige Ausgabe in einem Band. In Leder M. 8.–.

Rübezahl-Geschichten: das sind wahrhafftige, und über alle Maßen possierliche oder anmuthige Fratzen, von dem wunderbarlichen, sehr alten und weitbeschrienen Gespenste, dem Rübezahl, für den Curiösen Liebhaber auffs Neue an Tag gegeben. Mit Wiedergabe von 16 Holzschnitten der Ausgabe von 1738. 800 numerierte Exemplare in Pappband M. 10.–.

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke (Gedichte und Dramen). Mit Reproduktionen von 60 zu den Gedichten gehörigen Holzschnitten von Dürer, Beham u. a. nach den Originaldrucken. Zwei Bände. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 12.–; in Halbpergament M. 14.–.

Saint-Simon: Der Hof Ludwigs XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Herausgegeben von Wilhelm Weigand. Mit 34 zeitgenössischen Bildern. Kartoniert M. 12.–; in Halbleder M. 16.–.

Schaeffer, Albrecht: Attische Dämmerung. Gedichte. In Pappband M. 4.–; in Halbleder M. 5.–. (Erschienen 1915.)

Schaeffer, Albrecht: Heroische Fahrt. Gedichte. In Pappband M. 4.–; in Halbleder M. 5.–. (Erschienen 1915.)

Schaeffer, Albrecht: Des Michael Schwertlos Vaterländische Gedichte. In Pappband M. 6.–; in Halbleder M. 7.50. (Erschienen 1915.)

Scheffler, Karl: Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert. Mit 78 Vollbildern. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 12.–.

Scheffler, Karl: Italien. Mit 118 Vollbildern. In Halbpergament M. 12.–.

Schefflers Buch ist die Auseinandersetzung eines bewußten, fertigen Deutschen mit der italienischen Renaissance. Sein Urteil ist wie ein Scheidewasser, das aus dem Komplex der Renaissance nur das bejahend herauszieht, was dem Deutschen wahlverwandt ist. Der Wert des Buches – es ist im höchsten Grade fesselnd und anziehend geschrieben – liegt gerade darin, daß hier deutsches Empfinden ehrlich und sicher Stellung nimmt zu den großen Problemen, die uns seit Winckelmann und Goethe beschäftigen. Scheffler, der Deutsche von 1913, verneint, wo Goethe bejaht. Die Tat.

Scheffler, Karl: Leben, Kunst und Staat. Gesammelte Essays. In Halbpergament M. 8.–.

Scheffler, Karl: Paris. Mit 71 Vollbildern. Dritte Auflage. In Halbpergament M. 12.–.

Schillers sämtliche Werke in sechs Bänden (Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker). In Leinen M. 20.–; in Leder M. 28.–.

Die einzelnen Bände sind auch unter besonderen Titeln zum Preise von je M. 4.— in Leinen und M. 5.— in Leder erschienen: Dramen I. Teil — Dramen II. Teil — Gedichte und Erzählungen — Historische Schriften — Philosophische Schriften — Übersetzungen.

Schillers Gespräche. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn. Mit vier Bildern. In Pappband M. 3.–; in Leinen M. 4.–; in Leder M. 6.–.

Schopenhauers Werke in fünf Bänden. Taschenausgabe. In Leinen M. 20.–; in Leder M. 26.–.

Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit. Taschenausgabe. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 4.50.

Schopenhauer: Briefwechsel und andere Dokumente seines Lebens. Ausgewählt von Max Brahn. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 5.–.

Schröder, Rudolf Alexander: Gesammelte Gedichte. In Pappband M. 6.–; in Leder M. 10.–.

Schröder, Rudolf Alexander: Heilig Vaterland. Kriegsgedichte. Geheftet 30 Pf.

Schurig, Arthur: Wolfgang Amadeus Mozart. Sein Leben und sein Werk auf Grund der vornehmlich durch Nikolaus von Nissen gesammelten biographischen Quellen und der Ergebnisse der neuesten Forschung. Zwei Bände. Mit 52 Vollbildern in Lichtdruck und 5 Faksimiles. Kartoniert M. 24.–; in Halbleder M. 30.–.

Die große Mozartgemeinde wird dieses Werk mit großer Freude aufnehmen. Auf Grund aller zeitgenössischen Quellen – unter denen die Briefe des Vaters, hier genau nach den Handschriften wiedergegeben, eine große Rolle spielen – und der neuesten Mozartforschung stellt es, viele frühere Irrtümer berichtigend, den so wehmütigen Erdengang des Meisters in schöner Form dar. Den beiden stattlichen Bänden sind 52 Bilder und Handschriftenfaksimiles beigegeben; unter ihnen befinden sich sämtliche Mozartporträts, die zum Teil noch niemals veröffentlicht waren und fast ausnahmslos nach den weit verstreuten Originalen neu aufgenommen wurden.

Schwab: Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Ausgabe. a) Nichtillustrierte Ausgabe in zwei Bänden, in Leinen M. 8.–; b) Illustrierte Ausgabe in drei Bänden (mit Flaxmans Zeichnungen), in Leinen M. 12.–.

Seidel, Willy: Der Garten des Schuchan. Novellen. In Leinen M. 6.–.

Seidel, Willy: Der Sang der Sakije. Roman. In Leinen M. 5.–.

Dieser neue Roman von Willy Seidel führt uns nach Ägypten und schildert das Schicksal des Emporkömmlings Daûd-ibn-Zabal, der als ausgesetzter Bastard bei armen Fellachen aufwächst, bis er, getrieben von einem immer bewußter auftretenden Lebenswillen, zum Eseltreiber, Herrschaftsdiener, Basarverkäufer und Bey aufsteigt. Er geht zugrunde, weil seinem glühenden Drange nach Gleichstellung mit dem Europäer die menschlichen Grundlagen fehlen. Es ist nicht ein Einzelschicksal, das hier zur Behandlung steht, sondern ein Problem, wie es eben jetzt in ungeheuerstem Umfange entrollt wird: der Kampf der braunen Rasse gegen das übermächtige Andringen der englischen Weltherrschaft. Den leidenschaftlichen Fortgang der Geschehnisse begleiten Schilderungen des Landes und seiner Menschen, wie sie nur wenigen Dichtern unserer Tage gelungen sind.

Sindbads des Seefahrers Abenteuer, wie sie aufgezeichnet sind in dem Buch genannt „Tausend und eine Nacht". Illustrierte Ausgabe mit acht farbigen Vollbildern, Doppeltitel, Initialen und Einbandzeichnung von Agnes Peters. Geb. M. 5.–.

Sokrates, geschildert von seinen Schülern. Übertragung und Erläuterungen von E. Müller. Zwei Bände. Mit Wiedergabe der Neapler Sokrates-Herme in Lichtdruck. In Leinen M. 12.–.
Erster Band: Xenophon: Erinnerungen an Sokrates, Die Kunst der Haushaltung. Plato: Protagoras, Ein Gastmahl. Zweiter Band: Xenophon: Ein Gastmahl. Plato: Gorgias, Verteidigung des Sokrates, Kriton, Phädon; Anhang: Drei Sokratesjünger.

Stauffer-Bern: Familienbriefe und Gedichte. Herausgegeben von U. W. Züricher. Mit einem Selbstporträt des Künstlers. In Leinen M. 6.–; in Leder M. 8.–.

Stein, Heinrich von: Gesammelte Dichtungen. Herausgegeben von Friedrich Poske. 3 Bände. In Pappe M. 9.–; in Halbleder M. 12.–. (Erschienen 1915.)
Inhalt: Die Ideale des Materialismus — Vermächtnis — Helden und Welt — Dramatische Bilder und Erzählungen.

Stifter: Aus dem alten Wien. Mit 20 Vollbildern. In Leinen M. 6.–; in Leder M. 8.–.

Stifter: Erzählungen. Vollständige Ausgabe der „Studien" in zwei Bänden. 4.–8. Tausend. In Leinen M. 7.50; in Led. M. 10.–.

Strauß, David Friedrich: Ulrich von Hutten. Herausgegeben von Otto Clemen. Mit 32 Lichtdrucktafeln. Kartoniert M. 12.–; in Halbled. M. 16.–. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf van Gelder-Bütten, in Rindleder M. 50.–.

Ulrich von Hutten ist von jeher eine Lieblingsgestalt des deutschen Volkes gewesen. Hineingeboren und verwoben in eine Zeit geistiger, religiöser und politischer Erregung und Erneuerung, in eine Zeit, da es, nach seinen eigenen Worten, „eine Lust war zu leben", hat er im Kampfe der Geister in vorderster Reihe gestanden.

Taube, Otto Freiherr von: Der verborgene Herbst. Roman. In Halbpergament M. 6.–.

Die Erzählungen aus den Tausend und ein Nächten. Erste vollständige deutsche Ausgabe. Mit einer Einleitung von Hugo von Hofmannsthal. In Leinen M. 72.–; in Leder M. 84.–.

Zwölf wunderbare Bände, deren kunstreiche Ausstattung uns vortäuscht, wir hielten ein altes arabisches Buch in den Händen, geben uns die alten Märchen wieder . . . Ein Kulturdokument allerersten Ranges, gehören diese Märchen zu den großen Menschheitsepen . . . Die Art der Darstellung erinnert oft zwingend an Homer in ihrer Naivität und ihrem Reichtum.

Deutsche Rundschau.

Tausend und eine Nacht. (Mittlere Ausgabe.) Ausgewählt und herausgegeben von Paul Ernst. 4 Bände. In Halbleinen M. 16.–; in Leder M. 28.–.

Aus der großen vollständigen Ausgabe wurden die dichterisch schönsten Erzählungen in einer Auswahl von vier Bänden vereinigt.

Die schönsten Geschichten aus Tausend und einer Nacht. Volksausgabe (563 Seiten). In Pappband M. 4.–; in Halbleder M. 6.–.

Die einbändige Auswahl kann ohne Bedenken auch der reiferen Jugend in die Hand gegeben werden.

Uhde-Bernays: Anselm Feuerbach. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen Feuerbachs. In Halbleinen M. 3.–; in Leder M. 8.–.

Ulfeldt, Gräfin Leonora Christina: Denkwürdigkeiten (genannt Leidensgedächtnis) aus ihrer Gefangenschaft im Blauen Turm des Königsschlosses zu Kopenhagen 1663—1685. Bearbeitet und neu herausgegeben von Clara Prieß. Mit fünf Bildnissen in Lichtdruck. In Pappband M. 5.—; in Leder M. 7.50.

Valois, Margaretha von (Königin von Frankreich und Navarra). Memoiren, Briefe und sonstige Dokumente ihres Lebens. Herausgegeben von W. Fred. Zwei Bände. Mit zwei Porträts in Lichtdruck. In Pappbänden M. 7.—; in Halbleder M. 10.—.

Verhaeren, Emile: Rembrandt. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen Rembrandts. 10. bis 15. Tausend. In Halbleinen M. 3.—; in Leder M. 8.—.

Verhaeren, Emile. Rubens. Mit 95 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen von Rubens. In Halbleinen M. 3.—; in Leder M. 8.—.

Verlaine: Ausgewählte Gedichte. Übertragen von **Wolf Graf von Kalckreuth.** Zweite Aufl. In Halbperg. M. 4.—.

Voll, Karl: Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen. 1. Band: Altniederländische und altdeutsche Meister. Mit 29 Bildertafeln. In Leinen M. 10.—. 2. Band: Italienische Meister. Mit 25 Bildertafeln. In Leinen M. 10.—.
Ein dritter Band wird im Jahre 1916 das Werk abschließen.

Voltaires Erzählungen. Übertragen von **Ernst Hardt.** In Leder M. 10.—.

Inhalt: Der Weiße und der Schwarze — Hans und Klaas — Die Prinzessin von Babylon — Die beiden Getrösteten — Candid — Scarmentado — Zadig — Mikromegas — Der Harmlose.

Walzel, Oskar: Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts. Aufsätze. In Leinen M. 12.—.

Aus dem Inhalt: Schiller und die Romantik — Goethe und das Problem der faustischen Natur — Clemens Brentano und Sophie Mereau — Goethes Wahlverwandtschaften im Rahmen ihrer Zeit — Rheinromantik usw.

Weigand, Wilhelm: Der Ring. Ein Novellenkreis. In Leinen M. 6.–.

Weimar in den Befreiungskriegen. Drei Teile. In Leinen M. 10.–.

Die Bände sind auch einzeln käuflich:

Erster Teil: Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806–1813. Von Kanzler Friedrich von Müller. In Leinen M. 3.50.

Zweiter Teil: Johannes Falks Kriegsbüchlein. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars in dem Zeitraum von 1806–1813. In Leinen M. 3.–.

Dritter Teil: Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen 1806–1815. Mit 16 Vollbildern. In Leinen M. 5.–.

Wielands Werke. In drei Bänden. Neue Taschenausgabe, besorgt von Franz Deibel. In Pappbänden M. 8.–; in Leder M. 15.–; in Pergament M. 20.–.

Wilde, Oscar: Die Erzählungen und Märchen. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von Heinrich Vogeler-Worpswede. 31.–40. Tausend. In Pappband M. 3.–; in Leder M. 9.–.

Wilde, Oscar: Die Ballade vom Zuchthause zu Reading. Übertragen von Wilhelm Schölermann. Fünfte Auflage. In Pappband M. 2.–.

Wilde, Oscar: Gedichte. (Die Sphinx; aus den »Poems«.) Übertragen von Gisela Etzel. Mit Titelholzschnitt von Marcus Behmer. Geheftet M. 6.–; in Halbpergament M. 8.–.

Wilde, Oscar: Salome. Tragödie in einem Akt. Übertragen von Hedwig Lachmann. Mit Doppeltitel, zwei Vollbildern und Einband von Marcus Behmer. Fünfte Auflage. Geheftet M. 2.–; in Pappband M. 3.–.

Kaiser Wilhelms I. Briefe. Nebst Denkschriften und anderen Aufzeichnungen herausgegeben von Erich Brandenburg. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 5.–.

Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Deutsch von Annette Kolb. Mit drei Heliogravüren. Zwei Bände. Zweite Auflage. In Leinen M. 14.–; in Halbleder M 16.–.

Winckelmann: Kleine Schriften zur Geschichte der Kunst des Altertums. Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. Mit 10 Vollbildern. In Halbpergament M. 7.–.

Winckler, Josef: Mitten im Weltkrieg. Gedichte. In Halbpergament M. 3.50. (Erschienen 1915.)

Zweig, Stefan: Erstes Erlebnis. Vier Erzählungen aus Kinderland. In Pappband M. 5.–.

Zwei-Mark-Bände

Jeder Band in Pappband M. 2.–; in Leder M. 4.50

Ludwig van Beethovens Briefe. 11.–20. Tausend.

Die Bibel, ausgewählt.

Fichtes Reden an die deutsche Nation. Eingeleitet von Rudolf Eucken.

Goethes Briefe an Frau von Stein. 11.–20. Tausend. Mit drei Silhouetten.

Goethes Sprüche in Prosa.

Goethes Sprüche in Reimen.

Aus Goethes Tagebüchern.

Briefe von Goethes Mutter. In Auswahl herausgegeben von Albert Köster. 40. Tausend. Mit einer Silhouette.

Grimms deutsche Sagen.

Herder: Ideen zur Kulturphilosophie.

Humboldts Briefe an eine Freundin.

Kant-Aussprüche. Herausgegeben von Raoul Richter.

Heinrich von Kleists Erzählungen. Eingeleitet von Erich Schmidt.

Lessings Briefe. Herausgegeben von Julius Petersen.

Ludwig, Otto: Die Heiterethei. Roman.

Mozarts Briefe.

Die Briefe des jungen Schiller. Mit einer Silhouette.

Der junge Schumann. Dichtungen und Briefe.

Wagner, Richard: Auswahl seiner Schriften. Herausgegeben von H. St. Chamberlain.

Des Knaben Wunderhorn.

Die Bibliothek der Romane

Jeder Band in Leinen M. 3.–; in Leder M. 5.–.

Alexis, Willibald: Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländischer Roman. (11. bis 15. Tausend.)

Coster, Charles de: Uilenspiegel u. Lamme Goedzack. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen.

Die Bibel des flämischen Volkes, so hat Verhaeren diesen Roman genannt, der von jedem Deutschen gekannt werden sollte, denn an den Stätten, an denen seine Handlung sich abspielt, werden heute die großen Entscheidungsschlachten geschlagen: nirgends werden Landschaft und Volk deutlicher als in diesem Buche.

Defoe, Daniel: Robinson Crusoe. Nach der ältesten deutschen Übertragung herausgegeben von Severin Rüttgers.

Dostojewski: Schuld und Sühne. (Raskolnikov.)

Flaubert: Frau Bovary.

Flaubert: Salambo. Ein Roman aus dem alten Karthago.

François, Louise von: Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. Ein Roman aus der Zeit der Befreiungskriege.

François, Louise von: Die letzte Reckenburgerin. 2. Auflage (16.–20. Tausend).

Außerordentlich ist der Gehalt dieses Buches an jener lebendigen Weisheit, die aus der Fülle eines gütigen Frauenherzens strömt. Wir wagen die Behauptung, daß der Freund unserer Dichterin, Conrad Ferdinand Meyer, dessen hohe Kunst wir gewiß nicht gering anschlagen, einen Roman wie „Die letzte Reckenburgerin“ nicht schreiben gekonnt hätte. Seine mehr artistische Kunst hätte nicht diese Blutwärme aufgebracht, die dem Roman seiner Freundin ein so seelenvolles Leben gibt.

Joseph Viktor Widmann.

Gotthelf: Wie Uli der Knecht glücklich wird.

Gottfried Keller nannte Gotthelf das größte epische Talent, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte.

Hoffmann, E. T. A.: Der goldene Topf. Klein Zaches. Meister Martin der Küfner und seine Gesellen.

Jacobsen, Jens Peter: Niels Lyhne.

Jacobsen, Jens Peter: Frau Marie Grubbe.

Jean Paul: Titan. Gekürzt herausgegeben von Hermann Hesse. 2 Bände.

Lagerlöf, Selma: Gösta Berling. Erzählungen aus dem alten Wermland.

Mörike: Maler Nolten. In ursprünglicher Gestalt.

Moritz, Karl Phil.: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman.

Den „Anton Reiser" hat kein Geringerer als Goethe zuerst empfohlen, und gleich ihm ist er später so verschieden gearteten Geistern wie Heine, Hebbel und Schopenhauer in vielem Sinne wert gewesen.

Murger, Henri: Die Bohême. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben.

Scott, Walter: Der Talisman. In der revidierten Übertragung von August Schäfer.

Scott, Walter: Ivanhoe. In der revidierten Übertragung von L. Tafel.

Sealsfield, Charles: Das Kajütenbuch.

Das klassische Buch des wilden Westens. Die Geschichten werden im Hause des Kapitäns Morse, der sog. Kajüte, erzählt: daher stammt sein Name.

Stendhal: Rot u. Schwarz. Ein Roman aus dem Frankreich um 1830.

Thackeray: Die Geschichte des Henry Esmond, von ihm selbst erzählt.

Ein historischer Roman des berühmten Zeitgenossen von Charles Dickens.

Tieck: Vittoria Accorombona. Ein Roman aus der Renaissance.

Tillier: Mein Onkel Benjamin.

Tolstoi: Anna Karenina. 2 Bände.

Tolstoi: Auferstehung.

Tolstoi: Krieg und Frieden. Ein Roman in fünfzehn Teilen mit einem Epilog. 3 Bände.

Turgenjeff: Väter und Söhne.

Tuti-Nameh (Das Papageienbuch). Nach türkischer Fassung übersetzt von Georg Rosen.

Weigand, Wilhelm: Die Frankenthaler.

Ein fränkischer Kleinstadtroman, eines der besten humoristischen Bücher der Gegenwart.

Wilde, Oscar: Das Bildnis des Dorian Gray.

Die Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden mit farbigem Überzug 50 Pfennig.

Bisher sind 187 Bände erschienen.

Im Jahre 1915 veröffentlichte Bände:

Anekdoten von Friedrich dem Großen. Mit 6 Holzschnitten von Adolph von Menzel (Nr. 159).

Arndt, Ernst Moritz: Gedichte (Nr. 163).

Reden Bismarcks nach seinem Ausscheiden aus dem Amte (Nr. 166).

Blüchers Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von W. Capelle (170).

Brentano, Clemens: Die Geschichte vom braven Kasperl u. dem schönen Annerl (Nr. 175).

Clausewitz, General Karl von: Grundgedanken über Krieg und Kriegführung (Nr. 169).

Dumpfe Trommel und berauschtes Gong. Nachdichtungen chinesischer Kriegslyrik von Klabund (Nr. 183).

Fechner, Gustav Theodor: Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Mit einem Geleitwort von Wilhelm Wundt (Nr. 187).

Geibel, Emanuel: Heroldsrufe. Ausgewählt (Nr. 173).

Goethe: Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand („Der Urgötz") (Nr. 160).

Hebel, Johann Peter: Die schönsten Erzählungen aus dem Schatzkästlein des rheinländisch. Hausfreundes (177).

Hölderlin, Friedrich: Hymnen an die Ideale der Menschheit. Herausgegeben von Emil Lehmann (Nr. 180).

Kleist, Heinrich von: Michael Kohlhaas (Nr. 161).

Der Koran. In Auswahl herausgegeben von E. Harder (Nr. 172).

Krieg und Friede 1870. Zwei Briefe von David Friedrich Strauß an Ernst Renan und dessen Antwort. Mit einem Anhang: Carlyle an die Times (Nr. 164).

Der alte deutsche Kriegsgesang in Worten und Weisen (Nr. 171).

Lafontaine: Fabeln. Übertragen von Theodor Etzel. Mit 8 Holzschnitten von J. J. Grandville (Nr. 185).

Die deutschen Lande im deutschen Gedicht (Nr. 174).

Lieder der Landsknechte. Mit acht alten Holzschnitten (Nr. 158).

Mombert, Alfred: Musik der Welt aus meinem Werk (181).

Ostpreußisches Sagenbuch. Herausgegeben von E. Krollmann (Nr. 176).

Schiller: Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585 (Nr. 165).

Friedrich Schlegels Fragmente. Ausgewählt und herausgegeben von Carl Enders (Nr. 179).

Tieck, Ludwig: Des Lebens Überfluß. Novelle (Nr. 184).

Treitschke, Heinrich von: Das deutsche Ordensland Preußen (Nr. 182).

Ullmann, Regina: Feldpredigt. Dramatische Dichtung in einem Akt (Nr. 178).

Der Wandsbecker Bote. Eine Auswahl aus den Werken von Matthias Claudius. Herausgegeb. von Hermann Hesse (Nr. 186).

Weigand, Wilhelm: Wendelins Heimkehr. Eine Erzählung aus der Fremdenlegion (Nr. 167).

Weimars Kriegsdrangsale in den Jahren 1806—1814. Berichte der Zeitgenossen, gesammelt von Friedrich Schulze (Nr. 162).

Kaiser Wilhelms I. Briefe aus den Kriegsjahr. 1870/71 (Nr. 168).

Österreichische Bibliothek

Herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal

Preis jedes Bandes gebunden 60 Pfennig = 80 Heller

Bisher sind erschienen:

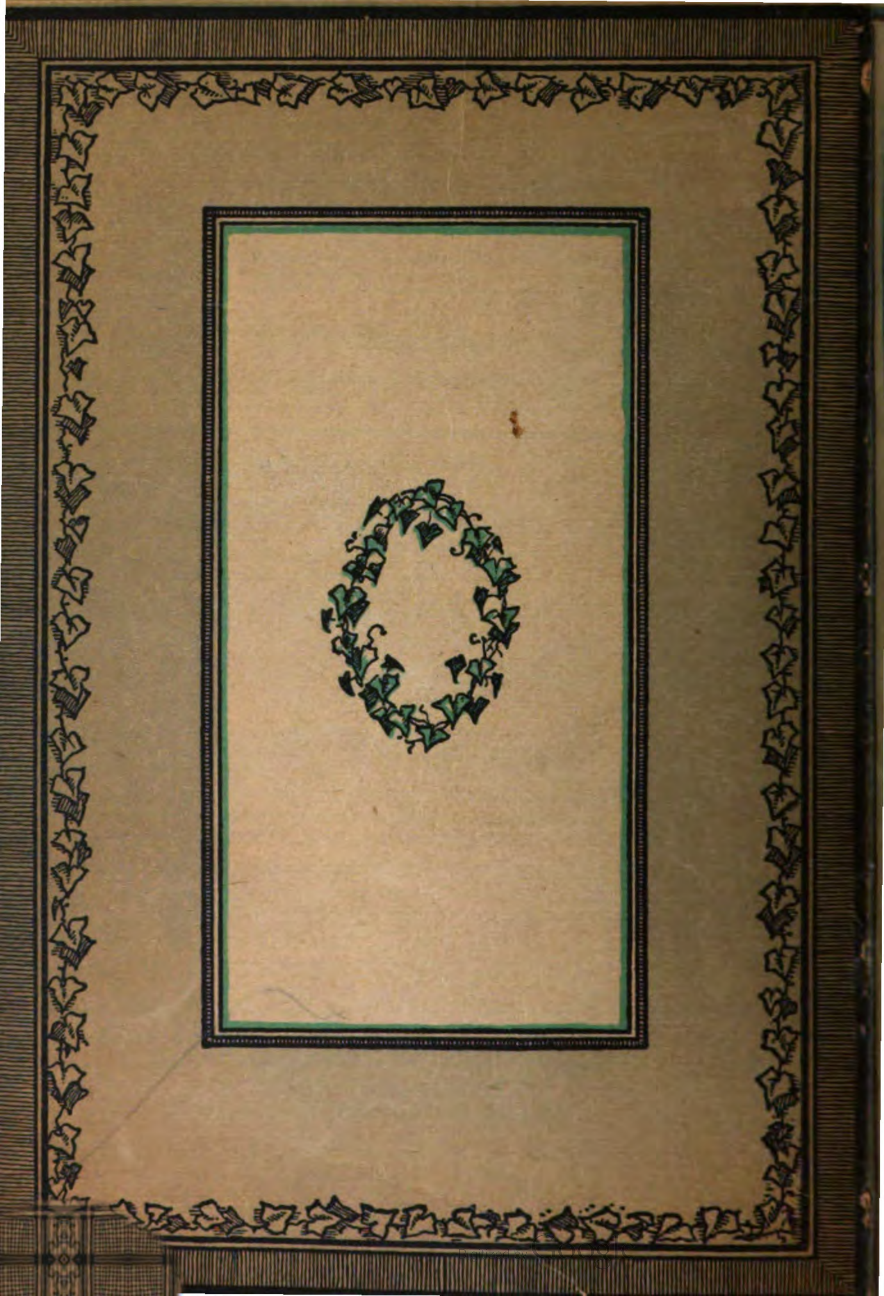
1. Grillparzers politisches Vermächtnis. Zusammengest. von Hugo v. Hofmannsthal.
2. Heldentaten der Deutschmeister 1697 bis 1914. Mit einem Nachwort von Max Mell.
3. Custoza und Lissa. Von Heinrich Friedjung.
4. Bismarck und Österreich. Herausgegeb. v. Franz Zweybrück.
5. Audienzen bei Kaiser Joseph. Nach zeitgenöss. Dokumenten zusammengestellt u. mit einem Nachwort verseh. v. Felix Braun.
6. Achtzehnhundertneun. Dokumente aus Österreichs Krieg gegen Napoleon.
7. Fürst Friedrich zu Schwarzenberg, „der Landsknecht“: Bilder aus Alt-Österreich. Ausgewählt und eingeleitet von Helene Bettelheim-Gabillon.
8. Abraham a Sancta Clara. Ausgewählt und eingeleitet von Richard von Kralik.
9. Beethoven im Gespräch. Mit einem Nachwort von Felix Braun.
10. Radetzky: Sein Leben und Wirken. Nach Briefen, Berichten und autobiographischen Skizzen zusammengestellt von Ernst Molden.
11. Auf der Südostbastion unseres Reiches. Von Robert Michel.
12. Österreichische Gedichte 1914/15. Von A. Wildgans.
13. Comenius und die Böhmischen Brüder. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Eckstein.

Inhalt des Almanachs

Beilagen:

Der Druck des Insel-Almanachs 1916 erfolgte in der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. — Den Umschlag zeichnete Professor Walter Tiemann.





INSEL-ALMANACH



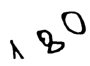
INSEL-ALMANACH

AUF DAS JAHR

1917



IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG



Kalendarium

Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Streit zerronnen;
Wer beschützet und erhält,
Hat das schönste Los gewonnen.
GOETHE

Januar		Februar		März	
1	Neujahr	1	Donnerstag	1	Donnerstag
2	Dienstag	2	Freitag	2	Freitag
3	Mittwoch	3	Sonnabend	3	Sonnabend
4	Donnerstag	4	Septuages.	4	Reminiscere
5	Freitag	5	Montag	5	Montag
6	Sonnabend	6	Dienstag	6	Dienstag
7	1. S. n. Epiph.	7	Mittwoch 🌕	7	Mittwoch
8	Montag 🌕	8	Donnerstag	8	Donnerstag 🌕
9	Dienstag	9	Freitag	9	Freitag
10	Mittwoch	10	Sonnabend	10	Sonnabend
11	Donnerstag	11	Sexagesima	11	Okuli
12	Freitag	12	Montag	12	Montag
13	Sonnabend	13	Dienstag	13	Dienstag
14	2. S. n. Epiph.	14	Mittwoch	14	Mittwoch
15	Montag	15	Donnerstag ☾	15	Donnerstag
16	Dienstag ☾	16	Freitag	16	Freitag ☾
17	Mittwoch	17	Sonnabend	17	Sonnabend
18	Donnerstag	18	Estomihi	18	Lätare
19	Freitag	19	Montag	19	Montag
20	Sonnabend	20	Dienstag	20	Dienstag
21	3. S. n. Epiph.	21	Mittwoch ●	21	Mittwoch
22	Montag	22	Donnerstag	22	Donnerstag
23	Dienstag ●	23	Freitag	23	Freitag ●
24	Mittwoch	24	Sonnabend	24	Sonnabend
25	Donnerstag	25	Invokavit	25	Judika
26	Freitag	26	Montag	26	Montag
27	Sonnabend	27	Dienstag	27	Dienstag
28	4. S. n. Epiph.	28	Mittwoch ☽	28	Mittwoch
29	Montag			29	Donnerstag
30	Dienstag ☽			30	Freitag ☽
31	Mittwoch			31	Sonnabend

	April		Mai		Juni
1	Palmarum	1	Dienstag	1	Freitag
2	Montag	2	Mittwoch	2	Sonnabend
3	Dienstag	3	Donnerstag	3	Trinitatis
4	Mittwoch	4	Freitag	4	Montag
5	Donnerstag	5	Sonnabend	5	Dienstag ○
6	Freitag	6	Kantate	6	Mittwoch
7	Sonnabend ○	7	Montag ○	7	Donnerstag
8	Ostern	8	Dienstag	8	Freitag
9	Ostermontag	9	Mittwoch	9	Sonnabend
10	Dienstag	10	Donnerstag	10	1. S. n. Trin.
11	Mittwoch	11	Freitag	11	Montag
12	Donnerstag	12	Sonnabend	12	Dienstag ☾
13	Freitag	13	Rogate	13	Mittwoch
14	Sonnabend ☾	14	Montag ☾	14	Donnerstag
15	Quasim. Gen.	15	Dienstag	15	Freitag
16	Montag	16	Mittwoch	16	Sonnabend
17	Dienstag	17	Donnerstag	17	2. S. n. Trin.
18	Mittwoch	18	Freitag	18	Montag
19	Donnerstag	19	Sonnabend	19	Dienstag ●
20	Freitag	20	Exaudi	20	Mittwoch
21	Sonnabend ●	21	Montag ●	21	Donnerstag
22	Miser. Dom.	22	Dienstag	22	Freitag
23	Montag	23	Mittwoch	23	Sonnabend
24	Dienstag	24	Donnerstag	24	3. S. n. Trin.
25	Mittwoch	25	Freitag	25	Montag
26	Donnerstag	26	Sonnabend	26	Dienstag
27	Freitag	27	Pfingsten	27	Mittwoch ☽
28	Sonnabend	28	Pfingstmont.	28	Donnerstag
29	Jubilate ☽	29	Dienstag ☽	29	Freitag
30	Montag	30	Mittwoch	30	Sonnabend
		31	Donnerstag		

	Juli		August		September
1	4. S. n. Trin.	1	Mittwoch	1	Sonnabend ○
2	Montag	2	Donnerstag	2	13. S. n. Trin.
3	Dienstag	3	Freitag ○	3	Montag
4	Mittwoch ○	4	Sonnabend	4	Dienstag
5	Donnerstag	5	9. S. n. Trin.	5	Mittwoch
6	Freitag	6	Montag	6	Donnerstag
7	Sonnabend	7	Dienstag	7	Freitag
8	5. S. n. Trin.	8	Mittwoch	8	Sonnabend ☾
9	Montag	9	Donnerstag ☾	9	14. S. n. Trin.
10	Dienstag	10	Freitag	10	Montag
11	Mittwoch ☾	11	Sonnabend	11	Dienstag
12	Donnerstag	12	10. S. n. Trin.	12	Mittwoch
13	Freitag	13	Montag	13	Donnerstag
14	Sonnabend	14	Dienstag	14	Freitag
15	6. S. n. Trin.	15	Mittwoch	15	Sonnabend
16	Montag	16	Donnerstag	16	15. S. n. Tr. ●
17	Dienstag	17	Freitag ●	17	Montag
18	Mittwoch	18	Sonnabend	18	Dienstag
19	Donnerstag ●	19	11. S. n. Trin.	19	Mittwoch
20	Freitag	20	Montag	20	Donnerstag
21	Sonnabend	21	Dienstag	21	Freitag
22	7. S. n. Trin.	22	Mittwoch	22	Sonnabend
23	Montag	23	Donnerstag	23	16. S. n. Trin.
24	Dienstag	24	Freitag	24	Montag ☽
25	Mittwoch	25	Sonnabend ☽	25	Dienstag
26	Donnerstag	26	12. S. n. Trin.	26	Mittwoch
27	Freitag ☽	27	Montag	27	Donnerstag
28	Sonnabend	28	Dienstag	28	Freitag
29	8. S. n. Trin.	29	Mittwoch	29	Sonnabend
30	Montag	30	Donnerstag	30	17. S. n. Tr. ○
31	Dienstag	31	Freitag		

Oktober		November		Dezember	
1	Montag	1	Donnerstag	1	Sonnabend
2	Dienstag	2	Freitag	2	1. Advent
3	Mittwoch	3	Sonnabend	3	Montag
4	Donnerstag	4	22. S. n. Trin.	4	Dienstag
5	Freitag	5	Montag	5	Mittwoch
6	Sonnabend	6	Dienstag ☾	6	Donnerstag ☾
7	18. S. n. Tr. ☾	7	Mittwoch	7	Freitag
8	Montag	8	Donnerstag	8	Sonnabend
9	Dienstag	9	Freitag	9	2. Advent
10	Mittwoch	10	Sonnabend	10	Montag
11	Donnerstag	11	23. S. n. Trin.	11	Dienstag
12	Freitag	12	Montag	12	Mittwoch
13	Sonnabend	13	Dienstag	13	Donnerstag
14	19. S. n. Trin.	14	Mittwoch ●	14	Freitag ●
15	Montag	15	Donnerstag	15	Sonnabend
16	Dienstag ●	16	Freitag	16	3. Advent
17	Mittwoch	17	Sonnabend	17	Montag
18	Donnerstag	18	24. S. n. Trin.	18	Dienstag
19	Freitag	19	Montag	19	Mittwoch
20	Sonnabend	20	Dienstag	20	Donnerstag
21	20. S. n. Trin.	21	Mittwoch ☽	21	Freitag ☽
22	Montag	22	Donnerstag	22	Sonnabend
23	Dienstag ☽	23	Freitag	23	4. Advent
24	Mittwoch	24	Sonnabend	24	Montag
25	Donnerstag	25	25. S. n. Trin.	25	Heil. Christf.
26	Freitag	26	Montag	26	2. Christtag
27	Sonnabend	27	Dienstag	27	Donnerstag
28	21. S. n. Trin.	28	Mittwoch ○	28	Freitag ○
29	Montag	29	Donnerstag	29	Sonnabend
30	Dienstag ○	30	Freitag	30	S. n. Weihn.
31	Mittwoch			31	Silvester

GUIDO GEZELLE: BESUCH AM GRAB

Ich wandelt', ich wandelt' allein,
Ich wandelt' und sprach mit dem Herrn:
Er sprach und ich hört', und er hört' und ich sprach;
Ich wandelt' und sprach mit dem Herrn.

Wer lenkte, wer lenkt' mir den Schritt?
Wo lenkten mein' Schritte mich hin?
Ich weiß nicht, doch irgendwer lenkt' mich; ich ging,
Und stand auf dem Kirchhof allein.

Da steht er, der Turm dort, er ists,
Der Hahn auf dem Turme, er ists;
Da steht er, der Turm, und die Kirche, und 's Kreuz:
Hier hab ich schon einmal geweilt.

Hier legt' ich den Freund in das Grab,
Ich legt', — und er schläft in dem Grab,
Und Jesus in seinem hochheiligen Zelt
Wacht neben ihm, neben dem Grab.

Wo, sag mir, o schweigendes Feld,
Wo liegt er begraben? . . . Allhier?
Wo ists, daß ich weinend mein Auge verbarg
Und sagte: „Fahrwohl, ach, fahrwohl"?

Das Wasser geht auf und geht zu,
Das Wasser geht hoch und hinab; —
Wirft spielend ein Knabe ein Steinchen hinein,
Das Wasser geht hoch und hinab.

Das Wasser geht hoch und hinab,
Das Wasser geht auf und geht zu,
Und 's Wasser ist bald wieder eins und ganz still:
Wo fiel und liegt nun der Stein?

Und die Erde geht auf und geht zu,
Auch die Erde geht hoch und hinab,
Wenn der Totengräber um Lohn einen Sarg
Hinuntersenkt ... offen ... und ... zu.

Und die Erde geht hoch und hinab,
Auch die Erde geht auf und geht zu:
Und, höh'r eine Zeit, als die anderen rings,
Da zeigt man ein Grab und sagt: Da!

Und die Erde sinkt langsam hinab,
Und die Erde sinkt wiederum zu,
Und wiederum streckt seinen Arm darnach aus
's vergessende Gras und wächst zu.

Und die Erde geht auf und geht zu,
Und die Erde geht hoch und hinab,
Und bald ist es wieder so eben und grün,
So eben wie alles ringsum.

Was sagst du, o schweigendes Feld,
Wo liegt er, wo liegt er nun, er?
Wo ists, daß ich weinend mein Auge verbarg
Und sagte: „Fahrwohl, du, fahrwohl"?

Ein' Stimme, — kein' andere sprach, —
Ein' Stimme, kein' andre, kein' ein',
„Komm her," sprach die Stimme, am Kreuz, „er liegt hier:
Komm her", sprach die Stimme, „zum Kreuz!"

O Stimme vom holzenen Kreuz,
O Kreuz unsres Herrn, sei gegrüßt;
Du prangende Frucht an dem edelen Baum,
Gekreuzigter Heiland, gegrüßt!

Wo stehst du, mir hoch überm Haupt,
Wo stehst du, der sank in das Grab,
Wo stehst du, wo steht . . . daß ichs grüße, das Kreuz,
Dich grüße, o edeles Kreuz?

O Stimme vom holzenen Kreuz,
O Stimm' von dem holzenen Kreuz,
Ich fragte so oftmal, ich fragt' im Gebet,
. . . die Antwort ist immer: das Kreuz.

O Kreuz auf dem Turm und im Gras,
O Kreuz am versunkenen Grab,
O Kreuz, wo du stehst oder gehst, sei gegrüßt,
Gegrüßt sei mir 's heilige Kreuz!

O Stamm von dem heiligen Kreuz!
Triumphendes holzenes Kreuz,
Du zeigtest . . . ich fand meinen Freund; find' Er mich,
Der starb an dem heiligen Kreuz!

Aus dem Flämischen von A. K.

GUIDO GEZELLE: DREI GEDICHTE

Die Nachtigall

Wo sitzt der helle Sänger, den
Ich hören kann und selten sehn,
Ins Laub geborgen
Den blanken Maitagmorgen?

Er singt zu Tod die Vögel all
Durch seiner Kehlen Zauberschall
Und wildes Schlagen
In Büschen und in Hagen.

Wo sitzt er? Nein ich seh ihn nicht;
Doch hör ich, hör ich, höre dicht
Sein goldgewoben
Geläut im Wipfel droben.

So singt frühmorgens mancher Mann
Und hebt im Stuhl zu weben an
Aus festem Faden
Ein' Webe leinewaden.

Der Weber singt, die Webe surrt,
Die Lade kracht, die Zettel schnurrt;
Leis fährt die Spule
Durchs Garn im Webestuhle.

So sitzt sie durch den Sommer schwül,
Wirft hin und wieder durchs Gestühl
Von grünen Blättern
Ihr tausendfärbig Schmettern.

Was ists? Ein Mensch? Ein Vogel? Was?
Ein ungesehen Weihrauchfaß,
Von Engelhänden
Entfacht zu süßen Bränden.

Was ists? Es ist ein Weckerspiel,
Mit Zähnen fein, mit Saiten viel
Voll wackeren Münden,
Die güldenen Wohllaut künden.

Es ist — kein Reden macht sie kund —
Ein Funke Feuers, ein Botenmund
Aus höheren Klausen,
Als da die Menschen hausen.

Horch, wie sie schluchzet laut und lang,
Lockt Lust und Leben liebebang
Tief aus den Gründen
Von tausend Orgelschlünden.

Nun wirbeln Triller leicht und schnell;
Nun träufelts aus der Kehle hell,
Wie Wassertropfen
Von Riesel-Dächern klopfen.

Nun tickt – als ob, vom Strang geschlüpft,
Ein Perlen-Schauer tanzend hüpft
Auf Marmor-Stufen –
Im Takt geteilt ihr Rufen.



Kein Vogel lebt: sie weiß sein Lied,
Sein rundereimend Stimmgebiet
Mit ihrem Schallen
Getreulich nachzumalen.

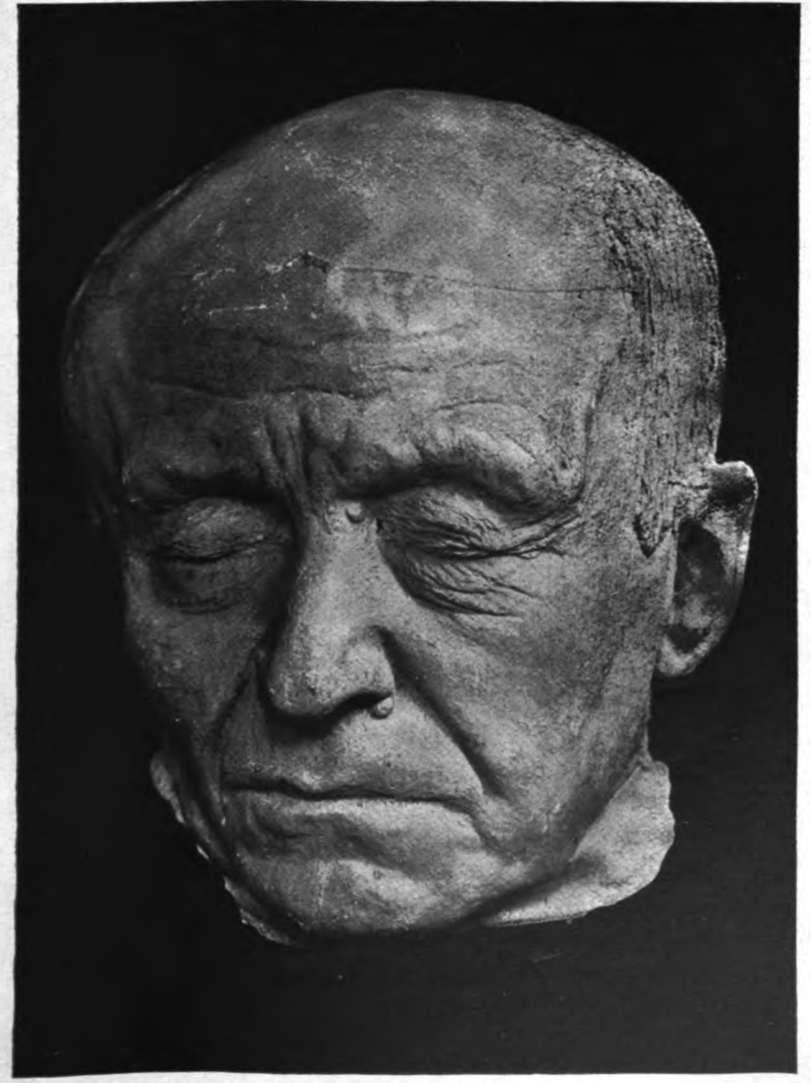
Drum kränkt michs nicht, wie hoch betagt,
Daß sie den Sangspreis hinnentrag
Und, Vogel schöne,
Den alten Dichter höhne.

Auch hat dich noch kein Mensch verstan
Noch deinem Reichtum recht getan
Und Wunderschalle,
O Königin Nachtigalle!

Winterstille

Ein Leilach weiß
Deckt weit und breit
Allum den Weltenacker.
Kein Mensch, und — sollt
Man meinen — 's wär
Kein lebend Herze wacker.

Das Vogelvolk
Verlegen und
Verlassen in den Zacken
Des Birnbaums hangt
Und piept, da nichts
Zu picken und zu packen.



Guido Gezelle im Tode

S' ist alles still
Und stumm allhier,
Allferne. Nur ein Schwatzen
Vernimmst du
Unterweilen noch
Und ein Geschwirr der Spatzen.

Maisang

Noch einmal nun das schöne
  Lied und laß
Nicht einen süßen Runde-Reim
  Verloren.
Dir Lippen auf und nieder
  Läuft etwas,
Das in und um den Bienenkorb
  Geboren.

S' ist Honig, das du singst, und
  Allzu hold,
Um noch einmal mir nicht zu sein
  Geschenket.
Mich lüstet, weil ich trink, und
  Trinken wollt
Ich mehr, je mehr ich trank und bin
  Getränket.

Aus dem Flämischen von Rud. Alex. Schroeder.

WINTERLICHE STANZEN

von ***

Nun sollen wir versagte Tage lange
ertragen in des Widerstandes Rinde;
uns immer wehrend, nimmer an der Wange
das Tiefe fühlend aufgetaner Winde.
Die Nacht ist stark, doch von so fernem Gange,
die schwache Lampe überredet linde.
Laß dichs getrösten: Frost und Harsch bereiten
die Spannung künftiger Empfänglichkeiten.

Hast du denn ganz die Rosen ausempfunden
vergangnen Sommers? Fühle, überlege:
das Ausgeruhte reiner Morgenstunden,
den leichten Gang in spinnverwebte Wege?
Stürz in dich nieder, rüttele, errege
die liebe Lust: sie ist in dich verschwunden.
Und wenn du eins gewahrst, das dir entgangen,
sei froh, es ganz von vorne anzufangen.

Vielleicht ein Glanz von Tauben, welche kreisten,
ein Vogelanklang, halb wie ein Verdacht,
ein Blumenblick (man übersieht die meisten),
ein duftendes Vermuten vor der Nacht.
Natur ist göttlich voll; wer kann sie leisten,
wenn ihn ein Gott nicht so natürlich macht?
Denn wer sie innen, wie sie drängt, empfände,
verhielte sich, erfüllt, in seine Hände.

Verhielte sich wie Übermaß und Menge
und hoffte nicht noch Neues zu empfangen,
verhielte sich wie Übermaß und Menge
und meinte nicht, es sei ihm was entgangen,
verhielte sich wie Übermaß und Menge
mit maßlos übertroffenem Verlangen
und staunte nur noch, daß er dies ertrüge:
die schwankende, gewaltige Genüge.

RICARDA HUCH: LUTHERS GLAUBE, Kap. XIX

Vor Jahren lernte ich ein paar junge Japaner kennen, die sich zu Studienzwecken in Europa aufhielten. Sie führten ein sehr ordentliches und ehrbares Leben, sie tranken nichts Alkoholisches, schweiften nach keiner Richtung aus und hielten sich im Grunde für viel kultivierter als uns Europäer. Sie mißbilligten, daß man sich bei uns küsse, überhaupt im Ausdruck der Gefühle gehen lasse; einer erzählte, wenn er nach jahrelanger Abwesenheit heimkäme, würde er die Seinigen, die ihn am Landungsplatze des Schiffes abholten, mit einer Verbeugung, höchstens mit einem Händedruck begrüßen. Selbstbeherrschung werde bei ihnen vom Menschen verlangt.

Mir hat das einen befremdenden und unauslöschlichen Eindruck gemacht, den ich damals nicht weiter auslegte und verfolgte; ich fand, daß die einwandfreien Japaner eher künstlichen Affen als Menschen glichen, von schönen, liebenswerten Menschen ganz zu schweigen. Es kam mir komisch vor, daß sie sich für Menschen hielten und mit Selbstbeherrschung protzten, obwohl gar nichts zu beherr-



schen da war, höchstens daß irgendein Rädchen hätte kaputt gehen können. Als Menschen genommen, flößten sie mir Ekel ein.

Wie anders die Griechen, die wie Löwen brüllten, wenn sie verwundet waren, die wie Kinder weinten, wenn ihnen etwas nicht nach Wunsch ging, und sich wie Straßenjungen beschimpften, wenn sie wütend aufeinander waren. Luther, den man so oft zur Renaissance in Gegensatz stellt, war vielleicht unter seinen deutschen Zeitgenossen am meisten Grieche. Was hatte der trockene, klügelnde Erasmus mit Griechenland zu tun, und was die meisten der fleißigen, strebsamen Humanisten? Wenn Luther einen großen Schmerz erfuhr, wie zum Beispiel durch den Tod seines Vaters, zog er sich zurück und betete, das heißt, er raste sich aus. In seinen Gebeten sprach er mit Gott, hielt ihm sein Unrecht vor, schrie ihm seinen Zorn ins Gesicht und machte dann seinen Frieden. Seine Heftigkeit im Verkehr mit seinen Gegnern ist bekannt, auch seine Freunde machten ihm einen Vorwurf daraus; er gab ihnen recht, blieb aber dabei. Sicherlich hat er nicht gedacht, daß er seine Naturkraft schonen wolle, sondern sie war da und behauptete sich siegreich allem Besserwissen anderer und allen etwaigen guten Vorsätzen, die er selbst faßte, zum Trotz; es gehörte zu seinem Genie. „Die Stoiker, die Stockheiligen, die nicht weinen, sich der Natur gar nichts annehmen, es geschehe, was da wolle“, verurteilte er; denn es sei im Grunde „eine gemachte Tugend und erdichtete Stärke, die Gott nicht geschaffen hat, ihm auch gar nichts gefällt. Denn Gott hat den Menschen nicht also geschaffen, daß er Stein oder Holz sein sollte.“

Luthers Ideal konnte in seiner Zeit nicht verstanden werden, weil es eine Zeit versiegender Natur war. Er und einige seiner Zeitgenossen, zum Beispiel Dürer, waren noch durchdrungen von ihrer Heiligkeit und hielten sie fest; dann fing man an, sie zu verachten, ja, man kannte sie kaum noch. Der vornehme Mensch bildete sich aus, der seinen Stolz darein setzte, nicht Tier mehr, nur noch Mensch sein zu wollen, und ihm folgte der moralische und tugendhafte Mensch, der sich nur noch im Gehege der bürgerlichen Ordnung bewegen konnte. Immer fader und flacher wird alles, was getan und gemacht wird; man wundert sich zuweilen, wie die Menschheit ohne Hunger und Liebe sich erhielt und fortpflanzte. Es lockert sich wohl alles wieder in der Weimarischen Epoche, aber ich empfinde doch immer, als habe auf dem Boden der Bildung, Wohlanständigkeit und Kleinbürgerlichkeit das ungezähmte Element nie losbrechen können.

Das deutsche Volk ist im allgemeinen durchaus kein vornehmes Volk, wie zum Beispiel das spanische, und zwar aus einem sehr erfreulichen Grunde, weil das Chaotische und Elementare, das der Form sich Widersetzende, in den Deutschen noch stark ist. Wo noch viel zu formen ist, hat Gott noch viel zu tun, es ist noch viel Zukunft und Leben da; um den Preis darf ein Volk auf die Zier der Vornehmheit wohl verzichten. Indessen ist etwas anderes da, was dieser instinktiven Kraft zu widersprechen und sie zu bedrohen scheint, nämlich das System.

Vergleicht man etwa den Dreißigjährigen Krieg mit dem heutigen, so springt jedem ein wesentlicher Unterschied in die Augen. Dort, im 17. Jahrhundert, eine lächerliche



Umständlichkeit, Ahnungslosigkeit, Ziellosigkeit, dabei eine unübersehbare Fülle der Erscheinung. Etwas Überschwengliches, zugleich Entsetzliches und Schönes stellt sich unserem inneren Auge vor, wenn wir daran denken. Dagegen jetzt eine Zielsicherheit, ein schnelles und sicheres Funktionieren, das jeden in Erstaunen setzt; das System bewährt sich über alle Erwartung. Es geschehen bekanntlich auch bei uns Greuel, und man vergleicht sogar hier und da mit dem Dreißigjährigen Kriege; aber in Wahrheit besteht vielleicht nur auf russischer Seite eine wirkliche Ähnlichkeit. Ich las die Schilderung eines Pfarrers in Ostpreußen, wie ein russischer hoher Offizier die ganze Einwohnerschaft eines Dorfes töten zu lassen drohte, sich an ihrer Angst weidete und besonders den Geistlichen zur Zielscheibe seiner Grausamkeit machte; wie dann aber plötzlich das Herz dieses Teufels sich wendete und er mit einer wahrhaft großmütigen Wallung alle begnadigte. Das war ganz und gar ein Auftritt aus dem Dreißigjährigen Kriege.

Diese Unberechenbarkeit deutet auf Gott; das System arbeitet folgerichtig, von Gott heißt es: spirat ubi vult. Luther sagte einmal, als eine Stadt mit irgendwelchen derzeitig neuen Kanonen beschossen wurde, daß diese Maschinen wahrhaft eine Erfindung des Teufels zu nennen wären; denn dadurch würde die Tugend, durch die auch ein Kriegsmann sich hervortun könne, die persönliche Tapferkeit, ihm genommen. Du mußt nicht denken, ich wolle die Tapferkeit und Opferwilligkeit unserer Soldaten herabsetzen, zweifelsohne sind sie im Gegenteil bedeutend selbstloser als die Soldaten des 16. und 17. Jahrhunderts, denen es in allen Schichten hauptsächlich um Beute zu tun

war; aber das ist nicht zu leugnen, daß der Krieg fortwährend mehr systematisiert und mechanisiert wird, das heißt, daß der Ausgang weniger von lebendiger persönlicher Kraft abhängt als davon, daß jeder einzelne an seinem Orte pünktlich die ihm vorgeschriebene Pflicht tut. Wenn jeder Arbeiter im richtigen Augenblicke sein kleines Rädchen dreht oder auf sein kleines Knöpfchen drückt, so geht die Maschine und arbeitet mit soundso viel Pferdekräften. Im Dreißigjährigen Kriege sprachen die größten Feldherren immer von der launischen Fortuna und dem Umschwunge des Glücksrades; es lag alles, wie in den Kriegen des Alten Testamentes, weniger in der Hand der Menschen als in der Hand Gottes. Es ist selbstverständlich, daß die Welt dabei gewonnen hat; das Reich Gottes hat dabei verloren.

Ebenso verhält es sich mit der heutigen Wohltätigkeit. Früher fanden die von den Stärkeren zertretenen Schwachen Zuflucht bei der erbarmenden Liebe einzelner, auch konnte der Unterdrücker selbst sich plötzlich in einen Großmütigen verwandeln; kurz, über dem Armen waltete lebendige Kraft und darum unendliche Hoffnung beim Elend. Der wohltätige Betrieb ersetzt nicht nur die erbarmende Liebe des einzelnen, er merzt sie sogar aus. Man muß den Bettler von der Tür weisen und ihn mit Suppenkarten erquicken, etwaiges Mitleid darf sich nur bessernd äußern. Unter Ausschaltung des einzelnen übernimmt es das System, die Almosen gerecht zu verteilen, gute Lehren beizufügen, für richtige Verwendung des Gegebenen zu sorgen. Der Empfänger soll um keinen Preis durch die Gabe beglückt werden, sondern soll sie so anwenden, daß die allgemeine Ordnung dadurch gehoben wird. Da die Privatpersonen

nach Maß ihres Besitzes zur Erhaltung der Wohltätigkeitsmaschine beigesteuert haben, lassen sie die Menschenliebe nachher brachliegen; die an der Maschine Arbeitenden sind im besten Falle wohlwollende Geschäftsleute. Daß unter den Privatpersonen wie beim Betriebspersonal auch solche sind, die von Liebe für die Leidenden bewogen werden, ist selbstverständlich; im allgemeinen kommt auch auf diesem Gebiete das System der Welt zugute und engt das Reich Gottes ein. Dies wurde natürlich auch schon bemerkt, und die merkwürdigsten Vorschläge wurden gemacht, um eine Änderung herbeizuführen. Einmal las ich, es sollte in jedem Herrschaftshause unter dem Dache eine arme Familie einquartiert werden, welche die betreffenden Herrschaften in Obhut nehmen sollten; so dachte man das System durch ein besonders feines System aufzuheben.

Das System ist das, was am Preußentum gehaßt und gefürchtet wird. Die Abneigung dagegen ist instinktiv und unausrottbar und läßt sich nicht dadurch widerlegen, daß das System es gut meint, korrekt und löblich ist und sehr viel leistet, natürlich in der Welt. Jedes organische Wesen, je lebendiger es ist, wird abgestoßen durch die Kennzeichen des Systems: die schnurgerade Linie, die Starrheit und Übersehbarkeit; denn alles Lebendige, wie überzeugend es auch dasteht und atmet, ist ein Geheimnis. Nun hat zwar seit dem siebzehnten Jahrhundert in ganz Europa das System Triumphe gefeiert durch den Jesuitismus, den Militarismus und den Sozialismus, nirgends aber so wie in Deutschland. Daß das gerade in diesem kindlichen, phantasievollen Volke möglich war, ist merkwürdig; ich erkläre es mir folgendermaßen.

Wie ich dir schon sagte, halte ich die Gabe des Organisierens für das Genie der politischen oder weltlichen Völker. Sie organisieren die Gesellschaft, wie Frauen, Kinder und Genies ihre Taten und Werke. Herrische Menschen pflegen mit einer Leidenschaftlichkeit, wie von einem inneren Sturm getrieben, zu organisieren, so wie ein Künstler sich auf sein Werk stürzt; ist die Einrichtung fertig, so ergreifen sie eine andere. Dieser Bearbeitung, diesem Druck setzt ein einigermaßen selbstbewußtes Volk einen Gegendruck entgegen, der der Organisation ebenso zugute kommt, wie dem Kunstwerk eine Hemmung. Bei dem deutschen Volke nun, dieser sehr passiven, zum Gehorsam neigenden Masse, ist dieser Widerstand gering; der starken Persönlichkeiten, die früher zwischen dem Volke und den Herrschenden standen, sind immer weniger geworden, und so gelingt es dem knetenden Willen, den unförmigen Teig einförmig zu machen. Ein geniales Volk in seiner Blütezeit widersteht der Organisierung ganz und gar: es entzückt durch die Fülle seiner üppig wachsenden Formen, während wir an England die logische Entwickelung seiner Staatsform bewundern. Hier sind alle Vorzüge der Welt zu finden: Macht und Reichtum, gutes Funktionieren der Maschine, Freiheit und Gerechtigkeit, Gesundheit und Schönheit; dort ist Leben, Geist, Genie, Liebe bei äußeren Verhältnissen, die einem Weltmenschen als chaotische Unordnung erscheinen müssen. Das Organisieren möchte ich als eine natürliche Gabe betrachten, aus der Natur politischer Völker hervorgehend; das System verdeckt den Mangel an weltlicher Begabung. Wer nicht organisieren kann, verfällt auf das Mechanisieren.

Man hat Luther nachgesagt, daß er kein Organisator gewesen sei, aber das ist ganz unrichtig. Er hatte genug von einem Herrscher in sich, um organisieren zu können; aber er war zugleich ein Genie und haßte alles Mechanische, so wollte er keine Einrichtung schaffen, die nicht nach allen Richtungen frei beweglich und entwickelungsfähig wäre, damit nicht aus dem Organismus ein Mechanismus würde.

Der Organisator hemmt die Menschen in dem, worin er selbst sein höchstes Glück findet: im Handeln. Er will das Handeln an sich allein reißen, für alle handeln, wie die Kirche für alle denken wollte. Christus hat nie organisiert, nur Leben geweckt, wohin er kam; ich möchte mit Absicht den entwerteten Ausdruck anwenden: er lebte und ließ leben. Während Zwingli und Calvin vorzugsweise Organisatoren, also Weltmenschen waren, organisierte Luther nur der Welt zuliebe, nicht ohne das Gefühl, sich dadurch tragisch zu verstricken, obwohl er das Erdenkliche tat, um der Erstarrung vorzubeugen.

Sein Wirken auf kirchlichem, politischem, sozialem und juristischem Gebiete ist in dieser Hinsicht staunenswert weise, oder sogar durch und durch genial; er entschied immer nach dem einzelnen Fall, immer unter Miteinrechnung der jeweiligen Möglichkeiten, immer mit ebensoviel Freiheit und Liebe wie Gerechtigkeit. Beim Festsetzen von Glaubensartikeln wie bei der Einführung von Zeremonien steckte er immer die Grenzen weit und machte sie beweglich und vermied jede Willkür. Er organisierte wie die Natur, das heißt wie Gott schafft. Traf er irgendeine Anordnung, so fügte er nachdrücklich bei, daß es durch-

aus nicht überall und nicht immer ebenso gehalten werden müsse. Am Schlusse seiner Deutschen Messe und Ordnung des Gottesdienstes sagt er: „Summa, dieser und aller Ordnung ist also zu gebrauchen, daß, wo ein Mißbrauch daraus wird, daß man sie flugs abtue und eine andere mache; gleichwie der König Ezechias die eherne Schlange, die doch Gott selbst befohlen hatte zu machen, darum zerbrach und abtat, daß die Kinder Israel derselbigen mißbrauchten. Denn die Ordnungen sollen zur Förderung des Glaubens und der Liebe dienen und nicht zu Nachteil des Glaubens. Wenn sie nun das nicht mehr tun, so sind sie schon tot und ab und gelten nichts mehr; gleich als wenn eine gute Münze verfälscht, um des Mißbrauchs willen aufgehoben und geändert wird, oder als wenn die neuen Schuhe alt werden und drücken, nicht mehr getragen, sondern weggeworfen und andere gekauft werden. Ordnung ist ein äußerliches Ding; sie sei wie gut sie will, so kann sie in Mißbrauch geraten. Dann aber ists nicht mehr eine Ordnung, sondern eine Unordnung. Darum steht und gilt keine Ordnung von ihr selbst etwas, wie bisher die päpstlichen Ordnungen geachtet gewesen sind; sondern aller Ordnung Leben, Würde, Kraft und Tugend ist der rechte Brauch; sonst gilt sie und taugt sie gar nichts.“

Die Kirche, die Luther vorschwebte, war ein dreigliedriger Bau unter einer Kuppel, entsprechend den drei Haufen, in welche die Menschheit, ein Abbild der heiligen Dreifaltigkeit, sich gliedert. Sie sollte einschließen einen Bau für den großen Haufen der Normalen, denen das Gesetz gepredigt werden muß; einen anderen Bau für die zwischen der Welt und dem Reiche Gottes Schwankenden, denen

die Verheißung des Evangeliums offenbart wird, damit sie um der Herrlichkeit der Auserwählten willen den Flug in das Geistesland wagen; den dritten Bau für diese, die wahren Christen, die freiwillig mit den anderen in der Kirche anbeten, obwohl ihnen die ganze Welt heilig ist. Diese gigantisch gedachte Kathedrale blieb unvollendet, wie die Dome des Mittelalters, weil Luther keine wahren Christen fand. Welche Tragik des genialen Einsamen! In dieser Spitze sollten die Bauglieder der Kirche münden, diese wären das Herz gewesen, das sie mit stets frischem Blut versorgt und vor der Erstarrung bewahrt hätte. Ich weiß keine Tragödie, die mich mehr erschütterte als diese; der von Christus im Wesen gleich, als er seine Jünger auf dem Ölberge schlafend fand.

Es scheint eine Binsenweisheit zu sein, daß die Menschen die Einrichtungen machen, und zwar für sich; tatsächlich verschwinden aber bei uns die Menschen hinter den Einrichtungen, in die das Leben übergeht. „Es kann in der Welt nur gut werden durch die Guten", das ist, glaube ich, ein Wort der Königin Luise. Luther sagte: „Darum ist dem Staate mehr dafür zu sorgen, daß gute und verständige Männer an der Spitze stehen, als daß Gesetze gegeben werden." Wenn die Wut nachläßt, Verordnungen, Pläne, Organisationen zu machen und Maschinen zu mästen, werden wir auch wieder mehr Persönlichkeiten haben, deren gerade wir bedürfen, weil wir im ganzen ein unpersönliches Volk sind.

Mit dem Verschwinden einzelner Organisationen freilich ist es nicht getan: der moderne Staat ist das System, das keine Persönlichkeit duldet; denn er ist ja die Maschine,

die schwächer werdende Persönlichkeiten sich zum Ersatz für ihre versiegende Kraft gemacht haben. Wie sie aus Mangel an Übung schwächer und schwächer wurden, so könnte die Übung sie auch wieder kräftiger machen. Das mittelalterliche Feudalsystem, das System der persönlichen Beziehungen, der Selbstverwaltung kleiner Gruppen, die sich schließlich zu größeren zusammengliedern, war der Ausfluß persönlicher Kraft und könnte auch wieder zur Schule persönlicher Kraft werden. Handeln ist die unmittelbare persönliche Wirkung von Mensch auf Mensch, und nur handelnd bildet sich das selbstbewußte, selbsttätige Ich, der Mann.

Unser Druck- und Zeitungswesen ist auch ein Symptom für das Aufhören des unmittelbaren gegenseitigen Aufeinanderwirkens. Man sagt seine Meinung in Büchern und Aufsätzen, man widerspricht ebenso, zu einer eigentlichen Berührung kommt es nicht, und schließlich bleibt jeder bei seinen taubstummen Ideen. Es gibt jetzt wohl auch etwas den alten öffentlichen Disputationen Ähnliches; aber im Grunde vermeidet man doch das Aufeinanderplatzen der Geister, weil jeder sich zu schwach zum Kampfe fühlt. Wir leben wie die fensterlosen Leibnizischen Monaden.

So wird es begreiflich, wie ein Fontane der Schriftsteller unserer Zeit werden konnte, gerade von Männern gern gelesen. Fontane hatte sich durch fünfzigjährige Beobachtung eine Ansicht von der Welt gewonnen und stellte sie dar, lauter Ausschnitte, die aber, da sie mit dem von den anderen auch Eingeheimsten übereinstimmten, als vollgültige Bilder angenommen und begrüßt wurden. Die Ideen des Herzens, die nur in der Bewegung des Kampfes, im Leben, Eigentum

der Seele, bewußt werden, und durch welche die Ausschnitte aus der Außenseite der Welt erst zum Bilde ergänzt werden, fehlen ganz; aber gerade in dem verständigen Gerüste fühlt der moderne Mensch sich heimisch. Andere Dichter und Künstler geben nur ihre Traumbilder, und auch diese finden ihr Publikum, bei anderen stehen die Visionen hart neben den Ausschnitten; im tätigen Ich würden sie zum lebendigen Ganzen verschmelzen.

Es gab Zeiten, wo aus Jünglingen, die verantwortlich ins Leben hineingestellt wurden, zur rechten Zeit Männer wurden, denen eine religiöse, das heißt einheitliche Weltanschauung, die sie trug und hob, von selbst erwuchs. Die Jünglinge der neuen Zeit können nicht Männer werden, weil sie nicht verantwortlich, schaffend tätig sind, und es kommt nicht selten vor, daß das Ich um das fünfzigste Lebensjahr herum, zu einer Zeit, wo es sich allmählich auflösen sollte, sich noch gar nicht gebildet hat. Diese stehengebliebene Jugend ist nichts Erfreuliches, sondern etwas Tieftrauriges. Zuweilen kommt, wie bei Fontane, noch eine ohne Sonne reifgewordene Frucht zustande; aber im Grunde bleibt es doch zwischen Jünglingshaftem und Greisenhaftem unbeglückend schwanken. Vielen ergeht es wie jenem sagenhaften Mönch, der sich träumend im Walde verlor, und als er nach einem verpaßten Leben, das ihm zeitlos verlaufen war – denn Zeit und Raum entstehen nur dem selbstbewußten, selbsttätigen Ich, nicht dem Träumer – zu den Menschen zurückkam, von dem starken Anhauch des Lebens in Asche fiel.

Ich las neulich eine kleine Schrift, die mir sehr deutsch und sehr belustigend vorkam, mit dem Titel: Unabhängig-

keit von der Natur. Der Titel bezieht sich auf die künstliche Erzeugung von Nährstoffen, Farbstoffen, Heilstoffen und anderen Naturprodukten, wodurch die Natur dem Menschen entbehrlich werde. Es wurde darin erzählt, wie schäbig der Purpur der Alten in der Tat gewesen sei, wenn man ihn mit unseren künstlich hergestellten Farben vergleiche, und es könnte vielleicht, wurde hinzugefügt, mit manchem Glanze der Antike so gehen, wenn er mittels ähnlicher exakter Methoden, wie sie die Chemie besitzt, neu vor uns erstehen könne. Und doch, dachte ich, hat die Glut dieses schäbigen Purpurs über Jahrhunderte weg die Phantasie der Menschen entzündet, daß sie ihre imperatorischen Träume, ihre herrlichsten Gesichte dahinein hüllten. Was hülfe uns die königlichste Farbe, wenn kein Held mehr da wäre, dessen Schultern sie trügen? „Jetzt gib mir einen Menschen, gute Vorsicht!“ läßt Schiller seinen König Philipp flehen, der die Natur zu einem toten Räderwerk hat erstarren lassen. Der Menschen scheinen auch wir um so mehr zu bedürfen, je imposanter unsere naturfreien Purpurfarben werden. Ich weiß wohl, daß es nicht an solchen fehlt, die in der Welt, und solchen, die im Reiche des Geistes etwas bedeuten; aber es kommt auf solche an, die beide Welten zusammenfassen. Man kann nicht Gott dienen und dem Mammon; aber man kann mit Gott den Mammon beherrschen. Marquis Posa war Gott zu treu, um Fürstendiener sein zu können; den klügsten und mächtigsten Fürsten seiner Zeit durch Gott zu regieren traute er sich zu, ja er liebte ihn, weil er das Elend seiner Gottesferne durchschaute. Solche Menschen brauchen wir, die zugleich Mittelpunkt und Peripherie, zugleich

der Eine und das All, zugleich lichtbringendes Wort und Chaos sind.

Das Licht ist ein Strahl, und der Strahl ist ein Schwert; das Licht erschafft die Welt, indem es die Finsternis von ihr abtrennt. Aber alle Lichter steigen auf aus Nacht und gehen in Nacht unter; das Feuer in seiner Majestät vernichtet. Aus den Mythologien wissen wir, daß die Feuergötter zweischneidig sind, böse und gut, tötend und lebendigmachend zugleich. Hast du nicht Ursache mir zu zürnen, daß ich dich mit Worten um den schwarzen Wein der Nacht bringe? Was mich entschuldigt, ist nur, daß es Worte aus dem Herzen, und daß sie also doch vielleicht etwas alkoholisch waren.

ARNO HOLZ: AUS DEM „PHANTASUS"

I

Zwischen Gräben und grauen Hecken,
den Rockkragen hoch, die Hände in den Taschen,
schlendre ich durch den frühen Märzmorgen.

Falbes Gras, blinkende Lachen und schwarzes Brachland,
soweit ich sehn kann.

Dazwischen,
mitten in den weißen Horizont hinein,
wie erstarrt,
eine Weidenreihe.

Ich bleibe stehn.



Nirgends ein Laut. Noch nirgends Leben.
Nur die Luft und die Landschaft.

Und sonnenlos, wie den Himmel, fühl ich mein Herz!

Plötzlich – ein Klang.

Ein zarter, zitternder Jubel,
der, langsam,
immer höher steigt!

Ich suche in den Wolken.

Über mir, schmetternd,
durch immer heller strömendes Licht,
die erste Lerche!

2

Schönes, grünes, weiches Gras. Drin liege ich.
Mitten zwischen Butterblumen!

Über mir,
warm,
der Himmel:
ein weites, zitterndes Weiß,
das mir die Augen langsam, ganz langsam
schließt.

Wehende Luft . . . ein zartes Summen.

Nun bin ich fern von jeder Welt,
ein sanftes Rot erfüllt mich ganz, und deutlich spüre ich,
wie die Sonne mir durchs Blut rinnt –
minutenlang.

Versunken alles. Nur noch ich.

Selig!

3

Über die Welt hin ziehen die Wolken.
Grün durch die Wälder
fließt ihr Licht.

Herz, vergiß!

In stiller Sonne
webt linderndster Zauber,
unter wehenden Blumen blüht tausend Trost.

Vergiß! Vergiß!

Aus fernem Grund pfeift, horch, ein Vogel .....
Er singt sein Lied.

Das Lied vom Glück!

4

Hinter blühenden Apfelbaumzweigen
steigt der Mond auf.

Zarte Ranken,
blasse Schatten
zackt sein Schimmer in den Kies.

Lautlos fliegt ein Falter.

Ich wandle wie trunken durch sanftes Licht,
die Fernen flimmern.

Selig silbern blitzt Busch und Gras.

Das Tal verblinkt,
aus weichstem Dunkel,
traumsüß flötend, schluchzend, jubelnd,
mein Herz schwillt über,
die Nachtigall!

5

Dann
losch das Licht,
und durch die Stille,
verlangend, fiebernd, erwartungsbang,
nur noch:
unser zitternder Herzschlag!

Trunken, stammelnd, meine Lippen,
süß
dein Aufschrei!

Seligkeit!

. . . .

Im Garten, frühauf, pfiff ein Vogel, von tausend Gräsern
troff der Tau,
der ganze Himmel stand in Rosen.

Lieber! Liebe!

Und wieder:
Kuß auf Kuß! Und . . . nichts als wir! Nichts als wir!

Was
kann die Welt uns jetzt noch bieten!

6

In einem alten, verwilderten Taxuslabyrinth,
durch das es von roten Tulpen brennt,
stehe ich nackt
aus bleichem Marmor.

Meine zagen Fingerspitzen
tasten
über meine Brüste

Mich schuf Korinth, ich sah das Meer!

Auf ragendem Gipfel,
vom steilsten Fels,
hoch über dem blendenden Dächergewirr,
über lichten Weingehängen,
weiten, glitzernden Gefilden mit dunklen Granatgärten,
hügligen, fern verwogenden Feldern und silbrigen Oliven,
aus Myrten, Lorbeern und schattigen Feigen,
schimmerte
mein Heiligtum.

Festliche Mengen,
rosenbekränzt,

entgürtete Jünglinge und Jungfrauen,
schlankgliedrig im Tanzschritt,
umjauchzten meine von weißen Tauben umflatterten Altäre

Umklungen von Flöten, von Weihrauch umdampft,
mit buntem Byssus behängt,
zwischen vergoldeten Säulen, blauäugig und blond,
leuchtete ich über ganz Griechenland!

Grausame, tückische, neidische Ananke!

Aus meinen Helden und Kriegern
wurden abtrünnige, hadernde Eiferer und Philosophen,
auf ferner Schädelstätte,
kohlschwarz,
blutbespritzt, scheußlichst,
hob sich ein Kreuz,
der farbigste Götterhimmel
zersprang.

Meine letzte Priesterin,
mitleidslos,
mir zu Füßen,
mitten in meinen verwaisten, verödeten Hallen,
würgten hagere Nazarener,
ungezählte Barbarenhorden,
aus allen Weltenden und -ecken, jahrhundertelang,
immer neue, immer wieder,
berannten, stürmten, stürzten, brandschatzten, schleiften
meine Stadt,
schlugen mein Land, mordeten mein Volk.

Tausend Jahre unter Schutt und Tempeltrümmern
lag ich in schwarzer Erde.

Zwischen blassen, blanksilbrigen Disteln im Abendschein
weideten Ziegen,
über mein blühendes Grab
bliesen Hirten.

Tausend Jahre
war ich tot.

Heut scheint die Sonne, der Himmel lacht, ich lebe!

Auf meine Schultern, durch gezacktes Laub,
fallen zitternde Tupfen.

Meine Augen,
weit geöffnet,
starren auf ein grünes Wasser.

In breiten, überhängenden Kastanienblättern
spiegelt sich und spielt
sein Licht.

KAREL VAN DE WOESTIJNE: PARABEL

Als gering an Bedeutung und von wenigem Nutzen, versäumten die Schriften zu erzählen, wie Maria, gelehnt an die Schulter des kummerschweren Josef, keuchend ein wenig vom vielen Gehen, und Traurigkeit in ihren Augen von langem, beschwerlichem Umherirren, vorbeikam an dem Häuschen zweier sehr armer Leute; — da sie, wander-



Mistra in Lakonien, die Faustburg Goethes. (Aus Reisinger, Griechenland)

müde und in den Wehen des nahenden Gebärens, durch Bethlehem schritt, das in sanftem Schnee lag, und suchte, — weil ihr unbekannt war der vor-ordnende Wille Dessen, der ihre Dürftigkeit leiten würde zum Stall und zur Krippe, die Er auserwählt hatte zu Geburts-Haus und -Wiege, — suchte die gute Herberge, die die sichere Ruhstatt für sie, und Den sie trug, werden könnte.

So kam sie vorbei am Häuschen von zwei sehr armen Leuten, die waren ein alter Mann und dieses Frau.

Und als die Frau durch das Fenster, das den schönen, gelbgrauen, flaumig in den Schnee gebetteten Weg zeigte, in der dunstigen Dämmerung, die eben noch Licht gab, irren sah die andere Frau, die schwanger ging, da ergriff sie sehr tiefes Mitleiden; und sie sprach, sich ihrem Manne zukehrend, der gebückt saß in dem sachte sinkenden Dunkel der Stube:

„Es geht eine Frau vorbei, die soll gebären; sie sieht müde aus, und der Mann, der neben ihr geht, ist voll Kummer. Sie sind nicht aus dieser Gegend, denn mein Gedächtnis würde sie sonst bald unterbringen. Ich kenne sie nicht.“

Der Mann stand auf von seinem Stuhl, und ans Fenster tretend, sah er, wie todmüde Maria erschien, und wie kummergebeugt der Nacken Josefs. Er sprach:

„Es sind arme Leute. Sie werden bald ein Kind haben, das vielleicht schön sein wird.“

Und sich zurückwendend zur Dunkelheit der Stube:

„Wir haben keine Kinder.“

Die Frau blieb bewegt stehen und starrte. Es war eine alte, gute Frau.



Maria und Josef waren schon fern, ein Nebelbild geworden im Gruneln des wachsgrauen Abenddunstes.

Und die alte Frau sagte, da sie sah, wie Maria sich auf Josef noch schwerer stützte:

„Sie trägt eine schwere Frucht."

Sie ging wieder sitzen in der stillen Stube. Und beide, ihr Mann und sie, dachten nun, daß sie die irrenden Wanderer hätten bitten können, hereinzukommen. Und die Frau dachte, wie das Kind hier wäre geboren worden, bei mildestem Lampenlicht, und wie sie es bei dem stillen Feuer gewärmt hätte und in Windeln gelegt; und der Mann dachte, wie er niemals Kinder gehabt noch gekannt.

Aber Maria und Josef wandelten schon ganz fern, und die zwei armen Menschen haben sie nicht hereingerufen.

* * *

Du, Gute, weißt, wie wir einander hätten liebhaben können. Und die Tage gingen vorbei, die die Zeichen der Liebe trugen, und beide sahen wir, wie sie vorübergingen.

Aber wir haben die Tür nicht aufgetan.

Aus dem Flämischen von A. K.

THEODOR DÄUBLER: ZWEI GEDICHTE

Zauber

Der Geist wird die Belebung des Lagunensumpfes:
Der Menschen Regsamkeit wirft seine Wellen auf.
Vom Gondolier das Ruderflügeln ist kein stumpfes
Zerfahren der Gewässer. Großer Schleppenlauf,

Beschäumt mit Edelfunken, brandet vor Palästen.
Versonnte Schleier flocken von den Steinbalkonen,
Gefüllt mit Dogen und erstaunten Schicksalsgästen:
In den Gemächern müssen Ungekannte wohnen.

Die Marmorranken tragen den Gesang des Schaumes
Empor zu Bräuten, die ein Klagen herberief.
Befiel dich nie die Schwermut dieses Sonnentraumes?
Ein Wissen wie der Morgen hinter Sonnen schlief.

Balkongestalten drängen sich vor Blutbehängen
Der Fenster. Das alte Rot! Ob es ein Rätsel barg?
Die vollen Gondeln kreuzen sich auf Schimmergängen:
Sie pfeilen traumverzückt. Und sind der Sarg.

In den Kanälen schwankte nachts die Tasso-Klage:
Des Dichters Wehruf gaben Gondoliere kund.
Die Stadt erstarrte. Wurde eine Marmorsage.
Den Mond erzählte ein verborgner Fabelmund.

Die Sternennächte tigerten Venedigs Himmel,
Wenn eine Stimme ihren stillen Samt beschwor.
Erklagt, entstürzte vollmondnachts der Silberschimmel,
Auf hohem Bogen, einem großen Abendtor.

Das Perlentier mit seiner Tränenmähne ist verschwunden.
Doch unaufhörlich klagte Tassos Sprache an.
Auch der Versuch mit Sternen wurde fort verwunden:
Die Flucht der Milchstraße bei Klagesang begann!



Des Gondolieres Strophe hat den Tod gerufen.
Aus Särgen rief der Dichter die Ruinen auf.
Es standen Mondbeflissene auf Marmorstufen
Und lenkten im Morast des Wassers letzten Lauf.

Vor einem Fenster in Venedig schaukeln Särge,
Auf dem Balkone zeigt sich neumondnachts die Braut.
Im Keller ist die Münze. Lichter flackern. Zwerge
Durchschatten einen Gang. Sie hämmern lang und laut.

Die Braut umdichtet sich mit einem Flimmerschleier.
Sowie sie oben ist, erstirbt ein letzter Schrei.
Die Nacht beruhigt sich zu ihrer stummsten Feier.
Auf einmal nichts. Wer war dabei?

Der rote Vorhang fängt lebendig an zu beben.
Wo ist die Braut! Im Haus die Stuben scheinen leer.
Der Vorhang wurde still! Du siehst ein Tier entschweben,
Vom Fenster aus: den Sternen zu und übers Meer.

Die Särge tanzen vor dem Fenster im Kanale.
Die Silberwoge zittert klagend bald vorbei.
Der Vorhang schimmert. Drinnen geht man oft zum Mahle.
Wann kommt die Braut? Auf einmal hörst du einen Schrei.

Die Gondoliere schenken der Lagune Wellen:
Aus Menschenhand empfängt das Wasser seinen Schaum.
Die Ruder flügeln wie die himmelnden Libellen,
Und wo sie tauchen, knospt ein Schimmersaum.



Auf marmornem Balkone strahlen Morgenkinder.
Ein goldner Tag hält sie mit blauer Huld umhaucht.
Die Gondeln schweben durch die Sonnenschleier linder,
Wenn unsre Friedensstunde aus dem Meere taucht.

Die Möwen mögen um die Marmorschlösser fliegen.
Ein schwarzer Gondelkranz umplätschert den Palast.
Die Güte alter Stuben wird den Schwarm besiegen:
Im Brunnenhofe weilt ein ungeahnter Gast.

Die Tauben sehn ihn wohl und sind darum geblieben.
Aus blauem Schattenwogen schäumen sie empor.
Sie scheinen ein Geheimsein weihevoll zu lieben:
Das Bild der Anmut schimmert durch das Marmortor.

Ein Lauschender auf blauer Au

Grauen, samtig rauhes Grauen
Packt mich, wenn ich traurig bin.
Lauter graue Raupen stauen
Sich vom Hals bis übers Kinn.
Ach, wie schwer ich das ertrage,
Wie es mich erschaudern macht:
Raupen scheinen es am Tage,
Falter sind es bei der Nacht.

Dunkelbunter Schmetterlinge
Werde ich genau gewahr.
Ja, die innerlichsten Dinge
Schaut dann manches Augenpaar.



Tief im Flügelkreis der Falter
Blickt mich meine Trauer an,
Unserer Seele blaues Alter
Hält ein Zauber dort im Bann.

Fliegt doch fort, ihr vielen Dinger!
Färbt ihr euch mit Rätseln bunt?
Meine werden schon geringer,
Abgesucht ist euer Fund!
Flackert nicht, wie kranke Herzen,
Die der Tod nicht knicken kann,
Knüpft nicht alle meine Schmerzen
An den Samt der Flügel an.

Weggeträumt, hinweggesonnen,
Gebt mir doch am Morgen Ruh.
Ach, in Sorgen eingesponnen,
Deckt mich schon das Schaudern zu.
Doch warum die trübe Klage?
Stets bin ich mit Graun erwacht!
Raupen plagen mich am Tage,
Falter sind es bei der Nacht.

FÜNF GEDICHTE NACH PAUL VERLAINE

(Aus der in Vorbereitung befindlichen deutschen Gesamtausgabe des Insel-Verlags)

Der Bannkreis

O grau war mir zu Mute, grau,
um eine Frau, um eine Frau.



Götz Freiherr von Seckendorff / Zeichnung zu Molières Psyche

Ich konnt meinen lieben Mut nicht fassen,
obgleich ich diese Frau verlassen,

obgleich mein Mut, obgleich mein Blut
sie fliehen gemußt, und das war gut.

Ich konnt meinen lieben Mut nicht fassen,
obgleich er stolz diese Frau verlassen.

Und es sprach mein Mut zu meinem Blut:
Ist das nun weise, ists wirklich gut,

diese grauenvolle Ermannung,
diese stolze, diese wehe Verbannung?

Und es sprach mein Blut, mein Blut: Wer weiß,
was uns bannt in diesen Kreis,

dies immer fliehen, doch nie entweichen,
immer dasein, niemals erreichen?

Richard Dehmel

Ich wollte . . .

Ich wollte, wenn mein Leben noch zu leben wäre,
Daß eine sanfte Frau mir, jünger um zehn Jahre
Als ich, an meiner Seite still mein Haus bewahre,
Zur Hälfte tragend so viel dunklern Loses Schwere.

O Herz an Herz im gläsernen Märchenhaus!
Gemeinsam welch ein Blick! O Freimut und Vertrauen!
Eins sagt zum andern wie zu sich: Laß uns nur schauen!
Und wie zu sich erwiderts: Daure aus!



An ihrem Platze sie, an meinem ich,
Wär unsre Eintracht so sehr unerschütterlich,
Daß der Gemüter – duld das Wort! – Unebenheiten

Nie schüfen, daß von beiden eines überwiegt.
So wars gemeint durch hohe Geister strenger Zeiten:
Daß doch im Tiefsten immerdar die Nachsicht siegt.

Felix Braun

Alte Weise

Ein dunkel geschwelltes Verlangen,
ein schamhaft verschüchtertes Bangen
erzittert von Baum hin zu Baum;
die Harfen der Laubkronen schwingen
im Windhauch die Saiten und singen
wie purpurne Vögel im Traum.

Das krause Geflüster der Ruten,
halb Aufbruch, halb dumpfes Verfluten
tönt dunkel wie Weizen im Wind,
lacht silbern wie Wellengeriesel,
das über vergoldete Kiesel
der Wiesen ins Binnenmeer rinnt.

Die Seele, die waldwärts erbebte
und schluchzend im Wasser verschwebte,
entfloh sie nicht unserem Mund?
Und ist es nicht meine, nicht deine,
und gehn sie nicht beide wie eine
verschlagene Stunde zugrund?

Paul Zech



Agnus Dei

Es sucht das Lamm die Bitterkeit der Heide,
Zieht Salz dem Zucker vor auf seiner Weide,
Sein Schritt wird laut im Staub, daß ich ihn nicht vom
Regen unterscheide.

Will es ein Ziel, so ist nichts anzufangen,
Kopfstoßend starr durchstemmt es sein Verlangen,
Dann blökt es seiner Mutter zu, der bangen.

Lamm Gottes, das der Menschen Heil beginnt,
Lamm Gottes, das uns zählt und kennt und findt,
Lamm Gottes, sieh, erbarm dich dessen, was wir sind.

Gib uns den Frieden, nicht den Krieg bescher',
Lamm, schrecklich in des rechten Zornes Wehr,
O du, einziges Lamm, Gott und Gottvaters Einziger.

Rainer Maria Rilke

Parsifal

Besiegt hat Parsifal die Tändelein
Der Blumenmädchen, die ihn hold erschlafft,
Und seine Lust am Fleisch, das knabenhaft
Mit kleinen Brüsten reizt zu Spielerein.

Besiegt hat er die Frau, die zart und fein
Mit Arm und Hals ihn lockt in wilder Kraft.
So Herr der Hölle trägt er seinen Schaft
Und tritt, ein siegend Kind, zur Gralsburg ein.



Mit jener Lanze, die den Höchsten stach,
Heilt er den König, König selbst danach
Und Hohepriester jenes hehren Gutes.

Im goldnen Kleide hält er steil erhoben
Den heiligen Gral, den Kelch des reinsten Blutes.
– Und, o die Knabenstimmen hoch dort oben!

Herbert Eulenberg

HANS EHRENBAUM-DEGELE (gefallen 1915): FÜNF GEDICHTE

Aus Gründen brechend, ein erlöster Bach,
Ein dunkler Klang, in allen Wind gehängt,
Beb ich vor Leben, stürmend und bedrängt,
Und immer seid ihr Väter in mir wach:

Ihr großen Geier, rauschend über Schluchten,
Ihr rauhen Jäger auf Gebirg und Grat,
Ihr spielenden Delphine in den Buchten,
Du brauner Kerl, du singender Soldat.

Ich bin die Härten längst vermorschter Stirnen,
Verhalltes Stöhnen aus beklommner Brust,
Verfallner Städte hingelohte Lust,
Vergeßner Alltag, grau und abgemüht,
Ich bin die Pracht von Mördern oder Dirnen,
Die aus den alten Gräbern flammend sprüht.

*



Jauchzendes Sion, mörderische Baale,
Fetisch und Rune, dunkel und geweiht,
Der Marmorgötter Pracht, der Glanz der Grale
Vergilbten schon im langen Herbst der Zeit.

Heiß aber küßt mich der enthüllte, nackte,
Rhythmische Gott des Werdens und Vergehns
Und braust um mich wie weiße Katarakte
Und reißt mich fort im Drang des Auferstehns.

Ich war Prophet und fühlte mich verlodern,
Ich hing am Kreuz und schauderte im Modern,
Ich lag verzweifelt in der Agonie,

Ich war an alle Sterblichkeit gebunden,
Ich hab die Tode alle überwunden
Und wandle hin in Glanz und Melodie.

*

Auf sanften Abendwellen treibt die Welt.
Wir aber, jäh erlöst aus Qual und Schweiß,
Sind von Begierden trotzig angeschwellt
Und taumeln auf, von tausend Fiebern heiß.

O rauchiger Kantinen Trunkenheiten!
O Lied, das heiser in die Nächte stößt!
O Mädchen, die uns weiß entgegengleiten!
O Mensch sein, heiß und hungrig und entblößt!

Schwer unterm Ring von klirrenden Gestirnen,
Sind wir so voller Leidenschaft nach Sein,
Daß jedes Bild der Welt uns schnell verschlingt.

Und wie die Dämmerung langsam verschwingt,
Tanzt im Gewölk von unsern dumpfen Hirnen
Das blonde Leben, göttlich und gemein.

*

Schatten sickern stumpf auf Pflastersteine;
Lampen schaukeln vogelhaft im Wind;
Straßen bleichen plötzlich wie Gebeine
Durch die Stadt, die zum Gewölk zerrinnt.

Räder sind wir, durch die Nacht gedreht,
Irre Schritte, die sich nicht besinnen,
Seufzer, die aus Müdigkeiten rinnen,
Fetzen Lied, verloren und verweht.

*

Mein Freund, der zu den Schatten ging,
Von Träumen einsam überschwemmt,
Was hinter deiner Stirne hing,
Weint in mir fort, der Erde fremd.

Wir sind ein Spiel um Gott und Ding,
Das rings ans Unbewußte streift,
Und jedes Schicksal ist ein Ring,
Der träumerisch in Ringe greift.

Du Mensch voll Schmerzlichkeit und Güte,
Vom Tag verstoßen und verlacht,
Du hängst in mir wie eine Blüte,
Die sich erschließt zur Nacht.



R. Beeh: Zeichnung zu Rilke, Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke

HUGO V. HOFMANNSTHAL: SHAKESPEARE UND WIR

Zum 23. April 1916

Es sind nun hundertunddrei Jahre her, daß Goethe seinen Aufsatz „Shakespeare und kein Ende“ veröffentlichte. Darin stellt er seine Ansicht von Shakespeare „als Dichter überhaupt“ und Shakespeare „als Theaterdichter“, welche beide er scharf auseinanderhält, dem enthusiastischen Betreiben der von Tieck geführten Romantiker gegenüber, Shakespeares Werke unverkürzt auf die Bühne zu bringen. Er lobt mit Nachdruck die Schauspielerbearbeitungen von der Art der Schroederschen, „welche sich ganz allein ans Wirksame halten und alles übrige wegwerfen“, und nennt es ein Vorurteil, das sich in Deutschland eingeschlichen habe, „daß man Shakespeare auf der deutschen Bühne Wort für Wort aufführen müsse, und wenn Schauspieler und Zuhörer daran erwürgen sollten“. Zum Schluß weist er darauf hin, nach welchen Grundsätzen man „Romeo und Julia“ für das Weimarsche Theater redigiert habe, ein Stück, dessen tragischer Gehalt beinahe ganz zerstört wird durch die zwei komischen Figuren Mercutio und die Amme. „Betrachtet man“, fährt er fort, „das Stück recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren, und was an sie grenzt, nur als possenhafte Intermezzisten auftreten, die uns bei unserer, folgerechte Übereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich sein müssen.“ Es bedarf keiner Weisheit, auszusprechen, daß dem größten Mann hier von dem Geschmack

der Nation widersprochen wird, der von Generation zu Generation immer deutlicher bis auf den heutigen Tag für die entgegengesetzte Richtung manifestiert hat. Aber, was Goethe zu wahren strebte: das Gehobene und Unvermischte auf dem Theater, auch diesem ist in anderer Weise eine Tendenz des Publikums treu geblieben und hat die hohe Geltung und Popularität der großen oder tragischen Oper herbeigeführt, welcher Goethe selber, als Schöpfer und Urteilender, nicht weniger geneigt war, der, von den vielen Singspielen und Halbopern zu schweigen, die gelegentlich aus seiner Feder kamen, an drei Epochen der großen dramatischen Musik als Dichter teilnahm, wenn er für Gluck die herrliche, Fragment gebliebene „Proserpina" dichtete, durch die Fortsetzung der „Zauberflöte" sich post mortem Mozart als Textdichter darbot und für seinen zweiten Teil des „Faust" einen Mann wie Spontini oder Meyerbeer als unerläßliche Gesellschafter – sofern das Werk aufs Theater sollte – herbeizuziehen sich vorsetzte. Dies aber beiseite, so ist auf der rezitierenden Bühne das Gemischte, wie es eben in Shakespeare grandios uns entgegentritt, zur unbestrittenen Herrschaft gekommen. Die Träger dieser erobernden Vorwärtsbewegung waren von Generation zu Generation ganz unzweifelhaft die großen Schauspieler, von jenen älteren, Schroeder und Anschütz, herab bis auf die, welche unter uns, indem sie sich in Lear oder Falstaff verwandeln, etwas ihnen selbst Verborgenes ihrer Natur zu enthüllen und darzubringen verstehen. Von den beiden, die Goethe mit bestimmter Absicht antithetisch behandelte, dem „Dichter überhaupt" und dem „Theaterdichter", ist der letztere, oder um es

anders zu sagen, von dem einmaligen Naturphänomen des größten Dichterschauspielers Shakespeare ist das schauspielerische Element zu einer unvergleichlich großen um sich greifenden Macht innerhalb des deutschen geistigen Lebens gekommen, und wenn wir heute ein deutsches Theater in einem höheren Sinne besitzen, welches als eine Art Verwirklichung der von den großen Geistern des achtzehnten Jahrhunderts geträumten „deutschen Nationalbühne" gelten kann, so ist Shakespeare in zweifacher Weise für den Urheber dieses unseres Theaters anzusehen: einmal, wie es oft und einläßlich in bedeutenden Darstellungen ausgeführt worden ist, als einer jener wahrhaftigen Schöpfergeister, die sich „keineswegs nach vollbrachtem Tageswerk zur Ruhe begeben, sondern fortwährend wirksam sind in höheren Naturen, um geringere zu sich heranzuziehen"; so hat sein Geist, in immer neuen Formen gleichsam indirekter Zeugung, uns vom „Götz" und der „Emilia Galotti" angefangen bis zu dem dramatischen Zaubermärchen Ferdinand Raimunds so ziemlich das meiste dessen hervorgerufen, was als höheres Repertorium den Bestand dieses deutschen Theaters ausmacht; zum zweiten aber, indem er von Individuum zu Individuum und von Geschlecht zu Geschlecht immer das Höchste der schauspielerischen Begabung auf sich gezogen und dem deutschen schauspielerischen Dasein mit einer unauflöslichen Aufgabe zugleich ein geistiges Zentrum geschenkt hat. Der französische Schauspieler lebt, eine Generation auf die andere, das gesellschaftliche Leben seines Volkes mit. Nicht so der deutsche, denn die Nation hat selber kein ausgeprägtes, und die wertvolleren dichterischen Pro-

dukte entstammen nicht dieser Sphäre. Aber an Shakespeare hat sich das deutsche schauspielerische Dasein unter stets aufs neue problematischen Verhältnissen immer wieder emporgehoben, hier besteht im allseits Diskontinuierlichen, stets Traditionslosen sogar eine Art von Kontinuität. Der Schauspieler ist es, der die Herrschaft Shakespeares auf dem deutschen Theater unablässig ausgebreitet und vertieft hat, und ein Mann wie Reinhardt, der Schauspieler-Direktor, handelt ebenso unter geschichtlicher Konsequenz wie aus eigener Leidenschaft, wenn er, was Generationen von Schauspielern, zuerst im Wetteifer mit Garrick und Kemble, dann mit Salvini und Rossi, dem deutschen Theater einverleibt haben, zu seiner hohen Blüte und damit zu einem zeitweisen Abschluß treibt.

Der Schauspieler ist es, der nach und nach dem Publikum eben jenes Gemischte annehmbar gemacht hat, sowohl innerhalb jedes Stückes, wie innerhalb der Figuren; zunächst das Komische hart neben dem Tragischen, dann aber auch das Tragische im Komischen, eine Figur wie den Narren in „Lear“ etwa, oder das Melancholische im „Falstaff“. Und nur wenn diese Mischung, anstatt zu befremden, als Genuß empfunden wird, kann ein Stück wie „Was ihr wollt“ auf der Bühne bestehen, das in der Tat vor hundert Jahren, als die Romantiker es zuerst aufs Theater brachten, vom Publikum fallen gelassen wurde, jetzt aber in Wien, wie vor ein paar Jahren in Berlin, für eine Weile die erste Stelle im Repertoire einnimmt. Denn sein ganzer Reiz ruht auf einer solchen Mischung von derbkomischen, grotesken und ganz zarten Figuren, die

zu einer Gruppe verbunden sind; eine ähnliche Gruppe ist Prospero und Miranda, Ariel und Caliban.

Das deutsche Theater, indem es sich Shakespeare ergab und ihm diente, hat auch wieder zu eigenem höchstem Nutzen gehandelt; die Möglichkeiten, die für den Schauspieler hier liegen, sind kaum auszuschöpfen und führen immer tiefer und höher. Hand in Hand mit der theatralischen Unternehmung ging die dramaturgische und sonstige gelehrte Betrachtung; die einzelnen Stücke, das, was man, mit einem Körnchen Salz, die Idee jedes einzelnen nennen kann, die Figuren in sich selber betrachtet und die Bezüge zwischen den Figuren, Hamlet mit Horatio, Brutus mit Cassius, Antonio mit Bassanio, die Landschaften, welche freilich Landschaften der Seele sind, und das, was man die Hintergründe und Ausblicke nennen könnte, alles dies ist an den Tag gebracht, analysiert, gesammelt und in Sammlung über Sammlung wieder gesichtet, verglichen, registriert usf. in infinitum. Einst trat diese Zauberwelt plötzlich an einzelne heran, und der Eindruck war überwältigend. So ist das Erlebnis Goethes. „Die erste Seite, die ich von Shakespeare las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stück von ihm fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblick schenkt. Ich erkannte, ich fühlte meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert." Noch Ferdinand Raimund bekommt erst als reifer Mann den Shakespeare in die Hand, der ihn umwirft, und datiert von da an Epoche in seinem Leben. Das Glück, diese Welt dämonisch im schicksalsvollen Augenblick ins eigene

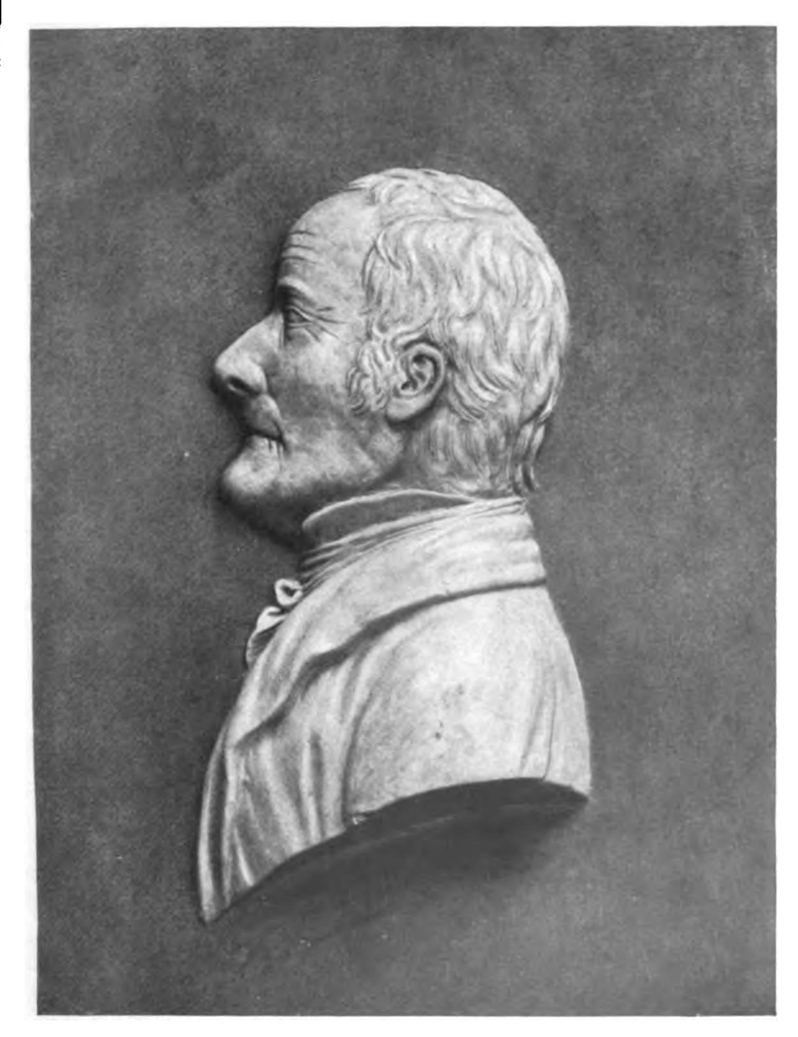
Dasein hereinbrechen zu fühlen, müssen die darauffolgenden Generationen mehr und mehr entbehren.

Für sie ist Shakespeare immer schon da. Tausendfach ausgedeutet, wenn auch im Tiefsten unausdeutbar, liegen diese Gebilde zutage, die inneren Spannungen und die Strahlungen, die von ihnen ausgehen, sind aufgezeichnet und tabelliert. Alle Hilfsmittel zu einer beständigen Schwelgerei sind dem Heranwachsenden vorgerichtet, und heilig muß seine Scheu sein, wenn er zu einem höheren als schwelgerischen Verhältnis sich erhebt. Das Theater ruft ihn zu Shakespeare, sich schwelgerisch in Natur aufzulösen, wie der Schauspieler selbst sich auflöst; so ruft ihn leider auch der stets offene Musiksaal zu Beethoven. Der Reichtum unendlicher Bezüge, Hamlet und Ophelia, Macbeth und seine Frau, Coriolan und der Pöbel, Prospero und die Geister, Brutus und Cäsar, alles dies liegt am Tage, ist dem geistigen Sammelbesitz der Nation einverleibt. Höchst problematisch aber wird der Begriff des Besitzes, wo es sich um Geistiges handelt, ja es kann das Geistige seiner Natur nach in das alltägliche Dasein nicht einbezogen werden: denn es will und soll ja dieses Dasein aufheben. So kann ein zweideutiges Verhältnis entstehen, ein schlaffes und trübes Haben und Nichthaben. In der Jugend aber, von Geschlecht zu Geschlecht, ist ein heiliger Drang nach dem Unentweihten. Hier fällt den Generationen wahrhaftig ein verschiedenes Los. Die Jugend von 1770 wollte nichts als zu sich selber kommen, und in Shakespeare fand sie sich selber, die glühende Welt des Herzens und der Einbildung. Aus diesem beglückenden Verhältnis heraus sind Goethes obige Worte ausgesprochen.

Eine andere Zeit wollte sich in die Welt auflösen, und ihr waren Shakespeares Werke das allermächtigste Lösungsmittel. Dieser Generation, der romantischen, danken wir Schlegels Übersetzung, in der das fremde ungeheure Werk für uns nochmals aus der eigenen Sprache wiedergeboren ist.

Die heutige Zeit kennt keinen tieferen Drang, als über sich selber hinauszukommen. Der Lebende fühlt sich überwältigt durch die Gewalt der Umstände; das schweifende, schwelgende Genießen, das fühlt er, ist kein Ausweg, der Genuß zieht ihn nur tiefer in die Sklaverei hinein, und der Besitz unterjocht. Nach oben hin ist die Idee der Freiheit in den Äther entschwunden, nach innen zu die Idee der Tugend leer und wesenlos geworden. Begriffe, Namen verdüstern die Pfade des Lebens mehr, als sie sie erleuchten, die Handlung hat sich zur Begebenheit erniedrigt. Wo ist eine Offenbarung des Höchsten? Ebendort, wo Wirklichkeit ist, antwortet die innere Stimme, die untrüglich ist.

Menschen, zu allen Zeiten, suchen Wirklichkeit begierig überall. Bei den Geistern und Gespenstern noch, unter deren Anhauch sich eine neue Seite ihres Selbst ihnen offenbart, im Krater der Wollust, ja am Spieltische, wie im Gebet und im Gedicht. Kaum geahnt wird die Wirklichkeit der Mitlebenden, ja noch geliebter naher Wesen, dem trägen Blick bleibt sie auch im Leiden noch verschleiert, bis sie uns plötzlich anweht: Ahnung, daß das Einmalige alles sei, nichts wiederkomme, nichts sich gleiche, alles im Augenblicke unendlich, ungeheuer, begrifflos, vor Gott ewig. In der Leidenschaft wird diese



Altersbildnis Hölderlins

Sprache begriffen, so liegt in der Leidenschaft, nicht in der niedrigen, sondern der hohen, die eigentliche Weihe des individuellen Daseins. Nur in der geistigen Spannung der Leidenschaft wird das Individuelle, das Einmalige wesenhaft: es ist das, wessen sonst der ruhig Hinlebende kaum gewahr wird. Dieses Einmaligen ist die Welt Shakespeares voll, nirgend sind die inneren Spannungen so wie in Hamlet, Macbeth, Othello. In jeder seiner Figuren ist ein unsagbarer Bezug auf sich selbst, eine schauerliche und erhabene Konzentration. Die Einsamkeit dieser Leidenschaftlichen, jeder in seine Welt hineingebannt, dies und nicht mehr die wunderbare Vielfalt des glühenden Geschehens, nicht die romantische Uferlosigkeit des Widerspieles, bannt die Blicke einer neuen Jugend, der die Zusammenfassung und Erhöhung ihres Selbst über alles gehen muß. Und wenn Goethes Shakespeare der Geist ist, der die Welt durchdringt und keines ihrer Geheimnisse bewahrt, dem alles von den Lippen fließt, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in den Herzen der Menschen verbirgt, was ein Gemüt ängstlich versteckt, so wird einem anderen Geschlechte ein stummer Shakespeare entgegentreten, und er wird abermals wahr sein, so wahr als jener, „der die Geheimnisse des Weltgeistes verschwätzt“. Denn wo jedes Wort im ungeheuersten Bezug auf sich selber steht, alle Worte zusammen zu der Rune sich verbinden, die das Individuelle als das Einmalige ausspricht, nichts vom Individuum hinaus in die Welt weist, in die Geselligkeit der Begriffe, dort waltet etwas wie Stummheit, und mit dieser bannt sein unerforschlicher

Geist ein neues Geschlecht, wie ein früheres mit der Magie schrankenloser Beredtheit.

Wie komme ich aber, indem ich in Gedanken Shakespeare und eine neue Generation zueinander halten will, dazu, das, was gemeinhin dunkel und trübe erscheint: Leidenschaft, und die reinen Gebilde der Kunst zusammenzustellen? In der Leidenschaft wie in der Kunst ist das Schöpferische wirksam: das vom höchsten, ersten Schöpfer Entsprungene, Hergeleitete, in den Geschöpfen, womit sie gegen das Chaos sich zur Wehr setzen.

ARNO NADEL: AUS DEM GEDICHTBUCH „DER TON"

Was nenn ich Gott?
Den Körper, der das Sein ist.
Der über Fragen ist und ist,
Der Ende ist der Möglichkeit.
Der in den Mitteln unsre Ahnung ist.
Der uns als Schluß und Schutz das Wissen gab.
Der faßbar über Art und Wesen ist.
Der ist, daß Wonne unser Denken sei.
Der offen Tat ist und Geheimnis.
Der Sinn und Sinnen ist.
Der ohne Zählen Lohn und Strafe ist.
Der Hoffnung über Leid und Zwiespalt ist.
Der Um um Alles ist.
Der Wissen ist im Wort.
Der letztes Vorbild ist in Sein und Tat.

Der Ding ist, das der Nahe kennt
Und ganz fürs eigne Leben hält.
Der bis zum Tag des Wissens mehr gewährt,
Als letzte Lust erträgt.
Der Wissen nur durch Sprung erneut,
Wie irgendwo, wie zahllos und wie einst.
Der Leben will als Hauptding aller Dinge.
Der über Tieres Härte ist.
Der über Mensch und Lust ist allem Nahen.
Der über Augenblick nur Augenblick
Und über Willen Wille ist.
Der über Leidenschaft die Stille ist
Und über Beugung Trank und Wahnsinn.
Der Nahe aller Tiefen beieinander
Wie über Leben hält.
Der Mann und Weib in Sprung und Süße ist.
Der Ach ist im Entschwinden und Vergessen.
Und nur Ach im Verwehen um das Ganze.
Der stark ist wie die reine Stärke.
Der tief ist über Ewigkeit
Und selbst im toten Stoff das Abbild ist.
Der Helligkeit und Herz ist ohne Herz.
Der Sein ist unterm Sein,
Und unter diesem süßer Kern ist.
Der aus dem Kern und andern Raums die Tat ist.
Der Antlitz über Antlitz ist.
Der Ende, Ding ist, Der und Die und Das.
Der Blut und Atem durch sich selbst ist.
Und alles dieses ohne Traum und Rätsel.

*

Tag – Melodie –
Herz – süße Melodie.
Vorüber und hinüber.
Weil alles Ton ist.
Aus Leib und Brust kommts auf,
Wohin denn zieht es?
Aus Gottes Seele in den Ton,
Aus Gottes Leben in das Leben.
Hör nur und fühle – Ton und Ton und Trauer.
Schön über Freude, – selber, selber Gott.

*

Nichts kommt hindurch durch diesen Wind des Stoffes.
Das ist erfüllt von anderm Raum noch,
Da wesen Götter aus der Gottheit,
Entsandt und tätig,
Und lustvoll mich umlauschend.
Und alles so.
Doch nichts kommt her, weil das das Ende wär.
Und meine Segnung ist,
Daß ich das Wort aus diesem Leibe treibe.

*

Alles deutet Gottes Wesenheit.
Der Himmel ohne Ende
Ist seine Weite,
Die nahe Luft, die undurchdringlich weht,
Die Allmacht seiner Tat,
Des Menschen Traum und Sorge,
Sein schönes Denken, seine Güte.

Was ist, ist Schaffen seines Willens.
Der tönt in Innigkeit und Helle,
Ist da, – nichts sonst ist da, –
Und atmet Menschheit aus beseelten Pulsen.

*

Wer ist gütig?
Die Luft ist gütig,
Wenn du sie fühlst.
Wer noch?
Das ist genug.
Denn das ist alles.

*

Was ich zu lehren habe? – Nichts.
Was lehrt dich diese Welt? – Sie lehrt dich nichts.
Ich schrieb sie ohne Zählen auf,
Daß sie auch Tat im Worte sei.
Nun lies sie beide:
Du wirst das Schweigen und das Leben lernen.

*

Ach, mein Gott, was können wir?
Wir können essen,
Mit Frauen Lust und Kinder zeugen,
Die wieder essen, wieder Kinder zeugen.
Und wenn wir deine Pläne melden,
Ists Abschrift ganz aus dir und fern von dir.
Nur du kannst, du nur bist das Können.

*

Losgerissen vom Nabel des Gottweibes
Last' ich umher,
– Nur du erhältst mich, daß ich nicht zerrinne, –
Und warte, ob mir was entgegenlastet.
Auf Menschen, wie Käfer gestaltet,
Auf stumme Tiere, die sich fürchten.
In Frauen nur entbietet mir den Gruß
Die alte, wilde Mutter,
Die mich zu Spiel und Traum entließ.
O Mund, o Saft des Weibes, purpursüß!
Ein Tropfen meines wunderbaren Ursprungs,
Bewegtes Halbvergessen.
An dir, Natur, lenk ich vorüber,
Nach meinen Flammenufern späh ich.

*

Gott ist nicht Stoff und ist nicht Sinn,
Er ist nicht Lust und ist nicht Schmerz,
Und ist doch alles dies.
Und wenn dus fassen kannst:
Er ist nicht Tat und nicht Allwissen
Und ist nicht Sein und ist nicht Wunder.
Er ist nicht alles dies, – wie du im Abbild.
Er ist – nun geht dein Atem aus – das ist er.

*

Drei Stoffe sinds.
Die sind das Ganze, ohne Rest.
Gottstoff, Sinnstoff, Stoffstoff.
Gottstoff ist Tat, Allwissen, Ende.

Sinnstoff ist Abbild Gottes und Empfängnis.
Stoffstoff ist Tod, und Mittel allem diesem.

*

Gott sieht? – Du dunkles Kind!
Gott ist das Sehen.
Und mehr.

Gott hört? – Du dunkles Kind!
Gott ist das Hören.
Und mehr.

Gott weiß? – Du dunkles Kind!
Gott ist das Wissen.
Und mehr und ewig mehr.

ALBRECHT SCHAEFFER: VIER GEDICHTE

AUSSICHT

Kam ich an atlantisches Gestade?
Ungeheures wogt vor mir, ich fühls!
Augen auf, dies ist ein Tag der Gnade:
Ströme grün im blauen Meeresbade
Rollen dort unbändigen Gewühls.

Riese Dasein! mit dem eichnen Schiffe
Überstampf ich deine schwere Brust,
Über mir Geläut und Möwenpfiffe
Und bei Nacht die große Sternenlust:



Wenn die goldnen Posten droben singend
Rufen ab die dunkle Stundenflucht,
Und der Nachtwind, meine Brust durchdringend,
Mir das Herz bereift, die warme Frucht. –

Morgenröten, goldne Wagenreihen,
Fahren, Greif und Einhorn vorgeschirrt,
Mit Gelächter und gewaltigen Schreien ...
Unbeschreiblich dröhnt die Brust des Freien,
Dem die Woge um die Glieder klirrt.

Meeresabend

Du schüttelst, Baum, dein dunkles Haupt,
So ganz gedankenüberlaubt,
So altersgrün; so zeitbestaubt.

Geschüttelt flog der Windgott aus,
Mit Schwingen spitz, im kalten Saus,
Und kreist, und bläst ums Bauernhaus.

Dann schleicht er schlank und schlangengleich
Durchs wehnde Gras, hinan den Deich,
Und hockt dort schwarz, vorm Abend bleich.

Der riesige Okeanos
Mit Rossen und Tritonentroß
Dahingestreckt die Augen schloß.

O Glanz des Meers perlmutterklar!
Der Windgott schließt das Augenpaar
Und lächelt, schmal und wunderbar ...



Verschwand er dann? – Der Deich ist leer.
Es schläft der Baum, das Haus, das Meer.
Aus Westen weht ein Traum daher . . .

Das Verlangen nach dem Monde

Bleich, o wie bleich,
Fahler Himmel, ist dein Nachtbereich!
Schwarzer Busch, von Nacht erstarrt,
Schüttelt sich und blickt und droht mir hart.
Eng und bang, du düstrer Gang,
Führst mich, weiße Wand entlang,
Fort vom abgestorbnen Haus
In die Ebene hinaus,
In die Nacht hinein.

Schein, ach kein Schein
Blinkt von fern und winkt, getrost zu sein.
Aus der Ebne atmets her,
Riesin Wind, die tränenschwer
Liegt am Boden, sucht und kniet
In der Finsternis Gebiet,
Schluchzt und tastet, sucht und weint,
Ob kein silbern Licht erscheint,
Licht, das sie verlor.

Vor, o tritt vor,
Seele Mond aus deinem Hüttentor!
Hoch die Ampel in der schmalen Hand
Sanft beleuchte das erschrockne Land!



Ruf der bangen Riesin zu ein Wort,
Sprich: Hör auf! – Sprich: Suche dort!
Ach, dann glimmt ein blaues Licht von weit!
Ruhig wallend fließt ihr Kleid
Über mein Gesicht . . .

Licht, ach ein Licht
Wohnt in Wolken und erhört mich nicht!
Murmelt Woge unterm Brückenjoch?
Eine Stimme wagt es doch.
Zweige nächtig nächtige Flut bespült,
Nacht im Boden flutet aufgewühlt . . .
Brausend die Lapithin steht und ficht
Übern Himmel hin nach Licht,
Reißt und riß, – und mächtig fällt
Licht auf eine tiefe Schlummerwelt. –
Schlaf nur ruht im Feld.

Hora serena

Über schon dunklen Flächen leuchtet noch die fahle
Goldwand von jenseit an dem Götterhaus.
Dort, unbekümmert um irdisches Seelengebraus,
Sitzen sie, tafeln sie froh in der sonnigen Halle,

Umflutet von dem Glanz des seligen Bruders,
Des Sonnenschiff sich durch das Erdgewölke drängt
Hinüber . . . Uns entschwebt die Majestät des goldnen
Ruders;
Das Haus, von blauer Wolkenfinsternis verhängt,





R. JANTHUR / LITHOGRAPHIE ZU DEFOES ROBINSON CRUSOE

Entzieht sich langsam uns; wie es entschwunden,
Sehn wir, daß wieder Nacht auf Erden ward,
O Schwester! und da stehn wir schwer gebunden
An unserm Kreuz aus Erde, sterblich und bejahrt,

Da jene alterslos und fern vom Tode sind.
Dennoch sind uns auch Kreuze aus Sternen gezimmert!
Geflochten auf Sternbilder droben: wir lagern im Wind,
Gekreuzigte Seelen im Dunkel, gewaltig von Schmerzen
umschimmert.

Leiden, du weißt es, dürfen glänzend sein!
Und manche Nächte rollt das Rad des Firmaments
Um unsrer Herzen Achse in die Nacht hinein
Mit Orgelbrausen, – denn im Herzen brennts:
Ebenbürtig den Göttern, im Sterbenden sorglos zu sein.

HERMAN TEIRLINCK: NACHMITTAGS-SCHLAF

Der Nachmittag hängt lautlos in der Luft.

Der alte Herr will nach dem Essen ruhn. Er tut das in dem kleinen Salon, der an der Vorderseite des Hauses neben dem Eßzimmer höchst beschaulich und einsam die Sommermittagsstille zwischen vornehmen Wänden gefangenhält. Die Läden sind geschlossen. Von einem Ende zum andern flutet hier der samtene Hauch eines lauen Schummerlichts und lindert die Farben auf den altersschweren Gemälden, den verblichenen Goldleisten und dem tiefglühroten Wandbehang, auf der eichenen Flügeltür, dem vio-

letten Nußbaumschrank, dem Tisch und seiner Decke von abendblauem Tuch, auf der sich als ansehnlichster Zierat die breite, kristallene Dessertschale niedergelassen hat, auf den blauseidenen Stühlen, deren faltenloser Sitz in stattlicher Ruhe den seltenen Gast erwartet, auf dem unvergleichlichen Lehnsessel, der breit und einladend vor lauter Dienstwilligkeit strahlt.

Der alte Herr läßt sich im Lehnstuhl nieder: er kommt aus dem Eßzimmer, er schließt vorsichtig die eichene Flügeltür, streift ohne Hinschaun im Vorübergehn mit träger Hand die Tischdecke und läßt sich im Lehnstuhl nieder. Die Seitenlehnen verschwinden völlig unter der Wucht seiner Arme. Dann aber, da er nicht tief genug einsinkt, stützt er sich auf und schiebt seinen schweren Leib nach hinten, bis er schließlich ans Ziel gelangt und ganz und gar von der beflissenen Wärme seines wohligen Ruhesitzes umfangen und umstreichelt ist. Nun faltet er zufrieden die roten Hände über seiner Hose. Fette Grübchen wabbeln auf seinen Fingerknöcheln. Dann läßt er das Haupt hintenübersinken, so daß plötzlich sein runder Hals in höchst erstaunlicher Kugelfülle nach vorne quillt und sein kleingutmütig Gesichtchen schräg hinter dem überwältigenden Quabbelkinn wegdämmert. Der alte Herr schaut ein Weilchen um sich.

Er schaut ein Weilchen um sich, ohne zu sehen, was er sieht. Seine Blicke dämmern über die gewohnten Gegenstände hin, bleiben wohl hier und da an einem kleinen, helleren Lichtfleck haften; aber alles ohne Sinn und Zweck, denn es ist nur ein traumselig Spiel seines Geistes. So stiert er scheitelrecht zum Estrich hinauf. Dieser Estrich ist

zartgrün, umsäumt durch das ebenmäßige Gewog eines Stuckfrieses. In den vier Ecken blinkt Goldgeschnörkel, und inmitten, wo der Bronzelüster in seinem Haken hängt, prahlt ein frischvergoldetes Stilleben: Äpfel paarweis, Birnen und Trauben, ein weitläufig Gebündel und Gerank, die richtige Salonpracht. Dorthin zielen die Blicke des alten Herrn und wandern dann langsam abwärts, bis sie schließlich im Pfeilerspiegel überm Kamin den gleichen zartgrünen Estrich begleiten, um auf dem gleichen Stillebenprunk die gleiche Weile regungslos zu verharren.

Über die Spiegelfläche, von der linken oberen Ecke her bis fast in die Mitte des grünen Kaminbehangs streift ein Strahlenblitz: Sonne. – Er blickt durch einen Spalt der geschlossenen Fensterläden herein. Blendend liegt er auf dem glatten Spiegel und steht wie ein Balken Lichts, glutgelb, handgreiflich in der Luft, in der er alle Stäubchen sichtbar macht. Die Stäubchen wirbeln lässig auf und nieder, um und um und sind im Hui aus der strahlenden Wand heraus. Sie vergehen im Umschaun, eingesogen durch die brütende Dämmerung rundum. Aber andere entstehn augenblicklich ohne Übergang, allmiteins, aus Nichts geboren, aus dem leeren Raum, wahrhaftig, aus dem Dämmerbrüten.

Also wird hier die Sonne kund, heimlich, wie das schrille Gezirp eines Mäuschens.

Die müde Aufmerksamkeit des alten Herrn sinkt ermattet an den güldenen Wangen der schönen Estrichfrüchte hin, taumelt tiefer und tiefer über den fünfarmigen Lüster und langt instinktmäßig auf dem blanken Sonnenstreif im Spiegel an. Da verweilt und erstarrt sie in wollüstiger

Betäubung; denn sachte naht die süße Benommenheit, die ihr aus jenem schönen Licht entgegenflutet.

Sein Blick versinkt in dem zauberischen Glanz, der sich nun schmeichelnd zwischen die halbgeschlossenen Wimpern schleicht, und als er endlich ganz von Kräften, hingegeben mit dem goldenen Auf und Ab des Pendels über der Kaminplatte schwebt, fühlt der alte Herr die innige Wärme dieser allübersäuselnden Ruhe. Die ganze Standuhr sollt eigentlich verschwinden und verdämmern hinter dem einen, winzigen Flatterscheibchen des Pendels. Jedesmal, wenn er durch den Sonnestreifen fährt, blinzt der Pendel.

Draußen sind unterschiedliche Geräusche wahrnehmbar; und nun dringen sie ins Zimmer, und der alte Herr kann sie so scharf, so haarscharf wahrnehmen, daß es nicht zu sagen ist. So hört er denn, wie das Getös im Zimmer ruchbar wird; denn beinah schläft er schon, und jeder Laut klingt dann noch einmal ganz besonders hell, eh alles in deinen Ohren verbrandet und verrauscht. Der alte Herr weiß das sehr wohl.

Über die Straße läuft ein Gelärm von Fußtritten, ein Wägelchen, das rollt, ein Hündchen, das bellt, oder ein flüchtig Menschengespräch. Eine junge Stimme sagt eifrig unter dem Fenster:

„Außer – nein, aber sag! – außerhalb des allgemeinen Wahlrechts? Stell dir nur vor!“ –
und verschwindet. Der alte Herr hat in diesem Augenblick einen sehr schwachen Begriff vom allgemeinen Wahlrecht. Dann hört er im Speisezimmer die Flüsterworte seiner Tochter, die ihre Kinderchen ermahnt.

„Seid doch um Himmels willen still, Bengels, sonst wird Großpapa wach . . .

. . . Kaatje? Kaatje!“

„Ach, Mütterchen, ich wollte nur ein Stückchen Kuchen — — da!“

„Und dafür mit dem Ellenbogen ein paar Gläser auf den Fußboden schieben! — Brave Kinder, die was nötig haben, fragen Ma um Erlaubnis, die wohl am besten weiß, was man tun und lassen soll. Brave Kinder sind gehorsam. Jawohl!

Und hier ist nun ein Stück Kuchen für Kaatje und eins für Brüderchen. Und nun gehn Kaatje und Brüderchen ohne Geräusch von Tisch und essen draußen in der Laube den Kuchen auf. Das wird lecker schmecken, was?“

Sie flüstert. Der alte Herr hört ganz deutlich, wie ein Messer über den Kuchenteller schrapt, wie ein Geschwirre von Röcken und Röckchen raschelt, wie die Kinderchen unbeholfen auf den Zehen hinaustrippeln und wie dabei die Schuhchen knarren — unverhofft. Er lächelt leis in sich hinein. Freilich, Kinder sind solch ein schnakisch und pusselig Volk. Die kleinen Dingerchen können so sonderlich tun und alles so possierlich und so wunderlich anschaun, daß es ein Segen ist. Sieh nur jetzt Kaatje an, wie sie den Kuchen belauert hat und dann das gewichtige Messer profitlich hineingleiten und zwei Stücke hinlegen sah, ein Stück für Kaatje und ein Stück für Brüderchen. Aber guck doch nur nach Kaatjes Augen, bitt ich dich, wie die im Nu, mit einem einzigen Blick das Maß von Kaatjes Stück und Brüderchens Stück aufnehmen. Wie drollig das ist! Der alte Herr läßt beide Daumen abwechselnd über ein und

denselben Westenknopf wandern und macht ein Gesicht, als ob er sagen wollte:

„Wie verfl . . . . . . drollig das ist!"

Der alte Herr nickt sachte ein. Seine Daumen bleiben nach einer kleinen Weile still liegen, und seine Gedanken verlieren sich rückwärts, tief in die Vergangenheit, und bleiben dort in einer greisen Süßigkeit hangen. Er erinnert sich an ein Haus mit breiter Treppe und grünen Scheiben in der Gartentür, an ein braunes Wohnzimmer, an die Hände einer schweigenden Frau, eifernd zwischen dem Wirrwarr von Nadeln und Klöppeln und weißem Zwirn, weiße, weiße Hände, und das Wohnzimmer dunkelbraun und ein Peijatz aus gelber und roter Seide wie eine Sonne mittendrin. Hört er nicht noch das herzerquickende Geklingel der Glöckchen, hört er nicht den Silberlaut? Sicherlich hört er ihn noch. Und dann weiß er auch noch ein braun Sammettäschchen voll Marmeln und gläserner Klicker. Wie hießen die gläsernen Klicker? „Lavooren." Das ist ein rarer Name, sollt ich meinen. Und so meint auch der alte Herr, dieweil er träge sitzt und träumt. Und er sieht sie wieder vor sich, die herrlichen „Lavooren". Die allerherrlichsten waren glänzend wie Kristall. Vielfarbige Adern durchliefen das gläserne Sphärenrund, ein Schneckengewind von mannigfaltigster Buntigkeit, blaue, hell- und dunkelblaue, veilchenblaue, fliederfarbene, purpurne, rote, von zartrosenfarb bis glühend feuerrote, steinrote, gelbrote, gelbe, weißgelbe Fädchen, alle Fädchen zierlich in eins verwunden und verschnürt und aus Rahmgelb aufdunkelnd ins Weidengrün, Olivengrün, Eichengrün, Tiefgrün, dunkler, dunkler, in seltsamer Stufenfolge, bis wieder ins Blau hinein. Ein

„Lavoor“ von Mittelgröße hatte den Wert von zwölf gewöhnlichen Marmeln. Soviel pflagen die Jungens beim Spiel dafür zu geben. Und er verdiente das auch durchaus. Du mußtest nur mal solch ein Ding durch den Sand fahren sehen. Du mußtest sehen, wie das Licht drinnen zauberte und flickerte, flämmchengleich, schon wenn der Klicker noch fest zwischen Daum- und Weisfinger saß, bereit, um loszuschießen. Aber wenn er dann miteins vorauswippte und flugs davonsprang, klink, klank über den Holperpfad, wie war er nicht erstaunlich, wie war er nicht ein lebend Feuer!

Über dem weißen Kräglein des alten Herrn prangt in erhabener Ruhe das unsägliche Kinn gleich einem roten Kinderbauch. Doch ganz am Ende, da, wo das winzige Gesichtchen mit geschlossenen Augen aufglüht, sitzt nun ein Lächeln, so klein, daß es in den Winkeln des regungslosen Mundes Unterschlupf findet. Die Stirn bleibt glatt; und die Wangen sind ein unbeweglicher Teil des allüberwältigenden Kinnes. Eben zucken die Wimpern . . . beinahe nicht, beinahe ganz und gar nicht.

Die Hände fahren langsam auseinander, rutschen über die Westenknöpfe, über die runde Weste, über die Westentaschen, ohne zu hapern. Sie rutschen über den gestickten Westenrand; und, bums! fallen sie gleichzeitig auf beiden Seiten längs der Schenkel nieder. Das Lächeln flieht, das Kinn gluckst, die Braue fährt hoch; eine Falte quert die Stirn.

„Hee — Ee“, sagt der Mund. Die Augen fahren wild in die Runde; und der alte Herr liegt recht töricht da und sucht nach seinen Händen.

Der alte Herr holt noch einmal seine fünf Sinne beisammen. Ein Weilchen beschaut er von neuem das Fruchtgehäng am Estrich, stiert aber gleich wieder in den Sonnenstreif, der schräg über den Spiegel läuft.

Und so folgen seine Blicke nochmals dem goldenen Licht, bis sie über dem bronzenen Farbenspiel der Empireuhr stillhalten. Die Uhr ist ganz aus mattvergoldeter Bronze, mit alleiniger Ausnahme des Zifferblattes, das weiß und eben ist. Dies Zifferblatt klebt an einem griechischen Grabmal; und neben dem Grabmal kniet ein gramerfüllter Orpheus. Er tut wie jemand, der den Himmel ansingt. Er hebt seine Harfe in die Höhe, den olympischen Göttern entgegen, irgendwo zwischen den Gipsrosinen und dem Lüsterhaken. Ein Mantel hängt über seiner linken Schulter, flutet längs der Grabstatt hin und bewirkt noch ein zierlich Gefältel zu seinen Füßen. Um seine Haarlocken hat er ein Band gelegt, das nicht matt, sondern stark poliert ist. Der Pendel, der mit kaum vernehmlichem Ticktack unter dem Grabmal hin und wider fährt, ist auch poliert. Schau nun, wie der helle Sonnenstreif Sieger über die ganze Standuhr bleibt.

Die Sonne jubiliert mit winzigen Spritzerchen auf dem oberen Rand von Orpheus' Armen, auf der Spitze des rechten Harfenbugs, auf Orpheus' Haarband, auf seinen Schultern, auf einem Teilchen seiner Brust, auf vier Falten seines Mantels, auf seinem einen Knie, auf dem Grabe; hier auf dem Grab, dort auf dem Grab, vor allem aber auf dem Pendel. Die Sonne äugt aus ihm hervor wie ein Junges aus dem Finkennest. Sie schlägt Schnippchen auf ihm wie sprudelnd Wassergeträuf. Sie verwandelt ihn, als wärs

in einem Zaubermärchen. Die Sonne! O, das kleine Stückchen Sonne, nicht minder und nicht mehr als die große Sonne ganz und gar!

Wahrlich, so fühlt es der alte Herr. Der alte Herr faltet von neuem die Hände über der Weste. Er macht das Siegesfest der Sonne mit. Er wird blind davon. Das gelbe Licht überflutet alles; und Wolken quellen draus hervor. Er sieht noch etwas – er sieht ein Flieglein, das um den Ellenbogen des Orpheus surrt und akkurat nicht den Mut findet, sich auf den güldenen Reichtum niederzulassen. Er sieht das ganz flüchtig, ehe die übermächtige Sonne alles verschlingt.

Der alte Herr schläft. Denn das Flieglein schwebt nunmehr über seiner Nase, beinah schon zwischen den glühenden Wangen, die ein unbeweglich Teil des allüberwältigenden Kinnes sind. Der alte Herr vernimmt das heimliche Gesumse nicht.

Demzufolge schläft er.

Aus dem Flämischen von Rud. Alex. Schroeder.

KAREL VAN DE WOESTIJNE: ZWEI GEDICHTE

I

Oktober, rüstest ab mein Wähnen und mein Wählen
Mit dumpfem Hammerstoß,
Blei, lendenlahmer Fron, gestauchte Schultern stählend,
Oktober, und dein Hauch die starren Pulse strählend,
Oktober, macht mein Auge groß.

Von allem Spiel gewehrt auf blanken Sommerwiesen,
Zu aller Ruh gekehrt,
Verlassend alle Lüst', und die mich selbst verließen,
Oktober, wie ein Kahn auf sachten Abendfließen
Zum schwülen, schwarzen Hafen fährt:

So liegt, um deinen Trotz von eignem Schlaf geschlagen,
Mein Leben lahm und leer;
Da noch allein mein Blick voll nimmersatter Fragen,
Oktober, hungernd folgt, von Freud und Furcht getragen,
Des Lebens ewiger Wendekehr.

Und nun, da morsch und wrack in deinen Schwall gemündet,
Ich selbst mir selbst entflieh,
Dieweil, von eignem Tod zu eignem Glanz entzündet,
Mein breiter-starrend Aug in deine Wollust gründet,
O Lebens-, Sterbensharmonie,

Schau ich gepaart ins Beugejoch die Schenkelhüften,
Oktober, und Gezäum
An Hörnern, steilgestellt, die stehn nach güldnen Lüften,
Dein stetig Stiergespann, das bricht sein geiles Giften
In Stapf und Schnauben und Geschäum;

Zwiespann, das krimpt und kraust den sturen Schulterbogen
Und träg den Wagen führt;
Wenn – wo sie schrägen Blicks und Nüstern schaumbeflogen,
Dir vollgeladene Fracht von Frucht und Fraun bewogen –
Du starrst, den lustlos nichts berührt,

Dem vollen Wagen nach, da Korb an Korb getragen
Von runden Birnen rollt,
Dem Wagen, da die Glut der Trauben stürzt, dem Wagen,
Da Faune sich im Vlies, lautschnarchende, behagen,
Und schläft der Frauen sonnig Gold,

Oktober – und stehst still, du, der die älteren Lande
Allschattend überschaut,
Des Hammers hangend Lot gestillt in heißen Handen,
Da dir im Atemrauch das Schaudern und das Branden
Der allerletzten ... Sonne ... blaut ...

II

O nackte Liebe, gram und grau,
Arm-Herbst, der um den Frühling hadert,
Ein müder Wingert, blut-durchadert,
Gebeugt auf letzte Rosen-Schau.

Ein arm, verschüchtert Schattenschauern
Um deine Schönheit, düster still,
– – O morsche Lieb, die danken will
Und wagt kein Trauern! –

Aus dem Flämischen von Rud. Alex. Schroeder.

RUDOLF ALEXANDER SCHROEDER: ALCÄISCHE ODE

Der Abschied

Sagt ichs noch einmal? Klagte dich wirklich an
Um Abgetanes, schlösse die Kammern auf,
Drin ichs gebändigt hielt, vor allen
Lüften und Lichtern des Tags verschlossen?



Es wandelt freilich immer der Sterbliche
Wie über Tal und Berge von Glück zu Glück.
Den losen Staub an leichten Sohlen
Trägt er als Beute davon und schüttelt

Mit jedem Tag die früheren achtlos ab,
Kind, neugeboren jeglichem Morgenstern,
Gedankenlos; und doch, das Tote
Spottet des Lebenden, sitzt ihm lüstern

Zum eignen Tisch, entfremdet ihm Brot und Wein
Vor seinen Lippen, lagert im Pfühl geschmiegt,
Aus jedem Seufzer deines Busens
Heilige Wärme für sich begehrend.

Gesicht! Gesicht! Und unter Lebendigen
Trittst du noch vor mich, immer den fragenden,
Grundlosen Jammerblick, unstillbar
Mir ins erschrockene Herz gerichtet!

Geh! Spüre nicht, ob irgendein Hausrat mir
Im öden Saal, ob unter verwintertem
Gezweig der Schatten blieb, der vormals
Über den Sommer uns kühl befangen.

Vergißmeinnicht im wehenden Gras und Tau
Sind tot. Vergiß. Gedenke des einen nur,
Daß du mit halber Tat und Untat
Uns vor uns selber zuschanden machtest.



Umsonst. Ich brauche selber des Trosts; laß ab!
Was starrst du noch, was wartest du noch? Du weißt,
Was du mir angetan. Geh fragen,
Wem und wohin du den Raub verschenkt hast.

Wohl, wir sind Menschen, wandernde, heimatlos;
Drum klag ich dich nicht, klage mich selbst nicht an
Und nicht die Jahre, die noch immer
Uns mit den gleichen Gestirnen narren;

Da Tag für Tag die schnöde Bezauberung
Rings um uns her Lebendige glücklich macht.
Nur wir stehn sinnlos, stehn der Seele
Unter den Atmenden unteilhaftig.

RUD. ALEX. SCHROEDER: MÄRZ-ODE

Kam, o käme die Zeit? Schwollen die Knospen schon
Veilchenfarben im Holz, sprang aus dem Weidenstrauch
Grün das Zwillingsgefieder?
Atmet unter dem Fuß das Land?

Frühling – aber das Herz kennet ihn nicht; und käms
Veilchen häufend und Blust holder Vergißmeinnicht,
Die vorm Ufer versammelt
Blau wie Bläue des Spiegels lacht,

Bräch aus Zweigen hervor, Dornen- und Apfelhag,
Weiß und rosige Wucht seliger noch wie sonst,
Da der Blüten Gewalt dich
Vor der Sonne Gewalt verbarg;



Nicht der Rose Gesicht tröstet die Seele nun,
Nicht der Lerche Gesang oder die Nachtigall;
Denn du lauschest, wo schrecklich
Allzeit dumpfes Gemurre noch

Unverwiesen am Rand jeglicher Stunde wacht;
Frühling! – Aber er trägt Körbe bei Körben heut
Aus den Gärten der Heimat
In die triefende Kelter, Tod. –

Wohl, und lächelst wie sonst, Erde, Vermittlerin,
Da die Kinder voreinst gingen von Land zu Land,
Friede tauschend! – Doch hat nun
Bosheit allen das Herz vertauscht.

WILHELM HAUSENSTEIN: RUBENS

Ihm gegenüber machte man alle Bejahung und Verneinung durch. Begeisterung für seinen Überschwang, der unsrer jungen und hochgemuten Mannbarkeit, dem Humanismus unsrer Lehrjahre, auch frühen Erhebungen christlichen, kirchenseligen Wachstums der Sinne und des Geistes zu entsprechen schien, wich einem jähen Widerstand gegen das Unmaß der Verkörperung, das ursprünglich im Tiefsten reizte und ergötzte. Wiederum erregte wie der Weg durch eine halb fremdartige, halb heimatliche Frauengasse die alles nicht in Irdisches Verschlungene grell ausschließende Fleischlichkeit seiner Mythologien, Theologien, Bildnisse; sie schien das Einzige, was gilt, zu sein. Kam dann, da keine Kraft solcher Ausdehnung und solcher Unermüd-



PETER PAUL RUBENS / SELBSTBILDNIS. (HANDZEICHNUNG)

lichkeit eines einfach gesund wiederholenden Leibesmechanismus dauernd standzuhalten vermag, neue Übersättigung, kam Verstimmung, Haß wie die wegschauende Erbitterung des heiligen Antonius gegen seine Versuchungen, so fand man nach Tagen, Monaten, Jahren, wiederkehrend zu ihm wie zu einem göttlichen Laster, das in der Mitte unserer Säfte fließt und, unbekümmert um lächerlichen Widerspruch, nährend die äußersten Gebärden unserer Natur erzwingt, neuen Zugang zu ihm: dank der einladenden Herrschaftlichkeit, mit der er die Zentnergewichte seiner Sinnlichkeit so spielend, so edelmännisch über die unversehrten Fingerspitzen gleiten läßt, als wären sie Brüsseler Kanten, Antwerpener Diamanten, Rosen aus den Gärten brabantischer Landhäuser. Diese dritte Befreiung zu ihm hin war köstlich; kein Triumph des Geistes über das Fleisch konnte reiner, kühner, sicherer sein. Doch es stieg schon die Sekunde auf, die Neugewonnenem die Unbefangenheit nahm: Hochmut mißachtete den Schnörkel des Rubens, gab zu verstehen, daß dies alles, ob Freiheit oder gierige Unterworfenheit, ob Geist oder Fleisch, Substanz oder Arabeske ganz unverbindlich dargeboten sei wie Komödie, und daß also letzte Wichtigkeit fehle. Seitdem schien Rubens gleichsam in das Belieben der Betrachtung gestellt. Das Notwendige schien aufgehoben; Willkür an ihm und ihm gegenüber blieb. Man konnte hingehn, verweilen. Man konnte vorbeilaufen und, Herr eigener Laune, nicht ohne Ironie hinübergrüßen wie zu einem Helden der Bewegung, dessen Geheimnis man durchschaut. Aber nach einigen Metern Weges wurde gefühlt, daß man, frei von ihm, vielleicht doch bloß ein Freigelassener dieses Caesar Augustus

war und durch Bande entfernter, aber unleugbarer Abhängigkeit mit seiner Gnade und Ungnade verknüpft blieb. Mühsam schien es, von da zu der naiven Gleichstellung zu gelangen, die er selbst – gewissenloser, ja in der Fülle berechnender Meister der Verführung, aber auch der liebenswürdigste Gönner – denen erlaubt, die eines mit ihm gemeinsamen Gefühles fähig sind. Nun wird das Ringen mit seinem leuchtenden Leib ein ritterliches Spiel. Endlich alles wie er zugleich vermögend beginnt man das Ganze des Daseins zu übersehen und die klaffenden Gegensätze zu verschmelzen. Man verschlingt, schlürft, preßt in des Rubens eigenen Bildern die Wirklichkeit selbst und ist, siehe da, entzückt, in früher Morgenröte nach einer weindunklen Nacht nur jungen und leichtgeformten Glanz des Lebens neben sich, unter sich, über sich und ringsum wahrzunehmen. So aßen, tranken, liebten die Götter der Alten: Speise, Trank, Frauen hatten alle Fülle des Stoffs, doch Ambrosia war, was auf goldenen Tellern lag, Nektar, was blank in federleichten Kelchen stand, und Venus Kallipygos war aus dem Schaum geboren, Psyche der Flügel einer Taube oder eines Schmetterlings. Könnte das Leben wichtiger sein? Empfing, ertrug die Mythologie des Rubens nicht gar einen Widerschein vom himmlischen Glanz der katholischen Kirche – Duldung vom Heiligen Geist? Dem Rubens verblieb dies: drängende Nähe der rund und satt geformten Sinne, aber hinaufgetragen zur Höhe der Idee, perlmutterne Wolken des Himmels und lichte Sehnsucht des Geistes in Fleisch und Blut zurückverwandelt, zeitlebens also nichts als der Verzicht auf die geheime Hoffnung jedes Sterblichen, jemals dies gezauberte, gelogene Gleichgewicht

zu stören und die Entscheidung endgültig in die eine der beiden Schalen zu werfen.

Stand der Sinn des Lebens so, dann konnte der tätige Rubens nichts tun, als alle Kraft in die Anschauung sammeln und dichten – malen, in Lüften jenes Trapez fangend, von wo bestehende Welt mit ihren verzweifelten Widersprüchen als Schöpfung seines eigenen Willens erschien, und gewaltsam jene Wölbung unter der Erde grabend, von der aus er die Welt explodieren machte. Malte er also, er, dann konnte das Malen nicht nur etwas Ideelles sein. Er fuhr, hinabstoßend im Flug und hinaufstoßend in Druck und Schub, in die Mitte des Daseins: ins Wirkliche, Wuchernde, Tätige. Aber Wirkliches wurde in der Rundheit, im Geschmeidigen, Üppigen, Farbigen und im Glanz des Ausdrucks empfunden, eindringliche Materialität der Liebe wandte dem Meister ein einfach-merkwürdiges Gesicht zu und sättigte, erneuerte ihn endlos als ein Geformtes, das aus der Hand des Schöpfers der Natur hervorgegangen war. Malerei folgte diesem Dasein – denn es war vor allem ein Dasein, kein Gewerbe, auch keine Gewohnheit – nur wie der ordnende und erhöhende, durch Endgültigkeit des reifen Bewußtseins abschließende Reim. Beides enthielt dieser Reim, was der Kunst Größe leiht: Leidenschaft und Feierlichkeit – Haltung und Wildheit. Jedes Bild wurde Sieg eines Herrschers, trauernde Würde einer Fürstin, festlich-lässige Ausbreitung anmutiger Kugeln einer Nymphe, Strenge einer hohen Jägerin, Schauspiel eines wütenden Löwen, Tod und Himmelfahrt eines leidenden und strahlenden Gottes, Heldentat in Griechenland, Marter eines Heiligen, der mit der offenen Breite

des Bekenntnisses gegen eine Welt von Feinden, Verächtern, Vernichtern kniet. Diese Gewalt der Geschehnisse, der Wirklichkeiten war selbstverständlich. Die assyrischen Reliefs hatten mit Königen, Reisigen, blutenden Löwen zu tun; ägyptische Denkmale waren Pharaonen und Götzen; näher vielleicht ihnen als der besonneneren Menschlichkeit der Griechen konnte Rubens nicht Mildes malen. Alles war wie im alten Morgenlande dinglich angreifend. Die herausgerissene Zunge des heiligen Livin, die mit der Zange den leckenden Hunden vorgeworfen wird, der bläuliche Tod in wächsernen Augenhöhlen und auf den Lippen erschlagener, gestürzter, ertrunkener Amazonen, das Blut an den kissenartigen Körperlein der Kinder von Bethlehem, das Schwanken des mit der lysippischen Last des Heilandsleibs beschwerten Kreuzes, das von Knechten mit fürchterlich hervorgebeulten Proletariermuskeln in die Höhe gehebelt, gestoßen, gezerrt wird – dies alles ist Gegenstand und will gelten. Drängende Werbung verliebter Schäfer und Jäger, Zügellosigkeit in Griffen mosterfüllter Faune fordert nicht Vergebung um der hohen Kunst willen, sondern Anerkennung für sich selbst. Das Weib, das Tier, die Kirmes, das Strotzen brabantischer Fruchtbarkeit in Mensch, Vieh und wiehernden Bäumen ist wie der bunte Duft des Regenbogens unseren Sinnen ohne Vorbehalt, ohne selbstgefällig kunstbewußte Deutung geschenkt und bahnt sich den nächsten Weg zu ihnen: den der Wirklichkeit – ja einer verhundertfältigten Wirklichkeit. So rast das Genie im Ding. Kunst, Form, Allotria – was wäre dies anderes denn hingerissene Konsequenz gegenüber dem Wirklichen? Nachweis gleichsam,

posaunenlauter Nachweis des tatsächlichen Daseins und des berstenden Ausdrucks der Dinge? Bis zur Gewalttat nachdrückliche Behauptung der peitschenden Kraft, die in den Dingen schwingt und flackert? Daß die Wirklichkeit vom einen Ende zum andern gespannt ist, wie ungeheuer die Spannung der Dinge sein oder wie eilig sie durch Tat der Einbildungskraft und der Hände des kurzlebigen Sterblichen zusammengerafft werden muß, damit sie das Leben lohne, das tobend nach Wirklichem schreit und am Schein nichts besitzt – das ist es, was der Gatte der Helene Fourment weiß, und nur er so gewiß und mit so unzerbrechlichem, so kindlichem Mut. Hier ist ihm die Form. Selbst die Trägheit, das Fette wird eine Spannung des Wirklichen. So mißt das Malen des Rubens die Kraft des Stroms der Natur. O verlerne man doch, so sehr seine bloße Malerei zu loben – sehe man die Blöße der Dinge und begreife man die Wörtlichkeit, die Buchstäblichkeit der Geltung seiner Worte! Sein Gefühl für die Substanz – dies ist seine Form. Nur seine maßlose, seine zumeist ans Anzügliche streifende Gegenständlichkeit erregt die Wollust seiner Malerei. Sie freilich lebt. Sie lebt so sehr, daß sie ihm nicht minder brennende Notdurft der Rasse ist als Essen, Trinken, Liebe zum Weib. Nicht weniger hat sie die prachtvolle Wahllosigkeit, die alles umfaßt, alles hinaufwirft und alles hinabschleudert. So heftig, so tatsächlich, so wirklich ist seine Malerei, als ob sie der Stoff der Stoffe wäre. Die Form ist eine seiner ganz gründlichen Animalitäten. Aber freilich ist sie Form. Höher als der Meister der Ursulaskizze hat kaum einer die Malerei zum Himmel nachgezogen. Ein schleppender Auftritt von

Silenen, der schräg zur Erde hin hängt, wird in seiner Malerei eine Assunta – und wahrlich nicht auf Kosten der Materialität, weder des Gegenstandes noch der Malerei. Anders wiederum gelesen: nie ward Abgezogenheit einer Malerei wesenhafterer Stoff.

Ist es wahr? Unbedingt wahr? Nein. Aber ist es nicht ohne Rest wahr, treiben wir die Konsequenz, von seinem eigenen Schwung getragen, selbst über ihn hinaus, so ist das Einschränkende, das hier eintritt, doch nur ein neuer Sprung seiner Genialität. Das Problem lag ihm so: Male ich für mich oder für die Öffentlichkeit? Ist Malerei Privates oder Forum? Seine Maße drängen ins Große, und wenn sie wie bei den Skizzen körperlich klein sind, so fahren die Abmessungen der mit gespreizten Farben wie mit Götterfingern hinausdeutenden Absicht ins Gewaltige. Der Meister des Medici-Zyklus hat den öffentlichen Charakter der Kunst neu aufgestellt. Mit ihm trat Malerei auf den Plan der großen Politik. Nicht zufällig geschah, daß Rubens mit der Routine des Berufsdiplomaten – und sicherlich mit keckeren Gelenken – sich um politische Angelegenheiten bewegte. Es ist auch nicht anekdotisch zu nehmen, daß er an Höfen lebte von Mantua bis Brüssel, von Paris bis Madrid, von London bis Rom. Die Höfe waren die politischen Bühnen der Zeit; ihn trieb es auf das politische Theater. Ihn und damit seine Kunst, die ihm anhing: die ihn nie verzehrte, nie ihm, dem handwerklich fast beispiellos Geschulten, ein Werk war, dem er zu dienen hätte, sondern immer nur begeisterte Revolte seiner ihm ergebenen Sinne gegen die Welt, Kreisen seines erfahrenen Arms im Universum. Ein Ausruf der Verwunderung, der ihm entsprang,

Interjektion war sie. Zu einer Mitte war die Kunst von ihm ins Verhältnis gesetzt: zum Leben. Doch nicht bloß zu seinem privaten, denn darüber trug glückliche Erziehung ihn hinaus, sondern auch zum Leben der Gesellschaft, zeitgeschichtlich also zu Hof, Adel, Kirche (oder Klerus), auch zu dem Handelspatriziat von Antwerpen, dem Hofbürgertum von Brüssel. Zu unterst hatte er einen sehr politischen Begriff vom Dasein, weit mehr noch als Tizian. Alles übrige floß daraus: der starke Sinn des Malers für persönliche Geltung in der Gesellschaft, sein komfortables Dasein als Bourgeois-Gentilhomme, seine Lust am Emporkommen, sein Vergnügen am Geld, sein Hang danach als zu dem immerhin klassischen Werkzeug des Konsums, die unbedenkliche Industrialität seines Ateliers, das als Beispiel des Manufakturenfanatismus der Merkantilzeit – Sullys, Heinrichs IV. und der Ludwige – die Malerei im Gründerstil betrieb. Daraus floß aber auch mehr als ein Element seines malerischen Stils: der Sinn für die großen, gleichsam forensischen Formate, das sehr Entgegenkommende seiner Kunst, das mit der Selbstherrlichkeit das Gleichgewicht hält, die biegsame Leichtigkeit, mit der er sich konventioneller Voraussetzungen der Gesellschaft, des gesellschaftlichen Einzelnen, des Klerus annimmt, seine großartige Verbeugung vor dem europäischen Ton seines Jahrhunderts, der ihn auf Michelangelo und Bruegel und Tizian verpflichtet, und endlich – dies ist das Eigentliche – die unerhörte Publizität seines Stils, neben der Michelangelo, der Maler der Sixtina, wie ein einsam Schweifender aus allen Beziehungen zum Gesellschaftlichen heraustritt. Dies ist wahrhaftig das Gültigste,

das man von Rubens sagen kann, daß seine Kunst im ganzen, wie seine Skizze zuweilen an einen auserlesenen Ton von Journalismus streift, der Inbegriff der malerischen Publizität, der Wendung an die Gesellschaft ist: an die ganz besondere, sehr mondäne und zugleich sehr ursprüngliche Gesellschaft des Dreißigjährigen Krieges und an die menschliche Öffentlichkeit der zur Tribüne staunend hinaufschauenden Jahrhunderte. Vieles lebt nur in diesem Zusammenhang: die Katholizität, die nicht Gottseligkeit im Sinn der innigen Gotik, sondern Katholizität im Sinne einer bestimmten gesellschaftlichen Machttatsache, Geistestatsache, Formtatsache des siebzehnten Jahrhunderts ist, sodann das gewissermaßen phraseologisch Oberflächliche seines Stils, die angenehme Berechenbarkeit des Aufbaus auch in seinen kühnsten Entwürfen, der Verzicht auf mönchisch individualistische Hypochondrien der Gotiker, die ihm das Leben schwerer zu nehmen schienen, als es sei, sein dürfte, sein sollte, das unfehlbare Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber den Aufgaben der Dekoration im Palast, in der Kathedrale, in der Villa. Wagt man es, so könnte man die Behauptung vertreten, die organisatorische Leistung des Rubens im Schulbetrieb habe ihre sittliche Seite in dem Versuch des Meisters gehabt, aus persönlicher Tiefe an die Öffentlichkeit nur so viel zu heben, als der höchste Durchschnitt einer Gesellschaftlichkeit ertrug. Ob die Schule dies verstand oder gar vermochte, ist eine andere Frage. Der Meister selbst vermochte das Erstaunliche, gerade in seiner unbestreitbaren adlig-europäischen Gesellschaftlichkeit das Nonplusultra eigener und gesehener, gekosteter Volksrasse kundzutun und dem Dasein der



Tempel des Apollon in Korinth. (Aus Reisinger, Griechenland)

Gesellschaft, das im Verhältnis zu seinen eigenen Möglichkeiten trotz aller Schwellungen des Jahrhunderts dünn sein mußte, ein wogendes und taumelndes Barock einzuverleiben, das in dem gesellschaftlichen Verlangen, Ausdruck der Zeit zu sein, zu einem Flug weit über die Maße der Zeit hinaus bauschige Flügel hob. Auch ist das Politische bei Rubens das Belgische. Für ihn scheint das sich wölbende, rollende, schlingende Wort gemacht. Belgisch ist er: weder Wallone noch Flame, wenn auch zuletzt mehr Flame als Romane. Belgien, nur im Barock wirklich denkbar, erlebt in Rubens seine Erfüllung. Außerhalb seiner Person scheint es eine Erfindung fremder Zwecksetzungen. Alles Belgische erscheint neben Rubens mißglückt; organisch und legitim ballt, mischt, bläht es sich nur in seinem Bilde. Seit seinem Tod hat es um ihn sich nicht mehr gekümmert.

RAINER MARIA RILKE: MICHELANGELO-ÜBERTRAGUNGEN

Madrigal

Selige, die ihr euch im Himmel freut
der Tränen, die die Erde nicht vergütet,
wird euch auch dort der Liebe Krieg erneut?
Seid ihr durch euren Tod davor behütet?
  Die unsre ewige Ruh, aus aller Zeit
  hinweggerückt, ist ganz befreit
  von Liebesneid und ängstlichem Beklagen.



So muß ich, Lebender, zu unrecht, seht,
liebend und dienend
solche Schmerzen tragen.
Denn wenn der Himmel Liebende versteht,
die Erde aber undankt dem, der jetzt
die Liebe leistet: wozu bin ich da?
Um viel zu leben? Wie mich das entsetzt:
Wenig ist schon zu viel, geht einem nur sein
Dienen wirklich nah.

Das achtunddreissigste Sonett

Gebt meinen Augen wieder, Quellen, Flüsse,
die starken Wellen, die nicht euer eigen
und die euch wachsen machen, höher steigen,
als sonst der Brauch ist euerer Ergüsse.

Und du, gedrängte Luft, die Himmelslichte
mir dämpft, als ob sie ganz voll Seufzer wäre,
gib sie ans müde Herz zurück und kläre
dein Finstres meinem schärferen Gesichte.

Die Erde selbst erstatte meinen Sohlen
die Schritte wieder, ihrem Gras zuliebe,
das Echo, meiner müde, mir den Klang;

laß meinen Blick aus deinem Aug mich holen,
daß ich zu andrem Lieben fähig bliebe
bei deinem unbefriedigten Empfang.



Das neununddreissigste Sonett

Mit der Vernunft bin ich im Klagen eins,
daß, liebend, ich ein Glück erhofft von dorten,
und sie beweist mir mit den wahrsten Worten
die Schande meines Preisgegebenseins.

Was kann dir deine Sonne andres bringen
als Tod? Und nicht den Tod des Phönixlebens.
Wens freut, sein eignes Fallen zu erzwingen,
dem bleibt die beistandvollste Hand vergebens.

Mein Sinn erkennt, die böse Wahrheit sieht er,
Doch hat in mir ein Herz sich eingelassen,
das bringt mich um, je mehr ich mich ergebe.

Bei zweien Toden hält sich mein Gebieter;
den will ich nicht und den kann ich nicht fassen,
und Leib und Seele stirbt in dieser Schwebe.

Das zweiundvierzigste Sonett

Ein jeder hohle, eingeschloßne Ort,
woraus auch immer seine Wände seien,
bewahrt die Nacht vor jenem Tag im Freien
und hält von ihr das Spiel der Sonne fort.

Die Sonne freilich dringt als Überwinder
mit Flammen ein; doch selbst dem Mangelhaften
weichen der Nacht göttliche Eigenschaften,
ein Glühwurm schon durchbricht sie mehr und minder.



Was offen bleibt der Sonne, die den ganzen
Boden entbrennt, daß er gewaltig trage,
das greift der stolze Ackrer pflügend an.

Der Mensch ist nur im Schatten gut zu pflanzen.
So sind denn Nächte heiliger als Tage,
weil keine Frucht soviel ist wie ein Mann.

Das einundsechzigste Sonett

Auf den Tod der Vittoria Colonna

(1547)

Wenn hier mein grober Hammer den und den
härtesten Stein in Menschenhaftes wandelt,
hat er den Schwung von dem, der mit ihm handelt,
und muß mit eines andern Schritten gehn.

Doch jener Göttliche im Himmel schwirrt
durch eignen Gang, verschönt sich selbst im Falle,
und da kein Hammer ohne Hammer wird,
macht jener lebende die andern alle.

Und weil die Schlagkraft abhängt von dem Bogen,
ist jener Hammer über meinem weit
vom Amboß bis zum Himmel aufgeflogen.

Durch mich kommt nicht der meinige zu Ende,
es sei denn, daß die göttliche Arbeit
ihn, der allein ist auf der Welt, vollende.

Das zweiundsechzigste Sonett

Auf den Tod der Vittoria Colonna

Als meiner vielen Seufzer Gegenstand
der Welt entging, sich selbst und meinem Schauen,
blieb die Natur, die uns ihn zu vertrauen
geruhte, schamvoll, und in Tränen schwand,

wer es gewahrte. Aber diesmal prahle,
daß er der Sonne Sonne fortnahm, nicht
der Tod. Denn Liebe machte, daß sie strahle
hier und mit andern Heiligen im Licht.

War das vom Tode argvoll Angedrohte,
den Nachklang ihrer Tugend zu ersticken
und daß die Seele minder sich erweise:

Mehr als im Leben schlägt zu unsern Blicken
ihr Dasein aus den Büchern, und die Tote
hat Himmel, Anteil bisher ferner Kreise.

Das vierundsechzigste Sonett

Auf den Tod der Vittoria Colonna

Kein Wunder ists, wenn ich dem Brand zunächst
in Glut verging, daß, da er einwärts brach
von draußen, wo er war, er innen wächst
und mich verzehrt zu Asche nach und nach.

So leuchtend war mir der entflammte Ort,
aus dessen Glanz mir Qual herüberfiel,
daß ich voll Lust ihn ansah immerfort;
und Tod und Pein war mir ein Fest, ein Spiel.



Doch seit den übergroßen Feuerschein,
der mich erhielt, der Himmel fortgehascht,
bin ich wie zugedeckte Glut versunken.

Und legt die Liebe andres Holz nicht ein,
das Flamme gibt, ist nächstens nicht ein Funken
aus mir zu holen: so bin ich verascht.

Das siebzigste Sonett

Von Sünden voll, mit Jahren überladen,
verwurzelt in des tristen Brauches Boden,
seh ich mich nahe neben beiden Toden
und nähre doch mein Herz mit giftigem Schaden.

Eigene Kräfte hab ich nicht genügend,
zu ändern Leben, Liebe, Los und Sitte
ohne den Wink, der, nicht aus unsrer Mitte,
herüberwirkt, uns leitend und uns rügend.

Das reicht nicht aus, daß du mir Lust gibst, hin,
wo sich die Seele formt, zurückzueilen,
jetzt nicht aus nichts wie einst am Anbeginn.

Nimmst du das Irdische ihr ab, vorher
schenk ihr die Hälfte von dem Weg, dem steilen,
und mach ihr sicherer die Wiederkehr.

Das sechsundsiebzigste Sonett

Froh waren, traurig und bestürzt zugleich,
daß du, nicht sie, den Tod erlitten; jenen,
die auserwählten Geister, der dem Sehnen
der Welt durch Blut erschloß des Himmels Reich.



Froh: denn du kauftest den Erschaffnen frei
vom ersten Irrsal und Verfall ins Schlechte,
und traurig: denn zum Knechte aller Knechte
warst du geworden in der Qual dabei.

Woher du warst und wer, dafür gab Zeichen
der Himmel, der nicht sah, die offne Erde,
der Berge Beben und der Wässer Trübe.

Erzväter riß es aus den Zwischenreichen,
zog böse Engel tiefer in Beschwerde,
und nur der Mensch genoß, daß er sich hübe.

Das siebenundsiebzigste Sonett

Es schmerzt mich, macht mich trüb, und wiederum
ist es mir lieb, Vergangnes zu bedenken,
mein Herz in Schuld und Sünde zu versenken
verlorner Zeit, unwiederbringlich um.

Lieb ist es mir, weil ich vorm Tode lern,
wie untreu Erdenfreuden sind im Grunde,
und macht mich traurig, weil der letzten Stunde
die Gnade selten ist und eher fern.

Will man sich auch auf dein Versprechen steifen,
wie dürfte, Herr, ein gläubiger Erwarter
für jedes Spätsein noch Erbarmung haben?

Aus deinem Blut wärs freilich zu begreifen:
entsprechend deiner grenzenlosen Marter
ein Maßloswerden deiner lieben Gaben.



Chinesische Verse

Machtlos lag ich, als das Raunen –
Dieses ewig mich Erneu'nde –
Sanft mich hob, und mit Erstaunen
Rief ich laut: „O meine Freunde!"

Wie sie alle stumm nur schienen
Sich zu ihrem Werk zu neigen,
Sah ich doch in ihren Mienen
Alte Frage wieder steigen.

Alte Frag': Poet, was bringst du
Aus den Halden deiner Träume?
Welche späten Schauer schwingst du
Um die Ströme, die verschäumen?

„O ihr Freunde! in den Halden
Sprang der Hirsch mit sieben Zacken,
Floh in Todesangst – doch balde
Traf der schnelle Pfeil den Nacken.

Und indes die Stille anhielt,
Doch kein Schritt des Jägers tönte,
Sah ich, wie die Sonne Bahn hielt,
Bleicher Mond die Düne krönte.

Jene steigend, dieser sinkend –
Als sie mittags sich gefunden,
Strahlten Kränze feurig blinkend
Aus dem Dunkel ihrer Wunden.

Und die Luft ringsum ward düster,
Und die See fing an zu kochen;
Und ich hörte klar Geflüster
Ganz in meiner Näh gesprochen:

Da die beiden sich verschlingen,
Schlag um mein Geweih die Hände!
Tats – und wie auf Sturmes Schwingen
Schoß die See los und spie Brände.

Denn ein Feuer fraß die Säume
Der Gewölbe, deren Drachen
Übergossen alle Räume
Mit der Drohung ihrer Rachen.

Bis jählings ein Donner dröhnte,
Daß der Himmel spliß, – und Worte
Klangen, die das Wunder krönten:
Seht, wer herrscht von Ort zu Orte!

Sonne stand wie ein Gestrahle,
Bleicher Mond entfloh gen Osten,
See lag still in ihrer Schale,
Ruhe kam mir wie zum Troste.

Das Geweih doch ließ sich greifen,
Und das Fell lag mir zu Füßen.
Beide wagt ich mitzuschleifen,
Tote Reste, die dich grüßen."

(Aus: Das sichtbare Geheimnis.)



Ostern

Dann, am Karfreitag
Ward Er begraben,
Nicht in dem Grab –
Sein Grab war die Höllenglut –
Doch Sonntagmorgen
War Er erstanden
Ging durch die Felder
Friedevoll lächelnd
Zum Himmel von blinkendem Blau.

Die Blumen standen
Büschel und Kelche
Schaukelnd und schwingend
Prangend und zärtlich
Während Er, schauend, kam.
Dünenrand hauchte
Lerchen stiegen –
Perlen von Klang und
Federn von Freude –
In den Sonnenstrahlen
Ob Seinem Haupt.

Er wußte nicht besser,
Als sei dieser Tag
Für Ihn geschaffen,
Ein Tag dieser Erde,
Doch so erhaben
Über das Erdgetue,

Daß alle Wandrer
Und lange Züge
Von radelnden Knaben
Im gelben Küraß der Narzisse
Zu sehn Er glaubt' wie aus hohem Himmel,
Klein und weit auf verschlungnen Wegen
Der Landschaft, – Boten
Der einen Botschaft:
„Er war begraben –
Sein Grab war die Höllenglut –
Nun ist Er erstanden
Ging durch die Felder
Stieg auf gen Himmel:
Sieh, Er schaut nieder
Auf uns und lächelt."

Und abends schwebt' Er
Zu Seiner Düne
Sah rings die Felder
Vielfarbig dämmern –
Zärtlich noch blinken –
Sah wie die Sonne sich
Wusch in den Wogen
Sah wie die See sich
Wand um die Erde –
Und alle Sterne
Stiegen und sanken
Rings um Sein Haupt.

(Aus: Gesammelte Gedichte, III. Bd.)

An Rembrandt

Wer hat das Dunkel so mit Licht beseelt
Wie du, der König der sichtbaren Dinge.
Nicht Sonne konnt das Düster so durchdringen
Wie Seelennacht dein Auge glanzerfüllt –
Lebender Lichtkern funkelnd eingehüllt –
Bis ihrer Dämmrung Wogen all vergingen,
Sich färbten und das Dasein nun empfingen
Wahrhafter Wesen, doch der Nacht vermählt.

Wie jener Dämon einst vorm Engel schwankte
Und stürzte tief, so wiegte sich und wankte
Vorm Prunk deiner Geschöpfe Trümmerschicht
Der Schatten: fest und ohne Stoß und Risse
Schwillt auf dem Fittich ihrer Finsternisse
Wie in Posaunens klarem Glanz dein Licht.

(Aus: Das sichtbare Geheimnis.)

Einweihung

Wie ein Spiel von Zweigen –
Schatten kommt, Schatten geht –
Schlüpfen fort und zeigen
Sich Gedanken,
Deren Sinn mein Wort verrät.
Starben, da der Klang verweht,
Auch die Rührungen, die aus ihm ranken?

Tief wo mein verborgnes Wasser quillt,
In der Grotte zwischen Stiel und Steinen
Treibt, umplätschert und umraunt, ein Bild,

Dessen Linien wiegend sich vereinen.
Keiner sieht es, doch wenn Feuchte steigt
Hoch durch Fasern, Stamm und Krone
Lockt der Wind ihn, Plaudrer säuselnd-mild,
Baum, der Kind und Greisen zeigt
Urgeheimnis vom wortlosen Tone.

Und er kündet tausendzüngig Brausen:
Tiefer Kühle Plätschern und das Sausen
Um das Bild, wo es unsichtbar weilt.
Bist du Seele, drin sichs bilde klarer,
Komme oft: der späte Offenbarer
Findet sich, sobald das Vlies sich teilt.

Du, der mit mir zog die Dünengründe,
Halb nur lauschend, schauend kaum nur halb,
Frommt es, ob mein Laut dein Ohr entspünde,
Ob dein Auge ich mit Traumkraut salb?

Denn dein Herz birgt Wälder, Berge, Pfühle,
Breit gepflanzt, gegraben, hoch umspannt,
Klüfte, voll von wucherndem Gewühle,
Parke auch als Werk von Menschenhand:
Wildnis oder Zucht. – Und dein Begehren?
Daß ich aus mir stürz und in dich streu
Jenen Blick zu den verborgnen Meeren,
Daß dein Blühn erblasse sterbensscheu?
Weißt du nicht, daß deinen Park ich töte?
Nichts dir bleibt als Dürre, Glut und Sand
Und der Tropfen Träufeln, das dir böte



Kühle Rettung aus dem ewgen Brand?
Folge tiefer mir: wo jener Weiher
Schimmert: dort – als deines Eifers Lohn –
Lüpfen sich vom einen Bild die Schleier,
Jenem Bild, vielleicht – du kennst es schon –
Dir nicht lieb, daß du es ausschreist gellend:
Ist dies alles? Nur mich selbst erkannt?
Hast du darum, meinen Wuchs zerschellend,
Mich in trostloses Gewölb gebannt?

Nichts als dies. Das Bild in tiefsten Schründen
Deines Reichs verborgen; süßverwahrt
Tropft die Feuchte in den kühlen Gründen
Und beginnt dort die endlose Fahrt
Durch die Welt, vom Linienspiel zuvor
Deines Bilds gesättigt, und bald sprießt
Baum, der Kühle übers Land ergießt,
Aus dem sanft grünenden Sand empor.

Nichts sonst. Meine Worte beben
Zu den Ohren.
Vor den Augen tagt
Leuchten der Gesichte,
Die mein Leben
Dir erkoren:
All die Wunder, die ich dichte,
All die Süße, die ich sanft gesagt.

Aus dem Holländischen von Paul Cronheim





Max Slevogt: Zwei Zeichnungen aus „Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen“

DREI GEDICHTE VON LI-TAI-PE: ÜBERTRAGEN VON KLABUND

Einsamkeit zur Nacht

Ich hocke müßig in der Nacht. Der Mond erglänzt.
Einsiedler spielt im Wind die weiße Laute.
Der Wind stöhnt wie ein Kind, für das man Medizinen braute
Und das bestraft wird, wenn es heut die Schule schwänzt.
Der Mond beschwatzt leichtfertig Allerleigewölk. So schlanke Hände
Von Frauen streicheln Teich und Andacht und Gelände.

Das rote Zimmer

Es stampft mein Pferd. Der Blütenregen rauscht;
Und Blütenzweige streifen wolkig meine Wange.
Es kriecht der Fluß wie eine braune Schlange,
Auf der ein Segel sich wie eine Wespe bauscht.

Ein Mädchen lächelt. Bambusvorhang hebt
Sich unter ihrer Finger Mondenschimmer.
Und aus der Tiefe stürzt und lockt und schwebt
Ein dunkelrotes, ein ersehntes Zimmer –

Winkt mir, errötend, meines Mädchens Zimmer.

Singende Gespenster

Herunter mit dem Yadekrug
In einem Zug!
Licht blüht an allen Wegen.

Ich habe nimmermehr genug.
Ich bin ein Pflug. Ein Wolkenflug;
Und Blumen springen mir entgegen.

Die Lippe lallt. Die Wimper wacht.
Es öffnet sacht
Sich über mir ein Fenster.
Ein Vogelschwarm schwebt durch die Nacht,
Durch unsrer Herzen dunkle Nacht,
Wie singende Gespenster.

STIJN STREUVELS: JUGEND

Kurzgeschürzt und flinkbeinig, ihre leichten Holzschuhe lose an den Füßen und die Zehen zierlich nach außen gesetzt, querte Lieva, mit ein paar Bündeln Stroh unter dem Arm, eilfertig über den weiten Gutshof dem Tore zu. Beim Hindurchschreiten überwölbte einen Augenblick lang der hohe Steinbogen der Scheune des Mädchens Haupt wie eine stattliche Ehrenpforte. Und dann, urplötzlich, kam sie aus dem gedämpften Schattenlicht in die offene Weißglut der Sonne draußen auf der breiten Landstraße. Lieva stand, den Kopf starr auf dem feinen Halse, ohne mit den Augen zu blinzeln, ein Weilchen wie betäubt und leckte ihre rosigen, runden Lippen. Sie lächelte, führte die Hand wie einen Lichtschirm vors Auge, schaute rundum in die Gegend und stapfte alsdann anmutig und guter Dinge die Straße fürbaß. Die langen Strohbündel, wie ein breites, goldenes Schwanzgefieder, schleiften hinter ihr her.



Das Mädchen schlug mit der Hand und den bloßen Armen die Kornhalme längs des Weges beiseite; sie knipste aufs Geratewohl eine Ähre ab und machte Halt, um sich die Körnerchen auszureiben. Sie ließ sie von der einen in die andere Hand rieseln und beugte den Hals nieder, um Spreu und Spelzen fortzublasen. Bardauz! warf sie dann den Kopf hintüber und schnappte mit ihrem geöffneten Munde die Körner aus dem hohlen Handteller. Und kauend förderte sie ihren Weg und stupste mit ihren Holzschuhen den Sand, daß es um ihre nackten Beine nur so stäubte.

Ein wenig weiter pflückte sie sich eine Kornrade, stand aufs neue still und blickte, das Kinn aufs Kehlgrübchen gedrückt, zu ihrer Brust nieder, um das Stengelchen der roten Blume in einem Knopfloch ihres Jäckchens zu befestigen.

Sie summte die Weise eines Liedchens und ging wieder.

Späterhin, wo sich in schrägem Abfall die Straße zwischen zwei ansteigenden Seitendämmen senkte, hielt Lieva die Brust durchgedrückt und spannte die Beine, um den erzwungenen Abstieg auszugleichen. Ihre Schultern rückten bei jedem Tritte vor- und rückwärts, ihr ganzes schlankes, zartes Körperchen wiegte auf und nieder im Tanz des Gehens, und ihr Antlitz verzog sich fröhlich, dieweil es so bequem bergab ging und sie gegenarbeiten mußte, um nicht ins Schießen zu kommen.

Unten angelangt, vermüßigte sie sich bei den Brombeerbüschen, die zwischen Ginstergesträuch auf dem rotgefärbten Glimmersande des Straßendammes wild aufrankten. Hier im guten Schatten war ruhig Weilen: hoch in

den Erlenstümpfen piepsten in der Wärme des sonnigen Nachmittags die Vögel – und die Beeren mundeten süß wie Honig.

Indessen Lieva mußte von dannen; hier noch eine – dort noch eine schöne schwarzreife, und oben pflückte sie noch eine ganze Traube ab, dann fröhlich trippelnd wieder vorwärts.

Unten, an der tiefsten Stelle, wo die hohle, ausgeschachtete Straße umbog, hörten die Uferdämme zu beiden Seiten unvermittelt auf, und mit einem Male lag alles als ein weit offenes Gelände da, und Fernsicht war weit und breit. Man sah die Kirchtürme aller Dörfer, die Windmühlen, das Schloß und am Horizont, gleich einer Wolke am Himmel, den blauen Berg. Hier in der Niederung war Buchenwald, aber der stand so tief im Tale, daß man über die Baumkronen hin, als wie über ein Feld von dunklem Laube, Aussicht genug behielt. Allenthalben reihten sich rundgedehnte Felder aneinander, und auf der höchsten Stelle des Hügelrückens, dort vorne zur Rechten, ragte feierlich die Mühle mit weit entfalteten Segeln.

Lieva schaute rundum über alle diese ihr so wohlbekannten Dinge, und ihre Gedanken blieben bei der flachen, gelbgefleckten Ebene hängen, wo der Flachsacker gerodet war und die Frucht nun gebündelt und zu einer von Pfählen gestützten, langen Miete aufgerichtet stand. Hier hatten sie gerodet und gefeiert, und die gute Erinnerung daran machte sie noch jetzt vor Glück lächeln. O, die Gedanken liefen wie Lichtstrahlen durch den Raum, auf alle Fälle geschwinder denn die Schwalben droben in der makellosen Bläue . . .

Alles fiel ihr wieder ein, und so frisch stand es ihr noch im Gemüt – jener Abend, wo sie hier alle beisammen gewesen waren, die Burschen und die Mädchen, und der ganze Umkreis hatte von Gesang und Geruf widergeklungen... Jetzt aber lag das Feld wie eine versengte Fläche tot und verlassen.

Hernach senkte sich der Sandweg einen neuen Abhang nieder und schlängelte dahin wie ein Band zwischen zwei hohen Wällen, hinter denen rechts und links das Gelände in unregelmäßigen Absätzen auf und ab wogte.

Hier wars, wo Lieva den Damm empor mußte. Sie hüpfte leichtfüßig über den tiefen Graben, und nun befand sie sich oben auf dem Feldrande. Die Mäher hatten einen großen Zipfel aus dem Kleelande herausgeschoren und das Futter in langen Ketten, vom Schlage der Sense zu Häufchen geschichtet, liegen gelassen. Und das Mädchen sollte nun die Häufchen einbündeln.

Ihre Strohlast lag allbereits auf dem Boden, rasch schubste sie die Holzschuhe von den Füßen und ergriff, ein Band zu drehen, eine Handvoll gelbes Stroh.

Mit behendem Schwunge fuhr sie mit den Armen unter das erste Kleehäufchen, lupfte es hoch, und rasch wie der Blitz das Knie darauf, war es zugedrückt und verschnürt, und die flinken Hände schleuderten das Bündel weit weg aus ihrem Gehege.

Das Werk schritt vorwärts wie ein leichtes Spiel. Lieva bog und reckte sich, ohne auf- noch umzublicken; bei sich selber ihr wortloses Liedchen summend, trieb sies fort in vergnügter Emsigkeit.

Die große Hitze des Nachmittags ließ inzwischen ein wenig nach, die Luft war dunstig und vollkommen wind-

still; die Vögel flöteten drüben in der Stille des Gehölzes, und hoch in der Luft schwirrten die Schwalben durch den Sommerglast. Über die ganze offene Gegend hin breitete sich der Sonnenschein, und je mehr das Licht sich gen Westen neigte, desto inniger wurde die warme Glut, die das Grün der Ländereien wie in Brand setzte.

Aber der stille Ablauf des Sommertags war an nichts wahrzunehmen: nirgends kündete sich ein Untergang der Sonne und ein Hereinbrechen des Abends voraus. Lieva ließ über ihr gesenktes Haupt die Wärme ruhig ergehen. Das Mädchen war gefangen von ihrer Tätigkeit, ihr schlanker Körper hob und senkte sich, ihre Arme rafften und schnürten, und die grünen, rotblütigen Kleebündel flogen mit einem Schwung in die gelbe Strohschleife und hopp! auf den Haufen zu den anderen.

Aber die noch nicht verschnürten Häufchen reihten sich vor ihren Augen, ohne daß sie sie zählen und ihr Ende absehen konnte. Lieva schaute auch gar nicht hin, denn in ihrem Kopfe war es ebenso licht und frei wie hier auf dem sonnigen Kleefelde, und da drinnen gingen unablässig Dinge vor sich, die ihre Mädchenseele vergnügt stimmten und ihren Lippen ein beständiges Gesumme entlockten.

Anderseits wußte sie, daß sie hier ungestört bis zum Anbruch der Dunkelheit arbeiten konnte; dann würde der Bauer mit seinem Karren kommen, um das Futter aufzuladen und sie heimzufahren, auf den Hof, wo sie dann im Stalle noch die Abendarbeit zu verrichten hatte...

Inzwischen ging das Schnüren weiter, immer mit denselben auf und ab wechselnden Bewegungen. Aber wie warm es ward und wie bedrückend schwül, zumal wenn



die Sonnenstrahlen hinter dem weißen Gedünst hervorstachen! Sollte es Gewitter geben? Wenn sie den Rücken streckte, fühlte sie die Feuchtigkeit des Schweißes unter den Achseln und auf ihrem Rücken: – sie wischte die Tropfen von der Stirn. Sie hätte alles ausziehen mögen, was sie so Atem benehmend von Kleidern an sich trug. Und sie lachte leis bei diesem Gedanken. Weil es ihr aber gar so eng ward, öffnete sie die zwei obersten Riegelchen ihrer Jacke am Halse; dort herein konnte die Luft sie nun ein wenig freier durchwehen.

Sie sah nirgendwo rundum einen Menschen; niemand war während dieser ganzen Zeit den Weg entlang gekommen. Hier und da, sehr weit, war wohl ein Arbeiter auf dem Felde, aber die schienen von hier aus gar fern und klein, und keinen konnte sie richtig erkennen. Wie einsam und still es war – – aber indem sie sich wieder zur Arbeit beugte, war der Gedanke an ihre Verlassenheit allbereits aus des Mägdleins Kopfe; nur das Flöten der Vögel klang ihr in den Ohren.

Da auf einmal knarrten die Räder eines Wagens, und Lieva hörte, wie ein Gespann in den tiefen Radspuren des Weges näherächzte; als sie aufblickte, sah sie gerade noch hinter den Erlenstümpfen über der Böschung den Kopf eines Pferdes; sofort auch hatte sie den Fuhrmann erkannt, der in weißbestaubten Kleidern breitgespreizt und aufrecht auf den Kornsäcken stand, die er nach seines Vaters Mühle fuhr. Lieva schaffte hastig weiter, ohne noch ein zweites Mal aufzublicken. Polternd in ihrem Kopfe und dumpf in ihrem Herzen dröhnte das Rasseln des Wagens – gespannt horchte und wartete sie auf sein Herannahen.

Der Wagen blieb in der Mulde der Straße bis an die Räder hinter der Böschung verborgen, und die ganze Ladung ratterte über das holprige Geklüfte der Wasserlöcher, der tiefen Radspuren und der groben Feldsteine, die überall im Wege lagen. Der junge Fuhrmann jedoch blieb stolz und unerschrocken auf seinen Säcken aufrecht stehen; seine Beine glichen durch Nachgeben seines Körpers die Erschütterungen aus, und straffgespannt hielt er das Leitseil. Auf seinem bloßen Kopfe ringelte sich eine dicke Haarlocke bis übers Auge. Er stand frank und frei und hielt den Blick auf das schwere Pferd gerichtet, das in der Gabeldeichsel mit eingestemmten Füßen vorwärts stapfte.

Er tat, als sähe er sie nicht; schon lange aber hatte er das Mädchen im roten Klee bei ihren Bündeln entdeckt.

Lieva wußte ebenfalls, daß er es war, der nahte; sie war voll unsicherer Erwartung, ob er sie erblicken und sie anrufen oder ob er vorüberfahren würde, ohne ein Zeichen zu geben. Aber nicht einmal unter dem Arm hindurch wagte sie es, nach ihm hinüberzulugen; vielmehr schaffte sie fort mit fliegendem Eifer.

Für ihn war es eine Überraschung, die ihm vor Glück das Blut ins Gesicht trieb: – Dort, das ist sie! so schoß es ihm blitzhaft durch den Kopf. Es verdroß ihn dabei, daß er auf seinem Karren stand und das Mädchen nicht näher an der Straße ihre Bündel band, denn er wußte nicht, wie mit ihr anknüpfen.

„Hüh!“ rief er laut seinem Wallach zu und schielte währenddem zur Seite, sie aber wollte nicht aufblicken. Eine Weile noch, und er würde sie im Rücken haben; dann war es zu spät, und er fühlte schon die Reue darüber. Auch



war nirgends in der Runde jemand zu sehen; überdies, was war denn dabei?

„Tag, Lieva! Lieva!“ rief er plötzlich, und sein Karren machte in der Pfütze einer Radspur ruckend Halt. Alsdann knüpfte der Bursche das Leitseil fest.

„Tag, Hektor!“ rief das Mädchen zurück, und ihr Angesicht lachte ihm zu – ihre schalkhaften Augen taten, als stände er vor ihr ganz unversehens und unverhofft.

„Sag, Kleines, bist du so fleißig an der Arbeit, daß du nicht einmal Zeit zum Aufblicken hast, wenn ich vorüberkomme? Und so ganz allein bist du?“

„Ist am besten so! Wen brauchte ich?“

Er schwieg und wartete, daß ihm ein Einfall käme. Seine Schüchternheit war aber rasch verflogen, und er gab nicht mehr Obacht, ob jemand sie hören konnte. Lieva wollte im Kleebinden fortfahren.

„Ist die Arbeit denn so eilig? Komm, erzähl mir was Neues!“ rief er wieder.

„Erzähl doch du mir was! Du, der du allerorten herumkommst. Was weiß ich zu erzählen? Siehst du übrigens nicht, daß wir ein Gewitter kriegen werden? Und das alles hier muß noch gebunden werden. Gleich kommt der Pferdeknecht!“ und sie wies auf ein Wolkengetürm, das im Gelüfte stand.

„Ich hab auch noch eine hübsche Last zu mähen.“

„Ja, dann eil dich nur! — Dein Vater lauert durch die Luke der Mühle, und du vertrödelst hier deine Zeit!“ stichelte das Mädchen.

„Mein Vater! der hat Besseres zu tun. Und regnen wird es auch nicht.“

„Wenn du es sagst“ – lachte sie.

„Lieva, ist Jan hier gewesen? Hast du ihn nicht gesehen?“ fragte der Bursche gelassen.

„Was hätte Jan hier zu suchen? Er denkt gar nicht daran, hier herumzuspazieren!“

„Na, er könnte dir immerhin ein wenig helfen. Es wäre nicht zuviel von ihm verlangt.“

„Warum?“

„Um dir ein Wörtchen ins Ohr zu flüstern!“

„Was schiert mich Jan?“

„Das sagst du nun so“, spottete der Bursche. „Er mag dich gut leiden.“

„Dafür mag ich ihn nicht leiden!“ rief sie entschlossen. Hektor lachte ihr ungläubig ins offene Gesicht. „Warum quälst du mich immer mit diesem Burschen?“

„Hab ichs denn nicht beobachtet beim Flachsroden?“

„Was hast du denn beobachtet?“

„Ja, ja“, machte Hektor ausweichend.

Sie schwiegen. Lieva spielte mit dem Strohzopf, den sie just bereit hielt, und der Bursche paßte währenddem auf sein Pferd, das ungeduldig stampfte, um die lästigen Fliegen abzuwehren.

„Sag, Lieva, darf ich dir ein wenig helfen?“ und sofort und ohne zu warten setzte er über den Graben auf das Feld und kam näher, als wollte er die Häufchen zählen, die noch zu schnüren waren.

„Schön, wenn dirs Spaß macht, warum nicht? – Wenn aber dein Pferd durchbrennt?“

„Dann läuft es heim, es kennt seinen Weg; ärger wärs, wenn Jan käme und mich hier träfe.“

„Schweig, Frechdachs!“

Er stellte sich vor sie und blickte sie von ganz nahe an, gerad hinein in die Augen; aber das Mädchen zuckte keineswegs mit den Lidern, und er sah wie in ein helles Gewässer, daraus die furchtlose Unschuld glänzt.

„Lieva,“ sagte er leise und gedehnt, „du tust ja wie die reichen Mädchen in der Stadt ... Deine Jacke steht offen, und ich sehe hinein bis zum Kehlgrübchen.“ Dabei schielten seine Blicke nach dem bißchen hellrosiger Haut unterhalb der Bräune ihres runden Halses.

Es war, als ob jemand mit den Händen sie unvorsichtig angerührt hätte, die Röte floß ihr im Nu über Gesicht und Hals.

„Was ist dabei?“ gab sie wie zur Entschuldigung zurück; aber schnell machte sie die Schnürchen zu und stand dann da, die Arme vor der Brust gekreuzt, wie ein sich schämendes Kind, das fürchtet, ihm werde etwas Übles geschehen.

Der Bursche aber lachte laut über ihre Betroffenheit, griff nach einem Strohzopf, machte sich eifrig ans Kleebündeln, und Lieva nahm auch die Arbeit wieder auf.

Nun ging es wie im Wirbelwind. Sie raubten sich einander den Strohwisch, und manchmal glückte es auch, daß sie gleichzeitig danach langten und daß seine Hände die des Mädchens berührten. Sie blickten sich gegenseitig froh in die Augen, und wenn sie dann denselben Strohzopf bei den zwei Enden hielten, wollte keiner von beiden loslassen, und das Spiel begann . . .

Aber wenn er es zu toll trieb, runzelte sie die Augenbrauen und sah ihn streng an.

„Wenn du nur so hilfst, dann geh lieber weiter!“ rief sie.

„Ich bin ja schon wieder an der Arbeit“, sagte er folgsam. „Alles geschieht, wie du willst.“

„Tunichtgut!“ sagte sie nachgebend; darin bestand ihre sanftmütige Verwarnung.

„Bist du mir bös, Lieva?“

„Ich? Nein. Aber du tust mir weh mit deinen groben Fäusten. Wenn du einen anrührst, denkt man, sie sind aus Eisen.“

„So, nun sind die Bündel fertig! Was bekomme ich jetzt für meine Mühe?“

„Was bekommen?“

„Oder darf ich dir etwas geben, etwas Süßes?“

„Nicht für alles Gut der Welt. Was denkst du, hier auf offenem Feld!“ rief das Mädchen entrüstet.

„Nur ein einziges. Du hasts mir versprochen.“

„Man kann uns von allen Seiten sehen ...“

„Was macht das?“

Als er sie festfassen wollte, entrang sie sich ihm gewaltsam mit ersticktem Schrei:

„Jetzt nicht, Hektor, jetzt nicht. Später.“

„Darf ich dich denn nicht gern haben?“

„Soviel du willst. Aber beherrsche dich doch“, flehte sie.

Die Augen des Burschen betrachteten sie strahlend. Dann war es mit Blitzesschnelle getan. Seine starke Hand schoß unter ihre Achsel und sein anderer Arm um ihren Hals, und von ihrer Wange war das Küßchen gestohlen.

„Böser!“ zankte sie ihn aus. Und als sie sich losgerungen hatte, stand sie ganz außer sich und rotübergossen da und



spähte umher, ob es jemand gesehen haben konnte. Halb erzürnt, halb erfreut brachte sie die verwirrten Haarzöpfe auf ihrem Haupte wieder in Ordnung.

„Hat es geschmeckt?“ lachte der Kerl spitzbübisch und schritt vom Kleefelde wieder zu seinem Karren.

„Ja, mach dich nur aus dem Staube! Dein Vater wird dirs schon besorgen. Und das Gewitter wird dir sicher noch auf den Nacken hageln!“

„Auf nächsten Sonntag. Lieva, kleine Lieva!“ rief er singend, bis endlich der Karren, über die Buckel ratternd und holpernd, in der Tiefe verschwunden war.

Sie sah ihn untertauchen in die klaffende Höhle des Wäldchens, und dann hörte sie, wie er sang:

„Ihr sollet mein Liebchen kennen,
Ihr' Äuglein sind so sanft,
Sie steht in meinen Träumen
Oftmals die ganze Nacht . . .“

Es war das Liedchen vom Flachsroden, und Lieva wurde dadurch an alles erinnert, was sie an jenem Festabend genossen, geschmeckt, gesprochen und gespielt hatte: das wirrende Getummel und den Tanz all der Burschen und Mädchen durcheinander. Es war damals zum ersten Male ihres Lebens, daß sie es wie einen Rausch durch ihren Körper hatte rieseln fühlen, wie ein plötzliches Erwachen, das sie nicht beschreiben konnte, das sie aber so überselig und überglücklich machte.

Schau, da platschte der erste Wassertropfen kühl überraschend auf ihren nackten Arm. Es regnete schon.

Der Müllersohn war rechtzeitig aufgebrochen, denn jetzt kam der Pferdeknecht mit seinem Karren; die Schellen

klingelten an den Pferden, und er lenkte rasch die Pferde durch die Durchfahrt aufs Feld bis nahe zu den Kleebündeln.

„Eil dich, eil dich, Lievchen! Sonst hascht es uns noch", rief er, und mit seiner Gabel schichtete er die Bündel zum Fuder auf seinen Wagen. – „Wir müssen uns sputen, Mädel. Wir bekommen endlich wieder mal Regen."

In der Tat: er war da. Er tröpfelte immer tapferer in schrägen Strahlen, und der frische Wind, der im Westen aufgekommen war, wehte heran, so daß die Bäume im Wäldchen aufrauschten.

Lieva kletterte von hintenher auf das hohe Fuder und ließ sich auf dem schaukelnden, holpernden Karren sanft in den roten Blumenballen des weichen Klees wiegen. Ihre Beine ließ sie herabpendeln, und die Holzschuhe baumelten an ihren Fußspitzen, und sie fühlte mit Wonne, wie die kühlen Wasserperlen auf ihre nackten Beine schlugen und wie durch ihr dünnes Jäckchen der Regen klatschte, als wärs auf ihre bloße Haut. Vor ihren Augen durch das Gezottel ihrer Stirnlocken troff das Wasser heraus, rann ihr über die Wangen, die Nasenspitze entlang, über ihr rundes Kinn und zwischen die Brüstlein. Und sie saß und lachte vor Vergnügen ob des Kitzels über ihrem ganzen Leibe und hielt ihre Augen, indem sie ja das Gesicht rückwärts gekehrt fuhr, unablässig auf die hohe Mühle gerichtet, die hinter dem Vorhang aus Wasserstaub heftig am Drehen war. Sie dachte und stellte sich die Frage, wo Hektor jetzt wohl unterstehen möchte. In ihrem Kopfe wiederholte sie unwillkürlich die Worte des Liedchens, das sie in ihrem Ohr noch klingen hörte. Sie hielt

die Arme gegen den Körper verschränkt, denn unter ihrer Achsel fühlte sie noch den Druck seiner Hand, und auf ihrer Wange hatte der Regen noch nicht das Fleckchen gekühlt, wo er sie das erstemal geküßt hatte.

Unter dem Scheunentor sprang sie vom Karren aufs Trockene und begann ohne Zögern inmitten des Gewühls und Getriebes all der Knechte und Mägde an der lärmenden Abendarbeit mitzuhelfen. Ihr Glück verbarg sie gar tief, so daß keiner ihr irgend etwas anmerken konnte; aber als sie allein in ihrem Bette lag, ließ sie es körperlich wiederaufleben und durchdachte es bis ins kleinste: wie er gekommen war mit seiner großen Haarsträhne, auf der Stirne die große Locke, die da schaukelte, und sein offenes, blühendes Sonnengesicht – was er zu Beginn gesagt hatte – seine Eifersucht auf Jan – wie er dann die Bündel mitschnürte, wie er sie fest um die Hüften gegriffen hatte und wie sie in seinen Händen wie ein Strohhälmchen gewesen war! – Sie zappelte, als ob es eben jetzt geschähe; und als sie dann dalag und ruhig in die Finsternis blickte, sah sie deutlich all die Dinge auf dem sonnigen Felde wieder: die Straße, die Mühle und das Wäldchen und den schönen, großen, stattlichen Burschen in seinen grauen Kleidern, und auf seiner Oberlippe, weich wie Taubenflaum, die ersten Bartspuren.

Durfte sie das tun? Durfte sie es geschehen lassen? War es keine Sünde? Sie wußte es nicht. Furcht und Freude verstörten ihr junges Mädchengemüt, und es wußte sich keinen Rat. Ihr schien aber, daß heute etwas eingetreten war, das sie bisher nie gefühlt, etwas, das sie für jetzt und alle Zeit froh machen würde – das hatte die Hand auf ihrem

Körper und der sanfte Druck seiner Lippen auf ihrer Wange getan. Jetzt im Dunkeln gab sie ihm den Kuß in der Einbildung zurück, so sanft und so langsam und so zärtlich, als sie konnte, denn sie liebte ihn gar sehr, und jetzt würde er es also wissen: und weil sie das so gewiß fühlte, war sie stolz und überglücklich. Es war ein sanfter Rausch, der ihr durch den Kopf zog, und in ihm lag das Verlangen nach dem morgigen Tage beschlossen, nach der neuen Helle der Sonne auf dem Felde, nach dem Wäldchen, der Mühle und dem Kleeacker; es war, als sollte sich morgen ein zweites Wunder begeben, und noch immer mehr stand zu erwarten, – das Leben fing erst jetzt an, und an der Schönheit der Tage war kein Ende abzusehen. Sie stand als ein sittiges Mägdlein mitten darin und blickte rundum in all das sonnige Glänzen, und hoch im Baume ertönte Gesang durch die stille Luft – es war wie ein Amselgeschmetter aus dem Wäldchen, und was sie sich entgegenschallen hörte, das war ihr eigenes Liedchen:

Ihr solltet mein Liebchen kennen,
Ihr' Äuglein sind so sanft,
Sie steht in meinen Träumen
Oftmals die ganze Nacht.

Und aus einer anderen Ecke des grünen Drosselgebüschs ertönte, noch sanfter, die Gegenantwort:

Ich darf sie nicht betrachten,
Sonst fällt das Aug mir zu.
Das Auge fällt mir zu
. . . fällt zu . . .

Aus dem Flämischen von Friedrich Markus Huebner.



OTTO FREIHERR VON TAUBE: DREI GEDICHTE

Nachtflug

Nun der Mond mich heißt ans Fenster gehn,
Zieht er meine Seele fort zum Weiten,
Und ich möchte hier nicht stille stehn.
Könnt ich eines sachten Flugs entgleiten!

Übers Land der Weideflächen fließt
Solch ein Licht mit wonnesamen Wogen,
Meiner Sehnsucht Schattenflügel sprießt.
Also komm ich durch die Nacht gezogen.

Meine Brust im weichen Meer der Luft
Eines Vogels Fiederbrust vergleichbar,
In dem nebelig durchklärten Duft
Bin ich Traum, dem jeder Wunsch erreichbar.

Meines Fittichs langer Flügelschlag
Regt sich lautlos durch die lichte Stille:
Also kreist mein Sinnen um dein Dach,
So umkreist dein schlummernd Haupt mein Wille.

Oktoberfrühe

Kräftiger Morgen! Rosiges Silberlicht!
Vom ersten Reife liegt die Wiese weiß
Am Hause, die sich nach dem Walde zieht.

Hinaus! Wie hart, wie freudig greift die Luft
Mich an, wie weitet sie den Atem aus!
Wie schaut sichs mutig in den neuen Tag,
Wie dank ich, daß er ward!

So richt ich diesen kühlen Morgengang
Durch rauches Gras. Der Wald rückt klarer schon
Zum Dunst hervor. Jetzt steht er branstig da
Dicht vor mir. Dunkel springt daraus der Tann.

Und die bedeckten Pfade schreit ich schon
Durch karges Laub, von kargem Licht umhaucht,
– Weil noch die Sonne hinterm Strüppicht steht
Und Nebel noch unter den Kronen schweift. –
Umsegelt bin ich von der Blätter Flug,
Am Boden rascheln sie. – Da bricht ein Glanz,
Ein erster, starker ein. Er flammt stammauf!
Heil, heil, der Wald ist Gold! – . . . Ein Falkenschrei –

O Zeit, da meiner Heimat Hifthorn ruft,
Das ferne! – Zeit des jagdlichen Geläuts!

Längs der Yssel

Weideklänge kamen durch die Luft,
Und die Luft war ganz ein goldener Rauch.

Wars von deinem lichten Angesicht,
Wars vom Golde deines blonden Haars? –
Gold und rosen ging die Ferne auf.



Wars von deines stillen Auges Blau,
Was da blau in Luft und Flut zerrann?
Wars von deinem Lächeln, daß das Land
Also friedvoll glänzte? Oder war
Aller Glanz auf deinem Angesicht,
Deinen blauen Augen, deinem Haar,
Innerer Wiederglanz vom Abendlicht?

Deine Worte klangen glockenrein.

Vor mir gingst du: Mit gewohnter Hand
Hieltest du der Rüden einen fest,
Der dich an der Leine nach sich zog,
Und du schrittest so, im feuchten Gras
Rasch, gerafften Kleides, daß mein Blick
Gerne deinem schönbeschuhten Fuß
Folgen mochte. Zu mir umgewandt
Sagtest du bald dies, bald das, bald riefst
Du der anderen Meute, die im Spiel
Munter um die gute Herrin sprang.

Auf der Rüden braunen Rücken fiel
Schrägen Strahles Licht. Der Weideklang
Kam uns voller; goldener ward dein Haar.
In das Licht verglühten die Alleen,
Auf dem Fluß ein träg getragener Kahn;
An dem Ufer angelte ein Mann.
Aus dem Schilf und angegilbtem Laub
Hoben sich die Uferhütten, klein,
Giebelig und morsch und strohgedeckt;
Golden schlug darum der Abendschein.





R. JANTHUR / LITHOGRAPHIE ZU DEFOES ROBINSON CRUSOE

Da auch traten, ihren Abendtrank
Einzunehmen, klangvoll aus dem Busch
Jene Herden, die wir längst gehört,
Und, indessen sie zum Wasserrand
Drängten, und den Vordersten der Strom
Schon in Ringen um die Fersen stieg,
Spiegelte die durchsichtige Flut
Ein unsäglich stilles, klares Bild. –

Das vom Leuchten deines Zaubers glomm.

WILLIAM BUTLER YEATS: DER LEIB DES VATER CHRISTIAN ROSENKREUZ

Die Anhänger des Vater Christian Rosenkreuz, sagt eine alte Überlieferung, hüllten seinen unvergänglichen Leib in edle Gewandung, und sie legten ihn in ein Grab unter ihrem Ordenshaus, das die Symbole von allen Dingen im Himmel und auf Erden und in den Gewässern unter der Erde enthielt, und über ihn setzten sie unerschöpfliche magische Lampen, die von Geschlecht zu Geschlecht weiterbrannten, bis einmal andere Schüler aus dem Orden durch irgendeinen Zufall auf das Grab stießen.

Ich glaube, die Phantasie hat während der letzten zweihundert Jahre kein hiervon sehr verschiedenes Schicksal gehabt; auch sie ist in ein großes Grab des Kritizismus gelegt worden, auch über sie sind unverlöschliche magische Lampen von Weisheit und Romantik gesetzt worden, und auch sie ist im ganzen so vortrefflich untergebracht und ausgestattet worden, daß wir ganz vergessen haben, wie



ihre Zauberlippen geschlossen sind oder sich nur aufgetan haben, um die Klagelaute einer schwermütigen und geisterhaften Stimme vernehmen zu lassen. Die Alten und die Zeitgenossen der Königin Elisabeth haben sich der Phantasie hingegeben, wie ein Weib sich der Liebe hingibt, und sie haben große Wesen hervorgebracht, denen gegenüber die Menschen dieser Welt wie bloße Schatten erscheinen; sie schufen große Leidenschaften, von denen unsere Liebe und unser Haß als bloß flüchtige und triviale Phantasien erscheinen; jetzt aber sind es nicht die großen Menschen oder die erträumten großen Leidenschaften, die uns in Anspruch nehmen: sind doch die Personen und die Leidenschaften in unseren Dichtungen hauptsächlich Reflexe, wie der Spiegel unseres Geistes von älteren Dichtungen oder aus dem Leben um uns her sie aufgefangen hat; es sind vielmehr die weisen Kommentare, die wir über sie machen, die Kritik des Lebens, die wir aus seinen Schätzen herauspressen.

König Arthur und sein Hof sind nichts, aber die vielfarbigen Lichter, die sie umspielen, sind so schön wie die Lichter von Kirchenfenstern. Pompilia und Guido bedeuten nur wenig, aber die immer wiederkehrenden Betrachtungen und Erläuterungen, die in den Worten des Papstes gipfeln, gehören zu dem Weisesten, was das christliche Zeitalter kennt. Ich kann den Gedanken nicht loswerden: diese Zeit der Kritik wird bald vorüber sein, und es wird ein Zeitalter der Phantasie, der Gemütsbewegung, der Stimmung und Offenbarung an seiner Statt heraufkommen, denn es ist kein Zweifel: der Glaube an eine übersinnliche Welt ist wiederum nahe, und wenn einmal die

Erkenntnis ins Rollen gekommen ist, daß wir „Phantome von Erde und Wasser“ sind, dann mögen wir unserem eigenen Wesen und allem, was es immer ersinnen mag, wiederum vertrauen; und wenn die äußere Welt nicht mehr als das Grundmaß aller Wirklichkeit angesehen wird, dann werden wir die großen Leidenschaften als die Engel Gottes erkennen, und daß sie „ungezügelt in ihrer ewigen Glorie“ zu verkörpern, selbst wenn sie den Frieden und das Glück der Menschen bedrohen sollten, mehr ist als, wie weise auch immer, sich über die Ziele unserer Zeit unterhalten oder die sozialen, humanitären oder anderen Kräfte unseres Zeitalters beleuchten oder sogar unsere Zeit, wie die Phrase lautet, „zusammenfassen“; denn die Kunst ist eine Offenbarung und nicht Kritik, und das Leben des Künstlers, es ist ausgesprochen in dem alten Worte der Weisheit, das da heißt: „Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fähret. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.“ *Übertragen von Fr. Eckstein.*

HANS CAROSSA: DIE AHNFRAU

Wage dich wieder hervor,
silbernes Mittagsgesicht!
Alle sind außen im Korn.
Alles ist wie es war.

Noch gurren die Turteln am Dach
im purpurfüßigen Reihn,
und Blumen blau wie die Luft
umwehen im Bogen die Tür . . .



Sprich zu dem jungen Baum
beim immer murmelnden Bronn,
und an dem Fenstergeweb
der heiligen Spinne vorbei

husch in dein Sterbegemach!
Denk nicht vermoderter Pein!
Sieh, wo du seufzend vergingst,
atmet das blühende Kind . . .

O wie es ruhig schwebt
im leichten blutrötenden Schlaf!
Es regt seine Händchen, es spürt
des Wachstums nahen Quell.

Umfließ es mit Geisterglück!
Nun öffnet es Augen voll Traum.
Es blinzelt durch dich in den Tag.
Es lächelt und schläft wieder ein . . .

Grüße die Natter im Flur!
Noch reicht man den Milchnapf ihr fromm.
Schon schleicht sie gesättigt hinaus.
Sie fühlt und fürchtet dich.

Klug folgt sie verborgener Spur
hinab in ihr dunkles Gebiet.
Da liegt unter wuchtigem Stein
der Schatz, den du vergrubst.

Du sahst in die ferne Zeit.
Du wahrsagtest Krieg und Verfall.

Treu hast du gedarbt und bewahrt.
Die Schlange weiß darum.

Sie hegt auf dem Hort ihre Brut.
Sie biegt sich um ihn jede Nacht
zum zauberverstärkenden Ring.
Oft klirrt unbändig das Gold.

ERNST BERTRAM: GOTISCHER BILDNER

(spricht:)

Siehe, du nährst dein ewiges Herz
Nicht von der Gläubigen Mund und nicht vom Blute der Zeugen,
Ehre geben dir nicht die Chöre, geblendet rings um dein Antlitz,
Und den gewaltigsten Ruf dir
Nicht auf frommer Wolke die Abendengel:

Dich aufpreisen in heulender Tiefe
Die Engel des Unlichts,
Dich unterm Speer deiner Großheiligen
Krümmend das rote Getier,
Dich des Heiden, ins Ohr dem
Hundertköpfigen Götzen,
Lallendes Abergebet.

Siehe, dem schlafenden Munde des Lästrers entblüht
Die Blume deiner Verkündung,
In seiner Höhle der Dämon
Knirscht unwillig dein Lob,



An deinem Flammenkleide webt
Scharlachne Sünde dir,
Die Zweifelnächte sausen deinen Ruhm,
Und der an dich nicht glaubt, entgegen wölbt er dir
Dein Heiligtum.

WILHELM WEIGAND: ÜBER EMILE ZOLA

Die Bemerkung, daß jede Kultur, zu ihrer Erneuerung, von Zeit zu Zeit der Barbaren bedürfe, gilt auch für altgewordene Literaturen. Zuweilen stammen diese Barbaren aus der Tiefe des eigenen ungebrochenen Volkstums, und es wird ihnen leicht, den Anschluß an die alte Überlieferung zu finden, in der eine Volksseele ihr Wesen entfaltet; zuweilen bringt es aber auch die Leichtigkeit, mit der heute Menschen und Geistesströmungen die Grenzen der Volksgemeinschaften überschreiten, mit sich, daß da und dort eine schöpferische Natur aus fremdem Geblüt auftaucht, die schon durch ihre Herkunft gezwungen ist, andere Wege zu gehen als die eingeborenen Söhne ihrer neuen Heimat. Bei Emile Zola wird man gut tun, nie zu vergessen, daß er, als Sohn eines österreichischen Genieoffiziers, Halbfranzose war. Diejenigen seiner Zeitgenossen, in denen das starke Kulturbewußtsein des Franzosentums lebte, täuschten sich, von allem Anfang an, nicht über das Fremdartige im Wesen des Romandichters: die Vertreter der nationalen Bildung tadelten an seinen Schriften den Mangel an leichtbeschwingter Grazie, die Voltaire als ihren Ahnherrn verehrt; andere sprachen von der Unfähigkeit zur streng klassischen Form, die mit der Ober-



FRIEDRICH WASMANN / STUDIE

fläche spielt und, in gewichtigen Äußerungen, auf ein paar Jahrhunderte strengster Sprachzucht zurückblicken darf; die Akademiker, die ihren Hort in der klassischen Gymnasiallehrerschule, der école normale besaßen, vermißten den Hang zur lateinischen Rhetorik, bei der das Wort mehr bedeutet als der Ernst und die Tiefe des Gehalts, oder auch das romanische Schulschmäcklein, das für die Eingeweihten seine besondere Würze haben muß; und die Vertreter des leichten gallischen Geistes, des esprit gaulois, entbehrten ihre Weltanschauung, für die das Lachen um jeden Preis die höchste Äußerung der Weltweisheit bedeutet. Das Ausland hingegen, das schon bei dem großen Balzac seinen Scharfblick bewiesen hatte, konnte leichter über diese wirklichen oder angeblichen Mängel hinwegsehen: es war durch keine Überlieferung gebunden; es durfte sich an die Werke halten, aus denen, auf alle Fälle, eine schwere, bedeutende Natur sprach, und es ließ sich willig von dem Zauber gefangennehmen, der von dem schillernden Schlagwort Naturalismus ausging; denn noch immer hat das Wort des erhabenen germanischen Sehers Geltung: Und ist ein großes Wort vonnöten, Mutter Natur! so gedenkt man deiner! –

Über Zolas Entwicklung sind wir vollständig im klaren: sein Leben bietet nicht, wie das Asketendasein des Einsiedlers Flaubert, ein Problem, und der Liebhaber seltener Gemütszustände findet bei dem Naturalisten keine Gelegenheit, seine Neigung zu seelischer Zergliederung zu befriedigen. Der unermüdliche Arbeiter sorgte, von allem Anfang an, gründlich dafür, daß seine Zeitgenossen, Freunde und Feinde, seine Ansichten, Hoffnungen und,

was fast wichtiger erscheint, seine Ansprüche an Kunst und Leben kennen lernten. Daß da ein selbstbewußter Plebejer, der nach Macht dürstete und nicht gesonnen war, sein Leben in einer Dachkammer zu verbringen, in die Literatur einbrach, unterlag nicht dem mindesten Zweifel. Der Barbar, der in eine alte Kultur geriet und mit den Trieben einer ungebrochenen Natur nach den Genüssen einer alten Erde verlangte, kannte nicht die Scheu adeliger Künstlernaturen, in denen ein Unaussprechliches mit der Scham erlesener Seelen kämpft; er war, um sein Leben fristen zu können, wie alle seine Schicksalsgenossen zunächst auf die Zeitungen angewiesen und mußte, als Anfänger, knirschend erfahren, daß man wenigstens notdürftig von der Verkündigung seines Hasses und seiner Liebe leben kann. Und da alles Persönliche besonders stark auf die Jugend zu wirken pflegt, bekamen die leidenschaftlichen Bekenntnisse des Polemikers – denn als solche fasse ich die kritischen Äußerungen Zolas auf – sehr rasch einen Einfluß und eine Bedeutung, deren Eindringlichkeit das neuere Geschlecht kaum zu ermessen vermag. Die Männer, die Zola als Kämpfer oder Freunde nahe standen, urteilten allerdings kühler über den selbstbewußten Neuerer, dessen kritische Äußerungen an das Wort Goethes erinnern, daß das Unzulängliche produktiv sei. Die Brüder Goncourt, in denen Zola Ahnen und Meister sah, schrieben am 14. Dezember 1868 in ihr Tagebuch: „Auf unseren ersten Eindruck hin hielten wir ihn für einen Schüler der école normale, der für den Augenblick etwas herabgekommen schien. Bei näherem Zusehen fielen uns jedoch in dem schäbigen jungen Mann zarte

Züge, die feine Modellierung der an Porzellan erinnernden Gesichtshaut, der Schnitt der Augenlider und die seltsamen Nasenflügel auf. Kurz, seine ganze Persönlichkeit glich ein bißchen den Menschen seiner Bücher, jenen komplizierten Wesen, die in ihrer Mannheit etwas vom Weibe an sich haben. Auffallende Züge in seinem Wesen sind das Krankhafte, Leidende, Übernervöse . . . Alles in allem ein unruhiger, ängstlicher, tiefer, komplizierter, scheuer, schwer zu enträtselnder Mensch."

Es ist bezeichnend für den ehemaligen Buchhandlungsgehilfen, dem es nicht gelungen war, die französische Reifeprüfung zu bestehen, daß er sich in dem Gespräch mit den Brüdern Goncourt bitter über die Gleichgültigkeit des Staates gegen alle aufstrebenden Talente beklagte. Als Zola seine ersten Bücher schrieb und dazu das karge Brot des Zeitungsschreibers aß, stand das zweite Kaiserreich auf der Höhe seines Glückes. Was eine geborene Empörernatur von dem Leben und Treiben der bunten Gesellschaft, in welcher der gekrönte Catilinarier Napoleon III. seine Stütze fand, zu Gesicht bekam, war nicht geeignet, ihn mild zu stimmen. Das bürgerliche Bacchanal, zu dem Offenbach die aufreizende Musik schrieb, bewies zunächst der ganzen Welt, daß im Zuge moderner Bacchanten wohl die Schönheit Platz habe, aber nicht der Geist. Der erste Napoleon hatte der staunenden Welt, die nach einer Pause von Jahrhunderten wieder einmal das Genie auf dem Throne sah, die Zauberformel verkündet: La carrière ouverte au talent! Napoleon der Kleine, der von seinem angeblichen Onkel nur den Glauben an seinen Stern besaß, glaubte die Hauptfrage der Zeit zu

lösen, indem er die Ermahnung von sich gab: Enrichissez-vous! Bereichert euch! Die beiden Schlagworte kennzeichnen zwei Männer und zwei Zeitalter.

Schöpferische Naturen, in denen bedeutende Fähigkeiten schlummern, pflegen ihre Vorbilder und Meister mit der Sicherheit des Instinkts zu wählen. Wir wissen, welche Menschen und Werke auf Zola bestimmend eingewirkt haben. An allererster Stelle ist Taine zu nennen, dessen Einfluß auf die Jugend des zweiten Kaiserreichs und auf einen guten Teil der europäischen Schriftsteller gar nicht überschätzt werden kann. Zola gehörte zu den unmittelbarsten Schülern des „Philosophen", so sehr er auch, zuzeiten, seinen Meister als ängstliche Schulmeisternatur hinzustellen liebte. Wir sind heute über die ganze Weltanschauung Taines durchaus im klaren: wir wissen, woher der farbenprächtige Eklektiker ihre Elemente bezog, und sind kaum mehr geneigt, die Lehre von der bestimmenden Gewalt der Umwelt, die Milieu-Theorie, als unerhörte Heilsbotschaft zu betrachten. Wir lächeln über den vielberufenen Satz: „Tugend und Laster sind Produkte wie Vitriol und Zucker", der einst allen Frommen als Ausfluß höllischer Bosheit erschien. Wir finden die Gleichsetzung seelischer und mechanischer Vorgänge, die aus diesem Satze spricht, als eine Plumpheit, deren ein Denker unfähig sein sollte. Doch wie man sich auch zu dem Philosophen Taine stellen möge, hier sei nur die Tatsache festgehalten, daß der geistige Vater des Naturalismus Taine, nicht Zola war, dem es allerdings vorbehalten blieb, für Europa das zündende Schlagwort zu prägen. Wohl mochte der Romandichter in Claude Bernard den

Meister verehren, in dessen Lehren von der Erblichkeit er eine Waffe sah – man muß immer an Waffen denken, wenn es sich um den Theoretiker Zola handelt –; aber der ganze Naturalismus Zolas beruht in allem Wesentlichen auf der Anschauung Taines, nach der jedes Talent ein Geschöpf seiner Umgebung und selbst die größte Schöpfernatur die Kreatur bestimmter und bestimmbarer Einflüsse ist. Es ist durchaus kein Zufall, daß in der zwanzigbändigen Familiengeschichte der „Rougon-Macquart" (1871–1893) kein einziger Mensch mit reichem Innenleben auftritt. Zola sieht ungemein scharf, und seine Gestalten leben; aber für die Forderung Verlaines: „Nous voulons la nuance et la nuance encore" besaß er kein Verständnis. Als Menschenschöpfer blieb er einer der Hauptlehren seines Meisters getreu, indem er sie übertrieb: der Mensch ist vor allem ein Tier, aber, wohlgemerkt, kein vernünftiges Tier; kein animal rationale im Sinne des 18. Jahrhunderts. Je üppiger er nun seine Natur als Menschentier, als bête humaine entfaltet, desto dankbarer ist er als Stoff. Balzac wußte, was er tat, als er, um seine Menschen ins Übergroße zu steigern, ihre Triebe ins Maßlose erhob. Ein schöner Mord ist eine schöne Sache: das ist nicht etwa nur Ausdruck der bekannten Künstlerästhetik, es ist auch, in gewisser Hinsicht, eine soziologische Feststellung. Wir sind, so lautet das Bekenntnis des Meisters und seiner Schüler, keine Phantasten, wir sind Tatsachenmenschen. Das Seelenleben setzt sich aus nichts weiterem als aus Tatsachen zusammen; das ganze Leben ist nur eine Reihe von Tatsachen (petits faits). Wir stehen als „Faitalisten" – das Wort stammt bekanntlich

von dem mit Recht darob erzürnten Nietzsche – über dem Dichter, insofern wir, mit höchstem Fleiße, „documents humains“, lauter menschliche Fakta sammeln, auf die Gefahr hin, zu den Kolportage-Psychologen herabzusinken. Im übrigen leben und weben wir, als Triebmenschen, in der Natur, die keine Moral kennt und jenseits von Gut und Böse wirkt. Und Zola schloß: Wir sind reine Apostel des Wahren, indem wir sie, ohne Rücksicht auf zahme Staatsbürger, in ihrer grenzenlosen Gemeinheit schildern und uns nicht scheuen, den Menschen vor allem auch als unersättliches Geschlechtswesen hinzustellen. Wer sagt da, Dichten sei verdichten oder weglassen? Die Idealisten! Wir verfahren anders: wir häufen die Fülle der Einzelzüge, bis die Massen leben. Wir lehnen es ab, die Wirklichkeit zu fälschen, indem wir einen Auszug daraus bieten; wir steigern sie höchstens, und alle Künste eines prunkvollen Stils, an den ganze Geschlechter ihre Kunst verschwendet haben, dienen nur dazu, die Tatsachen, und mit ihnen unsere Weltanschauung, in jenem Licht zu zeigen, das jeder wissenschaftlichen Zergliederung standhält.

Über die Weltanschauung des Dichters der „Rougon-Macquart“ kann gar kein Zweifel walten: es ist der schwärzeste Pessimismus, und man weiß, daß dem rücksichtslosen Schilderer des zweiten Kaiserreichs nicht der Vorwurf erspart blieb, daß er, als Herkules der Feder, die Ställe des Augias nicht gereinigt, sondern deren beispiellosen Unrat noch vermehrt habe.

Doch da meldet sich die Erinnerung an den Hauptsatz der Zolaschen Ästhetik: „Une œuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament.“ Das Kunstwerk



ist ein Stück Natur im Spiegel eines Temperaments. Aber, so fragen wir, schließt diese Erklärung nicht die allerpersönlichste Auslegung der Natur in sich? Gibt sie nicht jedem Individualisten und Schauspieler recht, wenn er bei der Ausübung seiner Stilkünste einfach erklärt: So und nicht anders sehe ichs! Sollte der Naturalismus Zolas, als Theorie wenigstens, vielleicht gar ein halbes Mißverständnis seines Urhebers sein, in dem ganz andere schöpferische Kräfte wirkten, als sie dem reinen Beobachter und Sammler zu Gebote stehen? Das Wort Natur leitet, in der europäischen Literatur wenigstens, immer auf Rousseau zurück: sollte Zola vielleicht gar zu den unbewußten Enkeln Rousseaus gehören, dem die Natur allerdings nur den idyllischen Hintergrund bedeutete, vor dem der Mensch seine Unschuld verlor, als er in den Stand der Kultur trat?

Vielleicht wird man gut tun, sich hier der Meister zu erinnern, die der Kritiker Zola zu den naturalistischen Romandichtern rechnete: an Stendhal, Balzac und Flaubert. Über den Einfluß Stendhals und Flauberts kann ich mich kurz fassen: man tut Zola nicht unrecht, wenn man behauptet, daß er, trotz aller Wertschätzung, von dem innersten Wesen dieser großen Erscheinungen nur das ihm Gemäße verstand. Die ungeheure Klarheit Stendhals, die den feinen Psychologen der „Kartause von Parma“ mit den Ideologen des 18. Jahrhunderts verband, erschien ihm als Einseitigkeit: das Seelenleben der Stendhalschen Helden spielt sich eben in einer Helle ab, in welche, seiner Meinung nach, die Außenwelt zu wenig bestimmend eingriff. In Flaubert durfte er den lebenden Meister verehren, dessen Umgang er beglückend empfand. Was dessen verschlossenes Leben

aber an Schmerzen und Köstlichkeiten in sich barg, blieb ihm verhüllt. Die Tragödie des übergewissenhaften Künstlers, der in eine falsche Zeit gerät und mit den Mitteln der reichsten Sprache Gestalten schaffen muß, die er selbst verabscheut, weil sie seinen Schönheitssinn beleidigen, mußte ihm unverständlich bleiben. Daß er als Techniker viel von der „Madame Bovary" gelernt hat, steht außer Zweifel; denn dieses Buch, dessen gallische Klarheit nur gesellschaftliche Hintergründe und das klarste Seelenleben enthüllt, ist im höchsten Grade geeignet, Lernende anzuregen.

Daß das ungeheure Lebenswerk Balzacs auf die Phantasie des geistigen Gewaltmenschen besonders stark wirken mußte, ist begreiflich. Balzac hat in ähnlicher Weise auf die Einbildungskraft Zolas gewirkt wie Napoleon auf die Phantasie des Verfassers der „Menschlichen Komödie". Die Worte, die Balzac an ein kleines Standbild Napoleons schrieb: „Was er mit dem Degen begonnen, werde ich mit der Feder vollenden", sind mehr als das Bekenntnis eines großen Menschenschöpfers: sie zeigen den Wandel einer Weltanschauung, die dem Geist in einer bürgerlich gewordenen Welt die höchste Rolle zuerkennt und damit revolutionär wird. Die bürgerliche Gesellschaft, deren Zusammenbruch Zola mit dem bitterbösen Ernst eines unbedenklichen Gewaltmenschen schilderte, war indessen von der Welt, wie sie Balzac sah, durch eine tiefe Kluft geschieden. Die Welt Balzacs besaß vor allem einen anderen Hintergrund: die Französische Revolution und den aufgeregten Kreis, in dem das Phänomen Napoleon Menschen und Dinge modelte. Dazu kommt, daß Balzac der Welt der „Menschlichen Komödie" – man achte auf den Sinn

dieses Titels – anders gegenüberstand: er erkannte zwar, mit unheimlicher Klarheit, daß es in dieser siegreichen Welt des Bürgertums nur noch eine wirkliche Weltmacht gab: das Geld; doch diese Erkenntnis nahm ihm in keiner Weise die Freude an den Formen, in deren Schutz sich diese Gesellschaft, deren Laster und Triebe ihn selbst beherrschten, tummelte und auslebte. Der prophetische Seher, dem Traum und Wirklichkeit in einem fort ineinanderflossen, war, wie nur jemals ein naiver Naturbursche, in seine eigene Schöpfung, in seine eigenen Gestalten verliebt. Und da er sich nebenbei noch in besonderem Maße als Denker fühlte, hatte er auch, wie alle Philosophen, die Heilmittel sofort zur Hand, um die böse Welt, wo jeder seinen Trieben lebte, gesund zu machen und gesund zu erhalten: die Monarchie und den Katholizismus, in dem er übrigens, als echter Romane, vor allem eine soziale Macht erblickte. Als „docteur ès sciences sociales" durfte er es denn auch wagen, in dem Romandichter etwas Höheres zu sehen als den Märchenerzähler und Unterhalter der bunten Menge. Zola, den keine allzu große Bildung drückte, mochte diese Haltung des Großmeisters zunächst als Rechtfertigung seiner eigenen Wissenschaftlichkeit empfinden. Von der Fähigkeit Balzacs, seine Gestalten in eine strahlende Atmosphäre des Geistes zu tauchen, besaß er indessen nichts, und was von einem Romantiker in dem Seher lebte, lehnte er ab, ohne zu ahnen, daß er selbst in die Geschichte der Romantik gehört. Auch die ungeheure Arbeitskraft Balzacs mochte ihn mit ehrfürchtigem Staunen erfüllen. Der Barbar, der aus den Tiefen stammt, ist heute dazu gezwungen, sein Brot als Arbeiter zu verdienen. Die bürgerliche Gesellschaft hat den Geist und

seine Werke zu einer Ware erniedrigt, und wer leben will, kann nichts anderes tun, als sich mit dieser Tatsache abzufinden, auf die Gefahr hin, sein Talent dabei aufzuzehren. Aber Zola, den nicht die Fülle der Balzacschen Gesichte quälte, besaß ein anderes Temperament: er nahm, von allem Anfang an, seinen eigenen Schaffensdrang in meisterliche Zucht; er komponierte seine mit höchster Sorgfalt angelegten Romane mit der genialen Besonnenheit eines gewissenhaften Bauarbeiters und fügte dann, ohne Hast und ohne Rast, Stein auf Stein, bis er mit dem Werke fertig war, worauf er sofort den folgenden Roman begann. Er schrieb Tag für Tag nur drei oder vier Seiten, und dieser Künstlerfleiß trug ihm endlich sogar die Achtung seiner zahlreichen Gegner ein. Die Arbeit ist hier keine Maske, hinter der sich eine problematische Natur oder ein gewissenhafter Bürger versteckt; sie ist die Rechtfertigung einer Weltanschauung, die ihre besondere Würde in ihrer angeblichen Wissenschaftlichkeit zu finden glaubt. Der vielberufene Titel einer seiner Kampfschriften, „Le Roman expérimental", verrät uns, wie Zola selbst über seine Tätigkeit dachte: er forderte, als Schüler Claude Bernards, von dem Romandichter, daß er zunächst Beobachter sei und dann erst mit seinen Gestalten experimentiere, indem er sie aus einer Lebenslage in die andere versetze, um ihr Wesen daran zu entfalten. Er setzte also das dichterische Spiel mit den eigenen Gestalten der Phantasie der Tätigkeit des Naturforschers gleich und erklärte, auch Balzac habe, als er die unvergeßliche Gestalt des Baron Hulot schuf, nichts anderes getan. Man kann das schöpferische Wesen der Phantasie nicht ärger verkennen, als es hier geschieht; aber

diese Auffassung ist bezeichnend für den Mann, dem es stets darauf ankam, die Forderungen der Wissenschaft, wie er sie verstand, zu erfüllen, ohne daß es ihm zum Bewußtsein gekommen wäre, wie stark der Romantiker in ihm war.

Die Romantik Zolas entfaltet sich zunächst, wie bei Victor Hugo, in seinem Sinn für das Gewaltige. Dem Barbaren verflüchtigt sich die Welt nicht zu Begriffen; er unterliegt viel eher der Gewalt seiner Eindrücke, und die Verhältnisse, in denen er die Menschen leben sieht, zeigen seinem Auge überall symbolische Züge. Napoleon hielt die Tragödie für erledigt, indem er mit herrischer Geste erklärte: Die Politik ist das Schicksal! Das Wort ist mehr als ein Paradoxon. Die Tragödie des modernen Menschen besteht in der Abhängigkeit von Gewalten, denen er nicht entrinnen kann; das heißt, der Bürger rückt in die Nähe der Titanen, über denen das antike Fatum schwebte. Diese Verhältnisse nun leben sozusagen ihr eigenes Leben, und niemals hat sie ein Dichter mit ähnlicher Meisterschaft geschildert wie Zola: das Warenhaus (Au bonheur des dames), der Ozean (La joie de vivre), die Arbeiterschenke (L'assommoir), die Markthallen (Le ventre de Paris), die Kohlengrube (Germinal), das französische Heer (La débâcle), die Weltstädte Paris und Rom (in den gleichnamigen Romanen) sind gewaltige symbolische Schicksalsmächte, die mehr bedeuten als ein Schauplatz, wo wenig differenzierte Triebmenschen ihr tragikomisches oder elendes Dasein verbringen. Man wird an die mythenbildende Phantasie der alten epischen Dichter erinnert, und in der Tat, es steckt etwas von den alten Sängern in dem Kämpfer Zola, der auch dadurch mit den Mitteln der alten Epiker

wirkt, daß er vielen seiner Gestalten einen gleichbleibenden Zug verleiht.

Wie aber reimt sich nun zu der pessimistischen Weltanschauung des Verfassers der „Rougon-Macquart“ die idyllische Welt seiner letzten Bücher? Wer eine Welt schildern will, die wert ist, daß sie zugrunde gehe, darf keine Adelsnaturen schildern, in denen die Zukunft ihre schönste Rechtfertigung findet. Er kann mit armseligen Zweiflern, mit bestialischen Dirnen, mit gesunden Trotteln, mit lüsternen Spießern, mit schuftigen Ministern, angefaulten Jobbern, mit der Pofelware der Menschheit auskommen. Es ist kein Zufall, daß Zola zu Ahnen seiner Familie ein angekranktes Menschenpaar nahm. Wir dürfen allerdings fragen, was aus dieser seiner Welt geworden wäre, wenn er ein gesundes Ahnenpaar gewählt hätte, – ganz abgesehen von der Tatsache, daß die Erblichkeitsfrage, so wie er sie auffaßt, im Sinne strenger Wissenschaft noch lange nicht gelöst ist. Doch bei den Vorwürfen, die dem erfolgreichen Romandichter entgegenklangen, mochte er sich an eine Äußerung seines Lehrers Claude Bernard erinnern: „Man hat eingesehen, daß es nicht genügt, angesichts des Guten und Bösen untätig als Zuschauer zu verweilen, indem man das eine genießt und sich vor dem andern hütet. Die moderne Moral erstrebt Größeres: sie sucht nach Ursachen, sie will diese erklären und sie beeinflussen; sie will, mit einem Wort, das Gute und das Schlimme in der Gewalt haben; sie will das eine hervorrufen, entwickeln und gegen das andere ankämpfen, um es auszumerzen und zu vernichten.“ Mit einer solchen Ansicht gelangt man aus der Welt des angefaulten Bürgertums

mühelos in eine andere, wo die Wissenschaft als Lebensmacht den Anspruch erhebt, die Geschicke eines glücklicheren Geschlechtes zu bestimmen. Wer dem Verfasser der Romane „Fécondité“ (1899) und „Travail“ (1901) einen Bruch mit seiner eigenen Vergangenheit vorwirft, hat sein Wesen nicht verstanden. Inwiefern die persönlichen Schicksale des Menschen Zola auf die Umbildung seiner Augen einwirkte, mag eine Frage bleiben. Der Glückliche, dessen Durst nach Macht gestillt ist, darf mit anderen Augen in die Welt blicken als der Catilinarier, den seine Triebe quälen. Schon der letzte Roman der „Rougon-Macquart“, „Doktor Pascal“, ist eines der persönlichsten Bücher Zolas, und aus den Zügen des Helden leuchtet uns das Antlitz des Dichters entgegen. Die Szene, in welcher der altgewordene Arzt seiner Nichte und späteren Geliebten Klotilde den Stammbaum und die Geschichte der „Rougon-Macquart“ enthüllt, hat symbolische Bedeutung. Der Forscher hat nichts zu verleugnen, und aus den Schicksalen der Familie, die doch in alle Tiefen und Gemeinheiten der menschlichen Natur führen, liest er, seltsamerweise, nichts anderes heraus als die wohltätige Wirksamkeit der allesheilenden Natur, die zuletzt den Menschen keine andere Weisung erteile, als zu leben und zu lieben. Hinter dem altgewordenen Romandichter wird mit einen Male das Gesicht des Ahnherrn und ersten Romantikers Rousseau sichtbar. Der grämliche Pessimist wandelt sich auf der Höhe seines Daseins in den Idyllendichter, der aus dem unerschütterlich gebliebenen Glauben an die Wissenschaft die Rechtfertigung seiner Weltanschauung schöpft und sich als der Verkünder einer einfachen, allen zugänglichen Heilsbotschaft fühlt.

EIN GEDICHT VON RUDOLF G. BINDING

Nun stehn die Hirsche still auf dunklen Schneisen,
die Löwen stehen still im Felsentor;
nun schweigen Nachtigallen ihrer Weisen,
und Sterne, Sterne hören auf zu kreisen,
und aus den Sonnen tritt kein Tag hervor.

In gleiche Nacht sind wir nun eingetaucht,
in gleichen Tag und wieder Tag und Nacht,
ein gleiches Sterben hat uns angehaucht,
zwei Leben sind im Augenblick verraucht,
und gleiches Wissen hat uns stumm gemacht.

Es ist, als ob die Welt sanft von uns wich –
Die Löwen stehen still im Felsentor.
Die Zeit versank, und Sein in Sein verblich,
und alles starb, als du und ich
und ich und du sich Glut in Glut verlor.

JAKOB KNEIP: ZWEI GEDICHTE

Denkst du daheim an den Pappelwasen,
Wo wir sommernachts in der Türe saßen?
An der Hecke spielten Johannisfunken,
In den Kellermauern gluckten die Unken:
Denkst du daran,
Liebe Hanna?

Und dann kam aus den Dörfern allen
Licht bei Licht! – Bald sahen wir



Am Himmel – flitz – ein Sternlein fallen.
Nachtfalter schwärmten durch die Tür:
Denkst du daran,
Liebe Hanna?

Und sieh! Aus allen Winkeln her:
Schon hüpfts und hopsts – und schwillt zum Meer;
Mit tausend Augen glühts heraus:
Es naht, es naht! – –
fort! husch – ins Haus!
Denkst du daran,
Liebe Hanna?

*

War das ein Traum
Durch die dunkle Winternacht? –

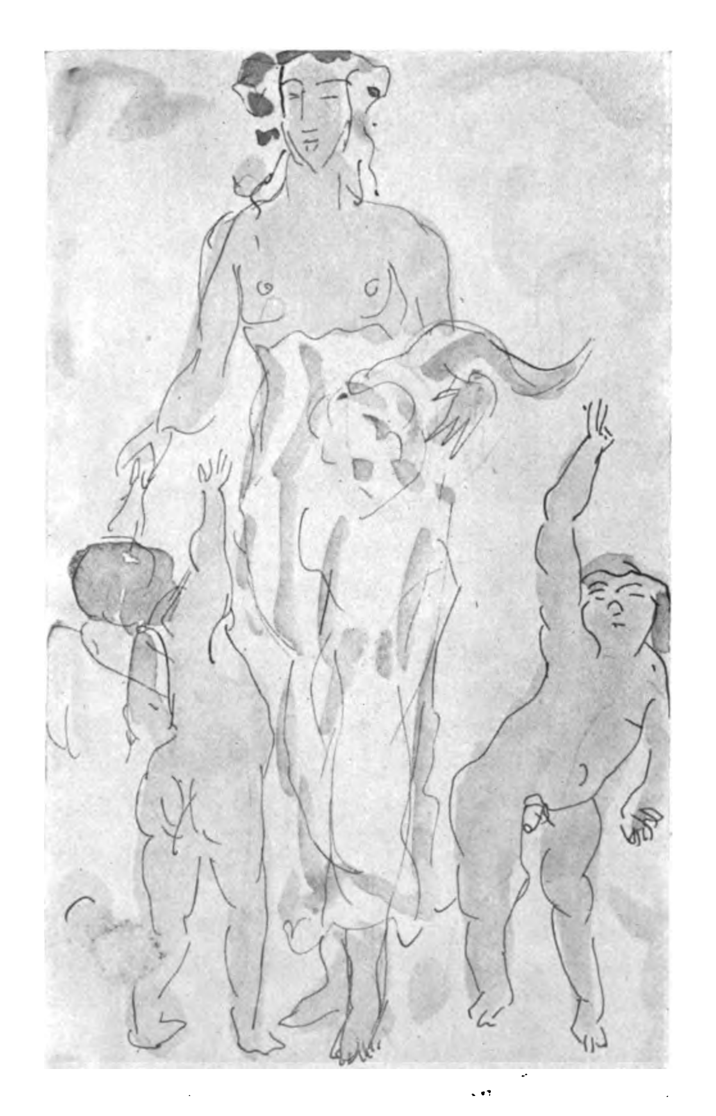
Alles im Haus zur Ruh!
Die Läden sind zu.
Der Wind johlt im Kamin,
Und über die Laien am Wetterdach
Läuft es: Klipp, klapp – klipp, klapp – jach
Wie eine Katze hin.
Und der Schnee stäubt gegen die Läden an
Und knistert;
Und öfter ist es dann,
Als ob es flüstert,
Als sei im Schnee ein Kommen, ein Gehn
– – – Und wieder Schweigen –
. . . Grausiges . . .
. . . Was ists, was ists?
Leise hat ein Hund gekläfft.

Gedämpft ging eine Tür –
O Gott, ich hör . . . man betet hier?
– – – Man betet hier!
Mir ist, als sollt die Eine fehlen . . .
– Der Wind heult laut um das Gehöft. –
Da – wieder hat der Hund gekläfft –
Mir graut – –
Mir graut – – Mutter?
Mutter?
Und drinnen betet man jetzt laut:
„Herr, gib ihr die ewige Ruh . . .“

FERRUCCIO BUSONI: AUS DEM „ENTWURF EINER NEUEN ÄSTHETIK DER TONKUNST“

Frei ist die Tonkunst geboren und frei zu werden ihre Bestimmung. Sie wird der vollständigste aller Naturwiderscheine werden durch die Ungebundenheit ihrer Unmaterialität. Selbst das dichterische Wort steht ihr an Unkörperlichkeit nach; sie kann sich zusammenballen und kann auseinanderfließen, die regloseste Ruhe und das lebhafteste Stürmen sein; sie hat die höchsten Höhen, die Menschen wahrnehmbar sind – welche andere Kunst hat das? –, und ihre Empfindung trifft die menschliche Brust mit jener Intensität, die vom „Begriffe“ unabhängig ist.

Sie gibt ein Temperament wieder, ohne es zu beschreiben, mit der Beweglichkeit der Seele, mit der Lebendigkeit der aufeinanderfolgenden Momente; dort, wo der Maler oder der Bildhauer nur eine Seite oder einen Augenblick,



Götz Freiherr von Seckendorff / Zeichnung zu Molières Psyche

eine „Situation“ darstellen kann und der Dichter ein Temperament und dessen Regungen mühsam durch angereihte Worte mitteilt.

Darum sind Darstellung und Beschreibung nicht das Wesen der Tonkunst; somit sprechen wir die Ablehnung der Programmusik aus und gelangen zu der Frage nach den Zielen der Tonkunst. –

Absolute Musik! Was die Gesetzgeber darunter meinen, ist vielleicht das Entfernteste vom Absoluten in der Musik. „Absolute Musik“ ist ein Formenspiel ohne dichterisches Programm, wobei die Form die wichtigste Rolle abgibt. Aber gerade die Form steht der absoluten Musik entgegengesetzt, die doch den göttlichen Vorzug erhielt zu schweben und von den Bedingungen der Materie frei zu sein. Auf dem Bilde endet die Darstellung eines Sonnenunterganges mit dem Rahmen; die unbegrenzte Naturerscheinung erhält eine viereckige Abgrenzung; die einmal gewählte Zeichnung der Wolke steht für immer unveränderlich da. Die Musik kann sich erhellen, sich verdunkeln, sich verschieben und endlich verhauchen wie die Himmelserscheinung selbst, und der Instinkt bestimmt den schaffenden Musiker, diejenigen Töne zu verwenden, die in dem Innern des Menschen auf dieselbe Taste drücken und denselben Widerhall erwecken, wie die Vorgänge in der Natur.

Absolute Musik ist dagegen etwas ganz Nüchternes, welches an geordnet aufgestellte Notenpulte erinnert, an Verhältnis von Tonika und Dominante, an Durchführungen und Kodas.

Da höre ich den zweiten Geiger, wie er sich eine Quart



tiefer abmüht, den gewandteren ersten nachzuahmen, höre einen unnötigen Kampf auskämpfen, um dahin zu gelangen, wo man schon am Anfang stand. Diese Musik sollte vielmehr die architektonische heißen, oder die symmetrische, oder die eingeteilte, und sie stammt daher, daß einzelne Tondichter ihren Geist und ihre Empfindung in eine solche Form gossen, weil es ihnen oder der Zeit am nächsten lag. Die Gesetzgeber haben Geist, Empfindung, die Individualität jener Tonsetzer und ihre Zeit mit der symmetrischen Musik identifiziert und schließlich – da sie weder den Geist, noch die Empfindung, noch die Zeit wiedergebären konnten – die Form als Symbol behalten und sie zum Schild, zur Glaubenslehre erhoben. Die Tondichter suchten und fanden diese Form als das geeignetste Mittel, ihre Gedanken mitzuteilen; sie entschwebten – und die Gesetzgeber entdecken und verwahren Euphorions auf der Erde zurückgebliebene Gewänder:

„Noch immer glücklich aufgefunden!
Die Flamme freilich ist verschwunden,
Doch ist mir um die Welt nicht leid.
Hier bleibt genug, Poeten einzuweihen,
Zu stiften Gold- und Handwerksneid;
Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verborg ich wenigstens das Kleid.“

Ists nicht eigentümlich, daß man vom Komponisten in allem Originalität fordert und daß man sie ihm in der Form verbietet? Was Wunder, daß man ihn – wenn er wirklich originell wird — der Formlosigkeit anklagt. Mozart! den Sucher und den Finder, den großen Menschen mit dem kindlichen Herzen, ihn staunen wir an, an ihm hängen wir;

nicht aber an seiner Tonika und Dominante, seinen Durchführungen und Kodas.

Solche Befreiungslust erfüllte einen Beethoven, den romantischen Revolutionsmenschen, daß er einen kleinen Schritt in der Zurückführung der Musik zu ihrer höheren Natur aufstieg; einen kleinen Schritt in der großen Aufgabe, einen großen Schritt in seinem eigenen Weg. Die ganz absolute Musik hat er nicht erreicht, aber in einzelnen Augenblicken geahnt, wie in der Introduktion zur Fuge der Hammerklavier-Sonate. Überhaupt kamen die Tondichter in den vorbereitenden und vermittelnden Sätzen (Vorspielen und Übergängen) der wahren Natur der Musik am nächsten, wo sie glaubten, die symmetrischen Verhältnisse außer acht lassen zu dürfen und selbst unbewußt frei aufzuatmen schienen. Selbst einen so viel kleineren Schumann ergreift an solchen Stellen etwas von dem Unbegrenzten dieser Pan-Kunst – man denke an die Überleitung zum letzten Satze der D-Moll-Sinfonie –, und Gleiches kann man von Brahms und der Introduktion zum Finale seiner ersten Sinfonie behaupten.

Aber sobald sie die Schwelle des Hauptsatzes beschreiten, wird ihre Haltung steif und konventionell wie die eines Mannes, der in ein Amtszimmer tritt.

Neben Beethoven ist Bach der „Urmusik“ am verwandtesten. Seine Orgelphantasien (und nicht die Fugen) haben unzweifelhaft einen starken Zug von Landschaftlichem (dem Architektonisch Entgegenstehenden), von Eingebungen, die man „Mensch und Natur“ überschreiben

möchte; bei ihm gestaltet es sich am unbefangensten, weil er noch über seine Vorgänger hinwegschritt – (wenn er sie auch bewunderte und sogar benutzte) – und weil ihm die noch junge Errungenschaft der temperierten Stimmung vorläufig unendlich neue Möglichkeiten erstehen ließ.

Darum sind Bach und Beethoven als ein Anfang aufzufassen und nicht als unzuübertreffende Abgeschlossenheiten. Unübertrefflich werden wahrscheinlich ihr Geist und ihre Empfindung bleiben; und das bestätigt wiederum das zu Beginn dieser Zeilen Gesagte. Nämlich, daß die Empfindung und der Geist durch den Wechsel der Zeiten an Wert nichts einbüßen, und daß derjenige, der ihre höchsten Höhen ersteigt, jederzeit über der Menge ragen wird.

Was noch überstiegen werden soll, ist ihre Ausdrucksform und ihre Freiheit. Wagner, ein germanischer Riese, der im Orchesterklang den irdischen Horizont streifte, der die Ausdrucksform zwar steigerte, aber in ein System brachte (Musikdrama, Deklamation, Leitmotiv), ist durch die selbstgeschaffenen Grenzen nicht weiter steigerungsfähig. Seine Kategorie beginnt und endet mit ihm selbst; vorerst weil er sie zur höchsten Vollendung, zu einer Abrundung brachte; sodann, weil die selbstgestellte Aufgabe derart war, daß sie von einem Menschen allein bewältigt werden konnte. „Er gibt uns zugleich mit dem Problem auch die Lösung“, wie ich einmal von Mozart sagte. Die Wege, die uns Beethoven eröffnet, können nur von Generationen zurückgelegt werden. Sie mögen – wie alles im Weltsystem – nur einen Kreis bilden; dieser ist aber von solchen Dimensionen, daß der Teil, den wir von ihm sehen,

uns als gerade Linie erscheint. Wagners Kreis überblicken wir vollständig. – Ein Kreis im großen Kreise. –

Der Name Wagner führt zur Programmusik zurück. Sie ist als ein Gegensatz zu der sogenannten „absoluten" Musik aufgestellt worden, und die Begriffe haben sich so verhärtet, daß selbst die Verständigen sich an den einen oder an den anderen Glauben halten, ohne eine dritte, außer und über den beiden liegende Möglichkeit anzunehmen. In Wirklichkeit ist die Programmusik ebenso einseitig und begrenzt wie das als absolute Musik verkündete, von Hanslick verherrlichte Klang-Tapetenmuster. Anstatt architektonischer und symmetrischer Formeln, anstatt der Tonika- und Dominantverhältnisse hat sie das bindende dichterische, zuweilen gar philosophische Programm als wie eine Schiene sich angeschnürt. –

Jedes Motiv – so will es mir scheinen – enthält wie ein Samen seinen Trieb in sich. Verschiedene Pflanzensamen treiben verschiedene Pflanzenarten, an Form, Blättern, Blüten, Früchten, Wuchs und Farben voneinander abweichend.

Selbst eine und dieselbe Pflanzengattung wächst an Ausdehnung, Gestalt und Kraft, in jedem Exemplar selbständig geartet. So liegt in jedem Motiv schon seine vollgereifte Form vorbestimmt; jedes einzelne muß sich anders entfalten, doch jedes folgt darin der Notwendigkeit der ewigen Harmonie. Diese Form bleibt unzerstörbar, doch niemals sich gleich. –

Das Klangmotiv des programmusikalischen Werkes birgt die nämlichen Bedingungen in sich; es muß aber – schon bei seiner nächsten Entwicklungsphase – sich nicht nach dem



eigenen Gesetz, sondern nach dem des „Programmes" formen, vielmehr „krümmen". Dergestalt, gleich in der ersten Bildung aus dem naturgesetzlichen Wege gebracht, gelangt es schließlich zu einem ganz unerwarteten Gipfel, wohin nicht seine Organisation, sondern das Programm, die Handlung, die philosophische Idee vorsätzlich es geführt.

Fürwahr, eine begrenzte, primitive Kunst! Gewiß gibt es nicht mißzudeutende, tonmalende Ausdrücke – (sie haben die Veranlassung zu dem ganzen Prinzip gegeben) –, aber es sind wenige und kleine Mittel, die einen ganz geringen Teil der Tonkunst ausmachen. Das wahrnehmbarste von ihnen, die Erniedrigung des Klanges zu Schall, bei Nachahmung von Naturgeräuschen: das Rollen des Donners, das Rauschen der Bäume und die Tierlaute; und schon weniger wahrnehmbar, symbolisch, die dem Gesichtssinn entnommenen Nachbildungen, wie Blitzesleuchten, Sprungbewegungen, Vogelflug; nur durch Übertragung des reflektierenden Gehirns verständlich: das Trompetensignal als kriegerisches Symbol, die Schalmei als ländliches Schild, der Marschrhythmus in der Bedeutung des Schreitens, der Choral als Träger der religiösen Empfindung. Zählen wir noch das Nationalcharakteristische – Nationalinstrumente, Nationalweisen – zum vorigen, so haben wir die Rüstkammer der Programmusik erschöpfend besichtigt. Bewegung und Ruhe, Moll und Dur, Hoch und Tief in ihrer herkömmlichen Bedeutung ergänzen das Inventar. Das sind gut verwendbare Nebenhilfsmittel in einem großen Rahmen, aber allein genommen ebensowenig Musik, als Wachsfiguren Monumente zu nennen sind. –

Und was kann schließlich die Darstellung eines kleinen Vorganges auf Erden, der Bericht über einen ärgerlichen Nachbar – gleichviel ob in der angrenzenden Stube oder im angrenzenden Weltteile – mit jener Musik, die durch das Weltall zieht, gemeinsam haben? –

Wohl ist es der Musik gegeben, die menschlichen Gemütszustände schwingen zu lassen: Angst (Leporello), Beklemmung, Erstarkung, Ermattung (Beethovens letzte Quartette), Entschluß (Wotan), Zögern, Niedergeschlagenheit, Ermunterung, Härte, Weichheit, Aufregung, Beruhigung, das Überraschende, das Erwartungsvolle und mehr; ebenso den inneren Widerklang äußerer Ereignisse, der in jenen Gemütsstimmungen enthalten ist. Nicht aber den Beweggrund jener Seelenregungen selbst: nicht die Freude über eine beseitigte Gefahr, nicht die Gefahr oder die Art der Gefahr, welche die Angst hervorruft; wohl einen Leidenschaftszustand, aber wiederum nicht die psychische Gattung dieser Leidenschaft, ob Neid oder Eifersucht; ebenso vergeblich ist es, moralische Eigenschaften, Eitelkeit, Klugheit, in Töne umzusetzen oder gar abstrakte Begriffe, wie Wahrheit und Gerechtigkeit, durch sie aussprechen zu wollen. Könnte man denken, wie ein armer, doch zufriedener Mensch in Musik wiederzugeben wäre? Die Zufriedenheit, der seelische Teil, kann zu Musik werden; wo bleibt aber die Armut, das ethische Problem, das hier wichtig war: zwar arm, jedoch zufrieden. Das kommt daher, daß „arm“ eine Form irdischer und gesellschaftlicher Zustände ist, die in der ewigen Harmonie nicht zu finden ist. Musik ist aber ein Teil des schwingenden Weltalls.

STEFAN ZWEIG: DER VERLORENE HIMMEL

EINE ELEGIE

Wohin entschwand, der mich noch gestern bestrahlte,
Der rauschende Himmel? Ein Meer, unendlich, umspülte
Er liebend und blau die zackigen Ränder der Erde,
Winde durchfurchten ihn sanft, und lächelnde Wolken
Hellten den ruhenden Ernst zu freundlichem Gruß!
Sterne entblühten ihm nachts wie weiße Zyklamen,
Und der Mond, der uralte Quell aller Träume,
Goß mir kühl aus silbern gebogener Schale
Tröstung ins Herz. Wann immer der Blick, der verwirrte,
Müde des Lands und heiß vom Antlitz der Menschen
Auf zu ihm stieg, war er begütigt empfangen:
Ewigkeit glänzte ihn an und küßte die Klage,
Die kleinliche, zärtlich fort von dem brennenden Lid.
Selig war ich. Ich glühte, ich blühte nach oben,
Aus allen Wurzeln hob ich mich hoch und verrankte
Unrast und Gier in sein beruhigtes Blau,
Lustvoll spannt ich mich aus und, selber ein Himmel,
Wölbte sich mir mit heiligen Zeichen die Brust.

Hier, wo ist er, der große, unendlich entspannte?
Zerbrochen hat ihn die Stadt, den Spiegel der Zeiten;
Scherbig zerschellt am gelben Steinbruch der Straßen,
Dünstet er über dem fahlen Qualm der Fabriken,
Gassen fenstern ihn eng zu grauen Quadraten,
Plätze schleifen ihn rund und, riesige Schrauben,
Pressen die Schorne den wölbigen flach an die Dächer.
Die Sterne erstickten im Dunst, und selten nur eilen
Wolken leichtfüßig durch seinen trüben Morast.

Lehmige Flut, gedämmt vom Felssturz der Straßen,
Schleppt er sich hin, und aufwärts spähende Blicke,
Rein sich zu baden an seiner einstigen Reinheit,
Stürzen enttäuscht zurück in das freundlose Herz.
Wem hier vertrauen, wem sich aufglühend hingeben,
Da er erblindet, der ewige Blick aller Blicke,
Wen frag ich an? Mit grellgeschminkten Plakaten
Grinsen die Wände, kreischende Lichtbilder hämmern
Sinnlose Worte wie Nägel mir tief im Gedächtnis,
Blicke brennen, Rufe harpunen nach mir.
Alles ist Schrei hier und keiner, mich schweigend zu hören,
Keiner mein Freund. Fieber sind mir die Tage,
Dumpf und gefährlich die Stunden der Nacht ohne ihn,
Den reinen Himmel des Lands, den ewigen Himmel der
Welt.

O, wie schlief ich in seiner unendlichen Wiege!
Weich umhüllte mich Nacht, und Summen von Bienen
Bestickte golden die leise tönende Stille,
Winde wiegten mich ein, die Blumen enthauchten
Weihrauch von Duft und machten die Sinne mir fromm.
Atmen hört ich das Land, und die wogenden Brüste
Der Wälder hoben und senkten sich sacht wie die meine.
Nieder fühlt ich mich gleiten vom niederen Strande
Des Tags in die tiefere Welt, und waches Besinnen
Löste sich sanft in die freundlich dunkelnde Flut.
Schwärzlich war ich umfangen. Doch unten am Grunde
Glänzten bunt und geschart die Kiesel der Träume,
Arglos nahm ich sie auf, ich rollte die hellen
Und dunkeln in eins, beseligt im kindlichen Spiele,

Bis mir wieder das Frührot, sanfter Berührung,
Aus den Fingern die leise glitzernden nahm.

Hier, hier stürz ich hinab! Ein eiserner Sarg
Umpreßt mich der Schlaf. Über ihn poltern nach schwere
Schollen von Lärm, mit klirrendem Spatenwurf schaufelt
Mich die fühllose Stadt in den Acker der vielen,
Die hier unter dem irren Kreuzgang der Straßen
Frierenden Blutes daliegen, tot und doch wach.
Immer wühlen noch Stimmen mir nach, und die Häuser
Drücken mir schmerzend mit ihren Steinen die Brust.
Nie verlösch ich hier ganz. Von Worten und Schreien
Zuckt noch Nachhall in mir, das Kreischen der Schienen
Quert meinen Schlaf, die donnernde Brandung der Wagen
Gischtet ihn an, das wüste Grölen der Trunknen,
Röcheln der Kranken, die keuchende Gier der Verliebten,
Angst und Erregung aller, die jetzt noch wach sind,
Sickert in mich und trübt mein dämmerndes Blut.
Auf hohen Türmen hocken schlaflos die Stunden
Und schlagen mit Glocken nach mir. All meine Träume
Dünsten noch Tag und haben die gierigen Blicke
Der Dirnen, die meinen Heimweg abends umstellten,
Angst und Qual von nie gekannten Gelüsten,
Denn viele sind wach noch in mir, indes ich daliege,
Und durch mein Herz stampfen unzählige Schritte,
Fremdes frißt sich mir an, und fremde Geschicke
Nisten sich frech in meinen schauernden Schlaf.
Stadt bin ich nachts, ein Traum von Menschen und Steinen,
Doch wann hör ich mich selber, wann tönt der
Seele Musik vom hohen Himmel zurück?



Friedrich Wasmann / Bildnis eines jungen Mädchens

O, ich fühls, mit ihm, dem selig erhobnen,
Verlor ich mich selbst. Und mein Herz, das verwirrte,
Schlägt hier nicht eigene Stunde der Brust, sondern hämmert,
Fremd schon sich selbst, den rasenden Rhythmus der Stadt.

FELIX BRAUN: ZWEI GEDICHTE

Hölderlins Schatten an des Matthias Claudius unsterbliche Seele

Sag mir, Seele, wie kams, daß du den wilden Weg,
den uns feindlich ein Gott aufzwang zur Wanderung,
klaglos, ohne die kleinste
heimliche Träne zu Ende gingst?

Wann ich immer auf ihn prüfend den Fuß gesetzt,
o wie fühlt ich den Fels hart und wie scharf den Dorn!
Und nach wenigen Schritten
zu den Blumen sank ich ins Gras.

Aber hinauf zu sehn: Blau wie das Ionische Meer
schwoll der Himmel, in ihm glänzten die Eilande,
die hesperischen Wolken . . .
(Leise landet' mein Nachen an . . .)

O der Wind durch das Gras! Trunken von Blumenduft,
wie ich den Abend empfing! wie aus dem Herzen mir
schwebten die Sterne! und liebt ich
nicht den ruhigen Mond wie du?

Wohl, du sahst ihn im Haus, wenn du ans Fenster tratst,
leis an der Schulter rührt' dich deine Liebste, und
euch zu Füßen die Kinder
wuchsen auf in dem deutschen Jahr.



So wie du ist der Tag: kommend aus Ewigkeit,
ein bescheidener Knecht, gerne erleuchtet er
seine Stunden und weiß nicht,
wann das Licht aus der Hand ihm fällt.

Bäume im Vorherbst

Anders scheinet ihr nun, Bäume des Vorherbsttags,
wie als kehrte in euch festlich die Göttin heim.
Tiefer dunkelt das Grün und
schmerzlich blinkt das ergilbte Blatt.

Euer Rauschen, wie töntsl Jüngst in der Dämmerung
meiner Linde Gesang hört ich erschauernd zu.
Von zerrissenen Lauten
kam und schwand mir ein goldner Sinn.

Aber einst in der Nacht, wenn das Gewitter hängt
und ein einzelner Stern silbern am Wolkrand wacht,
werd' ich es schauen, das Antlitz,
wetterleuchtend, in laubigem Schlaf.

ZWEI BRIEFE VON NIETZSCHE AN OVERBECK

[Steinabad, August 1875.]

Mein lieber Freund Overbeck, es giebt doch jedesmal, wenn jetzt ein Bayreuther Brief an mich ankommt, einen halbstündigen Krampf, immer ist mir's, als ob ich aufspringen, alles von mir werfen und zu Euch eilen müßtel Wie die wunderbarste Versuchung höre ich oft auf meinen



Leopold Graf von Kalckreuth: Zwei Zeichnungen aus „Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen“

Spaziergängen so etwas vom „flüssigen Golde" jenes Orchesterklanges und komme mir dann immer grenzenlos beraubt vor. Es ist meine wirkliche einzige Tröstung, Euch dabei zu wissen; es hätte so leicht kommen können, daß Keiner von uns dort wäre, ja daß wir kaum wüßten, was für ein Glück dort für uns zu finden sei. Aber erzählen wirst Du mir, obwohl ich mir schon jetzt sehr albern mit meinen Fragen „wie klang denn das? und das?" vorkomme.

Mit meiner Kur habe ich einige cura, es sei *zunächst* nicht viel dabei herausgekommen. Indessen habe ich wenigstens für eine fernerhin einzuhaltende Diät Gutes und Ersprießliches gelernt und einen einsichtsvollen Arzt kennen gelernt, der auf dem medizinischen Bereiche Revolutionär ist und an Stelle der Receptir-Bücher ein wissenschaftlich begründetes *Kochbuch* für die Hausküche stellt – ein ebenso einfacher als schwierig zu findender Gedanke, scheint mir.

Ich war immer für mich und gewann es nur selten über mich, irgend welche gemeinsame Spaziergänge zu machen. Doch habe ich die größte Brauerei Deutschlands, das Rothhaus im Schwarzwald, mit tiefen Granitfelsenkellern, besichtet, auch der Schweinezucht und Käserei Aufmerksamkeit geschenkt.

Unsern Freund Gersdorff ersuche ich herzlich, die beiliegenden Briefe zu adressiren, was vermittelst einer Nachfrage bei Frau Wagner möglich ist. Der eine ist an Frl. von Meysenbug, der andere an Ms. Schuré in Paris. Ich dachte diese Namen unter den Fremden und Gästen vorzufinden. Die Briefe sind zu lesen, wenn Ihr Lust habt. In den nächsten Tagen reise ich nach Hause, meine gute

Schwester hat inzwischen meine Häuslichkeit eingerichtet und erwartet mich.

Allen Betrübten Linderung, allen Hoffenden Bestätigung von Herzen wünschend

treulich der Deinige *F. N.*

Nizza den 3. Februar 1888.

Lieber Freund,

... Auch ich bin sehr in Thätigkeit; und die Umrisse der ohne allen Zweifel ungeheuren Aufgabe, die jetzt vor mir steht, steigen immer deutlicher aus dem Nebel heraus. Es gab düstere Stunden, es gab ganze Tage u. Nächte inzwischen, wo ich nicht mehr wußte, wie leben und wo mich eine schwarze Verzweiflung ergriff, wie ich sie bisher noch nicht erlebt habe. Trotzdem weiß ich, daß ich weder rückwärts, noch rechts, noch links weg entschlüpfen kann: ich habe gar keine *Wahl*. *Diese* Logik hält mich jetzt allein aufrecht: von allen andern Seiten aus betrachtet ist mein Zustand unhaltbar und schmerzhaft bis zur Tortur. Meine letzte Schrift verrät etwas davon: in einem Zustande eines bis zum Springen gespannten Bogens thut einem jeder Affekt wohl, gesetzt, daß er gewaltsam ist. Man soll jetzt nicht von mir „schöne Sachen" erwarten: so wenig man einem leidenden und verhungernden Thiere zumuthen soll, daß es mit *Anmuth* seine Beute zerreißt. Der jahrelange Mangel einer wirklich erquickenden u. heilenden *menschlichen* Liebe, die absurde Vereinsamung, die es mit sich bringt, daß fast jeder Rest von Zusammenhang mit Menschen nur eine Ursache von Verwundungen

wird: das Alles ist vom Schlimmsten und hat nur Ein Recht für sich, das Recht, nothwendig zu sein...

Mit besten Wünschen für Dich und Deine liebe Frau

Dein *N.*

ERNST HARDT: GESPRÄCH IN DER NACHT

Was zuckst du, mein Herz, in der tiefen Nacht
Wie ein Vogel im Nest, der träumend wacht?

„Die Nacht ist seltsam ... was störst du mich!“
Mein träumender Vogel, hab acht auf dich!

„Die Nacht ist voll Gold! Laubdüfte wehn!“
Schlafe, mein Vogel, sonst ist es geschehn!

„So hör doch! Dort hinten ...! Dort geht etwas!“
Ein Tier nur gleitet durchs feuchte Gras!

„Doch der Busch am Wege, rosig umwallt,
Der Busch am Weg hat liebe Gestalt!

Jetzt flattert sein Haar!“ Dort rinnet der Bach,
Ihm schleppen wohl Zweige im Wasser nach.

„Und hörst du nicht weinen? Gar wunden Klang?“
Fern... schluchzt einer Eule Liebesgesang.

„Doch im Mond dort die Erle... [Gott steh mir bei!!]
Winkt mit dem Arm, als ob *Sie* es sei!“

Mein Vogel, mein Vogel, so schlafe doch ein!
Sie ... kann *nie wieder* ... bei uns sein.

JOSEF WINCKLER: DIE WANDLUNG

Einst, eine Stunde stieg aus Leidenschaft,
Da schrie Verzückung meine Jugendkraft:
Mir, Gott, gabst du den Rausch der Tat,
Dem einzigen Menschen in dieser großen Stadt,
Sieh alles Volk wogende Straßen gehn –
Vor mir muß alles Volk verwehn,
Denn ich bin erwählt, begnadet, zu gestalten!
Auftobt mein Herz voll schöpfrischen Gewalten!
Ich leuchte aus der Dunkelheit
Wie eine Tafel meiner Zeit!

Doch höher schwoll die Menge um mich an,
Ein riesengroß Gesicht flammte mich schreckherrlich an:
Wehe! Keinen blind der Genius küßt –
Du bist durch uns nur, was du bist!
Schuld – Schicksal – Lust – Qual
Rast viel wilder als dein armes Bacchanal;
Deine Inbrunst streichelt und stammelt hilflos wie ein Kind
Um die eherne Lippe der gewaltigen Zeit ...
Alle, die von Gott gezeichnet sind,
Taumeln um die Grenzen der Verworfenheit!
Bald kommt der Tag, und du wirst Volk, Volk, nichts als
Volk mehr sein! –
Zitternd schritt ich tiefer in die wogend dunkle Stadt hinein.

KARL SCHEFFLER: ITALIEN

Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage (1916)

Die folgenden Blätter, mögen sie sonst gelten, was immer sie wollen, spiegeln das Ringen einer Seele wider. Ihr

Inhalt kann lebendig nur dem werden, der selber ringt, mit höchster Anspannung, und der es fühlt, daß in ihm gewissermaßen sein ganzes Volk ringt. Um Freiheit, um Selbsterkenntnis, um Schöpferkraft! Es geht darin um die Lebensfrage: was ist deutsch? wer und was ist der Deutsche? Anstatt sich auf diese Frage leidenschaftlich zu stürzen und an der Hand des hier beigebrachten Materials zu erörtern, ob wir dauernd die romanische Kulturwelt mit dem Nachklang des Griechischen darin nicht entbehren können, ob wir ein für allemal bestimmt sind, dualistisch zu leben, anstatt rücksichtslos das Wesen unserer eigenen gestaltenden Fähigkeit zu untersuchen und zu fragen, ob es wahr ist, daß wir in ein falsches, in ein zu nördliches Klima verschlagen worden sind, daß eine Sehnsucht nach südlicher Schönheit nie von uns weichen wird, und daß es unser Schicksal ist, immerdar zu werden und niemals zu sein – anstatt das Buch zum Ausgangspunkt einer noch viel radikaleren Gedankenarbeit und einer monumentalen Selbstkritik zu machen, ist immer wieder mein „Mut" hervorgehoben worden. Dieses hat mich, wenn ich es las oder hörte, schamrot gemacht. Wie? dieselben Deutschen, die höchsten psychischen und seelischen Mut in dem schwersten Kriege, den sie jemals gekämpft haben, entwickeln, die dem Feind entgegentreten, wo sie ihn finden, und die ihn besiegen, wo er sich ihnen stellt, dieselben Deutschen, deren Schlachtenmut eine Welt von Feinden zu widerwilliger Bewunderung zwingt, denen der Soldatenmut etwas Moralisches ist, das sich von selbst versteht, und die alle irgendwie Soldaten sind, halten es für etwas Besonderes, für etwas Anmerkenswertes, wenn starke Empfindungen unzweideutig

ausgesprochen werden? Diesem Protestantenvolk erscheint jener geistige Mut, den einer der größten Deutschen ein für allemal in die lapidaren Worte gefaßt hat: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ wie ein Ausnahmezustand, auf den hingewiesen zu werden verdient? Das ist schlimm. Es ist ein Zeichen dafür, daß wir geistig noch kein Herrenvolk sind, daß uns das Dienende tief noch im Geblüt steckt. Die Sprache, die auf den folgenden Blättern geführt wird, ist nur darum leidenschaftlich, weil sie sich instinktiv gegen diese allgemeine deutsche Mutlosigkeit in den Fragen einer höheren geistigen Kultur richtet, ja, sie ist stellenweis heftig, weil — um alles zu sagen — in mir selbst diese vererbte Mutlosigkeit zu besiegen war. Wäre ich ganz selbstgewiß, ganz sicher gewesen, so wäre das Buch ruhiger geraten. Der „Mut“ gibt sich zu absichtsvoll, als daß nicht deutlich würde: es soll eine Unsicherheit überwunden werden. Wir alle saugen diese geistige Unsicherheit ja mit der Muttermilch schon ein. Aus der Ungewißheit aber wächst die Sehnsucht nach Sicherheit, nach geistiger Selbstherrlichkeit empor. Und aus der Sehnsucht geht schließlich ein revolutionärer Idealismus hervor. Lest nicht über dieses Wort hinweg und denkt „mutig“ den Gedanken zu Ende: vielleicht ist der vielgerühmte deutsche Idealismus nur ein Notprodukt, vielleicht ist er mehr ein Beweis von Schwäche als von Kraft. Er ist wahrscheinlich das Werkzeug einer Schwäche, die, in einem schon Jahrhunderte währenden Kampf, Kraft werden möchte. Keinem europäischen Volk sind von Anbeginn schöpferische Eigenart, Selbstbeschränkung und Eindeutigkeit des Willens schwerer gemacht worden als dem deutschen Volk. Die

Ursachen sind mannigfaltig, sie sind ethnischer, geographischer und politischer Natur. Ebendarum brauchte der Deutsche von je eine Idee des Höchsten, um den leicht zersplitternden Kräften etwas Einigendes entgegenstellen zu können. Das ist sein Idealismus. Aus der großen Not seiner Existenz heraus ist der Deutsche Idealist. Er wird es um so weniger zu sein brauchen, je mehr die innere Zersplitterung nachläßt. Bringt dieser Krieg eine endgültige innere, eine geistige Einigung, so wird der abstrakte Idealismus sich in ruhige schöpferische Kraft, in genialen Sachsinn auch im Kulturellen verwandeln; es wird von selbst Gewißheit zu dem Deutschen kommen, und Erlebnisse, Erschütterungen, wie die auf diesen Blättern geschilderten, werden ausbleiben. Bis dahin ist aber noch ein weiter, mühevoller Weg.

Denn es ist der Weg zu einer neuen Unbefangenheit, zu einer ganz naiven Selbstherrlichkeit. Unsere Kunstgelehrten erzählen uns, die Italiener der Renaissance hätten die Gotik gehaßt und als barbarisch verachtet, und sie fügen hinzu, nur diese stolze Einseitigkeit hätte sie befähigt, in so hohem Maße schöpferisch zu werden. Ich bin denen, die ganz richtig so sprechen, mit der Forderung entgegengetreten, die Deutschen sollten ebenso verfahren, sie sollten handeln, wie die Italiener der Renaissance handeln würden, wenn sie heute lebten und in unserer Lage wären. Die Antwort ist ein Schrei der Entrüstung gewesen. Das Recht, das anderen Völkern also willig zuerkannt wird, das wird dem eigenen versagt. Aus einem Bedenken der „historischen Gerechtigkeit“ und aus dem Geisteszwange der „allgemeinen Bildung“ heraus. Wir sind Knechte der

Historie geworden, haben die Kenntnis der Kulturgeschichte an die Stelle der Kulturkraft gestellt und das Leben unter die Diktatur des Wissens. Kurz nach dem Kriege von 1870 hat Nietzsche den Deutschen bereits die ungeheuren Gefahren einer unsinnlichen Bildungskultur gezeigt in seiner Abhandlung „vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“. Er ist kaum gehört worden. In seiner Schrift stehen Sätze wie diese: „Wer sich nicht auf der Schwelle des Augenblicks, alle Vergangenheiten vergessend, niederlassen kann, wer nicht auf einem Punkte wie eine Siegesgöttin ohne Schwindel und Furcht zu stehen vermag, der wird nie wissen, was Glück ist, und noch schlimmer: er wird nie etwas tun, was andere glücklich macht . . . Zu allem Handeln gehört Vergessen: wie zum Leben alles Organischen nicht nur Licht, sondern auch Dunkel gehört. Es gibt einen Grad von Schlaflosigkeit, von Wiederkäuen, von historischem Sinne, bei dem das Lebendige zu Schaden kommt und zuletzt zugrunde geht, sei es nun ein Mensch oder ein Volk oder eine Kultur. Um den Grad und durch ihn dann die Grenze zu bestimmen, an der das Vergangene vergessen werden muß, wenn es nicht zum Totengräber des Gegenwärtigen werden soll, müßte man genau wissen, wie groß die plastische Kraft eines Menschen, eines Volkes, einer Kultur ist.“

Dieses ist die Frage, die fortgesetzt erörtert werden sollte: wie groß ist die plastische Kraft der Deutschen und welches ist ihr eingeborener Charakter? Darum dreht sich alles. Auch das Erlebnis, dem dieses Buch das Dasein verdankt, handelt davon. Die Kritik aber hat sich damit nicht beschäftigt. Es sind Kunstgelehrte dahergekommen, die

sechsunddreißigmal in Italien gewesen sind und die mit einigem Mitleid auf den Neuling herabblicken, Gelehrte, die ein tüchtiges Spezialwissen und einen begründeten Ruf ihr eigen nennen; in den Worten aber, womit sie dieses Buch ablehnen, ist zugleich eine so groteske Unfähigkeit, Kunstwerke zu werten und gut von schlecht zu unterscheiden, zutage getreten, daß es klar wird: diese Vertreter der historischen Betrachtungsweise, diese „Humanisten", diese „genauen Kenner Italiens" stehen dem, was Nietzsche die „plastische Kraft" des Deutschen nennt, ratlos und blind gegenüber. Sie sind gründlich in ihrer Gelehrtenarbeit; unser Leben aber helfen sie, wenn sie agitatorisch eingreifen, in aller Unschuld, immer ärger banalisieren. Freunde sind sodann kritisch hervorgetreten, die sich Mühe gegeben haben, das Buch mit „trotz alledem", „freilich und immerhin" zu entschuldigen. Als handle es sich um eine Verirrung. Ihre Stimmen sind aber untergegangen in dem lauten Lob, das von einer dritten Seite endlich gekommen ist. Diesen freudig Zustimmenden, die das Buch alle etwas sensationell aufgefaßt haben, ist noch ein besonders ernstes Wort zu sagen. Sie stammen zu großen Teilen aus dem Lager derer, die jetzt, im Krieg, die Losung des Buches: Los von der Renaissance! aufgenommen und zu einem: Los von Italien! erweitert haben. Durch sie ist eine Diskussion in die Presse gekommen, ob die Deutschen nach dem Kriege Italien wie bisher besuchen oder ob sie das Land unserer Mignon-Sehnsucht meiden sollen. Diese Debatte trägt politischen Charakter. Auch ihr kommt es nicht auf die „plastische Kraft" des Deutschen an. Und darum ist sie nicht fördernd, sondern schädlich. So heilig

ich überzeugt bin, daß dem Deutschen sein Höchstes nur gelingt, wenn frei die großen gotischen Instinkte in ihm walten, wie sehr ich neuen Schöpfungskräften in Deutschland nur vertraue, wenn es gelingt, den alten Dualismus zu überwinden, so bestimmt glaube ich doch, daß es eine doppelte Verarmung bedeuten würde, wenn Italien nun in die Acht erklärt würde, weil ein Rachegefühl dazu treibt. Die Folge wäre ein kultureller Nationalismus engherziger Art. Es gilt nicht, das Land Italien und seine Kultur äußerlich abzutun, sondern sie innerlich zu überwinden. Los von Italien! oder richtiger: Los von der Renaissance! darf nur rufen, wer in seinem Innern den Willen zu etwas gleich Hohem oder zu Höherem noch trägt. Nur wer die große Hoffnung auf eine Wiedergeburt des gotischen Geistes in sich nährt, nur wer die romanische Kultur restlos in etwas Eigenes verwandeln kann und kühn für seines Volkes Zukunft nach den Sternen langt, nur wer monumentalisch will, in wem der Ehrgeiz brennt, die große Vergangenheit überflügelt und die Nation mit der Krone der Vollkommenheit gekrönt zu sehen, und nur, wer bei solchem Versuch die Seinen lieber rühmlich will zugrunde gehen sehen, als daß sie von den Almosen des romanischen Glanzes noch weiter zehren – nur der hat das Recht, zu rufen: Los von Italien! Über eine Kulturwelt von solcher Bedeutung, wie die des alten Italiens, darf ein schöpferischer Optimismus allein das Urteil sprechen. Der nur politisch Erregte hat dieses Recht nicht. Denn die Entscheidung richtet sich nicht mit giftiger Spitze gegen ein uns feindliches Volk, sondern sie wendet sich hart und unerbittlich gegen uns selbst. Nicht die Unwürdigkeit

der Italiener steht in Frage, sondern unsere eigene Gestaltungskraft. Es gilt fort und fort die Auffassung Schillers vom Idealismus des Deutschen, wie er sie in einem Brief an Alexander von Humboldt dargelegt hat, wahr zu machen: Idealist sein, das dürfe schließlich nur heißen, die Dinge nicht Gewalt über sich gewinnen lassen, sondern sie so zu formen, wie man sie haben wolle.

ALBERT EHRENSTEIN: ZWEI GEDICHTE

Tod des Eurylochos

Dumpf hängt Bleich-Mond ins Zimmer herein,
saugt mich aufs taumelnde Dach.
Du welkes Licht,
nicht bin ich gierig nach dem Schnee des Todes.
Hermes, ich opfere dir Polyphem,
meinen großen einäugigen Widder.
Was wirfst du meine Trunkenheit
vom First zu Boden?
Zerbrechlich ist mein Rückgrat.
Hab ich dazu euch Göttern
den Körper fromm genährt,
daß schon die heimliche Quelle
meines Blutes blutet?
Es ist nur Wein.

Im tiefen Wald,
im blassen Tal
seufzt die Seele
noch einmal.

Julian

Sonne, goldener Diskos des Titanen Helios!
Helios, der du, knietief watend im grauen Weltall,
schleuderst die goldene Scheibe!
Kletterte ich nicht an des Gebets Mastbaum
nach fernem Himmel,
weinte ich nicht, und waren die Tränen
dir nicht gehorsam?
Opfernd vergoß ich mein Blut,
den trostlosen, rotschluchzenden Mohn.
Licht, betend starrt' ich dich an,
bis im gelben Sonnengespinst die Augen starben.
Nun entsinkt nicht silberner Punkt,
Zitterlicht keines Sternes der Nacht.
Aus zermorschtem, wipfellosem, erdarmem Stamm
streckt mich ein Ast
auf verfaulter, taufrierender Rinde:
des kahlen Holzes letztes, herbstverlorenes Blatt.

JOHANNES R. BECHER: VIER GEDICHTE

Der Baum

Wie saugst du aufgerauscht der Himmel Meere
Mit Ast-Antennen in die Böden ein.
Der Blätter Zungen in den Lüften schreien:
Da müssen Mensch und Tiere heimwärtskehren,

Sich dicht versammelnd unter dir als Gast.
Auch ankern Berge rings, und Flüsse schwenken
Gleich Schlangen dich umzüngelnd silberloh.

Nun teilst du aus dich ganz in Fruchtgeschenken.
Gewitter magischer Vögel tönen wo.
Wie ein Gestirn grünest im Raum du fast.

Zerdolchter Stamm! Von Blitzen quer durchschlagen,
Der grausesten Zeit gesteinigter Prophet.
Es fetzt der Rinde Haut. Zerkerbt. Gespickt mit Beulen.
Blut gießt aus Löchern dick. Doch – hah Triumph –
jetzt ragest
Du zitternd kaum gen das Gewölb als Säule.

Die Menschen dürfen heut den Frieden reden,
Daß Tiere schmiegen denen, lächelnd gut.
Du träufst, o Baum, von Paradies auf jeden.
Ja, Tote steigen ... glänzend ... ausgeruht ...

Wie können sie sich hier zusammenfinden!
Du schwebst als Hand, die schirmt. So Netz wie Dach.
Du stürzt – der jubelt laut – den Turm der Winde.
Maiblüte stäubt des Regens Katarakt.

Und wächst empor ... es rinnen fort die Zweige.
Die Blätter schlagen wehende Wiesen aus,
Durchsichtig gläsern. Blaueste Himmel steigen
– Herabgeschlürft – ins freiere Tempelhaus.

Du bist erfüllt, o Baum: du hörst die Brüder singend.
Als Echo strahlt ein Chor Planeten nieder.
O laß dich Mutter von den Irdischen nennen:
Die schweben hoch auf solchem Blattgefieder.
Zu trinken Gott an deinem Mund, wie brennen
Sie wild darnach. – Weit Völker schwingen!!





Albrecht Dürer / Der leidende Hiob

Mutter

„ . . . Klar wieg ich mich auf deren höchstem Schoße.
Frühduft saugt Mund aus vollerem Ährenkleid.
O Falterwinde, zwischen Haaren kosend.
Ins Antlitz wächst die künftige Landschaft weit.

Gestellt vorm Sturm. Bekroch die steilsten Wege.
Ging unter Brücken klein mit mir zur Ruh.
Die muß zur Schlacht sich Panzer um mich legen.
Gesänge flossen tönend licht aus Wundergrott der wimpern-
kaumverrankten Augengärten zu.

In Wüsten fiel er. Ja Soldat. Verdorrter.
Schon schwebe auf, von magischem Kuß bespannt.
Sie weilt um dich. Die kennt die schlimmeren Orte.
Ich freß ein Hund aus Schale gern, Tulpenhand.

War Frevler ich, du kannst mich rührend schelten.
Wir enden hier vor Strahlenmajestät.
Wann kehr ich ein in dir?! O Ruh der Wälder —
Bestirnte du, Nächtiges übergehend.

Gleich Scharlachhügel Jener Lippen lohen.
In Wangen Tiere jauchzend eingeschmiegt.
Wie darf ich wild um deine Knöchel toben!
Geblümter Wind von solchen Hüften biegt.

Jetzt Neugeformter. In dich Eingerückter.
O Mutter, falt ins Helle unseren Sohn!
Gedichte kreisen: schmetternd aufgezückte.
Wir sammeln Völker deinem Demutthron.



Zum Postament mystischen Leibs sich scharend.
Der Fels schmilzt Taubad fort. Hier zwitschere Mai!
Auf Blitzkarossen schleimichter Gruft entfahren.
Da Städte ziehen schiefe Haufen Brands vorbei.

Wann kehr ich ein in dir?! Und Paradiese schollen!!
Du glänzest rings. Stets für den Sohn bereit.
Der schwelgt, Raum explodier!, aus Barkarolen.
Nun stäub hernieder süßeste Himmelszeit!"

VERLAUF

I. Abend

Weit von Fluren zerspült,
Durchsplittert ätherigen Scheins:
Kelch, drin bitterster Tag
Mit Gestirnen sich mischt.

Presset die Früchte der Nacht:
Traum, der Geliebten Umarmung...
Süß muß der Abend sein.
Tönende Brücke im Raum.

Was aus den Plätzen aufschwillt —
Himmel eröffnen sich leicht!
Unter dem ewigen Baum
Schmiegend sich Frauen bereit.

Berge züngeln empor.
Bunter der Flüsse Gerank.
Groß im Gewölke schwebt
Zersprungene Stadt.

Stürme kämmten herab
Jäh über Meere Gebiß.
Entblättere dich, Tröster hell,
Umschling uns dein fließendes Kleid!

Abend —: Knöchel klirrt.
Fahne zerriß im Dampf.
Brüder, noch atme ich Sieg.
Ende verquollener Zeit.

Abend —: Verkündigungs-Stund.
Alle die Wege verknoten
Magisch in deinem Gesetz sich.
Küsse die tödlichen auf!

Abend —: wir legen uns Kinder
Zurück in die Wiege der Täler.
Leuchtende Grotte Azur
Wölbe sich Mutter ob uns!!!

II. Morgen

Vögel strahlen im Wind.
Auf die Äcker sprützt Licht.
Straßen klirren herauf,
Helle aus neblichter Stadt.

Weit ob Gemäuer jetzt blühn
Wehende Lilien der Sonnen.
Knallend reißt entzwei
Feuer der Schatten Gewirr.



Rasen geschliffenster Himmel.
Berge brüllen im Chor.
Wälder, flammende Zungen,
Zischen ins Bläuegefild.

Stürzet zusammen, hah dröhnt
Felsen und Boden und Urmeer.
Mählich zieht sichs hinaus
Wie Ton aus Posaunen lang.

Ordne chaotische Welt dich!
Kristallene Häupter erblinken,
Millionen Gestirne im Grünen.
Bäume wurzeln im Tier...

Und es schaukeln die Wiesen
Sanft zu den Küsten o Wald uns.
Tief in den Moosen vergangen
Zwitschern als Quellen wir hier.

Und es durchschüttert die Fleische
Schrofferes Dasein der Brüder.
Schwestern zerknittertes Frühjahr
Fault in der Achseln Bucht.

Und so mischen die Völker
Groß sich einst zündender Landschaft.
Morgen (... einsaugend Nacht-Wüste
Oase...) laßt schlürfen uns voll!!!

„: – Wie sehne ich mich Fels-Geschwür nach Meer,
Darin ich untertauchend mich versenke.
Auf meinem Rücken bluten Völker schwer.
Die Enziantiefen aber lieb ich sehr:
Paläste zaubrischer Korallgeschenke.

Daß ich, gelöst vom Grund, ein Schiff mich aufwärts
schwenke,
Der Äther erzene Stürme durch . . . o immer näher!
Schon blüht mein Fleisch. Es tönen die Gelenke.
Gestirne schweben Engel um mich her. –
Ich darf mich leicht im ewigen Tanze drehen.

Des Mundes Schwefelrauch entquoll zur Fahne,
Die sich verbreiternd – welcher Süße! – weht!!!
Die Stirngemäuer blitzen Licht-Altane.
Der Augen Trichter reinster Heimat-See.

Ich ward gerissen fort zum Strom der Gnade,
Da Tier lobt Mensch, und Mensch an Mensch verglüht.
In meinem Glanz die Kreaturen baden.
Brüder alle heißen sie . . . !!!"

ALBERT VERWEY: VON MENSCH ZU MENSCH

Über alle Grenzen
Wissen gute Menschen
Sich zu finden.

Nicht nach Sprachen fragen,
Suche sie an dich zu binden,
Nirgends dann versagen,
Die mit dir empfinden.

Hast du viel verloren,
Bleibst doch dir erkoren
Und hast schenkend dich versprüht,
Dann wird All-Verlangen,
Balde All-Empfangen
Und dein Schmerz gleich einem Dornbusch blüht.

Alle Herzen suchen
Herzen, die sie minnen,
Abgesprengt verfluchen
Manche ihr Beginnen;
Andre danken, wenn die flüchtge Freude sprießt,
Doch ihr Dank noch denen huldigt, die gestorben,
Und die Wärme, die tief innen sie erworben,
Als ein neues Glück von Tod zum Leben fließt.

Aus dem Holländischen von Paul Cronheim

Bücher der Zeit
aus dem
Insel-Verlage

Der Moral erstes Gesetz ist: Bilde dich selbst,
und ihr zweites: Wirke auf andere
durch das, was du bist.

WILHELM VON HUMBOLDT

Das nachstehende Verzeichnis enthält den größten Teil der Bücher lebender oder unlängst gestorbener Dichter. Das vollständige Verlagsverzeichnis des Insel-Verlages ist durch alle Buchhandlungen oder den Verlag selbst unentgeltlich zu beziehen.

D I C H T U N G E N

HERBERT ALBERTI

AGRIPPINA. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Geheftet M. 2.50; in Halbpergament M. 3.50.

GEDICHTE. Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 4.50.

MARTIN ANDERSEN NEXÖ

PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann.* Geheftet M. 8.—; in Halbleinen M. 10.—.

ERNST BERTRAM

GEDICHTE. Geheftet M. 2.50; in Halbpergament M. 3.50.

OTTO JULIUS BIERBAUM

DER NEUBESTELLTE IRRGARTEN DER LIEBE. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Gedichte und Lieder. Vignetten, Zierleisten und Einband von *Heinrich Vogeler-Worpswede. 56.—60. Tausend.* Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.50; in Leder M. 5.—.

RUDOLF G. BINDING

GEDICHTE. Geheftet M. 3.—; in Halbpergament M. 4.50.

GEDICHTE. 200 Exemplare: 15 Exemplare auf Japan-Papier, in Leder *(vergriffen);* 185 auf van Gelder-Handpapier, in Pergament M. 22.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

DIE GEIGE. Vier Novellen. Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.50.

DER OPFERGANG. Novelle. (Insel-Bücherei Nr. 23.) *31. bis 40. Tausend.* In Pappband M. —.60.

Übertragungen:

GABRIELE D'ANNUNZIO: DIE AUFERSTEHUNG DES KENTAUERN. Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.

GABRIELE D'ANNUNZIO: DAS SCHIFF. Tragödie in einem Vorspiel und drei Aufzügen. Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.50; in Leder M. 6.—.



DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* In Pappband M. 3.50; in Leder M. 8.—.

TILLIER: MEIN ONKEL BENJAMIN. Humoristischer Roman. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

RUDOLF BORCHARDT

DAS BUCH JORAM. Geheftet M. 1.—; in Halbpergament M. 2.—.

MARTIN BUBER

DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. Geheftet M. 3.—; in Halbleder M. 5.—.

In Vorbereitung:

EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN.

Übertragungen:

DIE VIER ZWEIGE DES MABINOGI. Ein keltisches Sagenbuch. Geheftet M. 2.50; in Halbpergament M. 4.—; in Leder M. 7.—.

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. Geheftet M. 4.—; in Pappband M. 5.—.

FERRUCCIO BUSONI

ENTWURF EINER NEUEN ÄSTHETIK DER TONKUNST. (Insel-Bücherei Nr. 202.) In Pappband M. —.60.

HANS CAROSSA

GEDICHTE. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 2.50; in Halbpergament M. 3.50.

DOKTOR BÜRGERS ENDE. Letzte Blätter eines Tagebuchs. Geheftet M. 2.—; in Halbleder M. 3.50.

DIE FLUCHT. Ein Gedicht aus Doktor Bürgers Nachlaß. (1916 erschienen.) In Pappband M. 1.50; in Halbpergament M. 2.50.

DEUTSCHE CHANSONS

(Brettllieder) von *Otto Julius Bierbaum, Richard Dehmel, Gustav Falke, Ludwig Finckh, A. W. Heymel, Arno Holz, Detlev von Liliencron, R. A. Schröder, Frank Wedekind, Ernst von Wolzogen. 76.—85. Tausend.* Geheftet M. 1.—; in Pappband M. 1.50; in Leder M. 3.—.

THEODOR DÄUBLER

DAS STERNENKIND. (Insel-Büch. Nr. 188.) In Pappband M. —.60.

GEORGES EEKHOUD

BURCH MITSU. Erzählung. Übertragen von *Jean Paul von Ardeschah*. (Insel-Bücherei Nr. 216.) In Pappband M. —.60.

BENNO GEIGER

GESAMMELTE GEDICHTE. Geheftet M. 4.50; in Halbpergament M. 6.—.

ANDREAS GILDEMEISTER

GANYMED. Eine Dichtung. Geheftet M. 1.50; in Halbpergament M. 2.50.

PER HALLSTRÖM

EINE ALTE GESCHICHTE. Roman. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 5.—.

FLORENTINISCHER ABENDTRAUM. 2. Auflage. Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—.

FRÜHLING. Roman. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 5.—.

EIN GEHEIMES IDYLL und andere Novellen. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 5.—.

DREI NOVELLEN: Thanatos; Der Kuckuck; Dornröschen. (Insel-Bücherei Nr. 64.) In Pappband M. —.60.

EIN SCHELMENROMAN. Geheftet M. 2.50; in Halbpergament M. 3.50.

DER TOTE FALL. Ein Roman. Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

VERIRRTE VÖGEL. Novellen. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 5.—.

DIE VIER ELEMENTE. Erzählungen. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 5.—.

Sämtlich autorisierte Übertragungen aus dem Schwedischen von *Marie Franzos*.

ERNST HARDT

AUS DEN TAGEN DES KNABEN. Gedichte. *Zweite Auflage* Geheftet M. 2.50; in Pappband M. 3.50; in Pergament M. 6.—.

GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. *Zweite Auflage*. Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. *11.–15. Tausend.* Geheftet M. 3.–; in Leinen M. 4.–.

JOSEPH KAINZ. Verse zu seinem Gedächtnis. Kartoniert M. 1.50. *Vorzugsausgabe:* 50 Exemplare auf Japanbütten in Leder M. 12.–.

DER KAMPF. Ein Schauspiel in vier Akten. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 3.–; in Pappband M. 4.–.

NINON VON LENCLOS. Drama in einem Akt. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 2.–; in Pappband M. 3.–.

KÖNIG SALOMO. Drama. Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50.

SCHIRIN UND GERTRAUDE. Ein Scherzspiel. Geheftet M. 3.–; in Pappband M. 4.–. *Vorzugsausgabe:* 59 Exemplare auf Handpapier, in Pergament M. 20.–.

TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. *Siebente Auflage (26.–28. Tausend).* Geheftet M. 3.–; in Leinen M. 4.50.

AN DEN TOREN DES LEBENS. Eine Novelle. (Insel-Bücherei Nr. 13.) *31.–40. Tausend.* In Pappband M. –.60; in Leder M. 3.–.

TOTE ZEIT. Drama in drei Aufzügen. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 2.50; in Pappband M. 3.–.

Übertragungen:

BALZAC: Die Geschichte der Dreizehn (Ferragus; Die Herzogin von Langeais; Das Mädchen mit den Goldaugen). Geheftet M. 4.–; in Leinen M. 5.–; in Leder M. 7.–.

FLAUBERT: DREI ERZÄHLUNGEN. (Ein schlichtes Herz; Die Sage von Sankt Julianus; Herodias.) *Zweite Auflage.* Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 5.–.

ROUSSEAUS BEKENNTNISSE. Vollständige Ausgabe in einem Band. In Leder M. 8.–.

VOLTAIRE: CANDID. Eine Erzählung. Mit 24 Originalholzschnitten (12 Vollbildern und 12 Initialen) von *Max Unold.* 800 numerierte Exemplare: Nr. 1–30 auf Chinapapier, in Leder *(Handeinband)* M. 50.–; Nr. 31–800 in Halbpergament M. 12.–.

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. In Leder M. 10.–.

Inhalt: Der Weiße und der Schwarze – Hans und Klaas – Die Prinzessin von Babylon – Die beiden Getrösteten – Candid – Scarmentado – Zadig – Mikromegas – Der Harmlose.

HESPERUS

Ein Jahrbuch, mit Beiträgen von *Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Borchardt* und *Rudolf Alexander Schröder.* Geheftet M. 5.–; in Pappband M. 6.–; in Pergament M. 10.–.

Aus dem Inhalt: Freie Übertragung der Alkestis des Euripides von *Hugo von Hofmannsthal*. Stefan Georges Siebenter Ring von *Rudolf Borchardt*. Übertragungen aus Homer von *Rudolf Alexander Schröder*. Silvia im „Stern", Fragment von *Hugo von Hofmannsthal*. Aus dem deutschen Dante von *Rudolf Borchardt*. Gedichte von *Rudolf Borchardt* und *Rudolf Alexander Schröder*. Pindarübertragung von *Rudolf Borchardt*.

ALFRED WALTER HEYMEL

GESAMMELTE GEDICHTE 1895—1914. In Halbpergament M. 6.—. 30 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, mit der Hand in Leder gebunden M. 30.—.

SPIEGEL, FREUNDSCHAFT, SPIELE. Studien. Geheftet M. 2.50; in Halbpergament M. 3.50.

Übertragung

MARLOWE: Eduard II. Tragödie. (Insel-Bücherei Nr. 118.) In Pappband M. —.60.

HUGO VON HOFMANNSTHAL

ALKESTIS. Trauerspiel nach Euripides. Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.

KLEINE DRAMEN. Zwei Bände. *Zweite Auflage*. Geheftet M. 8.—; in Halbpergament M. 12.—.

DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. *21.—25. Tausend*. Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—; in Halbleder M. 5.—.
Inhalt: Gedichte; Der Tod des Tizian; Prologe und Trauerreden; Das kleine Welttheater; Vorspiele; Tor und Tod; Der weiße Fächer; Kaiser und Hexe; Die Frau im Fenster; Das Bergwerk zu Falun.

DIE GESAMMELTEN GEDICHTE. *Vierte Auflage*. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

DER TOD DES TIZIAN. Idylle. (Insel-Bücherei Nr. 8.) *21.—30. Tausend*. In Pappband M. —.60; in Leder M. 3.—.

DER TOR UND DER TOD. Ein dramatisches Gedicht. *Liebhaber-Ausgabe* in 300 numerierten Exemplaren mit drei radierten Vignetten von *E. R. Weiß*: Nr. 1—50 in Kalbleder (Handeinband von *A. Köllner* in Leipzig; *vergriffen*); Nr. 51—300 in Leder M. 20.—.

DER TOR UND DER TOD. Ein dramatisches Gedicht. (Insel-Bücherei Nr. 28.) *31.—40. Tausend*. In Pappband M. —.60; in Leder M. 3.—.



VORSPIELE. (Prolog für ein Puppentheater; Vorspiel zur Antigone des Sophokles; Prolog zur Lysistrata des Aristophanes.) Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.

DER WEISSE FÄCHER. Ein Zwischenspiel. Mit vier Holzschnitten von *Edward Gordon Craig*. 800 numerierte Exemplare. Nr. 1—50 auf Japanpapier, in Pergament mit Seidenvorsatz M. 50.—; Nr. 51 bis 800 auf Büttenpapier, in Halbpergament M. 20.—.

DAS KLEINE WELTTHEATER ODER DIE GLÜCKLICHEN. *11.—15. Tausend.* (Insel-Bücherei Nr. 78.) In Pappband M. —.60.

Von Hofmannsthal herausgegeben:

DEUTSCHE ERZÄHLER. Vier Bände. In Pappbänden M. 12.—; in Halbleder M. 20.—. *Vorzugsausgabe:* 100 Exemplare auf Chinapapier, in Kalbleder M. 60.—.

ÖSTERREICHISCHER ALMANACH AUF DAS JAHR 1916. Kartoniert M. —.75.

ÖSTERREICHISCHE BIBLIOTHEK. Bisher 20 Bände erschienen. Jeder Band in Pappband M. —.60. *(Siehe besonderes Verzeichnis.)*

ARNO HOLZ

PHANTASUS. (1916 erschienen.) In Halbleinen M. 24.—; in Halbpergament M. 30.—.

DIE BLECHSCHMIEDE. Ein satirisches Epos. Mit Zeichnungen von *Julius Diez*. *(Zurzeit vergriffen.)*

RICARDA HUCH

DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. *3.—5. Tausend.* Geheftet M. 4.50; in Leinen M. 6.—; in Leder M. 7.50.

DIE GESCHICHTEN VON GARIBALDI. Historischer Roman. Zwei Bände. *Vierte Auflage.* Geheftet M. 10.—; in Leinen M. 12.—.

Band I: Die Verteidigung Roms. Band II: Der Kampf um Rom. Jeder Band ist einzeln käuflich: geheftet M. 5.—; in Leinen M. 6.—.

DAS JUDENGRAB. AUS BIMBOS SEELENWANDERUNGEN. Erzählungen. (Insel-Bücherei Nr. 193.) In Pappband M. —.60.

GOTTFRIED KELLER. (Insel-Bücherei Nr. 113.) *11.—20. Tausend.* In Pappband M. —.60.

DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. (Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege.) Drei Bände. *7.—9. Tausend.* Geheftet M. 10.50; in Leinen M. 15.—; in Halbleder M. 20.—.

LEBENSLAUF DES HEILIGEN WONNEBALD PÜCK. Erzählung. (Insel-Bücherei Nr. 58.) *21.—30. Tausend.* In Pappband M. —.60; in Leder M. 3.—.

LIEBESGEDICHTE. (Insel-Bücherei Nr. 22.) *31.—40. Tausend.* In Pappband M. —.60; in Leder M. 3.—.

LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. (1916 erschienen.) Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

MERKWÜRDIGE MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM ZEITALTER DES RISORGIMENTO. *(Neue Auflage in Vorbereitung.)*

DER LETZTE SOMMER. Erzählung in Briefen. *Vierte Auflage.* Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50.

MICHAEL UNGER. Des Romans „Vita somnium breve" *fünfte Auflage.* Geheftet M. 4.50; in Leinen M. 6.—; in Leder M. 7.50.

VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Roman. *Sechste Auflage.* Geheftet M. 4.50; in Leinen M. 6.—; in Leder M. 7.50.

WALLENSTEIN. Eine Charakterstudie. *4.—6. Tausend.* Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.50.

Von Ricarda Huch eingeleitet:

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Herausgegeben von *Reinhard Buchwald.* Mit 18 Bildertafeln. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 6.—.

GRAF WOLF VON KALCKREUTH

GEDICHTE. (Aus dem Nachlaß herausgegeben.) Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

Übertragungen:

BAUDELAIRE: DIE BLUMEN DES BÖSEN. Titel-, Vignetten- und Einbandzeichnung von *H. Wilh. Wulff.* 850 numerierte Exemplare. In Leder M. 7.—.

VERLAINE: AUSGEWÄHLTE GEDICHTE. *Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 4.—.

RUDOLF KASSNER

VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50.

DER INDISCHE GEDANKE. (Von der menschlichen Tiefe.) Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 4.—.



DIE MORAL DER MUSIK. Aus den Briefen an einen Musiker. *Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.* Geheftet M. 3.–; in Leinen M. 4.50.

DER TOD UND DIE MASKE. Gleichnisse. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.50.

DIE CHIMÄRE. Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 4.—.

MELANCHOLIA. *2. Auflage.* Geheftet M. 5.—; in Leinen M. 7.—.

Übertragung:

GOGOL: DER MANTEL. Eine Novelle. (Insel-Bücherei Nr. 24.) *16.—20. Tausend.* In Pappband M. —.60.

GERHARD OUCKAMA KNOOP

GEDICHTE. Geheftet M. 2.—; in Halbpergament M. 3.50.

DAS ELEMENT. Roman. Mit Umschlag nach altvenezianischem Muster. Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.50.

SEBALD SOEKERS PILGERFAHRT. Roman. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

SEBALD SOEKERS VOLLENDUNG. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 5.—.

HEINRICH E. KROMER

GUSTAV HÄNFLING. Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. In Pappband M. 3.50; in Halbleder M. 5.—.

SELMA LAGERLÖF

GÖSTA BERLING. Erzählungen aus dem alten Wermland. Vollständige Übertragung von *Mathilde Mann. Liebhaberausgabe* in zwei Bänden. In Pappbänden M. 7.—; in Leder M. 10.—.

GÖSTA BERLING. Erzählungen aus dem alten Wermland. Vollständige Übertragung von *Mathilde Mann. Wohlfeile Ausgabe.* In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

HEINRICH MANN

AUFERSTEHUNG. Eine Novelle. (Insel-Bücherei Nr. 62.) In Pappband M. —.60.

DAS HERZ. Sieben Novellen. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—; in Leder M. 7.50.

DIE RÜCKKEHR VOM HADES. Sechs Novellen. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—; in Leder M. 7.50.

DIE KLEINE STADT. Ein Roman. *Fünfte Auflage.* Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—.

MAX MELL

DIE DREI GRAZIEN DES TRAUMES. Fünf Novellen. Geheftet M. 1.50; in Pappband M. 2.—.

GEORG MUNK

IRREGANG. Roman. (1916 erschienen.) Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

FRIEDRICH NIETZSCHE

ALSO SPRACH ZARATHUSTRA. EIN BUCH FÜR ALLE UND KEINEN. Monumentalausgabe. Ausstattung von *Henry van de Velde*. 500 numerierte Exemplare auf van Gelder-Büttenpapier, in Pergament M. 90.—.

DIONYSOS-DITHYRAMBEN. *Liebhaberausgabe* in 150 numerierten Exemplaren. Nr. 1—20 auf Pergament gedruckt, in Kapsaffianleder M. 200.—; Nr. 21—150 auf englischem Büttenpapier, in Leder M. 50.—.

WALTER PATER

DAS KIND IM HAUSE. Übertragen von *Felix Hübel*. Geheftet M. 1.—; in Halbpergament M. 2.—; in Ganzpergament M. 3.—.

MARIUS DER EPIKUREER. Ein Roman in zwei Bänden. Übertragen von *Felix Paul Greve*. Geheftet M. 6.50; in Leinen M. 9.—; in Leder M. 12.—.

J. L. PEREZ

JÜDISCHE GESCHICHTEN. (Insel-Bücherei Nr. 204.) In Pappband M. —.60.

HENRIK PONTOPPIDAN

AUS JUNGEN TAGEN. Blätter aus einer Dornenkrone. (Insel-Bücherei Nr. 87.) In Pappband M. —.60.

HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänden. Übertragen von *Mathilde Mann*. *Dritte Auflage*. Geheftet M. 8.—; in Leinen M. 10.—.

RAINER MARIA RILKE

DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. Zwei Bändchen. *Dritte Auflage*. Geheftet M. 4.50; in Pappbänden M. 6.—; in Leder M. 10.—



DAS BUCH DER BILDER. *Fünfte Auflage.* Geheftet M. 4.50; in Halbleder M. 6.50.

DAS BUCH DER BILDER. *Einmalige Vorzugsausgabe:* 250 Exemplare auf Hadernpapier, in Halbleder M. 20.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

ERSTE GEDICHTE. Geheftet M. 4.50; in Halbleder M. 6.50.

DIE FRÜHEN GEDICHTE. Des Buches *„Mir zur Feier" dritte Auflage.* Geheftet M. 4.50; in Halbleder M. 6.50.

NEUE GEDICHTE (aus den Jahren 1905—1907). *Dritte Auflage.* Geheftet M. 4.50; in Halbleder M. 6.50.

DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 4.50; in Halbleder M. 6.50.

GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. *Fünfte Auflage.* Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—.

DAS MARIENLEBEN. (Insel-Bücherei Nr. 43), *21.—30. Tausend.* In Pappband M. —.60; in Leder M. 3.—. 200 numerierte Exemplare auf van Gelder-Papier: Nr. 1—50 nach einem Entwurf von *Henry van de Velde* in der *Großherzogl. Kunstgewerbeschule* in Weimar mit der Hand gebunden *(vergriffen)*; Nr. 51—200 in Leder gebunden M. 12.—.

REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) *Zweite Auflage.* In Pappband M. 2.—.

DAS STUNDENBUCH. Mit Titel und Initiale von *Walter Tiemann. Neunte Auflage.* In Halbleinen M. 3.50; in Pergament M. 6.—.

DAS TÄGLICHE LEBEN. Drama in zwei Akten. Geheftet M. 2.—; in Halbpergament M. 3.—.

DIE WEISE VON LIEBE UND TOD DES CORNETS CHRISTOPH RILKE. *73.—88. Tausend.* (Insel-Bücherei Nr. 1.) In Pappband M. —.60; in Leder M. 3.—.

Übertragungen:

ELIZABETH BARRETT-BROWNING: SONETTE AUS DEM PORTUGIESISCHEN. *2. Auflage.* In Halbpergament M. 4.—.

GIDE: DIE RÜCKKEHR DES VERLORENEN SOHNES. (Insel-Bücherei Nr. 143.) In Pappband M. —.60.

DIE LIEBE DER MAGDALENA. Ein französischer Sermon des 17. Jahrhunderts. In Pappband M. 2.50; in Halbpergament M. 4.—; in Leder M. 6.—.

PORTUGIESISCHE BRIEFE. Die Briefe der Marianne Alcoforado. (Insel-Bücherei Nr. 74.) In Pappband M. —.60.

ARTHUR RIMBAUD

LEBEN UND DICHTUNG. Übertragen von *K. L. Ammer*, eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit einem Bildnis Rimbauds in Heliogravüre. Geheftet M. 6.—; in Leinen M. 7.—.

ALBRECHT SCHAEFFER

ATTISCHE DÄMMERUNG. Geheftet M. 2.50; in Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 5.—.

HEROISCHE FAHRT. Geheftet M. 2.50; in Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 5.—.

DES MICHAEL SCHWERTLOS VATERLÄNDISCHE GEDICHTE. In Pappband M. 6.—; in Halbleder M. 7.50.

PAUL SCHEERBART

KOMETENTANZ. Astrale Pantomime. Geheftet M. 1.50.

LIWÛNA UND KAIDÔH. Ein Seelenroman. Geheftet M. 2.—.

DIE GROSSE REVOLUTION. Ein Mondroman. Geheftet M. 3.—.

JOHANNES SCHLAF

IN DINGSDA. (Insel-Bücherei Nr. 20.) *21.—30. Tausend.* In Pappband M. —.60.

FRÜHLING. (Insel-Bücherei Nr. 49.) *21.—30. Tausend.* In Pappband M. —.60; in Leder M. 3.—.

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

AN BELINDE. Gedichte. In Leinen M. 6.—.

DEUTSCHE ODEN. (Insel-Bücherei Nr. 66.) *11.—15. Tausend.* In Pappband M.—.60; in Leder M. 3.—.

GESAMMELTE GEDICHTE. In Pappband M. 6.—; in Leder M. 10.—.

HAMA. Scherzhafte Gedichte und Erzählungen. Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.

HEILIG VATERLAND. Kriegsgedichte. Geheftet M. —.30.

LIEDER AN EINE GELIEBTE. Mit einer Vignette des Verfassers. In Pappband M. 2.—.

SONETTE ZUM ANDENKEN AN EINE VERSTORBENE. IN ZEHN BÜCHERN. 200 numerierte Exemplare auf holländischem Büttenpapier mit Titelvignette vom Verfasser. In Halbpergament M. 20.—.



SPRÜCHE IN REIMEN. Mit Titelvignette, Umschlagrahmen und Zierleisten von *Heinrich Vogeler-Worpswede.* Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 4.50.

UNMUT. Ein Buch Gesänge. In Pappband M. 4.—.

Übertragungen:

AUBREY BEARDSLEY: UNTER DEM HÜGEL. Eine romantische Novelle. Mit einer Zeichnung von *Beardsley. Zweite Auflage.* Geheftet M. 2.50; in Leder M. 4.—.

GUIDO GEZELLE: GEDICHTE. (Insel-Bücherei Nr. 213.) In Pappband M. —.60.

HOMER: ODYSSEE. In Halbpergament M. 3.50; in Leder M. 5.—.

ALEXANDER POPE: DER LOCKENRAUB. Ein komisches Heldengedicht. Mit den neun Bildern und der Einbandzeichnung von *Aubrey Beardsley* in der Originalgröße. 800 Exemplare: Nr. 1—100 auf Japanpapier; in Kalbleder, in Seidenfutteral M. 40.—; Nr. 101—800 auf Büttenpapier, in Pappband M. 14.—.

WILLY SEIDEL

DER GARTEN DES SCHUCHAN. Novellen. Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 6.—.

DER SANG DER SAKÎJE. Roman aus dem heutigen Ägypten. *3.—5. Tausend.* Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—.

YALI UND SEIN WEISSES WEIB. VOM KLEINEN ALBERT. (Insel-Bücherei Nr. 133.) In Pappband M. —.60.

HJALMAR SÖDERBERG

MARTIN BIRCKS JUGEND. Roman. Übertragen von *Francis Maro.* Geheftet M. 2.—; in Leinen M. 3.—.

HISTORIETTEN. Übertragen von *Francis Maro.* Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50.

KARL STAUFFER-BERN

FAMILIENBRIEFE UND GEDICHTE. Herausgegeben von *U. W. Züricher.* Mit einem Selbstporträt des Künstlers. Geheftet M. 4.50; in Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—.

HEINRICH VON STEIN

GESAMMELTE DICHTUNGEN. Herausgegeben von *Friedrich Poske.* (1916 erschienen.) 3 Bände geheftet M. 8.—; in Halbleinen M. 12.—.

Inhalt: Die Ideale des Materialismus — Vermächtnis — Helden und Welt — Dramatische Bilder und Erzählungen.

HELDEN UND WELT. Dramatische Bilder. Eingeführt durch *Richard Wagner.* In Leinen M. 3.—.

CARL STERNHEIM

DON JUAN. Eine Tragödie. Geheftet M. 5.—; in Halbleder M. 8.—; in Ganzleder M. 15.—.

ULRICH UND BRIGITTE. Ein dramatisches Gedicht. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—.

DIE HOSE. Ein bürgerliches Lustspiel. Geheftet M. 3.—; in Halbpergament M. 4.—.

DIE KASSETTE. Komödie in fünf Aufzügen. Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—. *Vorzugsausgabe:* 30 numerierte Exemplare auf holländischem Büttenpapier in Leder M. 20.—.

BÜRGER SCHIPPEL. Komödie in fünf Aufzügen. Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—. *Vorzugsausgabe:* 30 Exemplare auf holländischem Büttenpapier, in Leder M. 20.—.

DER SNOB. Komödie in drei Aufzügen. Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—. *Vorzugsausgabe:* 30 Exemplare auf holländischem Büttenpapier, in Leder M. 20.—.

STIJN STREUVELS

DIE ERNTE. Erzählung. Berechtigte Übertragung von *Rudolf Alexander Schröder.* In Pappband M. —.60.

DER ARBEITER. Erzählung. Berechtigte Übertragung von *Anton Kippenberg.* In Pappband M. —.60.

OTTO FREIHERR VON TAUBE

GEDICHTE UND SZENEN. Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 4.50.

NEUE GEDICHTE. Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 4.50.

DER VERBORGENE HERBST. Roman. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

Übertragung:

GABRIELE D'ANNUNZIO: IN MEMORIAM FRIEDRICH NIETZSCHE. Ode. 400 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Pappband M. 7.—; in Pergament M. 12.—.

HERMAN TEIRLINCK

JOHAN DOXAS HEIRAT. Novelle. Berechtigte Übertragung von *Rud. Alex. Schröder*. (Insel-Bücherei Nr. 217.) In Pappband M. —.60.

REGINA ULLMANN

FELDPREDIGT. Dramatische Dichtung in einem Akt. (Insel-Bücherei Nr. 178.) In Pappband M. —.60.

EMILE VERHAEREN

AUSGEWÄHLTE WERKE IN DREI BÄNDEN.

I. Band: Emile Verhaeren, von *Stefan Zweig*. *Zweite Auflage*.

II. Band: Emile Verhaerens Gedichte, ausgewählt und übertragen von *Stefan Zweig*. *Zweite Auflage*.

III. Band: Emile Verhaerens Dramen (Helenas Heimkehr, Das Kloster, Philipp II.), übertragen von *Stefan Zweig*. *Zweite Auflage*.

Preis des *Gesamtwerkes* (drei Bände): geheftet M. 10.—; in Leinen M. 15.—; in Leder M. 20.—. *Einzelpreis* der Bände (die keine Bandbezeichnung tragen): geheftet M. 3.50; in Leinen M. 5.—; in Leder M. 7.—.

DIE GESICHTER DES LEBENS. Nachdichtung von *Erna Rehwoldt*. 550 Exemplare in Halbpergament M. 5.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

DIE GETRÄUMTEN DÖRFER. Nachdichtung von *Erna Rehwoldt*. 550 Exemplare in Halbpergament M. 5.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

HELENAS HEIMKEHR. Drama. Nachgedichtet von *Stefan Zweig*. 300 Exemplare auf Büttenpapier, in Halbpergament M. 15.—

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

LES HEURES DU SOIR. Urausgabe des französischen Textes der Gedichte. 500 Exemplare auf van Gelder-Bütten, in Halbleder M. 20.—.

DIE HOHEN RHYTHMEN. Übertragen von *Johannes Schlaf*. In Halbpergament M. 5.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

HYMNEN AN DAS LEBEN. Nachdichtung von *Stefan Zweig*. (Insel-Bücherei Nr. 5.) *31.—35. Tausend*. In Pappband M. —.60; in Leder M. 3.—.

DIE STUNDEN. Deutsch von *Erna Rehwoldt.* In Halbpergament M. 5.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

LES VILLAGES ILLUSOIRES. Mit 15 Radierungen von *Henry Ramah.* 230 Exemplare: Nr. 1—30 auf Japan, vom Dichter und Künstler signiert, in Leder (Handeinband der *Großherzogl. Kunstgewerbeschule* in Weimar) vergriffen; Nr. 31—230 auf van Gelder-Bütten, in Leinen M. 80.—; in Leder M. 120.—.

HEINRICH VOGELER-WORPSWEDE

DIR. Gedichte und Zeichnungen. *Zweite Auflage.* Mit vom Künstler neu gezeichnetem Einband und Vorsatzpapier. In Halbpergament M. 10.—.

KARL VOLLMOELLER

PARCIVAL. (Gedichte.) (Insel-Bücherei Nr. 115.) In Pappband M. —.60.

WIELAND. Ein Märchen in drei Akten. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 3.50; in Leinen M. 5.—.

Übertragungen:

GABRIELE D'ANNUNZIO: VIELLEICHT — VIELLEICHT AUCH NICHT. Roman. *7.—10. Tausend.* Geheftet M. 5.—; in Leinen M. 6.—.

MOLIÈRE: GEORGE DANDIN ODER DER BESCHÄMTE EHEMANN. Eine Komödie mit Tänzen und Zwischenspielen. Neu übertragen und für die deutsche Bühne eingerichtet von *Karl Vollmoeller.* Geheftet M. 2.—; in Halbpergament M. 3.50.

ROBERT WALSER

FRITZ KOCHERS AUFSÄTZE. Mitgeteilt von *R. W.* Mit elf ganzseitigen Zeichnungen und Titelzeichnung von *Karl Walser.* Geheftet M. 3.50; in Leder M. 5.—.

WILHELM WEIGAND

DIE FRANKENTHALER. Roman. *Fünfte Auflage.* In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

DER VERSCHLOSSENE GARTEN. Gedichte aus den Jahren 1901—1909. In Halbpergament M. 5.—.

KÖNIGE. Ein Schauspiel in fünf Akten. Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.



PSYCHES ERWACHEN. Ein Schauspiel in drei Akten. Geheftet M. 3.—.

DER RING. Ein Novellenkreis. Geheftet M. 4.50; in Leinen M. 6.—.

WENDELINS HEIMKEHR. Eine Erzählung aus der Fremdenlegion. (Insel-Bücherei Nr. 167.) In Pappband M. —.60.

OSCAR WILDE

DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY. Ein Roman. Übertragen von *Hedwig Lachmann. 6.—15. Tausend.* In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede. 41.—50. Tausend.* In Pappband M. 3.—; in Leder M. 9.—.

GEDICHTE. (Die Sphinx; aus den „Poems".) Übertragen von *Gisela Etzel.* Mit Titelholzschnitt von *Marcus Behmer.* Geheftet M. 6.—; in Halbpergament M. 8.—.

ZWEI GESPRÄCHE VON DER KUNST UND VOM LEBEN. Übertragen von *Hedwig Lachmann.* Geheftet M. 4.—; in Halbleder M. 6.—.

SALOME. Tragödie in einem Akt. Übertragen von *Hedwig Lachmann. Fünfte Auflage.* Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.

IN MEMORIAM OSCAR WILDE. („Lehren und Sprüche", „Gedichte in Prosa", von *Wilde;* Essays über Wilde von *Ernest la Jeunesse, Arthur Symons, André Gide* und *Franz Blei.) Dritte, vermehrte Auflage.* Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

JOSEF WINCKLER

EISERNE SONETTE. Der Nylandwerke. I. Band. (Insel-Bücherei Nr. 134.) In Pappband M. —.60.

MITTEN IM WELTKRIEG. Gedichte. Geheftet M. 2.50; in Pappband M. 3.50.

WILLIAM BUTLER YEATS

ERZÄHLUNGEN UND ESSAYS. Eingeleitet und übertragen von *Friedrich Eckstein.* Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—.

EMILE ZOLA

(sämtlich in einzig berechtigten Übertragungen)

FRUCHTBARKEIT. Roman in 6 Büchern. In Leinen M. 4.—.

WAHRHEIT. Roman in 4 Büchern. In Leinen M. 4.—.



ARBEIT. Roman in 3 Büchern. In Leinen M. 4.—

ROM. Roman. In Leinen M. 4.—.

LOURDES. Roman. In Leinen M. 4.—.

PARIS. Roman. In Leinen M. 4.—.

DAS GELD. Roman. In Leinen M. 4.—.

DOKTOR PASCAL. Roman. In Leinen M. 4.—.

DER ZUSAMMENBRUCH (Der Krieg von 1870/71). Roman. In Leinen M. 4.—.

GUSTAV FLAUBERT. Berechtigte Übertragung. (Insel-Bücherei Nr. 205). In Pappband M. —.60.

STEFAN ZWEIG

BRENNENDES GEHEIMNIS. Erzählung. (Insel-Bücherei Nr. 122.) *11.—15. Tausend.* In Pappband M. —.60.

ERSTES ERLEBNIS. Vier Erzählungen aus Kinderland. *(2. Auflage in Vorbereitung.)*

DIE FRÜHEN KRÄNZE. Gedichte. *(2. Auflage in Vorbereitung.)*

DAS HAUS AM MEER. Schauspiel in zwei Teilen (drei Aufzügen). Geheftet M. 3.—; in Halbpergament M. 4.—.

TERSITES. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen. Mit Kopfleisten nach *John Flaxman*. Geheftet M. 3.—; in Halbpergament M. 4.—.

DER VERWANDELTE KOMÖDIANT. Ein Spiel aus dem deutschen Rokoko. Geheftet M. 2.—; in Halbpergament M. 3.—.

KUNSTBÜCHER BRIEFE, ESSAYS

HERMANN BAHR

ESSAYS. *Zweite Auflage.* Geheftet M. 5.—; in Pappband M. 6.—. Aus dem Inhalt: Leonardo — Goethe — Whitman — Tolstoi — Brahms — Sven Hedin — Richard Strauß — Thomas Mann — Modernisten — Natur — Hauskunst — Volksbildung — Die Zukunft des deutschen Studenten — Gegen die große Stadt — Theaterfragen — Rollenverweigerung — Das Recht der Schauspieler — Friedrich Haase u. a.

DIALOG VOM MARSYAS (Insel-Bücherei Nr. 67). In Pappband M. —.60.



KURT GLASER

DIE KUNST OSTASIENS. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. Mit 24 Bildertafeln. Geheftet M. 8.50; in Halbpergament M. 10.—.

LUDWIG VON HOFMANN

TÄNZE. Zwölf Originallithographien. Mit einem Prolog von *Hugo von Hofmannsthal*. 200 numerierte Exempl. In Mappe M. 200.—.

EUGEN LÜTHGEN

BELGISCHE BAUDENKMÄLER. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen. In Halbleinen M. 3.50.

FRIEDRICH NIETZSCHE

GESAMMELTE BRIEFE. Fünf Teile (in sechs Bänden). Geheftet M. 48.—; in Leinen M. 56.—; in Halbleder M. 64.—.

Teil I: Briefe an Wilhelm Pinder, Gustav Krug, Paul Deussen, von Gersdorff, Dr. Carl Fuchs, Frau Marie Baumgartner, Frau Louise O., Freiherrn von Seydlitz, Bürgermeister Muncker, Theodor Opitz, Karl Knortz, Frau Professor Vischer-Heußler, Freifrau von Seydlitz, Dr. Otto Eiser, Dr. Romundt, Frau Appellationsrat Pinder. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche* und *Peter Gast*. Geheftet M. 10.—; in Leinen M. 11.—.

Teil II: Briefwechsel mit Erwin Rhode. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche* und *Fritz Schöll*. Geheftet M. 10.—; in Leinen M. 11.—.

Teil III: Briefwechsel mit Fr. Ritschl, J. Burckhardt, H. Taine, G. Keller, H. v. Stein, G. Brandes, H. v. Bülow, H. v. Senger, Malvida von Meysenbug. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche*, *Curt Wachsmuth* und *Peter Gast*. Geheftet M. 10.—; in Leinen M. 11.—.

Teil IV: Briefe an Peter Gast. Herausgegeben von *Peter Gast*. Geheftet M. 9.—; in Leinen M. 10.—.

Teil V, zwei Bände: Briefe an Mutter und Schwester. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche*. Geheftet M. 12.—; in Leinen M. 14.—.

Alle Teile sind auch einzeln zu beziehen.

BRIEFWECHSEL MIT FRANZ OVERBECK. Herausgegeben von *Dr. Richard Oehler* und *Carl Albrecht Bernoulli*. Einbandzeichnung von *Walter Tiemann*. Geh. M. 8.—, in Leinen M. 11.—.

BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler*. In Leinen M. 3.50; in Leder M. 5.—.

RAINER MARIA RILKE

RODIN. Mit 96 Vollbildern nach Skulpturen und Handzeichnungen *Rodins*. *11.—15. Tausend*. In Halbleinen M. 3.50; in Leder M. 8.—.

KARL SCHEFFLER

ITALIEN. Tagebuch einer Reise. Mit 118 ganzseitigen Abbildungen. *4.—6. Tausend*. Geh. M. 10.—; in Halbpergament M. 12.—.

LEBEN, KUNST UND STAAT. Gesammelte Essays. Geheftet M. 6.—; in Halbpergament M. 8.—.

Aus dem Inhalt: Die Moral der Qualität — Das Glück der Gegenwart — Die Seele des Wetters — Die Drehorgeln — Die Ethik der Feste — Vom Umgang mit Künstlern — Inhalt und Form — Vom Wesen des Grotesken — Der Christbaum als Kunstwerk — Poetische Gerechtigkeit — Kunstgefühl und Staatsgefühl — Zur Psychologie der politischen Parteien — Nationalphrasen — Die Jugend.

DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Vollbildern. *Zweite Auflage*. Geheftet M. 10.—; in Halbpergament M. 12.—.

Inhalt: Deutsche Gedankenmalerei: Arnold Böcklin, Max Klinger, Hans Thoma. Drei Deutsch-Römer: Anselm Feuerbach, Hans von Marées, Adolf Hildebrand. Impressionistische Naturanschauung. Fünf Zeichner: Daniel Chodowiecki, Joh. Gottfried Schadow, Franz Krüger, Adolf Menzel, Max Slevogt. Drei Wirklichkeitsmaler: Wilhelm Leibl, Wilhelm Trübner, Max Liebermann.

PARIS. Mit 71 Vollbildern. *Dritte Auflage*. Geheftet M. 10.—; in Halbpergament M. 12.—.

HENRY VAN DE VELDE. Vier Essays. Geheftet M. 2.50; in Halbpergament M. 4.—.

DU SOLLST DEN WERKTAG HEILIGEN. Neun Essays. (Insel-Bücherei Nr. 147.) In Pappband M. —.60.

WAS WILL DAS WERDEN? Ein Tagebuch im Kriege. (Erschienen 1916.) Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.



HERMANN UHDE-BERNAYS

ANSELM FEUERBACH. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden und Handzeichnungen *Feuerbachs*. In Halbleinen M. 3.50; in Leder M. 8.—.

HENRY VAN DE VELDE

ESSAYS. Mit Einbandzeichnung vom Verfasser. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

VOM NEUEN STIL. Mit Titelzeichnung vom Verfasser. Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—.

AMO. (Insel-Bücherei Nr. 3.) *11.—20. Taus.* In Pappband M.—.60.

EMILE VERHAEREN

REMBRANDT. Übertragen von *Stefan Zweig*. *16.—20. Tausend.* Mit 96 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen *Rembrandts*. In Halbleinen M. 3.50; in Leder M. 8.—.

RUBENS. Übertragen von *Stefan Zweig*. Mit 95 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. In Halbleinen M. 3.50; in Leder M. 8.—.

KARL VOLL

ENTWICKLUNGSGESCHICHTE DER MALEREI IN EINZELDARSTELLUNGEN. (Vollendet 1916.)

I. Band. Altniederländische und altdeutsche Meister. Mit 29 Bildertafeln. Geheftet M. 8.—; in Leinen M. 10.—.

II. Band. Italienische Meister. Mit 25 Bildertafeln. Geheftet M. 8.—; in Leinen M. 10.—.

III. Band. Meister des 17. Jahrhunderts. Mit 29 Bildertafeln. Geheftet M. 8.—; in Leinen M. 10.—.

EMIL WALDMANN

ALBRECHT DÜRER. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden. In Halbleinen M. 3.50.

OSKAR WALZEL

VOM GEISTESLEBEN DES 18. UND 19. JAHRHUNDERTS. Gesammelte Aufsätze. Geheftet M. 10.—; in Leinen M. 12.—.

Aus dem Inhalt: Lessings Begriff des Tragischen. Schiller und die Romantik. Clemens Brentano und Sophie Mereau. Goethes

„Wahlverwandtschaften“ im Rahmen ihrer Zeit. Rheinromantik. Nikolaus Lenau. Die romantische Krankheit. Österreichische Lebenskünstler (Alexander von Villers, Graf Rudolf Hoyos). Marie von Ebner-Eschenbach. Ibsens Thesen.

RICARDA HUCH. Ein Wort über Kunst des Erzählens. Geheftet M. 1.20; in Pappband M. 2.—.

HENRIK IBSEN. (Insel-Bücherei Nr. 25.) In Pappband M. —.60.

JAKOB WASSERMANN

DER LITERAT ODER MYTHOS UND PERSÖNLICHKEIT. Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50.

WILHELM WEIGAND

STENDHAL UND BALZAC. Zwei Essays. Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 6.—.

Eingeleitet von Wilhelm Weigand:

SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Übertragen von *Arthur Schurig*. Mit 34 zeitgenössischen Bildern (Porträts, Interieurs, Szenen). Kart. M. 12.—; in Halbleder M. 16.—.

BÜCHER VON 1916

ALTE UND NEUE LIEDER MIT BILDERN UND WEISEN Erstes bis viertes Heft mit Zeichnungen von *Ludwig Richter, Otto Ubbelohde, Graf Leopold von Kalckreuth und Max Slevogt. 16.—50. Tausend.* Jedes Heft 30 Pfennig.

ANTON BERGMANN

ADVOKAT ERNST STAAS. Skizzen und Bilder. Aus dem Flämischen übertragen. Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—.

DER BORN JUDAS

Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von M. J. bin Gorion. Erster Band: Von Liebe und Treue. Geheftet M. 4.50; in Pappe M. 6.—; in Halbpergament M. 7.50.

GEORG BÜCHNER

GESAMMELTE WERKE, NEBST EINER AUSWAHL SEINER BRIEFE. Eingeleitet von *Wilh. Hausenstein.* In Pappband M. 4.—.

KARL VON CLAUSEWITZ

VOM KRIEGE. Um Veraltetes gekürzte Ausgabe, herausgegeben von *Arthur Schurig*. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 11.—.

HENDRIK CONSCIENCE

DER LÖWE VON FLANDERN. Vollständige Übertragung von *Severin Rüttgers*. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

CHARLES DE COSTER

UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski*. *11. bis 20. Tausend*. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

FLÄMISCHE MÄREN. Übertragen von *Albert Wesselski*. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

DIE HOCHZEITSREISE. Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum erstenmal ins Deutsche übertragen von *Albert Wesselski*. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

GOETHE

SÄMTLICHE GEDICHTE IN ZEITLICHER FOLGE. 2 Bände. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 12.—.

SÄMTLICHE WERKE in 16 Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*, *Hans Gerhard Gräf*, *Max Hecker*, *Kurt Jahn*, *Carl Schüddekopf*. In Leinen M. 75.—; in Leder M. 90.—.

H. J. CHR. VON GRIMMELSHAUSEN

DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

HÖLDERLIN

SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE in 5 Bänden. Kritisch-historische Ausgabe von *F. Zinkernagel*. Mit mehreren Bildern und Faksimiles. Band 2 und 3. Jeder Band in Halbleder M. 7.—.

VICTOR HUGO

NOTRE DAME VON PARIS. Übertragen von *Else von Schorn*. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

DIE KÄMPFE UM DIE FESTE VAUX

Von Mitstreitern geschildert. Mit 43 Bildern. Geheftet M. 3.—.

KATHARINA II.

MEMOIREN. Wohlfeile Ausgabe. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Böhme*. Mit 16 Bildnissen. In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 7.50.

ERNST REISINGER

GRIECHENLAND. Landschaften und Bauten. Ein Werk von 88 Vollbildern, davon 62 nach Aufnahmen der Kgl. Preuß. Meßbildanstalt mit Schilderungen deutscher Reisender *(Fr. Th. Vischer, Geibel, Hettner, Ed. Engel, Gerhart Hauptmann, Hugo von Hofmannsthal, Isolde Kurz* u. a.). Gebunden M. 4.—.

CHRISTIAN REUTER

WERKE IN ZWEI BÄNDEN. Herausgegeben von *Georg Witkowski*. Einmalige Auflage von 800 Expl. In Halbpergament M. 30.—.

SPINOZA

BRIEFWECHSEL UND ANDERE DOKUMENTE. Ausgewählt und herausgegeben von *J. Bluwstein*. Geheftet M. 4.50, in Halbleinen M. 5.50.

LEO N. TOLSTOI

KRIEG UND FRIEDEN. Ein Roman in 15 Teilen mit einem Epilog. Übertragen von *H. Röhl*. 3 Bände in Leinen M. 9.—; in Leder M. 15.—.

EMIL WALDMANN

ALBRECHT DÜRER. Mit 80 Vollbildern. Gebunden M. 3.50.

FRIEDRICH WASMANN

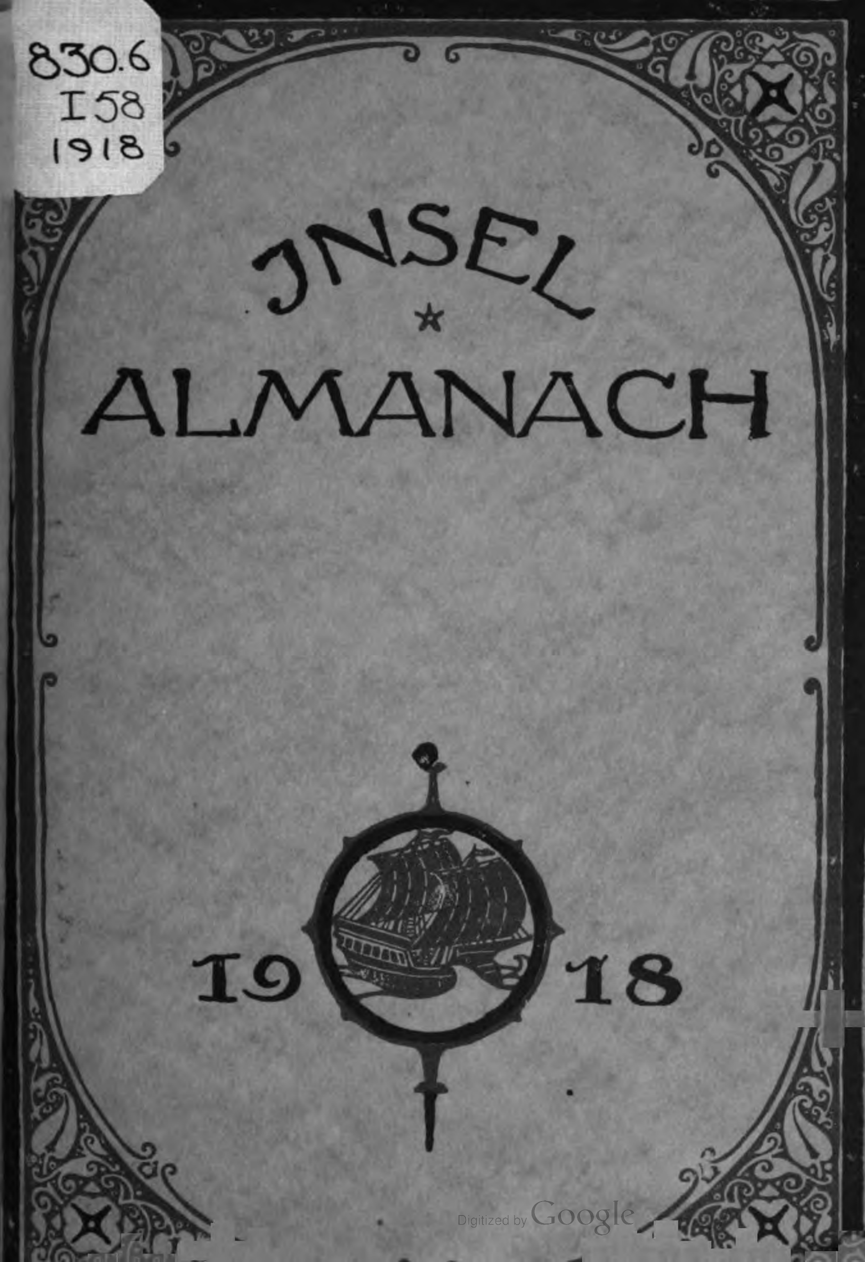
EIN DEUTSCHES KÜNSTLERLEBEN. Von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von *Bernt Grönvold*. Wohlfeile Ausgabe mit 105 Vollbildern in Lichtdruck. Einbandzeichnung von *E. R. Weiß*. In Leinen M. 12.—.

INHALT DES ALMANACHS

Bilderbeilagen:

Umschlagzeichnung von Max Slevogt *
Druck der Spamerschen Buchdruckerei
in Leipzig * Lithographie und Druck des
Umschlags von Meißner & Buch in Leipzig




INSEL
ALMANACH
1918

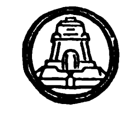
INSEL-ALMANACH

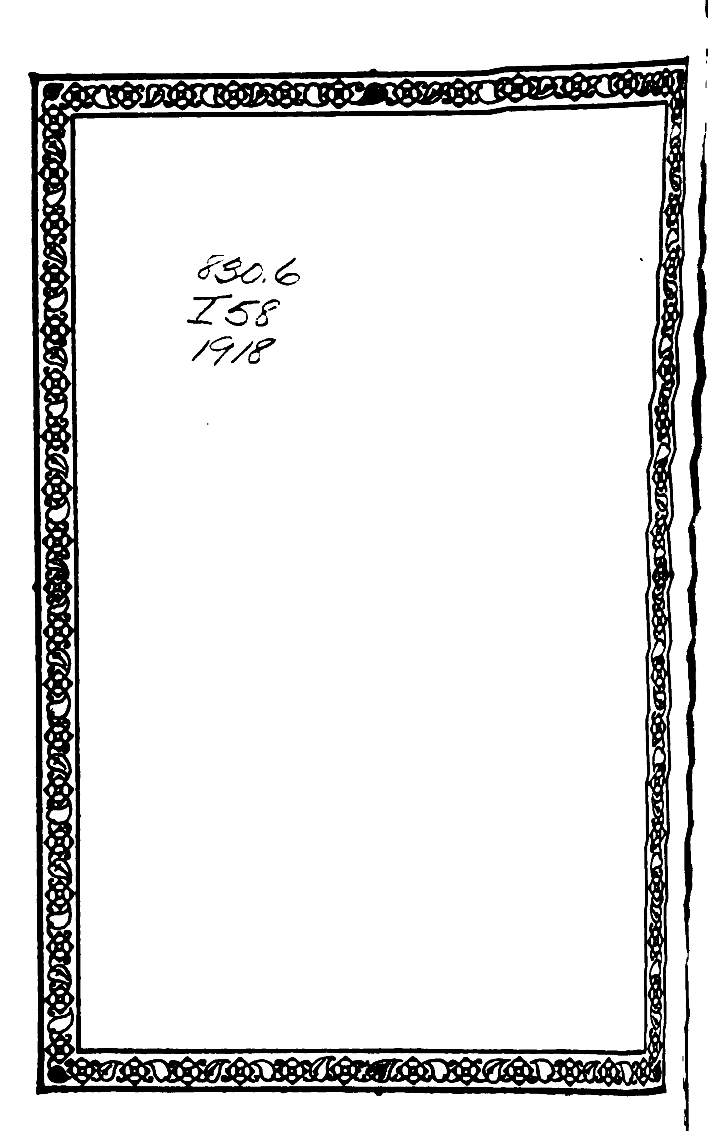
AUF DAS JAHR

1918



IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG





KALENDARIUM

FÜR

1918

✱

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke.
Schrittweis dem Blicke,
Doch ungeschrecket
Dringen wir vorwärts.

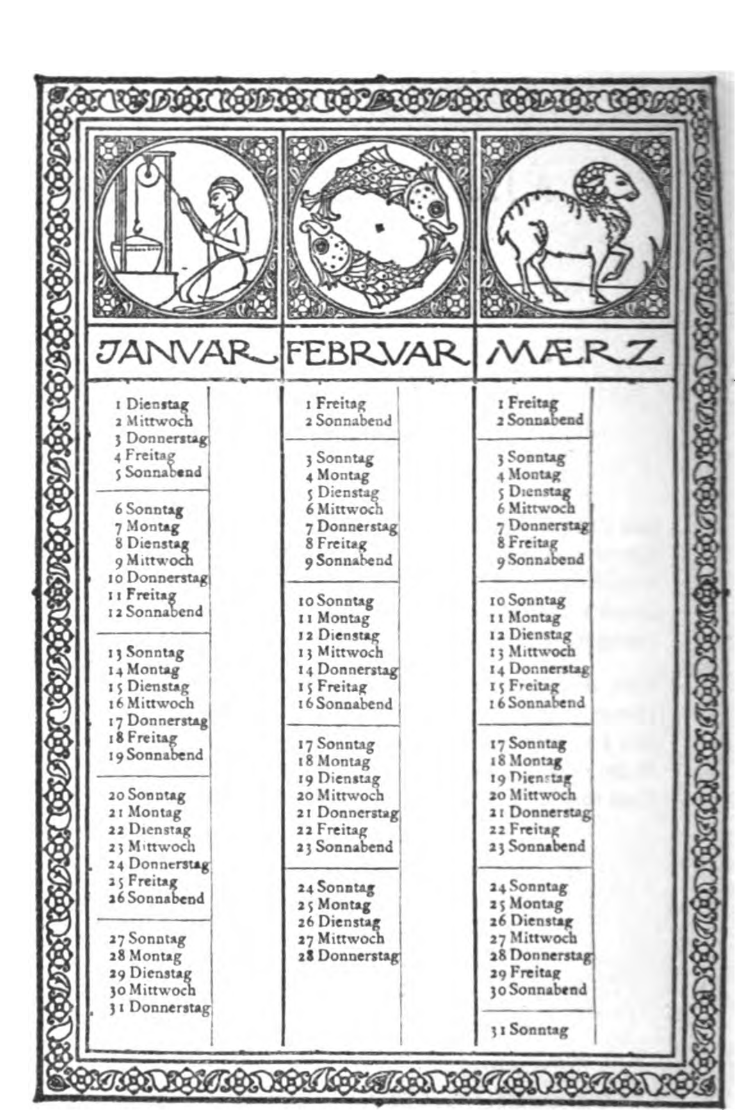
Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht' sie genauer,
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
„Versäumt nicht, zu üben
Die Kräfte des Guten.

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen."

GOETHE

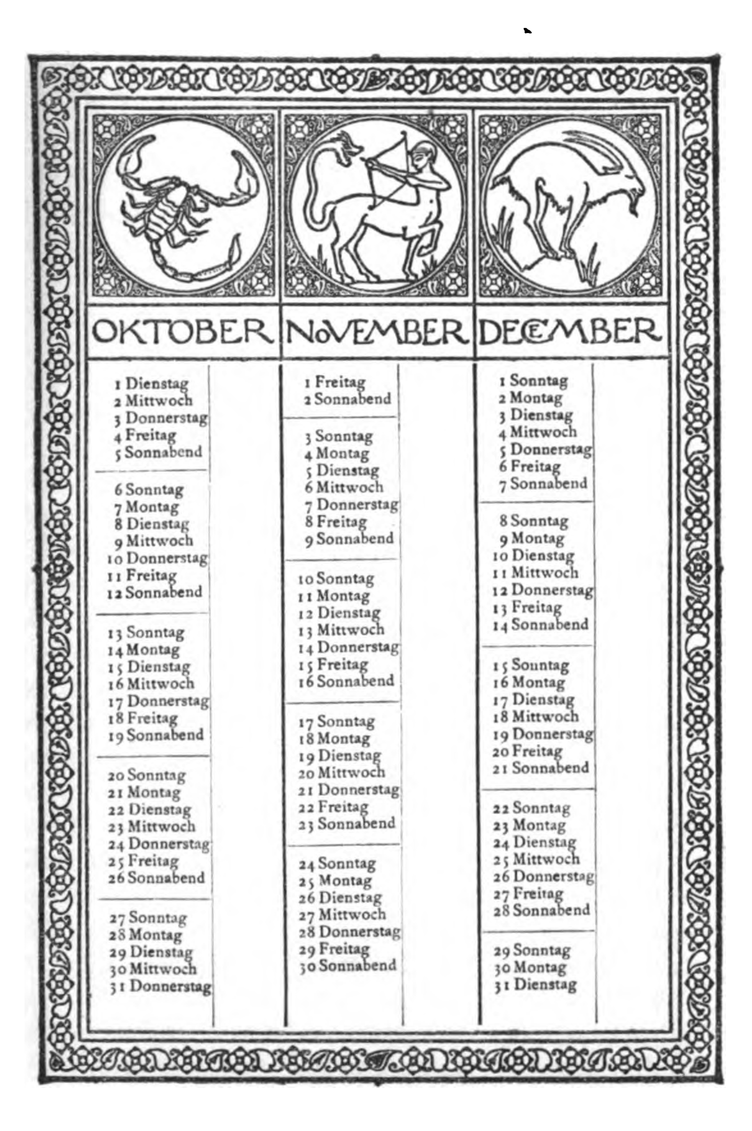


JANVAR	FEBRVAR	MÆRZ
1 Dienstag	1 Freitag	1 Freitag
2 Mittwoch	2 Sonnabend	2 Sonnabend
3 Donnerstag	3 Sonntag	3 Sonntag
4 Freitag	4 Montag	4 Montag
5 Sonnabend	5 Dienstag	5 Dienstag
6 Sonntag	6 Mittwoch	6 Mittwoch
7 Montag	7 Donnerstag	7 Donnerstag
8 Dienstag	8 Freitag	8 Freitag
9 Mittwoch	9 Sonnabend	9 Sonnabend
10 Donnerstag	10 Sonntag	10 Sonntag
11 Freitag	11 Montag	11 Montag
12 Sonnabend	12 Dienstag	12 Dienstag
13 Sonntag	13 Mittwoch	13 Mittwoch
14 Montag	14 Donnerstag	14 Donnerstag
15 Dienstag	15 Freitag	15 Freitag
16 Mittwoch	16 Sonnabend	16 Sonnabend
17 Donnerstag	17 Sonntag	17 Sonntag
18 Freitag	18 Montag	18 Montag
19 Sonnabend	19 Dienstag	19 Dienstag
20 Sonntag	20 Mittwoch	20 Mittwoch
21 Montag	21 Donnerstag	21 Donnerstag
22 Dienstag	22 Freitag	22 Freitag
23 Mittwoch	23 Sonnabend	23 Sonnabend
24 Donnerstag	24 Sonntag	24 Sonntag
25 Freitag	25 Montag	25 Montag
26 Sonnabend	26 Dienstag	26 Dienstag
27 Sonntag	27 Mittwoch	27 Mittwoch
28 Montag	28 Donnerstag	28 Donnerstag
29 Dienstag		29 Freitag
30 Mittwoch		30 Sonnabend
31 Donnerstag		31 Sonntag



APRIL	MAI	JVNI
1 Montag	1 Mittwoch	1 Sonnabend
2 Dienstag	2 Donnerstag	2 Sonntag
3 Mittwoch	3 Freitag	3 Montag
4 Donnerstag	4 Sonnabend	4 Dienstag
5 Freitag	5 Sonntag	5 Mittwoch
6 Sonnabend	6 Montag	6 Donnerstag
7 Sonntag	7 Dienstag	7 Freitag
8 Montag	8 Mittwoch	8 Sonnabend
9 Dienstag	9 Donnerstag	9 Sonntag
10 Mittwoch	10 Freitag	10 Montag
11 Donnerstag	11 Sonnabend	11 Dienstag
12 Freitag	12 Sonntag	12 Mittwoch
13 Sonnabend	13 Montag	13 Donnerstag
14 Sonntag	14 Dienstag	14 Freitag
15 Montag	15 Mittwoch	15 Sonnabend
16 Dienstag	16 Donnerstag	16 Sonntag
17 Mittwoch	17 Freitag	17 Montag
18 Donnerstag	18 Sonnabend	18 Dienstag
19 Freitag	19 Sonntag	19 Mittwoch
20 Sonnabend	20 Montag	20 Donnerstag
21 Sonntag	21 Dienstag	21 Freitag
22 Montag	22 Mittwoch	22 Sonnabend
23 Dienstag	23 Donnerstag	23 Sonntag
24 Mittwoch	24 Freitag	24 Montag
25 Donnerstag	25 Sonnabend	25 Dienstag
26 Freitag	26 Sonntag	26 Mittwoch
27 Sonnabend	27 Montag	27 Donnerstag
28 Sonntag	28 Dienstag	28 Freitag
29 Montag	29 Mittwoch	29 Sonnabend
30 Dienstag	30 Donnerstag	30 Sonntag
	31 Freitag	

JULI	AUGUST	SEPTEMBER
1 Montag 2 Dienstag 3 Mittwoch 4 Donnerstag 5 Freitag 6 Sonnabend	1 Donnerstag 2 Freitag 3 Sonnabend	1 Sonntag 2 Montag 3 Dienstag 4 Mittwoch 5 Donnerstag 6 Freitag 7 Sonnabend
7 Sonntag 8 Montag 9 Dienstag 10 Mittwoch 11 Donnerstag 12 Freitag 13 Sonnabend	4 Sonntag 5 Montag 6 Dienstag 7 Mittwoch 8 Donnerstag 9 Freitag 10 Sonnabend	8 Sonntag 9 Montag 10 Dienstag 11 Mittwoch 12 Donnerstag 13 Freitag 14 Sonnabend
14 Sonntag 15 Montag 16 Dienstag 17 Mittwoch 18 Donnerstag 19 Freitag 20 Sonnabend	11 Sonntag 12 Montag 13 Dienstag 14 Mittwoch 15 Donnerstag 16 Freitag 17 Sonnabend	15 Sonntag 16 Montag 17 Dienstag 18 Mittwoch 19 Donnerstag 20 Freitag 21 Sonnabend
21 Sonntag 22 Montag 23 Dienstag 24 Mittwoch 25 Donnerstag 26 Freitag 27 Sonnabend	18 Sonntag 19 Montag 20 Dienstag 21 Mittwoch 22 Donnerstag 23 Freitag 24 Sonnabend	22 Sonntag 23 Montag 24 Dienstag 25 Mittwoch 26 Donnerstag 27 Freitag 28 Sonnabend
28 Sonntag 29 Montag 30 Dienstag 31 Mittwoch	25 Sonntag 26 Montag 27 Dienstag 28 Mittwoch 29 Donnerstag 30 Freitag 31 Sonnabend	29 Sonntag 30 Montag



OKTOBER

1 Dienstag
2 Mittwoch
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend

6 Sonntag
7 Montag
8 Dienstag
9 Mittwoch
10 Donnerstag
11 Freitag
12 Sonnabend

13 Sonntag
14 Montag
15 Dienstag
16 Mittwoch
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend

20 Sonntag
21 Montag
22 Dienstag
23 Mittwoch
24 Donnerstag
25 Freitag
26 Sonnabend

27 Sonntag
28 Montag
29 Dienstag
30 Mittwoch
31 Donnerstag

NOVEMBER

1 Freitag
2 Sonnabend

3 Sonntag
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Sonnabend

10 Sonntag
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag
16 Sonnabend

17 Sonntag
18 Montag
19 Dienstag
20 Mittwoch
21 Donnerstag
22 Freitag
23 Sonnabend

24 Sonntag
25 Montag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag
30 Sonnabend

DECEMBER

1 Sonntag
2 Montag
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag
7 Sonnabend

8 Sonntag
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend

15 Sonntag
16 Montag
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend

22 Sonntag
23 Montag
24 Dienstag
25 Mittwoch
26 Donnerstag
27 Freitag
28 Sonnabend

29 Sonntag
30 Montag
31 Dienstag



Moritz von Schwind: Jagdszene

DIE LEHRE VOM IDEAL / VON KARL SCHEFFLER

NACH einem Ausspruch Goethes deutet alles Theoretisieren auf ein Stocken oder Nachlassen der schöpferischen Fähigkeiten. Dieses Wort hat die Kraft eines Lehrsatzes und gilt ebensowohl für die Völker wie für die Individuen. Aus ihm allein könnte man schon schließen, wenn nicht andere Anzeichen noch in Fülle vorhanden wären, daß es kritische Jahre für die schöpferischen Kräfte der Kunst gewesen sein müssen, als jene groß gedachten Theorien aufkamen, die nun schon einhundertundfünfzig Jahre lang das geistige Leben Europas beherrschen und deren Schöpfer in Deutschland so große Geister wie Winckelmann, Lessing und Goethe gewesen sind. Die Theorien sind in dem Augenblick aufgetreten, als in den Künsten mit den Formen des Barock und Rokoko die ursprüngliche Gestaltungskraft abklang und als mit dem Klassizismus eine kritisch abgeleitete Kunst, eine Bildungskunst, heraufkam. Auch jetzt war die Theorie, wie edel die Gedanken und Forderungen, wie genial die Vertreter immer sein mochten, ein Notprodukt; ihre Verkünder standen im Dienste einer Kultursehnsucht, sie fühlten sich – selbst schöpferische Geister – unbefriedigt von der Zeit und wollten eine allgemeine Vollkommenheit erzwingen. Wer die Kunsttheorien von Männern wie Lessing oder Goethe kritisiert, muß betonen, daß sie und viele ihrer Genossen als Persönlichkeiten und Begabungen viel mehr waren als Theoretiker – selbst dann noch, wenn man von ihren poetischen Arbeiten absieht. So strittig ihre Kunstlehren sind, so groß stehen ihre kunsttheoreti-

schen Schriften noch da als Denkmale eines klassischen Schreibstils und einer vorbildlichen Methode, Gedankenfolgen mit architektonischer Klarheit zu entwickeln. Diese Männer werden nicht kleiner, weil sie in einem Punkte geirrt haben, denn ihr Irrtum war der einer ganzen Zeit, er war eine notwendige Folge des „Stockens oder Nachlassens der schöpferischen Kräfte“ in den bildenden Künsten. Heute, wo diese Kräfte sich wieder regen, würden so lebendige Geister ganz woanders stehen. Lessing hätte in unsern Tagen wahrscheinlich mit seiner zielsicheren Logik einen Anti-Laokoon geschrieben und würde orthodoxe Anhänger der Laokoonlehre mit eben jenem heiteren Witz verfolgen, der seinerzeit die Herren Lange und Goeze getroffen hat. Und Goethe würde vielleicht den herrlichen Instinkten seiner Jugend glauben, würde mehr seiner eingeborenen gotischen Natur folgen, die den „Faust“ hervorgebracht hat, und nicht einem abgeleiteten klassizistischen Bildungsideal so unbedingt vertrauen.

Die Gefahr der von unsern Klassikern meisterhaft formulierten Kunsttheorien, die den Deutschen noch jetzt heilig sind, besteht darin, daß diese Lehren nur die Hälfte der menschlichen Kunstkraft gelten lassen. Die Kunst ist von diesen großen Begriffsreinigern nicht als eine Ganzheit mit zwei Polen erfaßt und dargestellt worden. Sie lebten auf der einen Hemisphäre der Kunst und vergnügten sich dort an ihren Spekulationen; die andere Halbkugel blieb für sie im Dämmer, und sie sprachen davon mit einem gewissen Schauder. Keiner glaubte, daß auch diese andere Welt einmal im Mittagslicht daliegen könne. Und doch

war unter den Gesetzgebern wenigstens einer, der vor allen andern berufen gewesen wäre, eine neue Lehre von dem Zusammenhang aller bildenden Kräfte zu geben: Goethe. Während auf ihn mehr oder weniger alle Lehren zurückweisen, die die Natur als ein unzerstörbares Ganzes nehmen, während er in der Natur an Polarität und Stetigkeit, an Metamorphosen und an feste Gesetze des Formwerdens glaubte, hat er die Kunst – die doch eine zweite Natur, eine Natur auf dem Wege über den menschlichen Willen und die menschliche Erkenntniskraft ist – nicht so umfassend gesehen. Vielleicht weil er Künstler war und sich als solcher für ein bestimmtes Klima entscheiden mußte. An die Formen der Kunst ist er kritisch, ausscheidend herangetreten, hat sich für eine bestimmte Formenwelt begeistert und eine andere verurteilt. Überzeugt, durchaus objektiv vorzugehen, hat er – und mit ihm seine ganze Zeit – tendenzvoll gewertet. Und so ist der Begriff zur Herrschaft gelangt. Es war das Unglück jener Zeit, daß die Theorie nicht einer lebendigen Kunst folgte, sondern eine neue Kunst schaffen wollte, daß sie sich über den Künstler stellte, anstatt neben und unter ihn. Auch waren die großen Werke der Vergangenheit, die den Theoretikern als Muster galten, nur unvollkommen aus Kopien und Nachahmungen bekannt; die bedeutendsten Beispiele waren noch nicht gefunden. Es war fast unmöglich, von konkreten Vorbildern aus ein wünschenswertes Ganzes zu denken. Im Gegenteil: von einem für wünschenswert gehaltenen Ganzen aus wurden Forderungen für alles einzelne festgestellt. Und dieses eben ist der Weg des Begriffes. Nichts ist dem Denken über Kunst

gefährlicher als Mangel an Anschauungsstoff und Herrschaft des Begriffs. Denn jeder Begriff, so grenzenlos er scheinen mag, ist hart begrenzt und stößt immer irgendwo mißtönend mit der Unendlichkeit des Lebens zusammen. Wogegen in jeder sinnlich geborenen Empfindung immer das ganze Lebensgefühl enthalten ist, etwa so, wie in jedem Naturausschnitt die ganze Natur zu sein scheint. Dieses ist das große Geheimnis des reinen Gefühls: daß im Augenblick das Ewige, im Beschränkten das Unbegrenzte, im Zufälligen das Gesetzmäßige aufglänzen. Nur wer die Kunst aus der Erfahrung der sinnlichen Empfindungen denkt, hat sie in ihrer Totalität; wer sie begrifflich meistern will, besitzt sie immer nur in Teilen. Darum haben die schaffenden Künstler, in all ihrer Einseitigkeit, ein so fruchtbares Verhältnis zur Kunst. Sie wählen, gruppieren und werten aus dem Instinkt, ihre Gedanken werden von der leidenschaftlichen Liebe geboren, während sich beim Theoretiker nicht selten die Liebe erst am Gedanken entzündet.

Als Kind eines genialisch gesteigerten Denkens über die Kunst, ist nun vor anderthalb Jahrhunderten eine Idee hervorgetreten, die freilich etwas Blendendes hat und die darum auch heute noch fast unumschränkt herrscht. Sie spricht sich aus in dem Lehrsatz, der Endzweck der Künste sei „das Schöne", und die Wirkung der Künste auf das menschliche Gemüt müsse ein Vergnügen sein. Lessing sagt im „Laokoon", daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen wäre und daß darum alles andere, auch von uns, der Schönheit untergeordnet werden müsse. Diesem Lehrsatz ist

die Frage entgegenzustellen: Was ist Schönheit? Ist Schönheit etwas ein für allemal Feststehendes? Frag man die Kunstgeschichte um Rat, so zeigt es sich bald, daß die Schönheit, wie unsere Klassiker sie verstanden, nicht das Endziel der Künste sein kann, sondern daß sie eine Begleiterscheinung ist, ähnlich etwa wie die Wohlgestalt des menschlichen Körpers nicht der Zweck, sondern eine von selbst sich ergebende Eigenschaft der organisierenden Natur ist.

Gäbe es eine absolute Schönheit in der Kunst und dürfte folgerichtig nur sie gelten, so wäre alles andere neben ihr niederen Grades. Das haben unsere Theoretiker ja auch behauptet. Man ist sogar so weit gegangen, zu sagen, diese Schönheit wäre nur einmal einem auserwählten kleinen Volke, den Griechen, gelungen und die Nachgeborenen könnten nichts Besseres tun, als sich nach ihnen zu richten. Das kommt aber einer Bankerotterklärung der Menschheit gleich. Es ist unmöglich, das Wesen der Kunst von der Schönheit aus zu bestimmen. Der junge Goethe war dem Zentrum des Problems näher, als er, hingerissen von einem Erlebnis des Auges, vor dem Straßburger Münster stand und das Wort fand: „Die Kunst ist lange bildend, ehe sie schön ist, und doch so wahre, große Kunst ja oft wahrer und größer, als die schöne selbst.“ Mit diesem Wort ist das Wesen der Kunst wie mit einer einzigen Linie umschrieben. Der Wille der Kunst ist es, bildend zu sein und ein Inneres so auszudrücken, daß es ein Äußeres wird. Der Ausdruck eines inneren Zustandes, das ist das Entscheidende. Die Schönheit umfaßt nur die Hälfte, sie zielt auf den Genuß, sie

befriedigt Glückseligkeitsbedürfnisse und das Verlangen nach ruhiger, heiterer Harmonie. Das Glück aber ist in der Kunst ebensowenig das Höchste wie im Leben. Um ein Wort Lessings zu variieren: auch in der Kunst ist das Streben nach Glück und Schönheit mehr als der Besitz von beiden. Der Welt des Kunstgefühls gehören ebensowohl die Empfindungen des Schreckens, die Dissonanzen des Charakteristischen, die Monumentalität des Erhabenen an. Auch die Formen des Willens, die das Groteske erzeugen, gehören zur Kunst; denn die Kunst ist vor allem ein Akt des Willens und darum ihrer Natur nach elementar. Auch sie setzt vor die Form das Chaos, vor die Harmonie das Übermaß und die Urkraft vor die Schönheit. Die Kunst entsteht im kleinen nicht anders, wie die Welt im großen entstanden ist. Wie die uns heute umgebende Landschaft kaum etwas gemein hat mit der von der menschlichen Hand noch unberührten Landschaft, wie die kultivierte, in soziale Rhythmen gebrachte Landschaft etwas anderes ist als die vorgeschichtliche, aus Gottes Hand hervorgegangene, und wie die Schönheit der vermenschlichten Landschaft nicht höher gewertet werden darf als die Gewalt der ursprünglichen, so darf auch eine klassizistisch geglättete und veredelte, so darf auch die „schöne" Kunst nicht absichtsvoll der ursprünglichen Kunst als etwas Höheres entgegengestellt werden. Es darf nicht heißen: dieses ist richtig und jenes ist falsch, sondern es muß heißen: die Kunst geht lebendig in Metamorphosen durch die Zeiten dahin, sie kennt nicht „Ziele", sie kennt nur Bewegung, und auch für sie ist der Weg das Ziel. Wie kein einzelner Sterblicher die ganze Wahrheit hat,

wie die Wahrheit vielmehr unter alle ausgeteilt ist, so ist auch die Kunst als Ganzes nie im Besitz eines einzelnen Volkes oder einer bestimmten Zeit. Alle Stile zusammen erst sind die Kunst.

Aus der Lehre, das Endziel der Kunst sei die Schönheit, hat sich folgerichtig die Verkündigung eines Ideals ergeben. Nun hat aber jedes Ideal etwas Autokratisches, etwas Ausschließendes. Es duldet nicht seinesgleichen neben sich, es kann seinesgleichen gar nicht geben, wie die Pyramide nur eine Spitze haben kann. Daneben ist in jedem Ideal etwas Einschmeichelndes und Betörendes. Es pflegt den Wahn, es gäbe im Leben und in der Kunst etwas Absolutes, wo doch alles Sterbliche und von Sterblichen Geschaffene irgendwie bedingt sein muß. Und indem es angeblich zum Streben nach dem Höchsten auffordert, lähmt es von vornherein die Flugkraft, weil es den Strebenden immer mehr oder weniger zur Nachahmung verdammt und ihn unselbständig macht. Nur unproduktive Menschen und Zeiten konstruieren das Ideal, sie geben sich mit seiner Hilfe eine Wichtigkeit, die sie nicht haben; naive Menschen, willenskräftige Völker tragen ihre Ziele im Instinkt, niemals aber drücken sie sie begriffsmäßig mit Idealforderungen aus. Wie es denn auch bezeichnend ist, daß unsere großen Dichter wohl Idealforderungen für die bildende Kunst aufgestellt haben, nicht aber für die Kunst, worin sie selbst Meister waren, für die Poesie. In unserm Falle hat die Idee vom absoluten Ideal der Kunst unser Volk, ja, unsere Rasse lange Zeit hindurch blind gemacht für das eigentlich Bildende der Kunst. Besonders die Deutschen haben schwer gelitten

unter der Idealisierungstheorie, weil sie alle geistigen Dinge immer bis zur letzten Konsequenz verfolgen und gründlich sind bis zur Selbstvernichtung. Noch heute ist dem Deutschen das Wort Idealismus etwas Heiliges, vor dem die Kritik anhält; das Wort bezeichnet etwas Sittliches. Und doch lehrt die Erfahrung, daß dem unbedingten Idealismus zumeist der Jüngling verfällt, der Werdende, der noch nicht mit sich selbst einig Gewordene, der Sehnsüchtige, ja Unzufriedene. Wendet man diese Erfahrung auf das Ganze an, so zeigt es sich, daß der deutsche Idealismus, der uns in unseren Augen über die anderen Völker erhebt und uns zu dem auserwählten Volke zu machen scheint, auch ein Produkt der Not ist, ein Mittel, um über eine gewisse Unfertigkeit und Unbegabtheit hinwegzukommen, und ein Zeichen dafür, daß das Wollen noch bedenklich größer ist als das Können. Der deutsche Idealismus ist das Werkzeug einer Schwäche, die Kraft werden möchte. In der Kunst hat gerade das Ideal die Deutschen seit anderthalb Jahrhunderten verhindert, das Nächste zu tun, hat ihre Blicke nach Wolkenkuckucksheim schweifen lassen, wo es besser gewesen wäre, einfach, vernünftig und besonnen vom Handwerk auszugehen. Der Idealglaube hat die Tradition verdorben. Er macht das deutsche Volk ehrwürdig, aber er hat es auch problematisch gemacht; er verleiht uns – vielleicht – „Wichtigkeit vor Gott", aber er verhindert den Einfluß auf die Menschen. Er macht im Inneren unsicher und – in der Folge – begriffsüchtig, lehrhaft und hochmütig nach außen. So fruchtbar ein lebendiger Idealismus sein kann, wenn er still und unbewußt in der Brust des Individuums glüht



Jugendbildnis Hölderlins (Aquarell; 1786)

und alle Taten adelt, so gefährlich ist er, wenn er als Begriff zum Bewußtsein erwacht und sich Herrschaft anmaßt. Geht man die Geschichte der deutschen Kunst in den letzten hundertundfünfzig Jahren durch, so zeigt es sich, daß das griechische Vollkommenheitsideal zwar eine Kunst aus dritter und vierter Hand nachhaltig gefördert hat, ja daß es sogar allgemein eine gewisse edle Afterkultur zu schaffen fähig gewesen ist, zugleich aber hat es die eigentlich schöpferischen Kräfte, die naiven Talente bedroht und sie gezwungen, sich abseits zu entwickeln, es hat die geniale Begabung einsam gemacht und in die Verbannung getrieben. Und so ist eine tiefe Kluft entstanden, die quer durch unsere Kultur geht. Dieser stolze Idealismus erweist sich als ein Danaergeschenk; er macht oft blind für die Grenzlinie, die Wahrheit von Lüge scheidet und echte Empfindung von Schwärmerei; er peitscht auf und verhindert doch zugleich das Schöpferische, er predigt das Absolute und läßt nur das Bedingte entstehen. Während die Zeit ganz unharmonisch war, ja eben weil sie es war, hat dieser Idealismus die Harmonie gepredigt. Da aus sich selber aber niemand imstande war, harmonisch zu werden, so wurde als Muster in der Kunst der griechische Stil aufgestellt.

Ein Stil! Es ist das Eigentümliche des begrifflichen Idealismus, daß er lieber von einem Stil redet, als von bestimmten Kunstwerken. Oder er macht das einzelne Kunstwerk zu einem Stilsymbol. In Deutschland sind, zum Beispiel, die einflußreichsten Theorien an ein Kunstwerk geknüpft worden – an die Laokoongruppe –, das keineswegs zu den guten griechischen Arbeiten gehört, in dem die spe-

zifischen Eigenschaften des griechischen Formwillens nur sehr bedingt enthalten sind, ja das recht eigentlich dem Formenkreis des griechischen Barock angehört und dessen Lobpreisung von seiten Lessings, Goethes und ihrer Geistesverwandten beweist, wie sehr dieses Geschlecht, das so viel von der „edlen Einfalt und stillen Größe" der Antike sprach, im Instinkte noch den Barockempfindungen des achtzehnten Jahrhunderts unterworfen war. Es ist damals der grundsätzliche Fehler gemacht worden, Stil und Qualität miteinander zu verwechseln; man meinte, ein Kunstwerk sei schon wegen seiner Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stil – zum griechischen Stil – gut und besser als jedes andere. Darin liegt eine folgenschwere Verwechslung der Art mit dem Grad. Die Art kann überhaupt nicht kritisiert werden, weil sie gar nicht vom Willen abhängig ist, sie kann nur konstatiert werden, kritisieren kann man allein den Grad. Kunststile lassen sich ebensowenig kritisch vergleichen, wie man die Buche mit der Tanne qualitativ vergleichen darf. Man sagt ja auch nicht, der Granit sei besser als der Sandstein, man sagt nur, er sei härter. Der Stil eines Volkes ist der Abdruck seines Willens, seiner ganzen Eigenart, wie sie im Wind und Wetter der Geschichte geworden ist; auch der Stil ist ein Naturprodukt, er kann nicht anders sein, als er ist, und muß darum hingenommen werden wie ein Schicksal. Er kann nur naturgeschichtlich beurteilt werden. Es geht ebensowenig an, zu sagen, der eine Stil sei richtig und der andere sei falsch, wie man eine Sprache richtig oder falsch nennen darf. Es gibt begünstigte Kunststile, die sich in einer viele Hemmungen beseiti-

genden Umwelt entwickeln, und es gibt andere, die sich mühsam durchringen müssen und die dabei eine mehr knorrige Formenwelt hervorgebracht haben – wie es vokalreiche und konsonantenreiche, harte und weiche, mehr wohllautende und mehr charakteristische Sprachen gibt. Man mag so weit gehen, zu sagen, daß es talentvolle und weniger begabte Völker gibt und daß dieses Mehr oder Weniger sich deutlich in den Kunststilen ausdrückt. Selbst damit aber hat das von einem begabten Stil getragene Kunstwerk nichts Entscheidendes gewonnen; das Entscheidende bleibt immer die schöpferische Persönlichkeit. Auch eine Sprache kann den Dichter fördern oder hemmen, sie kann für ihn bis zu gewissen Graden „dichten und denken"; aber sie kann nicht den Dichter machen. Ein Stil kann mit seinen Regeln bestenfalls das Schlechte verhindern, Kunstwerke aber kann er nicht spontan hervorbringen. Kurz: die Qualität des Kunstwerks ist in den wesentlichen Punkten vom Stil unabhängig, ja sie beginnt erst jenseits der Stilform. In dieser Hinsicht ist es von tiefer Bedeutung, daß die großen Kunstwerke aller Zeiten und Länder einander verwandt erscheinen. Homer ist dem Dichter des Nibelungenliedes, Sophokles ist Shakespeare näher verwandt, als Schiller es einem seiner mittelmäßigen Epigonen ist. Damit ist nicht gesagt, der Stil sei unwesentlich, denn er ist ja das Formenklima, in dem der Künstler heranwächst; nur darf die Zugehörigkeit zu bestimmten Stilformen nicht zum Kriterium des Wertes oder Unwertes gemacht werden. Und das eben ist in Deutschland, in Europa im letzten Jahrhundert geschehen. Dieser Vorgang ist um so unnatürlicher, als es

eine fremde, in einer südlichen Kultur einst gewordene Formenwelt gewesen ist, der die Deutschen sich zugewandt, die sie als Vollkommenheitsideal verkündet haben. Soll schon ein Stilideal aufgestellt werden, so liegt es doch am nächsten, die im eigenen Lande organisch gewachsenen Kunstformen als vorbildlich zu bezeichnen. Der auf germanische Initiative zurückzuführende gotische Stil aber ist von den Gesetzgebern unserer Ästhetik geradezu verfemt worden. Als unsere Literatur auf ihrer Höhe stand, wurde den bildenden Künsten von den Schöpfern einer klassischen deutschen Schriftsprache eine fremde Formensprache gezeigt, mit der Forderung, diese müsse das den Deutschen eigentümliche Idiom werden. So war es, wie gesagt, in ganz Europa. Aber die anderen Nationen haben verstanden, das Griechische mehr zu französieren, zu anglisieren, zu italienisieren; wir allein sind so „objektiv" gewesen, daß wir nur schüchtern eine Verdeutschung des Griechischen gewagt haben. Wir haben geglaubt, glauben es wohl noch heute, es gäbe einen Normalstil.
Wohin diese Meinung geführt hat, das liegt vor aller Augen: sie hat eine Epigonenkunst gezeugt. Eine Epigonenkunst, die als Bildungsresultat bewundernswürdig ist, die bei alledem aber wie ein Laboratoriumserzeugnis erscheint. Aus den Theorien ist eine Kunst hervorgegangen, die lehr- und lernbar ist, eine gelehrte Kunst, kurz: die Akademie. Das Streben nach der absoluten Schönheit hat zu einem trüben Eklektizismus geführt. Und hat zu gleicher Zeit einen temperamentlosen Naturalismus aufkommen lassen. Denn beides, Stileklektizismus und Naturalismus, sind einander keineswegs ent-

gegengesetzt, sie sind miteinander verwandt. In Zeiten, wo aus den Meisterwerken der Vergangenheit und der Fremde Einzelformen losgelöst und in anderem Zusammenhang, zu anderen Endzielen verwandt werden, wo die einst genial gebildeten Formen der Alten mit gelehrtem Wissen nachgeahmt werden, macht sich der Künstler auch von der Natur in subalterner Weise abhängig. Das griechische Ideal konnte nicht eine neue Klassik heraufbeschwören – denn diese fließt allein aus dem elementaren Willen –, es hat nur den klassizistischen Stil geschaffen. Und das große Naturgefühl der Alten hat nicht das moderne Naturgefühl selbständig gemacht, sondern unfrei. Das neunzehnte Jahrhundert ist eine Epoche der stückweisen Kunst- und Naturnachahmung, der Formflauheit, der sentimentalischen Ideologie gewesen. Es haben in ihm die Künstler der mittleren Linie geherrscht, während die wahrhaft Selbständigen verfolgt und vernachlässigt worden sind. Wir haben uns gewöhnt, inmitten einer abgeleiteten Bildungskultur zu leben, als sei dieser Zustand normal. Das heute lebende Geschlecht weilt, vom ersten Tage seines Daseins ab, in einer unerfreulichen klassizistisch-naturalistischen Umwelt, entstanden aus dem Kompromiß, den der verstiegene Idealismus und das rohe Bedürfnis eines wirtschaftlich schnell erstarkten Siebenzigmillionenvolkes geschlossen haben. In unseren Städten ziehen, zu seiten der geraden, breiten Straßen, in Reihen die Palazzofassaden dahin. Die ganze architektonische Formenwelt ist irgendwie gräzisiert oder italienisiert, wir haben uns in verkünstelte Verhältnisse hineingelebt, als könne es nicht anders sein.

Um so merkwürdiger ist das Erlebnis, wenn wir aus den gleichmäßigen Straßen mit den akademischen Bauformen unversehens einmal in alte Stadtteile geraten, in enge Gassen mit hochgegiebelten Bürgerhäusern und auf Plätze, wo mit dunklen Massen ein gotischer Dom mächtig emporsteigt. Es scheint plötzlich ein Urlaut zu erklingen, ein erschütternder Schrei des Willens. Dieses Erlebnis stellt sich, schwächer oder stärker, auch vor gewissen Werken des Barockstils oder vor den Resten romanischer Bauten ein. In allen Fällen erlebt man die Form mit einemmal anders, viel intensiver, unmittelbarer und lebendiger. Es spricht der Wille, der vor langer Zeit einst elementar in die Formen hineingetragen worden ist, und dieser Wille ergreift den Nachgeborenen und reißt ihn mit fort. Man fragt gar nicht nach Schönheit oder nach einem Formenideal; es ist genug an der starken inneren Bewegung und an dem Glück, das mit solcher Bewegung verbunden ist. Dieses Glück müssen nun aber doch auch die großen Männer gefühlt haben, denen wir die Lehre vom griechischen Kunstideal verdanken. Auch sie haben vor diesen alten Bauwerken gestanden; und daß sie nicht blind daran vorübergegangen sind, davon zeugt wenigstens der Dithyrambus des jungen Goethe vor dem Straßburger Münster. Warum hat Goethe diese herrlichen Jugendinstinkte verleugnet, warum hat er später auf alles Gotische ärgerlich gescholten und es barbarisch genannt? Wären die Führer alle mit ihren Kunstgedanken naiv vom Eindruck ausgegangen, hätten sie mehr dem Instinkt geglaubt, so würden sie den Deutschen doch einen weiten Umweg erspart haben. Daß sie sich um das Erlebnis der An-

schauung nicht groß gekümmert haben, ist ein Beweis dafür, wie sehr der Verstand das Gefühl zu tyrannisieren vermag und welche Macht kritische Tendenzen ausüben können. Viele hundert Jahre haben die Wunderbauten der Gotik den Deutschen, den Europäern vor Augen gestanden und sind für die Kunst doch wie nicht vorhanden gewesen; der Idealbegriff hat über sie hinweggesehen. Dann und wann hat es wohl Zeiten der Reaktion nach einem allzu einseitigen Klassizismus gegeben. Unter den Künstlern im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ist sogar eine gewisse Schwärmerei für das Gotische aufgekommen, und auch das Barock ist zeitweise wieder nachgeahmt worden. Aber es blieb in allen Fällen bei einer sentimentalischen, halb literarischen und epigonenhaften Romantik. Erst in der letzten Zeit ist ein tieferes Verständnis für das Gotische erwacht, in dem Maße, wie die Kenntnis des Anschauungsmaterials zu dem Gefühl geführt hat, daß die gotischen Kunstwerke keineswegs Gebilde mittelalterlicher Roheit oder Werke des Unvermögens sind, sondern nur der Teil einer größeren, über die ganze Erde verbreiteten Formenwelt, und daß die gotische Form jener anderen Form, die im griechischen Stil die reinste Ausprägung erfahren hat, gegenübersteht wie der Winter dem Sommer, wie der Sturm der Ruhe, daß es sich um eine Formenwelt handelt, die man schon darum nicht kritisch ablehnen kann, weil sie unter gewissen Bedingungen überall ähnlich entstanden ist und immer wieder entstehen wird. Diese Einsicht wird uns erleichtert, weil wir inzwischen von einer lebendigen Kunst belehrt worden sind und weil unmittelbar ge-

wonnene Erfahrung ersetzt, was uns von dem persönlichen Genie Lessings oder Goethes abgeht. Wir haben, mit Zweifeln und Entzückungen, das Werden und Wachsen einer neuen Malerei in Europa erlebt, die der Kunst der alten Holländer kongenial ist. Wir haben gesehen, wie ein neuer Stil in der Kunst entsteht. Eine solche Lehre aber wirkt zurück auf die Kunstauffassung überhaupt. Nicht eine Theorie, sondern tausend Erfahrungen haben uns bewiesen, daß Stilfragen nicht Qualitätsfragen sind, daß jeder Stil aber eine Kraft ist, eine Kollektivkraft, und daß diese Kraft sich notwendig auf einen der beiden Pole beziehen muß, in denen die ganze Welt der Kunst hängt.

Aus dem „Geist der Gotik".

ALBRECHT SCHAEFFER / SPÄTER FRÜHLING

GRAUENDER MORGEN

Schlaftrunken, was zog mich zum Fenster? – Morgen ergraute.
Seltsam im Innern mir
Erwogt' es, – Hora singender Brüder Schar,
Hinziehend unterirdischen Kreuzgang, Gewölbe
Lösend in Lauschen melodisch, – da bebt ich und wachte.

Über noch dunklen Höfen, der Gärten noch farblosem Grün,
Hoch oben stand ein weißes Gold.
Flüchtiges Leuchten kühl, – und verhaltenen Fittichs,
Unregsam, schwebte die Dämmergestalt einer Stille
Verschlossenen Auges hernieder, die Hände gefaltet.

Aber ein heisres Flöten drang in mein schlafend
Gehör, verdämpft aus nahem Stall,
Des eingeschlossenen jungen Hahnes Stimme,
Einmal und zweimal... Und plötzlich im Leeren tat
Das Unsichtbare sich auf, und ich hörte die Drossel.

War es ein Knistern der ewigen Tür, die sich drehte?
Angel am Hoftor geläutreich der himmlischen Siedler?
Auf fernen Bergen ein güldener Morgenquell – oder
Brach leise auf der Mund eines Morgensterns, rieselnd
Mit Amselstimme, lang pausend im grauenden Schweigen?

Morgenkühle... Oh dämmrige Stunde des Wachseins!
Drosselgesang, ab tropfend, zerging in der Leere.
Goldinsel im Ozean schmolz... Ach, wie wußt ich da,
schauernd:
Verwandter Seele wandelnder Morgentraum
Rührte mit Küssen mich an, mit Gesang mir im Innern.

Einsam war ich; es schwieg auch die Amsel. Noch einmal
Seeletiefen leis dröhnten vom Mönchechor... Schlum-
mernd
Schon wieder, blinderen Auges, das Lager erreicht ich.
Gold über tropfend eine Zinne im Raume
Erhob sich wunderbar, da ich einging ins Dunkel.

DIE WÄRME DES MITTAGS

Es haucht aus Lüften! Spürst dus? ein Gesicht
Kam nah und sang – und hauchte leis und warm.
(Unsichtbar wogt ein ferner Götterschwarm...)
Nun still! Am Ohr dir flüsterts warm und dicht,
Um deinen Nacken liegt ein goldner Arm...

Gestalten! oh Gestalten brachen auf
Aus der Natur! aus schwarzem Strauch, dem Baum ...
Ein dunkles Aug, fremd, wild, noch tief im Traum ...
Da weht das Gras vom unsichtbaren Lauf
Blinkender Füße, blumig farbigem Saum ...

Steh still im Weg! – Hoch oben flog ein Schrei ...
Geschwungner Flügel saust. Dein Augenlid
Schließt sich voll Scheu, – und schon – es naht herbei...
Ein Schatten fällt auf dich ... ein Schatten flieht ...
Ein Fuß ... Gewand ... Wer deutet, was es sei? –

Auf einmal überströmt dich warme Fülle,
Vom Äther wie ein Engel stürzt die Glut!
Der Glieder Hülle schmilzt sie dir ins Blut,
Dein Blut rauscht auf und schmilzt um dich als Hülle,
Durchhaucht vom Gott, der dir zu nahn geruht.

ABENDEMPFINDEN

So ward doch weicher die Luft, und der Himmel aus gleitendem Eise
Schmolz vor gewaltigem Blau, flutend um Ufer von Schnee ...
Schwarz noch, die Gärten erschimmern, begrünt mit den saftigen Spitzen,
Schrillender Kehlchen Gezirp dringt wie aus Mauern hervor.
Überall spaltets und brach naßtriefend sich auf, und die Schwingen
Eiliger Lüfte darin rauschen beweglich heraus.



Kam schon die Schwalbe? Noch nicht... und leer sind die Höfe des Äthers
Noch von dem Schwung und Geschrei. – Seliger, der du nun stehst,
Atmend im Windigen tief, am offenen Fenster: der neuen
Erde gelockerten Trieb, spüre ihn glücklich und sei
Ruhig! Es rollen noch Perlen hervor unterm Fuße des Wandrers,
Flockt ihm noch fliegendes Gold warm über Lippe und Stirn.
Und der silberne Blick des Alters pflückt wie der Jugend
Ehrner so sicher und zart azurne Blum' aus Gewölk.
Laß es altern, dein Aug! Unwandelbar kränzt sich ein Ewges
Jährlich mit Primeln die Stirn, jährlich mit Veilchen den Mund.
Fels und der Baum wie die Luft beflügeln sich; falterhaft samten
Regen sich Fittiche rings, – Fittiche auch um dein Herz.
Und zum Lager gewandt, verlächelnd, geschläfert, – wie ahnt dein
Flügelumfächeltes Haupt flügelumfächelten Traum.

FELIX TIMMERMANS / DIE DARSTELLUNG
(AUS DEM „JESUSKIND IN FLANDERN")

EINE zitternde Schwüle, die aus dem graugelben Himmel niedersank, ließ über Gent, dem Jerusalem von Flandern, den Schnee auf den Dächern und Straßen schmelzen. Und der Schnee, der gestern die alte Stadt

noch so freundlich, still und gemütlich gemacht, tropfte und leckte nun von den Dachrinnen, klatschte und platschte auf die Steine und kollerte in den Gossen. Es tröpfelte von den Giebeltreppchen und den Fensterrahmen, so daß die geweißten Giebel grün und blau davon ausschlugen; es war ein wachsendes Geräusch von Wasser über der ganzen großen Stadt.
Das Schieferblau der Türme und das Braunrot der Dächer ließ hier und da wieder seine traulichen Farben sehn, und das Weiß der Straßen, das gestern noch den Lärm der Fuhrwerke und der schweren Holzschuhe dämpfte, war ein schmutzig breiiger Schlamm geworden, so daß die rasselnden Wagen dieser geschäftigen Stadt die Fensterscheiben der Häuser wieder klirren machten ...
Auf dem Kornmarkt, wo das Volk mit roten Nasen und stampfenden Füßen um die mit Töpfen und Pfannen, Garn, Muskat und anderen Dingen beladenen Verkaufsstände herum rumorte, kamen aus dem Ausspann und der Herberge „Zur goldnen Krone" Josef und Maria.
Josef, der das Kind in einem schottischen Schal trug, bahnte sich hartnäckig einen Weg durch das Volk, damit Maria frei hindurchgehen konnte, die geduldig hinter ihm herkam und einen Käfig bei sich hatte, worin zwei ineinander geduckte Turteltäubchen saßen.
Sie hatten in der „Goldnen Krone" geschlafen, nach einem ganzen Tag langsamen Fahrens in einem quietschenden Planwägelchen, den der etwas steife Esel geduldig, aber mühsam bis hierhin gebracht hatte ...
Der Hauptpfarrer von Bethlehem hatte bald von einigen

seiner Diözesanen die Neuigkeit der wundersamen Geburt gehört, doch zwinkernd hatte er mit den Schultern gezuckt, als wollte er bestreiten, daß so etwas möglich sei. Innerlich aber ärgerte er sich sehr, daß er Josef und Maria, arme Leute wie sie waren, an jenem Abend nicht hereingeholt hatte und ihnen warmes Essen gegeben und das geräumige Gastbett, in dem das Kindlein dann reinlich und bequem wäre geboren worden.
Es würde ihm zur Ehre gereicht haben, dachte er, bei den Menschen und bei Gott, und vielleicht hätten spätere Bücher davon erzählt, wie es ihm mit zu verdanken gewesen wäre, daß das Kind, worauf die Welt wartete, geboren wurde. Er hatte die Gelegenheit verpaßt und erinnerte sich des Ausspruchs eines Mönches, der hierauf ging: „Säume nicht, den König einzulassen, und trägt er auch keine Krone auf dem Haupt."
Trotzdem klemmte er seinen unzertrennlichen Parapluie unter den Arm und ging hin, das Kind zu besuchen. Und obwohl er nicht alles glauben wollte, weil er im Unrecht war, hatte er doch sein Barettlein ehrerbietig abgenommen und hatte zu Maria gesagt, als sie um seinen Segen bat: „Müßte ich es nicht sein, der um deinen Segen bittet?"
Noch am selben Tage ließ er durch seine brummige Magd Essen und Geld zu dem Stalle tragen ... Nachdem er das Kind beschnitten hatte (ein alter Brauch in jenen Tagen), gab er der Mutter, bei deren tiefem, einfältigem Blick er immer Wehmut fühlte, mit bewegter Stimme den Rat, nach Gent zur Darstellung zu ziehen.
Und er war so davon erfüllt – wie wenn er sein Versäumnis wieder gutmachen wollte –, daß er für ein

Wägelchen sorgte und im voraus den Hufschmied bezahlte, der neue Eisen unter die Füße des Esels schlug.
So waren sie nach Gent gekommen.
Nun, zwischen all diesem Menschengewühl und Gerassel von Karren und Kutschen, in dieser großen Stadt mit ihren Tausenden von Häusern und Hunderten von Straßen fühlten sie sich angstvoll beklommen, wie kleine Kinder in einem Wald.
Und Josef ging nur so aufs Geratewohl durch die Straßen, immer den mächtigen Kirchturm im Auge behaltend, der sich hoch über den Häusern schwärzlichgrau bis in den Himmel hinein reckte, und Maria folgte vertrauend hinterher. Auf großen Umwegen kamen sie dann endlich auf den Kirchplatz. Josef sah empor; wie eine göttliche Gewalt stieg der schwindelerregend hohe Turm, hoch über seiner winzigen Person, in die Luft, und es schien ihm, als ob er vornüberhinge und jeden Augenblick auf ihn niederstürzen könnte. Angstvoll sah er nach Maria um, drückte das Kind fester an sich und beschleunigte seinen Schritt, um schnell in der Kirche zu sein.
Nun kamen sie unter die erhabenen kühlen Gewölbe, in diese Kirche, fast so groß wie ein Dorf, wie ein Wald von steinernen Bäumen. Sie waren darin verloren, zu nichts geworden, und verwirrt und bestürzt blieben sie stehen auf ein und demselben Stein.
Da nur wenig Menschen dort waren, die zersprengt einen predigenden Pastor umstanden, dessen laute Worte wie Hundegebell hohl unter den mächtigen Gewölben verhallten, so schien der Kirchenraum noch einmal so hoch und tief.

Josef fand das alles viel zu groß und zu ungeheuerlich. Nirgends gab es Buchenstämme so dick und fest wie diese Pfeiler; die Heiligenbilder waren gewaltig wie Elefanten, die gemalten Fenster so groß wie ein Haus, und die Steinplatten breit genug, um eine Küche darauf zu bauen.
Es war etwas für Riesen, wo die Menschen sich ach! so klein und zusammengeschrumpft fühlen.
Und sie blieben stehn und warteten, sie wußten nicht, worauf . . .
Aber aus dem lauschenden Häuflein kam auf sie zu eine große Frau, die ihren Kapuzenmantel über den mageren Schultern hängen hatte, wie über einem Stock. Eine schneeweiße Faltenmütze und zwei pechschwarze Augen gaben ihrem runzligen, hängebackigen Nonnengesicht ein noch gelberes und älteres Aussehen. Aber über dem begehrlich gelippten Mund hing das jugendliche Lächeln eines friedvollen Gewissens, und herzlich, wie eine Mutter, grüßte sie Josef und Maria.
„Kommt man vielleicht zur Darstellung?"
„Ja", nickten Josef und Maria etwas verlegen.
„Ihr kommt gewiß von Bethlehem? So weit! Und was für ein wunderschönes Kindlein!"
„Kennt Ihr uns denn?" fragte Josef erstaunt.
„Ich dachte nur so", lächelte sie beruhigend Maria zu, und ergriffen nahm sie deren Hand und sagte: „Die Gnade des Herrn strahlt von euch aus; aus welchem Geschlecht seid ihr geboren?"
„Von David", sagte Josef stotternd, der nicht begreifen konnte, was die Frau wollte.



„Dann wäre es möglich," sagte die alte Frau, während ein roter Schimmer von Glück ihre gelben Backenknochen überzog, „daß die Welt ihr Ansehen verändern wird." Aber gleich darauf fragte sie: „Wartet ihr noch auf jemand?"

„Nein", schüttelten sie beide den Kopf.

„Dann kommt," sagte die Frau, „ich will euch helfen, da hinten ist Sooke, der Küster!" und mit ihrer gelben, von loser Haut überzogenen Hand winkte sie dem alten Küster, der just ein Prislein nahm hinter einem marmorenen Heiligenbild und nun eilig angeschlurft kam. Er war schon ein alter Mann mit einer dicken blassen Wassernase, und die großen Füße, die seinen zittrigen Körper auf einknickenden Knien trugen, saßen warm in dicken schwarzen Pantoffeln.

„Ah! es ist für die Darstellung!" jauchzte er, seinen Finger überrascht in die Höhe streckend, als er die Täubchen sah. Aber indem er seinen Hals zu dem Käfig hin reckte, sagte er mißbilligend: „Magere Tiere!" und dann plötzlich zu Josef: „Eine Kerze für einen halben Franken oder eine für zehn Cent? Aber die brennen nicht lange, die tropfen zu viel."

„Gebt mir eine zu einem halben Frank", sagte Josef nebenhin. „Aber," fragte er neugierig, auf die Frau zeigend, die mit Maria, schon weiter entfernt, vertraulich schwatzend durch die Kirchenhalle ging, „wer ist diese alte Frau, daß sie weiß, daß wir von Bethlehem kommen?"

„Oh," sagte der Küster, „die weiß alles! Das ist Anna, die Prophetin, sie ist schon 84 Jahre alt und bleibt von morgens bis abends in der Kirche. Die hats innerlich!"



G. T. Caasbrock: Interieur

– und der Küster wies auf seine Stirn –, „sie kann den Hexenschuß und den Fingerwurm besprechen, und sie hat eine Salbe, mein Junge, die Podagra und Brandwunden heilt. Bittet sie nur mal um ein Krüklein, sie gibt es umsonst! – Hm, hm, wenn Ihr wollt, habe ich noch teurere Kerzen, zu ein Frank fünfzig, doch die brennen einen ganzen Tag lang!"

„Gebt nur her", sagte Josef ängstlich.

„Wartet dann ein wenig", sagte der Küster, und so schnell seine schleppenden Füße es zuließen, kam er zurück mit einer langen Kerze aus braunem Wachs, dünn wie ein Rohr.

Ganz hinten in der Kirche, wo ein kupferner kleiner Altar blauig in dem Licht eines runden gemalten Fensters schimmerte, saßen Maria und Anna schon kniend auf den Stufen, und als der Küster die Kerze angesteckt und das Geld in Empfang genommen hatte und weggegangen war, begannen Josef und Maria dem Herrn der Heerscharen ihr Kindlein darzubringen, das Maria auf ihren bleichen Händen zum Altar hinhielt.

– –

In diesen Tagen wohnte tief im Herzen von Flandern, auf der Höhe des Klusberges, in den Ruinen einer steinernen Windmühle, ein heiliger Eremit mit Namen Simeon, ein ehrwürdiger Greis, den die Schauer des Heiligen Geistes durchwehten und der wartete und ausschaute nach dem Kommen des Erlösers der Welt. Denn in seiner Jugend war ihm einst geweissagt worden, daß sein Greisentum den Tod nicht sehen würde, bevor er die hohe Tröstung des Herrn empfangen hätte. Und während seine

Seele danach lechzte, in den Himmel zu kommen, lebte er geduldig, der großen Stunde harrend, sein heiliges Leben fort.

Und des Morgens, wenn er aufstand, dachte er: „Vielleicht ist es heute", und wenn er schlafen ging: „Vielleicht ist es morgen."

Aber der Heilige Geist kam zu seiner Zeit und wies ihn endlich zu dem Ort, wo er das fleischgewordene Licht, das die weite Welt und die Menschen erfüllt, schauen sollte.

Nun, in der Nacht, hatte er geträumt, daß in der großen Kirche von Gent eine riesige Korngarbe stünde, die ihre schweren Halme bis an die Gewölbe reckte und die gewiß mehr Korn enthielt, als alle die Felder von Flandern und Holland zusammen. Seine Seele war so freudig davon bewegt, daß er wach wurde, schnell noch einmal seinen Traum überdachte und zusammenkratzte und jauchzend sagte: „Das ists."

Sich weder um Nacht noch um Kälte kümmernd, verließ er sein Strohlager, sprenkelte etwas Wasser über seinen kahlen Schädel und seinen langen, gelbweißen Bart, trank eine Kumme kalte Milch, warf seine geflickte graue Mönchskutte über sein ziegenhaarenes Hemd und ging nach draußen auf den Weg nach Gent.

Es fielen zwei Glockenschläge vom Kirchturm eines Dorfes. Die Nacht war pechschwarz, und die laue Kühle, die seit gestern in der Luft saß, brachte den Tau und machte den Schnee auf den Wegen schmelzen.

Aufgehend in dem Herrn, zitternd vor freudiger Bewegung, fühlte Simeon nicht den nassen Schnee durch seine zerrissenen Schuhe dringen, noch die Schwäche

seiner alten Beine. Er ging nur immer fürbaß in der Mitte der Landstraße und achtete nicht auf die dicken Tropfen, die von den Bäumen auf seinen Rücken klopften.

Er würde den Erlöser sehn! Das Glück, womit sein ganzes Leben durchtränkt war.

Und hätte auch das Meer zwischen ihm und Gent gelegen, er wäre hinübergewandelt, so sicher war er seiner Sache.

Es war in ihm nur ein wenig Furcht, zu spät zu kommen, und darum zog er das hinterste Bein immer etwas schneller an und schritt aus wie ein Jüngling von zwanzig Jahren.

Nach einer langen, langen Weile, nach vielen Stunden, wurde hier und da ein Lichtlein angesteckt in den Häusern, von Menschen, die zu ihrer Arbeit gingen, oder von Bauern, die zum Freitagsmarkt fahren wollten.

Und zu guter Letzt erglomm im östlichen Tor hinter langgestreiften Wolken ein wassergraues Licht: das war der neue Tag.

„Heute! heute! oh, frohester Tag meines Lebens!" jauchzte Simeon, „'s ist Sonne in mir, 's ist Sonne in mir, 's ist Sonne!"

Sein langer weißer Krausbart leuchtete nun auf aus der Dunkelheit, und seine klaren, sanften, blauen Augen bekamen das Licht des Morgens.

Er sah die zart beschneiten Felder, die tropfenden Bäume und die spärlichen Häuserchen erwachen in dem Tag, und er jauchzte: „Oh Erde, freue dich bis in deine Eingeweide, Bäume, schüttelt eure Arme und klatscht in

die Hände, Menschen, erwacht in eurem Bett, springt auf und tanzt, rührt Trommeln und Violen, der Erlöser ist da! Der Erlöser ist gekommen!" Und dann wieder: „Oh, mein altes Herz, klopf nicht so, was willst du denn tun, wenn du ihn erst sehen wirst?" Und ohne traurig zu werden, fügte er für sich hinzu: „Brechen!"
Also erfüllt von göttlichen Berührungen und von dem vollen Morgen umgeben, kam er an die Leie.
„Hinüber!" rief er, „um der Liebe Gottes willen!"
Eine Bauerndirne mit Sommersprossen im Gesicht setzte ihn auf der schweren Fähre über.
„Schlechtes Wetter heute, Herr Pater, und Schmutz unter den Füßen", sagte sie, ihn schief anguckend wegen seiner geflickten Kleider, aber doch nicht bange, da sein Gesicht lieblich und rein war wie das eines Kindes.
„Schönes Wetter!" widersprach Simeon, „sehr schönes Wetter, es ist noch niemals auf Erden ein so schönes Wetter gewesen. 's ist Sonne, 's ist Sonne!"
„Ja, ja", sagte das Mädchen, wenn sie auch keinen Sinn hineinbringen konnte; und als er noch einmal gesagt hatte: „'s ist um der Liebe Gottes willen, Gott wird es Euch lohnen," stand sie noch lange da, ihm nachzusehn, und schüttelte voll Mitleid den Kopf. An einem Lärchenwäldchen vorbei erblickte er Gent. Gent mit seinen Türmen und seinem mächtigen Belfried, blaugrau in der beschneiten Ferne, mit rauchenden Schornsteinen und läutenden Glocken!
Simeon zitterte und schwieg überrascht. Ihm wurde auf einmal wie jemand, der vor einen König tritt und nicht weiß, was er sagen soll. Nun fühlte er machtvoll das

Große, das Gewaltige: Gott zu schauen. Würde er dazu wohl imstande sein? Hatte er nicht gelesen, daß, wer Gott schauen will, sterben muß?
Die Erhabenheit des Augenblicks machte ihn klein an Gedanken und Gefühlen. War er wohl gut genug gekleidet mit so einem geflickten und zerrissenen Gewand, mit Schuhen, aus denen die bloßen Zehen hervorkamen; war er innerlich wohl würdig genug, fühlte er den Schutt großer und kleiner Sünden nicht auf dem Boden seines Herzens liegen?
Und er zauderte ein wenig, weiterzugehen, und hatte schon Lust, beschämt zum Klusberg zurückzulaufen, aber es war eine wachsende Macht in ihm, die ihn vorwärts stieß, wie zu einem Schicksal: „Oh Herr, nur eine Sekunde dich von ferne sehen!" kam es verlangend aus dem Tiefsten seines Herzens. Und damit begann er zu gehn, mitten durch schlammigen Schnee und schmutzige Pfützen, so daß er bisweilen bis an die Knöchel im Wasser ging.
Einen Bauern, der auf dem Felde bei der Arbeit war, fragte er, ohne anzuhalten oder seinen Schritt zu verlangsamen, nach dem kürzesten Weg zur großen Kirche.
Als er durch die belebten Straßen von Gent vorwärts eilte, sahen ihm die Menschen erstaunt und spottend nach. Aber er hörte nichts davon; nur war er vielleicht ein wenig verwundert, daß nicht alle miteinander wie ein Mann zur Kirche liefen, um den Erlöser anzustaunen.
Als er die Kirche sah, begann er zu beten, daß er unterwegs nicht etwa zusammensinken oder ein Bein brechen möchte.



Gehetzt lief er in die Kirche hinein und stand wie an den Boden genagelt, als er die Hallen fast ohne Menschen fand.
Hatte er denn falsch geträumt?
Wo er in seinem Traume die riesige Korngarbe gesehen hatte, glaubte er Bischöfe und Prälaten zu finden, die bei dampfendem Weihrauch und dröhnendem Orgelspiel den Erlöser begrüßten. Und es war nichts da als Stein, so bloß wie meine Hand!
Gleichgültig, niedergeschlagen und enttäuscht lauschte er ein wenig auf den bellenden Pastor auf der Kanzel und schlurfte dann mit bleiernen Füßen in der Kirche umher. Er betrachtete die Bilder und die Lampen, aber auf einmal zuckte er zusammen, – da hinten, vor einem kupfernen Altar, saß zwischen einer betenden alten Frau und einem alten Mann eine junge Mutter, die ein Kind emporhielt zu dem still brennenden Kerzenlicht.
Und wieder fühlte er in sich einen jener Schauer, die ihn über Zeit und Ewigkeit erhoben, die seine Augen mit Tränen füllten und sein ganzes Wesen auflösten in ungeahnten Herrlichkeiten. Das waren immer die großen Stunden seines Lebens, die Heimsuchungen Gottes, und er fühlte es mit seiner Seele, wie mit seinen Fingern, daß dieses hilflose Kindlein das war, welches er suchte.
Vorsichtig ging er hin, klopfte Maria auf die Schulter und frug mit bebender Stimme die zuerst etwas erstaunte Mutter:
„Darf ich meinen Herrn und Meister auf meine Hände nehmen?"

Willig gab sie ihm das Kind in seine langen, schönen Hände.
Die Tränen rannen aus seinem Bart, es war, als ob seine Seele zu groß wurde und aufsprang und er sich wie einen leeren, reinen Raum fühlte bei der Berührung des Kindes. Er war trunken von Gott, und sein ganzer Leib war davon verklärt.
Das sahen auch Anna, Josef und Maria an seinen Augen, die nun übermenschlich schön und wie die eines Engels waren.
Und mit einer Stimme von jemand, der glückselig sterben geht, sang es dankbar von seinen Lippen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehn, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden, und zum Preise deines Volkes."
Verwundert und bewegt lauschten sie diesen herrlichen Worten, und die alte Anna, die all dies Wunderbare in dem kleinen Wesen geahnt hatte, sprang auf in seliger Verzückung, und kniend in Anbetung küßte sie die umwindelten Füßchen des Kindes.
Diese Frau voller Runzeln, die immer vergebens zum Himmel gefleht hatte um eine Frucht ihres Leibes und, selbst kinderlos, nun eine wunderbare Liebe zu Kindern fühlte, stand jetzt in hoher Bewunderung vor Maria und wünschte innerlich aus dem Grunde ihres Herzens, erlöst zu werden von ihrer berühmten Weisheit und Prophetengabe, um nichts anderes als eine gewöhnliche Mutter zu sein, so wie sie dort Maria glückselig sah, aufblickend zu ihrem Kinde.

„Mütterlein," flüsterte Anna ihr zu, „Mütterlein, wie mußt du doch glücklich sein!"
Und Mutterfreude und reiner Stolz glänzten bei diesen Worten in Marias grünen Augen.
Aber sieh! Ein dunkler Schatten flog über Simeons kindliches Gesicht. Maria sah es mit wachsender Angst, ihr Herz begann zu klopfen von einer quälenden Vorahnung.
Simeon sah plötzlich im Geiste das ganze Leben des Kindes, sein Leiden und seine Glorie, und in dieser Zukunft von göttlichem Herzeleid, von Blut und Tränen, sah er auch das Bild der jungen Mutter im Vordergrunde stehen.
Ein Schaudern schloß ihm die Augen, und schmerzvoll sprach er: „Siehe, dieses Kind wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen vieler und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden ... Aber du, o Mutter," seine Stimme zögerte, „ein Schwert wird durch deine Seele dringen!"
Maria begriff auf einmal, daß dieses Schwert das Leiden und der Tod ihres Kindes sein würde. Ihr junges Mutterherz brach und zerriß unter diesen Worten, eine Blässe überflog ihr Gesicht, es war, als ob alles Leben aus ihr fortfloß, und während sie zusammensank und aufgenommen wurde in den helfenden Armen Annas, streckte Maria noch die Hände aus nach ihrem Kind, stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht ...

- -

Sie waren nun weg, Josef, Maria und das Kind.
Mit Augen, groß von Verwunderung und Freude, stand



ein frommes Häuflein Menschen da und lauschte der Prophetin Anna, die ihnen in aller Ruhe und Gemächlichkeit die aufregende Neuigkeit zu Gemüt führte, daß sie mit ihren eigenen Augen den Erlöser gesehen hatte.
Und es waren Leute dabei, die, als die Worte noch nicht kalt waren, zur Kirche hinaushuschten, um in schnellem Trabe die schöne Nachricht nach Hause zu bringen und zu verkündigen.
In einem Viertelstündchen war ganz Gent voll davon. Und wie manche gläubige Frau war da nicht, die Suppe und Kartoffeln stehen ließ, einen Mantel überwarf und zur Kirche stürzte, und wie mancher fromme Schuhmacher, der Ahle und Pechdraht zur Seite warf, wie mancher gottesfürchtige Schneider, der sich den Heftfaden von der Hose zupfte und was hast du, was kannst du auch mal gucken ging.
Von allen Ecken, aus Straßen und Gäßchen kam das Volk hastig auf die Kirche zu, alle mit einem Lächeln auf dem Mund und von der frohen Hoffnung beseelt, Ihn dort zu finden, den sie immer erwarteten und wovon sie manchen Abend hinter dem summenden Ofen gelesen und gesprochen hatten!
Aber sie fanden dort nur sehr viele Menschen, die einander zu begucken kamen. Sie waren erregt, und der Ärger machte ihre Gesichter lang ...
Und zur Stunde des Mittagessens, als alle Glocken läuteten, fuhr das Planwägelchen über den Kornmarkt. Das steife Eselein war geduldig wie immer, Josef ging vorauf, es zu führen, und unter dem grauen Zeltdach saß in blauem Mantel die junge bleiche Mutter, mit viel

Kummer in ihren Augen, und gab dem ruhigen Kinde die Brust.

Und wie ein Segenslied rührten die Glocken ihre Klänge, von fern und nah; es war ein Gehüpfe von dröhnendem Erz und klingelndem Silber, es war der Ernst dicker, schwerer Glocken mit spielenden Stimmlein dazwischen.

Es war abwechselnd und herrlich, wie das Klatschen und Tropfen des Taues.

Die Luft zitterte davon, die Scheiben klirrten, die steinernen Türme brummten; Gent sang!

Aber eine Glocke schwieg. Und das war Roland, die Zunge, das Herz von Flandern, der, seitdem das flämische Volk verfallen und entartet war, geborsten dort in der Höhe hing und seine Stimme nicht mehr rührte.

Aber plötzlich, als das Wägelchen den schweren Fuß des gewaltigen Belfriedblocks passierte, ging da oben ein erzener Schauer durch die Luft, und wie der Jubel des Himmels donnerte Roland auf einmal mit Hall und Schall seinen Segen über das Land.

Der Belfried bebte, Gent bebte, und die Menschen, wie von Gottes Hand geschlagen, fuhren zusammen und erschraken, fühlten das Gehämmer durch ihre Herzen gehen und starrten verwirrt nach oben in die Luft, aber niemand sah nach unten, wo eine armselige Familie mit einem quietschenden Planwägelchen unbemerkt durch die Straßen zog.

Und ganz weit im Land, wo die Menschen schurrend beim dampfenden Mittagsmahl saßen, wurde das erzene Lied gehört. Und mancher Alte hielt seinen Löffel still und

starrte mit beträнten Augen in die Ferne, wo der Belfriedturm mattgrau in den Himmel ragte, und sagte mit bewegter Stimme: „Es geht etwas vor in Flandern."

- -

Drei Tage danach, als das goldig-schimmernde Grün, das die Sonne bisweilen zurückläßt, wenn sie verschwunden ist, einen süßen Frieden über den Klusberg breitete, brach das Herz des Simeon, und er starb mit einem kindlichen Lächeln in seinem Bart, im Beisein von zwei wilden Kaninchen, die immer aus seiner Hand Möhren und Laub zu fressen kamen. *Aus dem Flämischen von A. K.*

RAINER MARIA RILKE / DREI GEDICHTE

DER TOD MOSES

Keiner, der finstere nur gefallene Engel
wollte; nahm Waffen, trat tödlich
den Gebotenen an. Aber schon wieder
klirrte er hin rückwärts, aufwärts,
schrie in die Himmel: Ich kann nicht!

Denn gelassen durch die dickichte Braue
hatte ihn Moses gewahrt und weitergeschrieben:
Worte des Segens und den unendlichen Namen.
Und sein Auge war rein bis zum Grunde der Kräfte.

Also der Herr, mitreißend die Hälfte der Himmel,
drang herab und bettete selber den Berg auf;
legte den Alten. Aus der geordneten Wohnung
rief er die Seele: die, auf! und erzählte
vieles Gemeinsame, eine unzählige Freundschaft.



Aber am Ende wars ihr genug. Daß es genug sei,
gab die vollendete zu. Da beugte der alte
Gott zu dem Alten langsam sein altes
Antlitz. Nahm ihn im Kusse aus ihm
in sein Alter, das ältere. Und mit Händen der Schöpfung
grub er den Berg zu. Daß es nur einer,
ein wiedergeschaffener, sei unter den Bergen der Erde,
Menschen nicht kenntlich.

DIE GROSSE NACHT

Oft anstaunt ich dich, stand an gestern begonnenem Fenster,
stand und staunte dich an. Noch war mir die neue
Stadt wie verwehrt, und die unüberredete Landschaft
finsterte hin, als wäre ich nicht. Nicht gaben die nächsten
Dinge sich Müh, mir verständlich zu sein. An der Laterne
drängte die Gasse herauf: ich sah, daß sie fremd war.
Drüben ein Zimmer, mitfühlbar, geklärt in der Lampe –,
schon nahm ich teil; sie empfandens, schlossen die Läden.
Stand. Und dann weinte ein Kind. Ich wußte die Mütter
rings in den Häusern, was sie vermögen, und wußte
alles Weinens zugleich die untröstlichen Gründe.
Oder es sang eine Stimme und reichte ein Stück weit
aus der Erwartung heraus, oder es hustete unten
voller Vorwurf ein Alter, als ob sein Körper im Recht sei
wider die mildere Welt. Dann schlug eine Stunde –,
aber ich zählte zu spät, sie fiel mir vorüber.
Wie ein Knabe, ein fremder, wenn man endlich ihn zuläßt,
doch den Ball nicht fängt und keines der Spiele
kann, die die andern so leicht aneinander betreiben,

dasteht und wegschaut, wohin? – stand ich, und plötzlich,
daß du umgehst mit mir, spielest, begriff ich, erwachsene
Nacht, und staunte dich an. Wo die Türme
zürnten, wo abgewendeten Schicksals
eine Stadt mich umstand, und nicht zu erratende Berge
wider mich lagen, und im genäherten Umkreis
hungernde Fremdheit umzog das zufällige Flackern
meiner Gefühle –: da war es, du Hohe,
keine Schande für dich, daß du mich kanntest. Dein Atem
ging über mich; dein auf weite Ernste verteiltes
Lächeln trat in mich ein.

WITWE

Die Kinder stehn ihr leer, des ersten Laubs beraubt,
und scheinen einem Schrecken abzustammen,
dem sie gefiel. Sie griff sich mit den klammen
zehrenden Händen Höhlen in das Haupt.
Wär sie ein Stein im Freien, flösse dort zusammen
der große Regen, reiner als man glaubt,
und Vögel tränken ... O Natur,
was hast du diese Mulden übersprungen
und sammelst den Geschöpfen Linderungen
in einer unvernünftigen Figur?

HUGO V. HOFMANNSTHAL / MARIA THERESIA

ZUR ZWEIHUNDERTSTEN WIEDERKEHR IHRES GEBURTSTAGES

DER großen Regenten sind wenige; über die Jahrhunderte hingestreut, geht es mit ihnen wie mit den Nägeln, die in einer Wand eingeschlagen sind: es



scheint, als wären ihrer viele, denn sie geben der ganzen Wand ihr Muster; zieht man sie aber heraus, so ist es ein kleines Päckchen, das kaum die hohle Hand ausfüllt. Sieht man aus der Ferne auf sie hin, wie die Geschichte oder die Legende sie darstellt, so scheinen sie mehr und weniger als Menschen. Etwas Wunderbares ist um sie, aber leicht auch etwas Schauerliches und Dämonisches. Unheimlich ist es, wenn man die Relation ins Auge faßt zwischen ihnen und der Materie, die sie in Bewegung setzen: den Völkern. Hier erscheinen sie als Schöpfer und Unglücksbringer zugleich. Die Gewalt, mit der sie sich geltend machen, hat nichts Liebevolles mehr. Fast könnte man denken, daß sie auch in Haß umschlagen könnte. Zugleich erscheinen sie durch ihre Auserlesenheit wie gestraft, ja verflucht. Es sind etliche Frauen unter ihnen: Semiramis, Katharina von Rußland, Elisabeth von England. Unter ihnen kommt die furchtbare Last, „ein Individuum zu sein, in dem die Weltbewegung sich zusammenfaßt", auf eine andere Weise zur Kompensation: sie sind unfruchtbar als Frauen oder lasterhaft oder in anderer Weise ausgesondert. Zwischen dem, worin sie groß erscheinen, und dem anderen ist eine Kluft, ein Widerspruch, der die Nachwelt beschäftigt. Gerade darin liegt es begründet, daß diese Gestalten in der Geschichte einen sehr scharfen Kontur gewinnen. Bei Maria Theresia ist nichts von alledem. Ihr Charakter als Frau geht in der vollkommensten Weise in den der Regentin über. Sie war eine große Herrscherin, indem sie eine unvergleichliche, gute und „naiv-großartige" Frau war. Das ist das Einzigartige an ihr. Hier ist die vollkom-

menste Rundung und gar kein Kontur. Darum ist es schwer, sie darzustellen, und sie wird für alle Zeiten das Fortleben ihres Namens der magischen Nachwirkung ihrer Natur verdanken, weit mehr als der Feder der Publizisten.

„Die großen Individuen", sagt Jakob Burckhardt, „sind die Koinzidenz des Verharrenden und der Bewegung in einer Person." Dieses Wort erscheint wie auf sie geprägt. Weil sie ein solches Individuum war, darum konnte sie Österreich begründen.

Am Beginne ihrer Regentschaft steht eine große, gefährliche Krise. Fast jede große Herrscherkraft muß in einer Krise durchbrechen. Zugleich war sie damals im Begriff, Mutter zu werden. Das Zusammentreffen dieser beiden Situationen, sich an einer historischen Krise als repräsentatives Individuum behaupten zu müssen und als Frau einem Kinde das Leben schenken zu müssen, diese Durchkreuzung des höchst Individuellen mit dem höchsten Natürlichen ist Maria Theresias Signatur. Immer wieder gab es Krisen, gefährliche und verworrene Situationen, denen zu Trotz sie ein ungeheures Maß von wirksamer Arbeit leistete; die ruhigen Momente, die ein schwächerer Geist abgewartet hätte, kamen niemals oder waren sehr kurz; und sie ist sechzehnmal Mutter geworden. Das eine wie das andere nahm sie auf sich: mit Bereitwilligkeit, ja mit Begierde. Die Begierde ging aus der Komplettheit der Fähigkeiten hervor, die in beiderlei Betracht unvergleichliche waren. Ihr Gebet war, Gott möge ihr für die politischen Geschäfte die Augen öffnen. Sie betete nur um die Entfaltung dessen,

was in einem unvergleichlichen Maße in ihr lag. Mit diesem Gebet ging sie daran, aus den deutschen und böhmischen Erbländern ein Lebendiges zu schaffen. Sie folgte darin ihrem Genius, das dämonisch Mütterliche in ihr war das Entscheidende. Sie übertrug auf ein Stück Welt, das ihr anvertraut war, ohne Reflexion ihre Fähigkeit, einen Körper zu beseelen, ein Wesen in die Welt zu setzen, durch dessen Adern die Empfindung des Lebens und der Einheit fließt. In der Tat besteht eine völlige Analogie zwischen ihrem Verhältnis zu ihren Kindern und dem zu ihren Ländern. Die Briefe der Regentin und der Mutter sind dem Ton nach kaum auseinander zu halten: es ist dasselbe Maß von unermüdlicher Sorge darin, dieselbe ihr ganz eigentümliche Mischung von Autorität und Zartgefühl. Sie hatte Ehrfurcht vor dem Lebenden, mochte es aus ihrem Schoß hervorgegangen sein oder ihrem Geist die Form seines Daseins verdanken. Diese Ehrfurcht ist ein Teil ihrer wunderbaren und alles durchdringenden Frömmigkeit.
Nie ist irgendwo so reformiert worden: nie mit dieser Paarung von Kraft und großer Anschauung einerseits und Zartgefühl und Schonung anderseits. Die politische Verwaltung, das bürgerliche und das kriminale Rechtswesen, die Finanzen, die militärische Organisation, der Unterricht, die Stellung des Staates zur Kirche, ein jeder dieser Komplexe mußte neu gedacht werden. Das starrende Einzelne, Beschränkte, Überkommene mußte in ein höheres Leben gehoben werden. Die in der Zeit liegende Idee mußte durchgeführt werden, aber mit einer unbedingten Schonung der Kräfte des Beharrens. Hierin

liegt Maria Theresias historische Größe. Die großen Ideen der Zeit, die Ideen von Natur und Ordnung lagen beide in ihr verkörpert. Das bedeutete mehr, als wenn sie sie, wie ihr Sohn, nur mit dem Intellekt erfaßt hätte. Sie war eine große Herrschernatur, das ist mehr und etwas anderes, als ein noch so reiner Wille und ein noch so hochfliegender Geist.

1747 schreibt Podewils, der preußische Gesandte, über sie an Friedrich den Großen: „Sie beobachtet sich selbst und zeigt sich nur von ihren guten Seiten; herablassend, fromm, freigebig, leutselig, mildtätig, mutig und großherzig, so erscheint sie der Welt.“ Er hätte hinzufügen müssen: „Als ein geborner großer Herrscher übersieht sie jedes Verhältnis in ihren Staaten, im Detail wie im ganzen, und durchblickt die Ursachen und die Wirkungen. Sie sieht auch die kleinen Verhältnisse, und nichts ist ihr unwichtig, nichts aber auch überwältigt sie durch seine Größe oder schreckt sie durch seine Schwierigkeit. Sie sieht die Dinge, wie sie wirklich sind, und läßt sich in keinem Betracht vom Lärm des Augenblicks betäuben; sie weiß sich jederzeit von der landläufigen Auffassung frei zu halten und überall Mächte von Scheinmächten zu unterscheiden. Ihr Wille, sich zur Herrin der Verhältnisse zu machen, ist unbedingt, ihre Willenskraft ohne Vergleich und nur von ihrer Arbeitskraft erreicht. Sie ist nicht kleinlich; meist entscheidet sie nur, was geschehen muß, in dem ‚Wie‘ läßt sie freie Hand. Die Maxime: ‚Le roi règne et ne gouverne pas‘ hat sie sich zu eigen gemacht.

Sie sucht in allem und vor allem die Gerechtigkeit; hierin

ist sie von einer exemplarischen Strenge gegen sich selbst, und sie macht allein ihr Gewissen zum obersten Richter zwischen sich und der Welt. Öfter haben ihre Minister sie über einer Entscheidung in Tränen gefunden, es hat sich aber auch der Fall ereignet, daß man sie mit Tränen in den Augen ihre Zustimmung zu einer Maßregel geben sah, zu der ein erprobter Ratgeber ihren Kopf, aber nicht ihr Gemüt zu bewegen vermochte.

Wo sie mit sich selbst im reinen ist, ist ihre Festigkeit unerschütterlich, und sie wird dem ganzen Staatsrat, ja dem ersten Minister und dem über alles geliebten Gemahl widerstreben und die Oberhand behalten.

Da sie eine starke Seele hat, schrecken Krisen sie nicht, und in einem Schicksalswechsel bleibt sie gefaßt. Zudem gibt ihr die Frömmigkeit eine Zuflucht, wo alle Gefahren und Anfeindungen der Welt sie nicht erreichen können. Sie hat viel Mut und noch mehr Geduld: sowohl eine Sache von weither anzulegen, als auch die, in dem, was sie sich vorgesetzt hat, immer aufs neue wieder anzufangen; welche Geduld nichts anderes ist, als eine höhere Art von Mut, und die unentbehrlichste für einen großen Monarchen.

Aber sie ist nicht nur Monarchin, sondern auch eine sehr liebenswürdige und schöne Frau, eine musterhafte Gattin und eine vortreffliche Mutter. Sie weiß die Autorität der Regentin durch die Anmut der Frau ebenso zu verstärken als zu verdecken, sowie sie es auch liebt, daß die Autorität der Gesetze durch die Geltung der Schicklichkeit und des Herkommens gemildert und verstärkt werde. In beiden ist sie eine große Meisterin, und sie ist ebenso

groß im Befehlen als im Gewinnen und Versöhnen. Sie ist herablassend und nicht nur mit ihren Vertrauten, sondern mit jedermann von der äußersten Natürlichkeit: daß sie dabei ihrer Würde etwas vergeben könnte, gehört zu den Dingen, die unvorstellbar sind. Ihr Gefühl von sich selbst ist so hoch, daß sie es oft ausgesprochen hat: ‚Es könne ihr niemand an schuldiger Ehrfurcht manquieren, das sei nicht im Bereich der Möglichkeit.'
Sie ist außerordentlich glücklich in der Auswahl ihrer Vertrauten und gegen ihre Diener von der größten und ausdauerndsten Güte. Wie sie in allem sehr ganz ist, schenkt sie ihr Vertrauen auch nie bloß halb. In der Dankbarkeit ist sie kraftvoll wie in all und jedem; nie vergißt sie den geringsten Dienst, nie das kleinste Zeichen der Anhänglichkeit. Im Verzeihen ist sie rasch und großmütig; zur Rankûne ist sie unfähig, wie sie selber bekennt. Es ist selten, daß ein Regent nicht entweder für Schmeichelei empfänglich sei oder den Gedanken an den Nachruhm über alles stelle. Sie ist der Schmeichelei unzugänglich und hat eine Art, diese von sich abzulehnen, die niemand mißverstehen kann; aber auch der Ruhm scheint sie beinahe kalt zu lassen. Dagegen hält sie sehr viel auf das, was sie Ehre nennt und worunter sie eine Übereinstimmung der rechtlich denkenden Leute mit der Stimme ihres eigenen Gewissens versteht."
Wenn der gleiche Podewils ferner die ganzen vierzig Jahre ihrer Regierung als ein aufmerksamer Beobachter Maria Theresias an ihrem Hofe ausgeharrt und die Kaiserin noch überlebt hätte, so hätte er seine Aufzeichnungen nach ihrem Tode etwa mit folgendem Resumee

abschließen müssen: „Mit den vorrückenden Jahren nahm ihre geistige Klarheit zu, ihre Güte nicht ab. Sie täuschte sich über nichts, weder über den Charakter ihrer Kinder, deren Schwächen sie von ihren liebenswürdigen Eigenschaften aufs reinste zu sondern verstand, noch über die Grenzen ihres Lebenswerkes, die noch drohenden Unsicherheiten und Gefahren. Ihre Selbstkritik war die strengste; oft konnte man sie klagen hören, daß sie sich nicht mehr en vigueur fühle. Vielleicht kann man sagen, daß nichts ihrem Blick zu entgehen schien, als die Größe ihrer eigenen Leistung.
Maria Theresia besaß wahrhaftig jenes Janusgesicht der guten und großen Fürsten, die mit einem Augenpaar die Vergangenheit festzuhalten, mit dem anderen in die Zukunft vorauszublicken scheinen. Den ewigen Gegensatz zwischen Politik und Recht, zwischen gegebenen Zuständen und notwendigen Veränderungen darf sie sich rühmen, mit einer nie ermüdenden Anspannung ihrer Regentenkraft bis zur dankbarsten Milderung gebracht zu haben. Ihre Maxime scheint simpel genug: sie war bestrebt, daß alles in Fluß bleibe und eine einfache, friedliche und rechtliche Lösung finde. Aber man muß die Schwierigkeit der politischen Geschäfte überhaupt und die Besonderheit ihrer Länder kennen, um zu wissen, was es bedeutet, eine solche Maxime in einer vierzigjährigen Regierung auch wirklich durchzuführen, und das inmitten von fast fortwährenden Kriegen und Kriegsdrohungen und mit der Last fortwährend sich erneuernder Mutterschaft, schließlich aber krank und fast ohne Atem.

Betrachtet man die Summe ihrer Maßregeln, mit denen sie ihre Staaten von oben bis unten, und das in der Stille, reformiert hat, so erscheint das Vollbrachte ungeheuer. Fast unmerklich hat sie den Übergang der politischen Verwaltung von den provinzialen Ständen an die Organe des Staates bewerkstelligt und zugleich die Justiz von der politischen Verwaltung abgetrennt. Sie hat durch die stabile Kontribution dem Staat ein beständiges Einkommen zugewiesen und durch die Konskription das stehende Heer fundiert. Das System der indirekten Steuern ist in den Mauten durch sie begründet. Für das Dasein der Bauern, die in ihren Ländern das eigentliche Volk bilden, ist durch die Aufhebung der Leibeigenschaft und die gemäßigte Untertänigkeit eine neue Epoche gemacht. Was sie im einzelnen an Verordnungen geschaffen, über den Gang der Märkte, das Maß und Gewicht in den Städten, den Bau von Chausseen und Wegen, die Zünfte, die Baupolizei, die Ordnung der ländlichen Gemeinden, die Dienstbotenordnung, die Waldordnung, das übersteigt nahezu das Maß der menschlichen Vorstellung: und in der kleinsten Maßregel wird man den gleichen Geist der Vernunft und, ich möchte sagen, der Natürlichkeit finden, der im großen ihrem System zugrunde liegt.

Dabei muß man bedenken, daß ihr zeitlebens nur Ein außerordentlicher Mann zur Seite gestanden ist, und dieser nur auf dem Gebiete der äußeren Politik: der Fürst Kaunitz. Trotzdem war sie von der größten Bescheidenheit. Es wird ein Wort von ihr kolportiert aus einem Brief an eine ihr nahestehende Person: ‚Das biß-

chen Ruhm, was ich mir in der Welt erworben habe, verdanke ich nur der guten Auswahl meiner Vertrauten.' Da sie zur Lüge unfähig war, so enthält dieses Wort wirklich ihre aufrichtige Gesinnung über diesen Punkt. Ganz ebenso hat sie sich in ihren Handbilletten an ihre ersten Diener ausgedrückt, ja man kann als Souverän nicht weiter gehen in der Wärme und Größe des Ausdrucks, als sie es zuweilen getan hat. Aber ihre Güte auch gegen ihre Kammerfrauen und niedriges Personal war ohne jeden Stolz, von einer vollkommen aus der Tiefe ihrer Natur entspringenden Wärme. Nie ist diese stärker zutage getreten, als nach dem Tode ihres über alles geliebten Gemahls, des Kaisers Franz I. Mit eigenen Händen an dem Leichentuch für den geliebten Toten arbeitend, wurde sie nicht müde, den mithelfenden Damen und Kammerfrauen von der Schönheit und Liebenswürdigkeit des Verblichenen zu erzählen. Die Kraft ihrer Trauer in diesem und zugleich die Lebhaftigkeit und Ingenuität, mit der sie sich der Erinnerung an den einzig Geliebten hingab, soll alle Anwesenden erschüttert und erstaunt haben; aber sie verbot allen diesen Frauen bei ihrer vollen Ungnade, je ein Wort von dem, was sie in der höchsten Vertraulichkeit des Schmerzes mit ihnen geteilt hatte, unter die Leute zu bringen. Dieser Zug scheint mir die unvergleichliche Frau besser zu malen, als eine lange Schilderung oder Analyse ihres Charakters es vermöchte, desgleichen alles, was sie tat, um dieser bis zum letzten Atemzug währenden Trauer den Ausdruck zu geben, der ihrer großartigen und in allem nach Ganzheit und Fülle verlangenden Natur ge-

nügte. Gleich nach dem Tode des Gemahls schnitt sie sich ihre schönen Haare ab und verbarg den kahlen Kopf für die folgenden siebzehn Jahre unter der Witwenhaube. Das Zimmer, in dem Franz den letzten Atemzug getan hatte, verwandelte sie in eine Kapelle. Den Monatstag, jeden Achtzehnten, verbrachte sie eingeschlossen im Gebet, so auch den ganzen Sterbemonat, den August, insgesamt zweiundvierzig Tage im Jahr. Bei all dieser Hinwendung ihrer Seele auf den Tod und die letzten Dinge hat ihre Menschlichkeit nicht abgenommen, ja die Gewissensangst und Sorge um das ihr Anbefohlene war vielleicht tiefer und leidenschaftlicher als in ihren jungen Jahren. So sah man sie zwei Jahre vor ihrem Tode, in dreistündigem Gebet in der Stephanskirche auf den Knien liegend, von Gott die Abwendung eines drohenden Krieges zu erflehen. So offenbarte sie bis in den Tod hinein die wunderbare Vereinigung zweier so seltener als scheinbar widersprechender Eigenschaften in einer Natur: der vollkommensten Menschlichkeit und Weiblichkeit, Weichheit, Herzenswärme, mit einer unbeugsamen Stärke der Seele. Von den Tagen und Stunden, die ihrem Tode vorausgingen, werden Zeugnisse der höchsten Gefaßtheit und Seelenkraft erzählt. Sie habe gewünscht, daß man sie wach erhalte: denn sie wolle nicht überfallen werden, sondern den Tod kommen sehen. Sie starb, nach ihren eigenen Worten, wie ihre älteste Tochter die Erzherzogin Marianne sie aufgezeichnet hat, bei völliger Klarheit, ohne die mindesten Ängste und Gewissensskrupel. Darüber habe sie selbst reflektiert und folgende Worte darüber geäußert, in denen sich die in ihr hergestellte Ein-

heit einer vollkommenen Christin mit einer großen weltlichen Regentin in der größten Einfachheit offenbart: ‚Ich hab alleweil gearbeitet, so zu sterben, aber ich hab mich geforchten, es möchte mir nicht geraten; jetzo seh ich, daß man mit der Gnad' Gottes alles kann.'"

In dieser Weise etwa hätte ein Zeitgenosse sich ausdrücken können, der es versucht hätte, sich über ihr Wirken Rechenschaft zu geben und ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber dieser Versuch, einen Kontur ihrer Person zu finden, war unzulänglich, ebenso ist es unserer; wir fühlen, es gibt hier ein Etwas, dessen Kontur nicht nachzuzeichnen ist, eine vollkommene Rundung, die Äußerung einer ganz ausgeglichenen Kraft, die ein Mysterium war und deren mysteriöse Nachwirkung über anderthalb Jahrhunderte hinweg eine von den mitbestimmenden Kräften unserer Existenz ist. Als Kraft tritt sie in der Regententätigkeit, die für ihre Staaten neue Verhältnisse geschaffen hat, ebenso hervor wie im privaten Leben: ihre Art, die Existenz von zehn erwachsenen Kindern, die zum Teil Souveräne sind, zu gouvernieren, ihre Art von Dankbarkeit und Hingabe, ihre Art, sich herabzulassen, und ihre Art, zu trauern, alles das dokumentiert ein ganz außerordentliches und besonderes Maß von Kraft. Das besondere Geheimnis dieser Kraft, die individuelle Signatur des Wesens liegt in der Einheit der Person in allem und jedem; nie wirkt bloß ihr Kopf, bloß ihr staatsmännischer Wille; sie kann nicht nach Willkür Gemüt oder Gewissen draußen lassen. In allem, wo sie handelt, ist sie ganz drin: wenn sie einen Brief

schreibt, wie jenen berühmten an die Pompadour, durch den die Allianz mit Frankreich zustande kam, so fühlen wir, daß ihr Gewissen, das stärker war als ihr starkes und stolzes Gemüt, die Entscheidung gegeben hat und daß in dem Briefe eine Art Selbstaufopferung liegt; wer so handelt, kann sich freilich nichts vergeben, und dieses Gefühl, daß sie sich nichts vergeben kann, verläßt sie nie. Die Äußerung ihrer Kraft hat etwas Magisches wie bei jedem großen Menschen; aber daß sie als eine mächtige Herrscherperson sich der Besessenheit der Macht entzog, das ist ganz groß und singulär: denn leichter fällt es einer großen Seele, den Ruhm als hohl und lügnerisch gering achten, als der Faszination der Machtmehrung sich zu entziehen, welche das ganze Gewicht der Realität für sich in die Wagschale wirft. Darum ist ihr Widerstand gegen die Teilung Polens, ihre Tränen, ihr unwilliges Nachgeben, um ihren Staaten den von Preußen und Rußland angedrohten Krieg zu ersparen, die Fassung ihrer endlichen Zustimmung: „Placet, weil soviel große und gelehrte Männer es wollen, wenn ich aber schon längst tot bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung an allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgeht“ – darum sind dies, obwohl gegen ihren Willen gehandelt wurde und die Dinge weiter ihren Lauf nahmen, große theresianische Dokumente, und auch der bescheidenste Versuch, ihrem Andenken zu huldigen, kann nicht an ihnen vorbeigehen.
Als sie die Augen schloß, schrieb Friedrich II. an seinen Minister: „Maria Theresia ist nicht mehr, somit beginnt eine neue Ordnung der Dinge.“ Für uns ist über alles

wichtig die Ordnung der Dinge, die mit ihr begonnen hat und noch fortwirkt. Sie ist eine ganz große, repräsentative Person und eine unvergängliche Erzieherin. Das, was man das Josefinische nennt, ist schärfer im Umriß und leichter faßlich; das Theresianische ist bei weitem stärker, geheimer und schicksalsvoller. In ihr war eine Zusammenfassung des österreichischen gesellschaftlichen Wesens, die für die Folge entscheidend geblieben ist. Prägten die preußischen Könige den Begriff der Stände, geschieden nach Rang, Lebensart und Funktion im Staate, aufs schärfste aus, so hatte Maria Theresia einen naiven und großen Begriff vom Volk, dem wir unendlich viel verdanken, weil er intuitiv und darum unerschöpflich ist. An welche Mächte sie glaubt und an welche nicht, ist eine Frage, die in keinem Katechismus steht und doch von Generation zu Generation unausgesprochen beherzigt worden ist; wie sie das Rechte kaum vom Schicklichen und das Schickliche kaum vom Natürlichen trennte – so natürlich war ihr das Sittliche –, wie sie ein hohes Ehrgefühl in sich trug, ganz ohne Ruhmsucht und Sucht nach Geltung, wie sie um keine Gunst buhlte: auch nicht um die des Volkes, auch nicht um die der Geschichte; ihre Instinktsicherheit und ihre hohe Seelenkraft, daß sie das Höchste überall nicht begrifflich, sondern mit dem Gemüt fassen will; ihr Mißtrauen gegen den Begriff und ihr Zutrauen auf den Menschen, das ist einem Geschlecht nach dem anderen ins Blut gegangen. Ihr Ruhm ist stärker in Geschöpfen als in Worten. Wenn auf unserem Dasein ein besonderes Licht liegt, das die Deutschen fühlen, wenn sie aus ihrer Welt in die unsere herüber-

treten, so ist sie schuld daran, in geheimerer Weise, als die Feder des Geschichtsschreibers ausführen kann. Unter den großen Figuren der Geschichte möchte man sie in die Nähe des Augustus stellen, der gleich ihr nicht den Kriegen seinen Ruhm verdankt und ein Baumeister des Lebendigen war wie sie. Freilich ein Augustus, bei dem kein Vergil und kein Livius steht. Aber dennoch blieb ihr Walten nicht ohne eine Stimme. Wo eine Fülle sich zusammenfaßt, will das innere Gefühl des Reichtums an den Tag. Das theresianische Weltwesen war irdisch und naiv und voll Frömmigkeit. Es war voll Mut zur Ordnung und Natur und voll Erhebung zu Gott. Es war naturnahe und, wo es stolz war, voll echtem Stolz ohne Steifheit und Härte. Haydn, Gluck und Mozart sind sein unvergänglicher Geist gewordener Gehalt.

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

AUDAX OMNIA PERPETI

I

Und hättest Du das Reich verlassen,
Den Sohn, den Deinen läßt Du nicht.
Mir blickt aus allen Lebensgassen
Dein unverlierbar Angesicht.

Und ob ich mich im Sumpf der Sünde
Bis an den Hals im Schlamm verlor,
Mir bleibt die ewig alte Pfründe
Dort aufgehoben wie zuvor.

Ich laß den dunklen Geier schweifen,
Bis er sein letztes Aas erflog;
Ich brauch die Hand nicht erst zu greifen,
Die nie sich aus der meinen zog,

Ich brauch den Mund nicht zu beschwören
Um einer Tröstung schales Pfand:
Das Wunder, drin wir uns gehören,
Ist über Bitten und Verstand.

II

Im grauenvollen Weltverwildern
Bleibst Du allgegenwärtig fromm,
Trittst her aus allen Schreckensbildern
Und winkst uns wie den Fischern: „Komm."

Und wie sich alle zu Dir wenden,
Dienst allen Du mit gleicher Kraft;
Ein jedes Schwert in Deinen Händen,
In Deiner Seite jeder Schaft.

Auch der Verzagte darf es hoffen,
Daß er bei Dir willkommen sei;
Und wen in Fesseln Du getroffen,
Du rührst ihn an, so ist er frei;

Und wandelt kühn, den Du beschwichtest,
Durch allen irdischen Verdruß:
Denn da, wo Du die Waffe richtest,
Wird selbst der Mord zum Bruderkuß.

FRIEDRICH WILHELM RIEMER / ÜBER GOETHE

UNGEDRUCKTES AUS DEM NACHLASS

GOETHE hatte eine schöne Stimme. Diese Stimme wußte sich vom leisesten Gefühlston bis zur Donnerstimme zu erheben, wenn er im Affekt, im Zorn oder in leidenschaftlicher Aufregung war.

Beim Deklamieren habe ich nie gehört, daß er in die Fehler auch berühmter Vorleser gefallen wäre, die Frauenzimmerstimmen so nachzuahmen, daß sie einen karikierten widerwärtigen Ausdruck erhielten.

Von sogenanntem Dialekt war nichts in seiner Aussprache, wiewohl oberdeutsche Worte und Wortformen genug im Gespräch sowie in seinen frühern poetischen Schriften vorkommen.

Er sprach das Deutsch, wie es in guter, gebildeter Gesellschaft gesprochen wird, doch ohne die Affektation eines Sprachmeisters oder Sprachkünstlers.

Strenger hielt er auf genaue Aussprache von Vokalen und Konsonanten im feierlichen Vortrag von Versen und Reden, sowohl selbst sie beobachtend als fordernd von andern, namentlich von den Schauspielern und jungen Leuten, die ihm dergleichen vortrugen. Besonders drang er auf die deutliche Aussprache von *Namen* und mit großem Recht.

Ebenso war ihm das Murmeln zuwider, zumal an Schauspielern. Und in späterer Zeit, wo sein Gehör abnahm, ganz unerträglich, so daß er lauter zu sprechen durch Bitte oder Hinneigen des Ohrs anmahnte. Zwar verfiel er zuweilen selbst in jenes gerügte Murmeln, es geschah

aber mehr, um das Unbedeutende, was er nur zu erwidern wußte oder eben nur wollte, nicht gar zu merklich zu machen; oder auch, um eine schalkhafte Bemerkung nicht gerade ganz zu unterdrücken.

Einen solchen Fall erzählte er selbst[1], doch auch hier mit Verschweigung des eigentlichen Ausdrucks, dessen er sich bedient hatte und der der Sache erst die wahre, belachenswerte Pointe gibt. Frau von Staël habe an der fürstlichen Tafel gesagt: „Sie möge Goethe nicht anders, als wenn er eine Bouteille Champagner getrunken habe." Dieser habe zu seinem Nachbar halblaut gesprochen: er wisse doch nicht, daß er je mit ihr Schmollis getrunken habe. Worauf denn ein lautes Gelächter entstanden, das, bis zu ihr sich fortpflanzend, ihre Nachfrage veranlaßt, der man aber nicht mit dem vollen, nachdrücklichen Begriff des Schmollis habe dienen können und es nur in ziemlich flacher Übersetzung habe bewenden lassen.

Ein anderes etwas boshafteres Beispiel, das wenigen Lebenden bekannt sein dürfte, kann ich ihm nacherzählen, da er es mir mehr als einmal erzählt hat. Eine Dame[2] hatte ihre in der Kunst der Lady Hamilton[3] mit Hinopferung ihrer kindlichen Triebe und Neigungen herangebildete ganz junge Tochter, mehr Kind als Mädchen,

---

[1] In den Annalen 1804, aber ohne das „Schmollis". — [2] Friederike Brun, Reiseschriftstellerin (1765—1835). Ihr Töchterchen Ida. — [3] Amy Lyon, später Emma Harte, brachte es vom Hausmädchen bis zur Gemahlin des Gesandten Sir William Hamilton und wurde die Geliebte Nelsons. Abenteuernde, ausschweifende Schönheit. Berühmt in mimischen Darstellungen antiker Plastik, Vorbild der auch in Weimar auftretenden Mdme. Hendel-Schütz. Hamiltonische Exhibitionen: in unsrer Anekdote natürlich mit üblem Nebensinn.

ihre Exhibitionen machen lassen und befragte ihn um sein Urteil. Einer laut ausgesprochenen Belobung so vieler Talente folgte ein leiser, mit Abwendung des Gesichts gemurmelter Nachsatz „zum Hals umdrehen!“ Die harthörige Dame hatte doch etwas von Hals vernommen, und nun mußte freilich dieser Hals durch ein angemesseneres Kompliment bemäntelt werden, welches denn auch mit großer Gewandtheit zu völliger Befriedigung der guten Dame geschah.

*

Goethe war mit großem Gedächtnis begabt. Nicht allein, daß er seine eigenen Sachen aus dem Gedächtnis rezitieren konnte, auch frühere und frühste, er hatte ein großes Sachgedächtnis, wenn er auch Namen und Jahreszahlen in spätren Jahren verwechselte oder falsch angab.

*

Goethes Rezitation oder Deklamation war ganz eigner Art, aber gewiß eine natürliche, durch sein Individuum und die vorzutragende Sache motiviert.
Ohne vielleicht etwas von den Ansichten der Alten über Deklamation zu wissen, war sie nicht ohne *Gesten* und *Mienen*. Bewegungen der rechten Hand.

*

Übrigens las Goethe den Frauen lieber vor als den Männern, teils weil sie aufmerksamer und teilnehmender zuhören als die Männer, die öfters nicht einmal einen andern vorlesen hören können, sondern lieber selbst lesen möchten; teils weil die Verschiedenheit des Geschlechts auch einen andern Eindruck vermuten läßt.

Zu jeder Epoche seiner Schriften gehört Goethes treustes Porträt aus eben der Zeit, woraus sie herrühren.
Das Porträt von Kraus paßte zu der Frankfurter Epoche, das von May für die erste Weimarsche, das von Bury für die zweite seines Zusammenwirkens mit Schiller. Zwischendurch das von Lips.
Das von Kügelgen für die dritte Epoche und die von Jagemann, Raabe, Kolbe, Stieler, Schwerdgeburth und Sebbers[1], über welches letztre keines hinausgekommen; es ist das beste seines hohen Alters.
Denn Davids Marmorbüste ist übertrieben am Schädel, wenn auch Mund und Wange getroffen wären. Die Nase schon nicht. Von den Büsten ist unstreitig Rauchs die beste.

DER LETZTE BRIEF VON GOETHES MUTTER AN BETTINA BRENTANO

ALS ich 1904 die erste vollständige Sammlung der Briefe der Frau Rat veranstaltete, nahm ich von den drei Schreiben, die Bettina von Arnim in ihrem „Ilius Pamphilius" (1848, II, 206—212) veröffentlicht hat, nur die ersten beiden, deren Handschriften ich kannte, auf, schloß dagegen den dritten aus, der mir ein von Bettina stilisiertes Schriftstück zu sein schien, in dem aber ein echter Kern stecke. Die Überschrift „Liebstes Vermächtnis meiner Seele" mutete mich ebenso fremdartig an wie die Unterschrift „Chatarine Elisabeth Goethe". Ein weiteres Bedenken erregte mir die Datie-

[1] Gemeint ist das Bild auf der Tasse (1826).



Martin Klauer: Goethe-Büste

rung: da sich Frau Rat als Sechsundsiebzigjährige bezeichnet und am Geburtstag ihres Sohnes schreibt, so war das von Bettina mitgeteilte Datum „28. August 1807“ anscheinend richtig; ein Brief von diesem Tage aber wollte nicht recht in Bettinens Leben hineinpassen. Und auch inhaltlich machte mich Einiges stutzig, besonders auf Seite 211 des „Ilius Pamphilius“ gegen Ende die Stelle „ich hab ihr aber Bescheid gesagt“. Dies „ihr“ konnte sich nur auf die Stube oder die Frühe beziehen, oder, wenn man sehr kühn deuten wollte, etwa auf die Sonne, an die Frau Aja denken mochte, da sie eben vorher von dem Morgenrot gesprochen hatte. Solch eine phantastische Zurechtweisung an die personifizierte Stube oder Frühe oder Sonne war jedoch ganz und gar nicht der Frau Rat, wohl aber Bettina zuzutrauen.

Nun ist mir das bisher verschollene Original des Briefes von dem jetzigen Besitzer, Herrn Hofphotographen Carl Wolff in Neustrelitz, dem ich dafür herzlichst danke, zur Verfügung gestellt worden; und es ergibt sich, daß die Überschrift allerdings echt ist, meine Bedenken sonst aber zu Recht bestehn. Die unmögliche Unterschrift fällt Bettinen zur Last. Das Datum lautet in Wirklichkeit „am 28. August 1808“, und die Empfängerin hat es eigenhändig beglaubigt durch die Bemerkung „Wenig Wochen vor ihrem Tode geschrieben der letzte Brief von ihrer Hand“. Frau Rat hat sich also entweder bei der Angabe ihres Lebensalters verrechnet oder ist selbst am Ende ihres Daseins noch nicht von allen Schwächen der Evastöchter frei gewesen. Und was endlich die beanstandeten Worte anlangt, so ist dort, wie noch an

einigen Stellen von Bettinas Abdruck, etwas vom Wortlaut unter den Tisch gefallen: nicht der lieben Sonne hat Mutter Aja Bescheid gesagt, sondern dem Lieschen, der Magd, der trefflichen Elisabeth Hoch, von der Goethes Mutter bis an ihr Ende betreut wurde.
Der Brief lautet:

Liebstes Vermächtnüß meiner Seele

Das ist einmal ein gar erfreulicher Tag für Uns, denn es ist unseres lieben meines liebsten Sohnes, und deines Bruders Geburtstag ich weiß zwar gar wohl daß du es gar nicht leiden kanst daß ich dir als Bruder schenk aber warum? – ist er dir zu alt? – da sey Gott vor, denn ein so kostbarer Stoff wie in diesem seinem Leib und Seele verwirkt ist der bleibt ewig neu, und ja sogar seine Asche soll einst vor andern das beste Salz haben an die eine Mutter absonderlich am Geburtztag zu denken Bedenken Tragen möcht, aber wir zwei sind nicht Abergläubig, und für seine Unsterblichkeit schon dergleichen Ängstlichkeit überhoben. Ich vorab hab gewonnen Spiel denn in diesem Jahr zähl ich 76 jahr und hab also den Becher der Mutterfreude bis auf den letzten Tropfen gelehrt; mir kann nicht unklücks-Schicksal aufgeladen mehr werden. – Doch ich muß dir zutrinken, denn mein Lieschen hat mir alleweil den besten Wein heraufgebracht und eine Boutelle Wasser, denn du weißt daß ich ein Wassernympf bin; und zwey Pfyrsich sind daneben, der ein für dich, der ander für mich, ich werd sie beid verzehren in deinen Nahmen, – und jezt stoß ich mit dir an, Er soll Leben! Dann wollen wir weiter sprechen. Du wirst doch auch wohl heunt an irgend einem plaisirlichen

Ort seine Gesundheit Trinken. – Jetzt sag ich dirs, es hat geschmeckt – ja es ist recht einsam in deiner und meiner Vatterstadt! – das hab ich mir heunt überlegt beim Aufwachen; die Sonn hat geschienen aus allen Kräften, und hat mir bald zu heiß eingefeuert, aber sonst auch nichts hat geschienen; Heunt Morgen kommen ein paar – keiner denkt daran daß ich Mutter bin Heunt. – Nun! – dacht ich, was ist das vor ein ärgerlich geschicht daß meine Bettine nicht da ist – denn die hätt mir gewiß den schönsten Strauß heunt gebracht, – so ein recht herrlicher Strauß wie im vorigen Jahr da warst du noch nicht 3 Wochen mein Täglich Brod, und warst doch schon meine beste Bekanntschaft von allen die ich aufzählen kann. – Den Federkiel in die Hand nehmen und mühsam zackern, das ist nicht meine Sach da ich lieber im vollen Waitzen schneiden mag und lieber erzehl als schreib; aber für den heutigen Tag und diese Empfindung in meiner Brust ist Kraut gewachsen dem muß einmal mit einem verdienstlichen Schweiß sein Recht gethan werden. Die Plapper Elstern die Stadtmadamen was verstehen die von unsern goldnen Stunden die wir mit einander verplaudern, die sollen daran kein Theil haben, aber du sollst und must dein Theil genießen sonst könnt mirs Herz bersten. jetzt hab ich schon in der Früh wie meine Stube ganz vom Morgenroth durchschienen war an dich gedacht und da ist die Lieschen an mein Bett gekommen die hat gesagt wie Schad es ist daß du in der Ferne bist an so einem schönem Tag; ich hab ihr aber Bescheid gesagt daß einerlei ist wo du bist wirst du deiner Freundin deiner Mutter die dich gern zu ihrem Sohn zehlt und

schon daran gewohnt ist schriftlich wie mündlich es dir zu repetiren an die wirst du denken heut und mit ihr Gott danken daß der sie so gnädig bis ans End in ihrem Antheil an den Himmlischen Freuden einer Mutter geschützt hat. – was kann ich dir noch hinzufügen? – – – daß ich Gott auch für dich dank als meine Beste Freud hier auf Erden in der mir alles genossene aufs neue lebendig geworden ist; das ist, Erstens – und dann zweitens hab ich dich in mein Herz geschlossen; apart, weil du nicht zum Narrenhaufen gehörst und hast dich zu mir retirirt als weil ich allein einen rechten Verstand von dir hab denn du gehörst zu der Art die mir Seel und Blutsverwandt ist; – die wird aber nicht so leicht gefunden und auch nicht gekannt. so nehme doch meinen Dank daß du deinem Wegweißer der Gott ist gehorsam warst, und hast dich nicht gewehrt bei einer alten Frau, so jung wie du auch bist dein Lager aufzuschlagen; – und erkenne in diesen schwachen Zeilen mein zu volles Herz, das mit Sehnsucht deiner baldigen Ankunft entgegen schlägt. Ich kann nichts mehr hervorbringen und verspare alles auf eine baldige köstliche mündliche Unterhaltung. Behalt Lieb deine dich ewig liebende Mutter

Goethe

Frankfurt am acht und zwanzigsten
August 1808.

Adresse: An
meine Liebe Tochter Bettine
Brentano
abzugeben durch Güthe
in Winkel.

Als Frau Aja diesen Brief beendet, hatte sie nur noch wenig mehr als vierzehn Tage zu leben. Reinhold Steig hat uns (Wiss. Beil. zur Voss. Ztg. 1912, N. 35) von diesen Wochen erzählt. Noch am 12. September hatte Bettina vor ihrer Reise nach Bayern die Hände der mütterlichen Freundin küssen können, ohne zu ahnen, daß es das letzte Mal sei; am Tag darauf schloß die heitere alte Frau ihre Augen für immer. Dann löste sich ihr Haushalt auf; die meisten lieben Erinnerungsstücke wurden am 8. und 11. November 1808 bei der Versteigerung verschleudert und verstreut; Christiane von Goethe, die zwar zugegen, aber schlecht beraten war, hat es nicht verhindert. Nur ein unschätzbarer Gegenstand kam in treueste Obhut: das Seekatzsche Familienbild der zwei Goethischen Generationen, das Bettina durch ihre Schwester Meline für sich ersteigern ließ. Sie hat es lebenslänglich sehr geliebt, vererbte es an ihre Tochter Gisela und deren Gatten Herman Grimm, der es dann letztwillig 1901 an das Weimarer Goethehaus gelangen ließ, fast anderthalb Jahrhunderte nach der Entstehung des charaktervollen Gemäldes, fast ein Jahrhundert nach dem Tode der Frau Rat. *Albert Köster.*

LOUÏZE LABÉ / DREI SONETTE

DAS ZWEITE SONETT

O braune Augen, Blicke weggekehrt,
verseufzte Luft, o Tränen hingegossen,
Nächte, ersehnt und dann umsonst verflossen,
und Tage strahlend, aber ohne Wert.

O Klagen, Sehnsucht, die nicht nachgibt, Zeit
mit Qual vertan und nie mehr zu ersetzen,
und tausend Tode rings in tausend Netzen
und alle Übel wider mich bereit.

Stirn, Haar und Lächeln, Arme, Hände, Finger,
Geige, die aufklagt, Bogen, Stimme, – ach:
ein brennlich Weib und lauter Flammen-Schwinger.

Der diese Feuer hat, dir trag ichs nach,
daß du mir so ans Herz gewollt mit allen,
und ist kein Funken auf dich selbst gefallen.

DAS ACHTE SONETT

Ich leb, ich sterb: ich brenn und ich ertrinke,
ich dulde Glut und bin doch wie im Eise;
mein Leben übertreibt die harte Weise
und die verwöhnende und mischt das Linke

mir mit dem Rechten, Tränen und Gelächter.
Ganz im Vergnügen find ich Stellen Leides,
was ich besitz, geht hin und wird doch ächter:
ich dörr in einem, und ich grüne, beides.

So nimmt der Gott mich her und hin. Und wenn
ich manchmal mein', nun wird der Schmerz am größten,
fühl ich mich plötzlich ganz gestillt und leicht.

Und glaub ich dann, ein Dasein sei erreicht,
reißt es mich nieder aus dem schon Erlösten
in eine Trübsal, die ich wiederkenn.



DAS NEUNTE SONETT

Gleich wenn ich endlich abends so weit bin,
daß ich im weichen Bett des Ruhns beginne,
zieht sich der arme Antrieb meiner Sinne
aus mir zurück und mündet zu dir hin.

Dann glaub ich an die Zartheit meiner Brüste
das, was ich ganz begehre, anzuhalten,
und *so* begehre, daß mir ist, als müßte
mein Schrein danach, wo es entsteht, mich spalten.

O Schlaf, der nachgibt, Nacht für mich gemeinte,
innige Stillung, glückliche Genüge,
halt vor für aller meiner Nächte Traum.

Ist für das immer wieder mir Verneinte
in dieser vollen Wirklichkeit nicht Raum,
so laß es mir gehören in der Lüge.

Übertragen von Rainer Maria Rilke.

CHARLES DE COSTER / AUS DEN BRIEFEN AN ELISA

WÄREST Du doch bei mir; wie wollte ich Dich küssen. Immer tiefer solltest Du empfinden, wie groß meine Liebe zu Dir ist. Es ist seltsam: ich fühle, ich sehe Deine Liebe, wie Du meine Liebe fühlst und siehst. Ich weiß, daß mir ein Herz gehört, das fast mein eignes ist, das mich mehr liebt, als ich selbst mich lieben könnte. Empfindest Du das nicht auch? Wenn Du leidest, leide auch ich; ich bin ganz Dein eigen, jetzt und für

alle Zeit. „Für alle Zeit“ erscheint vielen Menschen lang; ich sage dies „für alle Zeit“, als wenn ich Dir sagte: morgen werde ich Dich auch noch lieben.
Jeder von uns ist erst vollständig durch den andern. Ohne Dich bin ich nichts. Hätte ich Dich nicht, ich könnte wirklich nicht leben. Nun habe ich zwei Herzen in mir, Deins und meins. Dein Blut ist mein Blut. Ich weiß, daß Du meine Gedanken denkst, daß Du liebst, was ich liebe, und hassest, was ich hasse.
Wenn Du mir etwas gibst, vermeine ich, Du habest es aus einem Haufen von Dingen genommen, die nicht mir gehören, sondern uns. Dein Rosenkranz gehörte mir, ebenso Dein Gürtel, Deine Frisur auf dem Ball im Klub gehört mir, wie ich Dir gehöre, wie alles, was ich besitze, denke, nur Dir gehört. Wenn Du mir sagtest: Ich mag das nicht gerne, wirf dies weg, verbrenne dies, ich würde gleich sagen: sie hat recht. Und ich würde das tun, als wenn ich vor Dir diese Gedanken gehabt hätte. Ich suche hierfür keine Erklärung; ich weiß, daß wir beide sehr verschieden voneinander sind, und doch kann ich mir nicht denken, daß wir nicht eins sind.
Wärest Du doch jetzt bei mir in meinem Zimmer. Es sieht ja nicht ordentlich darin aus. Aber ich weiß, Du würdest diese Unordnung lieben, wie ich sie liebe. Und blicke ich um mich, auf alles im Zimmer habe ich in Gedanken schon Deinen lieben Namen geschrieben, auf die Blumen in den Tapeten, auf die Arabesken im Teppich, auf die Bilder, die an den Wänden hängen. Nicht nur Deinen Namen, alles, was Du mir gesagt, geschrieben hast, was Du getan hast, kann ich da lesen. So finde ich

Dich überall in meinem Zimmer. Du bist dort wie die Luft, die ich atme. Und so kommt es, daß ich eigentlich nur lebe, wenn ich in meinem Zimmer bin. Dann habe ich wohl das Gefühl, daß Dein Platz eigentlich hier ist, hier bei mir. Das weißt Du auch. Lebe wohl, Geliebte, immer nur kann ich sagen, daß ich Dich liebe, weil ich nichts anderes denke.

Mein Glück ist fast zu groß. Ich habe Furcht vor einem Unglück. Vorhin noch sagte ich zu Karoline: „Elisa ist ein wahrer Schatz." – „Sie würde sich freuen, wenn sie das hörte," antwortete meine Schwester . . . Und nun wiederhole ich es Dir. Ich darf es tun. Unsere Liebe ist so rein, so frisch, so jung, so erhaben, daß es mir unmöglich scheint, in der Welt zwei Menschen zu finden, deren Liebe der unsrigen gliche. Nein, das ist ganz unmöglich. Mein Glück ist riesengroß! Gestern abend, als ich im Bette lag, habe ich gebetet, inbrünstig gebetet. Ich fühle es, Du erst machst mich zum ganzen Manne. Durch Dich scheidet mein Zorn, meine Unzufriedenheit, meine Ungeduld, durch Dich werde ich ganz Herz, ganz Intelligenz. Und so bin ich Deiner erst ganz wert. In dem Maße, wie ich Dich kennen lerne, wächst auch mein Verständnis für die Geheimnisse, die Dein Herz birgt, das so gut, so unendlich gut ist. In meinem Brief von heute morgen fragte ich Dich, ob ich Dich nicht sehen könnte. Antworte mir, daß das unmöglich ist. Du darfst des Morgens nicht mehr mit mir ausgehen. Man könnte Dich sehen. Und ich will nicht, daß das Gerede der Leute unsere schöne Liebe beschmutzt. Engel, Elisa, Geliebte,

nie hätte ich geglaubt, daß ich Dich so würde lieben können. Ich liebe Dich, wie man einen Engel liebt, einen echten Engel des lieben Gottes. Wenn nur Dein Vater einwilligte. Aber Du wirst ihn anflehen, mich auch gern zu haben, wirst ihn bitten, mich seinen Sohn sein zu lassen. Ich würde Deinen Vater lieben. Warum kann ich ihm heute nicht schon gestehen, daß ich Dich liebe! Frage Deine heilige Jungfrau, ob es nicht wahr ist, daß ich Dich von Herzen liebe. In ihrem himmlischen Lächeln wirst Du alle guten Regungen erkennen, die ich je empfunden habe. Bei jedem reinen, guten, erhabenen, heiligen Gedanken habe ich die Jungfrau angeschaut. Sie ist Deine Schutzgöttin und die meine. Keimte ein schlechter Gedanke in mir und sah ich dann die Jungfrau an, ich errötete. Hätte man mir 1000 Franken für das Bild geboten, ich hätte es nicht hergegeben. Ich habe das Bild von meinem Vater geerbt, der sicher im Himmel für uns beide betet. Vater, den ich so wenig gekannt, den ich nur so kurze Zeit lieben durfte, segne deine beiden Kinder, bitte Gott, daß dein Sohn deine Elisa immer glücklich macht, denn sie ist dein Kind wie ich.

Lieber Gott, war der Abend schön. Ich bin so glücklich, vollständig, restlos glücklich, weil ich Dich liebe, weil ich weiß, daß auch Du mich liebst. Wie herrlich war der Abend! Ich glaube, ich bin berauscht von einem himmlischen Wein. Wie ich Dich liebe!... Wie schön war dieser Gewitterhimmel mit den wenigen Sternen, diese verschleierte Nacht; wie köstlich war die laue Luft, wie herrlich duftete der Staub, auf den die ersten Tropfen

fielen. Aber dies ist nicht die Quelle des Glücksgefühls, auch nicht die Küsse sind es, mit denen ich Dich küßte; sie liegt darin, daß ich fühle, wie tief meine Liebe zu Dir ist, daß ich Dich werde glücklich machen können. Und unsere Liebe wird uns ewig jung erhalten. Wie schön ist das Leben, wenn Du mich liebst! ...

Kannst Du Dir vorstellen, daß ein Mensch in meinem Alter das Leben nicht nehmen will, wie es ist? So möchte ich zum Beispiel, daß Du für mich, für mich ganz allein geschaffen wärest. Du kennst mich noch nicht, und doch hat nie jemand besser meine Gefühle erraten als Du. Alles Gewöhnliche, Gemeine verletzt mich nicht nur, ich leide darunter. Gewisse Heiterkeit macht mich zum Weinen traurig. Oft überrasche ich mich, wie ich im Kreise junger Leute stumm dasitze oder von Zeit zu Zeit eine Dummheit sage. Ich lache, bin heiter und fröhlich. Wenn diese Leute wüßten, wie ich alles zerlege, ihre Worte und die Absicht, mit der diese Worte gesprochen wurden, wie ich alles beobachte, ihre Bewegungen, ihre Blicke, wie ich sie untereinander vergleiche, wie ich mir ihren Charakter konstruiere, wie ich sie oft errate, sie würden nicht erschreckt sein, aber dieses beständige Beobachten würde sie ärgern. Die Wirklichkeit verletzt mich, glücklich bin ich nur, wenn ich alles in schimmernde Poesie tauchen kann.

Ich wollte, es wäre erst morgen! Es ist so köstliches Wetter. Wir sind beide noch jung, wir lieben uns und ... weinen.

Du bist eifersüchtig, ich bedaure Dich aufrichtig.
Nun will ich Dir offen alles erzählen, was ich heute tat. Ich fange also an: Aufgestanden bin ich um $8^1/_2$; ich hoffte, Du hättest mir geschrieben, aber es kam kein Brief. Das wunderte mich. Um $^1/_2$10 bin ich zu Samuel gegangen, der mich erwartete. Um $11^1/_2$ war ich in der Rue des Secours 7. An der Ecke der Straße, Du siehst, daß ich Dir alles sage, waren Frauen, die ich nicht näher bezeichnen will, am Fenster. Sie glaubten, ich suche, und riefen: Hier, hier! Aber ich bin nicht hineingegangen, das kannst Du glauben. Seit Du mich liebst, hat weder meine Hand noch mein Mund je eine Frau in Freundschaft oder in Liebe berührt. Ich habe auch kein Verlangen darnach. Als ich bei Samuel ankam, führte man mich ins erste Stockwerk. Henri kam und bat mich, ihn für zehn Minuten zu entschuldigen. Er ging. Nach kurzer Zeit kam seine Frau; sie ist sehr leidend, eine Neuralgie, die vom Kinn bis zur linken Kopfseite geht, verzerrt ihr ganzes Gesicht. Sie sieht aus wie ein Totenkopf. Besonders die Nase sieht scheußlich aus. Sie ist bald wieder gegangen. Dann kamen Adolf Samuel und Van Bemmel. Später kam auch noch Louis Labarre. Als die zehn Minuten verstrichen waren, kam Henri und sagte: Es ist Zeit, die andern heraufkommen zu lassen. Diese andern waren Arbeiter aus der Druckerei, denen er ein kleines Fest gab. Wir setzten uns zu Tisch; es herrschte allgemeine Herzlichkeit, Fröhlichkeit, die so recht von Herzen kam. Man sang, las Verse, in denen alles Gute und Schöne der Welt gefeiert wurde: Freiheit und Liebe. Ich muß Dir nun ein wenig von Henri Samuel und seinen Arbeitern



Gustave Doré: Holzschnitt zu „Münchhausen“

erzählen. Es kommt ganz auf den an, der eine gewisse Zahl von Menschen beschäftigt und ihnen zu leben gibt, ob er ihr Freund oder ihr Herr ist. Dem Herrn gehorcht man, für ihn arbeitet man für soundso viel pro Tag, bei dem Freund rechnet man nicht. Am Ende des Mahles rief ein Arbeiter, der ein wenig viel getrunken hatte, immer wieder: Ich gebe mein Leben her für Herrn Samuel! – Iß lieber, sagte Henri und füllte ihm den Teller. Und er aß und trank und rief dann wieder: Ich liebe meinen Herrn, ich würde mein Leben hergeben für ihn. – Das war drollig, man lachte, aber rührend, ergreifend war es doch. Es gibt viele Leute, die sagen, nachdem sie Le compagnon du tour de France, Horace oder Le Péché de M. Antoine von Georges Sand gelesen haben, G. Sand idealisiert den Arbeiter. So ist er nicht. Nun, sie irren sich gründlich. G. Sand hat recht. Alles, Jugend, Begeisterung und Kraft findet man bei diesen Männern, die die Bluse tragen und Schwielen in den Händen haben. Unter dem Frack schlägt das Herz weniger schnell, und in einer gewissen Gesellschaftsklasse scheinen mir alle Frauen Puppen und alle Männer ein Pierre * * *.

Du bist doch nicht krank?
Aus Deinen beiden Blumensträußen habe ich einen gemacht. Nun steht er in einer großen Vase aus Porzellan mit blauen Blumen. Unter die Vase habe ich Deinen Lampenuntersatz gelegt, und jetzt stehen die Blumen auf dem Kamine.
Gestern habe ich ein Datum auf die Wand meines Zimmers geschrieben: 16. August. Gestern vor drei Jahren

habe ich Dir das erstemal gesagt, daß ich Dich liebe. Weißt Du es noch? Nein, es kann noch keine drei Jahre her sein. Eine Liebe ist nach drei Jahren nicht mehr so stark. Doch, doch, nach zehn Jahren ist sie noch ebenso stark und tief. Es ist jetzt $11^1/_2$. Ich habe aufgehört zu arbeiten. Ich habe an Dich gedacht. Bin leise an Dein Bett gegangen, habe Dich geküßt, und Du warst glücklich. Dann habe ich Dich lange angesehen, habe Dir die Augen geküßt, die so oft meinetwegen geweint haben, habe Deine kleinen Hände gestreichelt, die mich schlagen sollten und mich nur liebkosen. Deine kleinen Füße betrachtet, die so schnell zu mir laufen und mir mein Glück bringen. Nun träume ich immer noch. Warum habe ich Dich heute nicht gesehen? Es war so schön draußen...

Übertragen von G. Goyert.

EMILE VERHAEREN / DREI GEDICHTE AUS „DIE WOGENDE SAAT"

DIE STATTLICHE MAGD

Weit in die Ährenau, die schweres Gold hinüberreift,
um braunes Brot zu werden, das man ißt, folg ich den
Spuren
von deinen Füßen; muß mit Augen, die schon viel erfuhren,
bewundern, welche Kraft dich fortbewegt und deinen
Nacken steift.

Die Arbeit macht, daß deine Schultern sich noch straffer
richten.
Mit ihren langen Armen mähn die Burschen Weizen,
Schuß auf Schuß.



Doch deiner Arme Schwung ist so wie Feuersbrunst und muß
die Ähren binden und die Garben hoch in Mandeln schichten.

Anbetend kniest du hin und dankst der Fron, dem Schweiß, dem Wind,
dankst allen Dingen, die beweglich in die Sonne blitzen;
und deine Augen zucken nicht, wenn staubige Schauer spritzen
von Wagen her, die auf den dürren Stoppeln eilig sind.

Gesundes Blut pulst laut durch die Kanäle deiner Adern
und rundet deine weißen Brüste, bis sie hart stehn wie Granit.
Dein Haar blüht rot, und deine Lippen sind ein Rosenlied,
und nie wird dein Gefühl mit Härten dieser Erde hadern.

Du bist das erste Lerchenwunder auf dem blanken Feld
und wirst des Abends mit den Schnittern laut im Heimmarschieren.
Das flandrisch Trotzige wird deine Stirne nie verlieren
und deine Augen nie den Blick, der Sanftmut zu dem Trotz gesellt.

Die Burschen auf den Poldern und in Dörfern an den Flüssen
sind von dem Üppigreifen deiner zwanzig Jahre so entflammt,
daß sie in ihren Träumen, unter der Sterne Silbersamt,
dich als die Frau, die sie einst nehmen werden, küssen.

Weissagung geht: daß du auf einem Gut gebieten wirst,
das mit schneeweißen Giebeln aufragt aus den Saat-
gebreiten.
Das Instvolk wird dir folgsam sein in harten Erntezeiten,
und goldner Lohn der Arbeit wird sich wölben bis zum
First.

Dein Schoß wird fruchtbar gehn und wie in schönen Jahren
der Vorzeit muskelstarke Kinder zahlreich in die Welt
hinausgebären, die, als Stolz in deinen Tag gestellt,
dich stützen, wenn du alterst, und gebrochen deinen Sarg
umscharen.

DAS GOLD

Verwahr es gut, verwahr es gut:
vielleicht belauscht uns einer schon.
Verwahr es gut, verwahr es gut:
ich habe Angst, mein Sohn,
daß Sonne, die durchs Fenster schielt,
das Gold uns stiehlt.

Verwahr es gut, verwahr es gut:
nicht hier, doch unter den Getreidesäcken,
nicht hier, doch in den Kellerecken
im Bohnenstroh,
im Torfmüll wo;
man weiß es nicht, man weiß es nicht,
wo Dieb zuerst einbricht.

Besucht uns Tag, besucht uns Nacht:
gib acht,
daß niemand dort das Tor aufmacht.

Bleib ruhig stehn, bleib ruhig stehn.
Ich höre Schritte gehn,
ich höre Atem wehn.

Hörst du es nicht, hörst du es nicht?
Man fingert an die Fensterscheiben,
man will ein Eisen in das Türschloß treiben.
Hörst du es nicht, hörst du es nicht?
Ich werde niemals ruhig bleiben.

Man meint mich alt, man meint mich alt,
doch wer hat sich wie ich so in Gewalt,
zu hören, wie die Totenuhren pochen?
Und braust nicht, daß ich wachsam sei,
vom Abend bis zum Hahnenschrei
die Gicht durch meine alten Knochen?

Verwahr das Gold, wo Holzwurm schurrt,
und brumm, wie wenn der Hofhund knurrt,
der lange Schatten kommt schon näher.
Siehst du nicht da im Schlüsselkreis
ein Auge weiß, ein Auge weiß
gierig auf unsre Hände spähen?

Das Dunkel bleicht, das Auge weicht.
Die Ratte, die uns narrte, schleicht
zurück über die Holzgerüste.
Der Schlaf kommt schnell, mein Kopf geht schwer.
Wer wohl schläft ruhig ein, wenn er
sein Gold nicht unter den Kissen wüßte?
Ach, wenn das Gold doch mein geschundener
Körper wär!

TANZ DER GREISE UND GREISINNEN

„Heraus, ihr Pfründner, schwingt das Bein!
der alte Tod zog querfeldein.

Daß heiße Lust euch übermannt,
schäumt reifer Sommer durch das Land.

Mit wilden Lippen küßt er fort,
was schwärend euren Saft verdorrt,

und eurer Augen blindes Grau
klärt Glanz und uferloses Blau.

Der alte Tod zog querfeldein,
heraus, ihr Pfründner, schwingt das Bein!"

„Ach, ach, was sind wir krumm und dumm,
die Gicht hackt uns in Kopf und Bein herum,

und unsre Blicke sind zu schwach
und ganz entwöhnt dem Goldgelach.

In Stirn und Busen hat sich schon
das Müdsein eingenistet; Feuer ist entflohn.

Der Herzen Enge faßt es kaum,
weiß nicht mehr, was Erinnern ist, was Traum.

Die Gicht hackt uns in Kopf und Bein herum,
ach, ach, was sind wir krumm und dumm!"

„Aus eurem Spittelgärtchen schwält
ein Feuer, das erschlaffte Muskeln stählt.

Und junger Efeu überspinnt
Verfall, der aus der Mauer rinnt.

Seht, selbst den greisen Rosenbaum
krönt noch ein roter Knospenflaum.

Der Laube Doldenbunt fährt euch fürwahr
wie eine Schmeichelhand durchs Haar,

und was erschlaffte Muskeln stählt,
ist Feuer, das aus eurem Gärtchen schwält."

„Ja, ja, man reckt schon Hand, auf daß sie pflückt,
was dunkelste Erinnerung schmückt.

Und wär es eine Rose bloß,
die man sich zog mit eignen Händen groß.

Und wie Geschwister, eins in Schritt und Wort,
möcht man spazieren bis zum Brunnenbord,

zu schauen, wie der Phlox gerät
und sich mit jeder Morgenröte voller bläht.

Ja, ja, man reckt schon Hand, auf daß sie pflückt,
was dunkelste Erinnerung schmückt."

„Grüßt euch der Gang der Buchen dort,
dann bleibt nicht stehn, schiebt schnell das Gatter fort

und sucht den Pfad der Kindheit auf,
der eure Pulse hetzt zu schnellerem Lauf.

Kommt Glockenton euch zugeweht
von Dörfern, wo schon Abend steht,

ach, eine Glocke zieht den Ring
da, wo einst eure Wiege ging.

Schiebt trotzigwild das Gatter fort,
grüßt euch der Gang der Buchen dort."

„Ach, wenn wir unser Dörfchen schaun,
wird Lust gewiß die Qual verbaun.

Aus jedem Stein am Haus wird uns
die Süße eines Muttermunds,

kommt aus dem Aschenrest im Feuerloch,
vom Nußbaumschrank, aus Wurmgepoch,

von Stühlen, braun und ausgeflickt,
vom Gnadenbild, das simsher nickt.

Ach, wenn wir diese Dinge schaun,
wird Lust die Qual gewiß verbaun."

„Nun hört: wir feiern Kirmes hier,
die in die Beine fährt wie Wahnsinn schier."

„Ach, sagt uns, wie man Tanzbein stellt,
daß niemand uns für Narren hält.

Ja, früher war man noch nicht krumm,
trank hundert Glas, warf Berge um.

Und aus Klarnett und Brummbaß sprang
des Tanzes höchster Überschwang.

Und Lieder waren: so voll Lust,
als tönten Harfensaiten aus der Brust.

Ach, sagt uns, wie man Tanzbein stellt,
daß niemand uns für Narren hält."

„Heraus, ihr Pfründner, schwingt das Bein!
der alte Tod zog querfeldein.

Was liegt daran, daß Dudelsack
heut nicht mehr brummt den alten Takt.

Der volle Schwung, der Leben heißt,
ist Jugend, die unendlich kreist.

Weht nur ein Funken Hoffnung wo,
wird jedes Herz schon heil und froh.

Drum all ihr Pfründner, schwingt das Bein!
der alte Tod zog querfeldein!"

Übertragen von Paul Zech.

ALBRECHT SCHAEFFER / OREST UND DIE EUMENIDE (EINE LEGENDE IM RAHMEN)[1]

SIE saßen zusammen oben im Erker des gotischen Fensters, während es Abend wurde, Esther, Marga, der Maler Bogner und Jason, der zuletzt kam. Zuerst war

[1] Die Menschen des Rahmens aus einem unveröffentlichten Roman.

es Esther allein gewesen, die dicht neben der großen, fast bis zur Erde reichenden grünlichen Glaswand saß, hoch über sich die schöne Wölbung des spitzen Bogens, das schöne, schwarze Haupt, die reine Stirn, die leise dunkel brennenden Augen unter den edlen Brauen über ihre buntfarbene Stickerei gebeugt, in der Faden um Faden unter den hurtigen Schritten der Stiche aufging, während hin und wieder ein Hauch der Sommerabendluft die kleine, lose Haarsträhne über ihrer Stirn aufhob und sanft zauste, hereinwehend aus einem der kleinen Vierecke, die, wahllos über die Fläche der Scheibe verteilt, alle offen standen, so daß jedes ein Quadratstück der Landschaft in der Tiefe enthielt, dieses nur Wiesengrün, jenes einen Ausschnitt vom Bahndamm, jenes ein paar Türme der Stadt weit hinten, und dieses die still und geruhig rauchenden Schlote der Zuckerfabrik ganz rechts. Marga, die dann heraufgekommen war, hatte sich nach ein paar freundlichen Worten ans Fenster gestellt, groß, schmal und blaß von Antlitz und Haar, hinausblickend durch das Viereck, das sie gerade vor Augen hatte, in dem nur der Abendhimmel war, licht und von jenseit zart golden durchleuchtet, aber sie hatte nun die ganze Abendgegend unter sich, die Weiden, die dunstige Stadt mit Kuppeln und Türmen, das Wehr und den Fluß zur Linken, und dahinter das Blau der Hügelrücken; und so fand sie der Maler. Aber sein immer graues und bartloses Gesicht hatte sich nur eine Minute, während er seine kurze Pfeife stopfte, über Esther und ihre Arbeit geneigt, und er war in seiner sachten Art wieder im schon dämmrigen Hintergrund verschwunden, wo er vor den Bücherregalen saß;

daß er nicht hinausgegangen war, merkten sie im Fenster nur an dem süßlichen Geruch des Qualms, der ab und zu vorüberwehte und ins Freie zog. Schließlich erschien dann Jason al Manachs dunkle, schmale Gestalt, der, in den Sessel, Esther gegenüber versinkend, gleich sagte, er wäre im Museum gewesen. Danach machte er seine gewöhnliche Pause, die auf eine Frage der andern wartete, aber der Maler schwieg natürlich, Esther hatte gerade ein paar Seidensträhnen von ähnlichem Grün über ein halb gesticktes Blatt gelegt und betrachtete das mit kleinen, prüfenden Grimassen der Brauen und der Zungenspitze, und so versuchte die immer Gütige, Marga, ein wenig sich hinüberwendend, ein leises: „Nun, und?"
„Da traf ich den jungen Stupitzka, den Archäologen, und er erklärte mir alles. Die Archäologen sind doch die freundlichsten Menschen", sagte Jason. Esther blickte ihn schnell an, ein bißchen ungläubig, um nicht zu sagen spöttisch, und was sie meinen mochte, drückte dann Marga aus: es gäbe wohl keine Menschenart, von der er, Jason, nicht, wenn die Rede darauf käme, versicherte, daß sie die freundlichsten seien. „Und nun, – was gab es Besonderes zu sehen?" –
Jason, zu ihr, die wieder hinausblickte, aufsehend, als ob er still für sich die Spuren der langen Krankheit, der Schlaflosigkeit und der Schmerzen auf ihrem in sich vergehenden Gesicht zählte, sagte:
„Etwas Einziges. Den Kopf eines schlafenden Mädchens, das Esther ähnlich sah. Freilich, Esthers Gesicht ist klein und so licht und dunkel, während dies überlebensgroß war, graugelb getönter Gips, aber dennoch..."

Während Esther langsam errötete, fuhr er fort, eine Abbildung müsse in einer der Mappen auf dem Schrank sein, und gleich ging Marga, bereit, jederzeit einen Auftrag zu hören und ihn auf sich zu beziehn, hinüber und schleppte die Mappen her, legte sie neben Jason auf die Erde, und der hatte bald gefunden.
„Seht ihr, das ist sie!" sagte er erfreut. Esther entschloß sich, einen Augenblick aufzuhören mit Sticheln und Fadenabschneiden, und so fiel ihr Blick gerade auf Jasons runde Stirne, die sich über den großen Karton der Abbildung herabsenkte, und unter der die kohlschwarzen Augen als schmale Spalte unter den Lidern erschienen; während der zarte, blasse Mund redete, bewegten sich unsichtbare Wellen von Erregung deutlich über die Buckel der Stirn.
„Sie schläft", sagte er. „Seht ihr hier das Ohr unter den Wellen des Haares, wie einen Eingang in geheimnisvolle Tiefen? Sie schläft, was mag hier eindringen? Es ist recht ernst, dies Profil, – die Brauen . . . Wie schön es im Schlaf auf die Seite gesunken ist!" Er sah zu Margas und Bogners – der war hinzugetreten – Gesichtern auf, lächelte und fragte: „Was meint ihr, wer ist es?"
„Muß es jemand sein?" fragte der Maler.
„Ja," erwiderte Jason, „diese Griechen machten immer etwas, das etwas war."
„Also vielleicht die Gorgo", schlug Bogner vor. – Esther, die den Kopf nur umgekehrt, von oben, gesehen hatte, sagte, wieder zu ihrer Arbeit zurückkehrend, die Gorgo wäre doch wohl wild und häßlich.
„Nun, nun," meinte Jason, „du vergißt ja die Rondanische. Denke auch an das schöne Gedicht von Conrad

Ferdinand Meyer. Ja, es könnte die Meduse sein; sie war ein geheimnisvolles Wesen, sie war nicht häßlich, ihr Anblick versteinte, das war ein Fluch, sie konnte nichts dafür; wenn sie schlief, war sie unschuldig, dann könnte sie so ausgesehen haben. Ich will es euch sagen," fuhr er fort, „denn ich selber hielt sie für die Gorgo, aber der junge Stupitzka hat mir gesagt, daß es eine Eumenide ist. Sie verfolgten den Orest, der seine Mutter erschlagen hatte, das wißt ihr ja, und als er sich eines Nachts in einen Tempel geflüchtet hatte, wohin ihm die Dämonen nicht folgen durften, lagerten sie sich draußen auf den Stufen und schliefen auch. Dies ist eine von ihnen."

Es war nun eine Weile still, nachdem die dunkle und melodische Stimme verhallt war. Sie hörten den kleinen Schrei einer Lokomotive fern, und Marga, die wieder an ihrem Ausguck stand, und auch der Maler, der an ihrem Kopf vorüber hinaussah, bemerkten den kleinen Zug, wie er sich über die schnurgerade Linie des Bahndammes bewegte, und die weißen Rauchballen, die über die Weideflächen leicht davonsprangen, sich auflösend in die goldene Luft.

„Das finde ich nun schön," sagte Jason leiser: „auch die Erinnye schläft einmal. Was uns verfolgt und quält, einmal läßt es uns ruhen; auch das Quälende bedarf des Schlafs."

Esther hatte einen lichtblauen Faden zwischen den Zähnen, zog ihn mit beiden Händen langsam hin und her, während sie irgendwohin blickte, in das verschwommene Grün der Wipfel hinter dem Grün des Glases, bis der Faden mit einem kleinen Ruck zerriß, und sie sagte eil-

fertig, von oben auf die Abbildung herunterblickend, wie ein Schwan auf sein Spiegelbild:

„Das ist – –, wenn ich so deine Worte höre: Auch die Erinnye schläft ... und dies Gesicht dabei sehe, dann steigt etwas daraus auf wie –“ Sie stockte und blickte erst zu Bogner auf, der noch immer betrachtete aus seiner Höhe, dann in Jasons Gesicht. Während ein Lächeln und das Erröten zugleich auf ihren Wangen langsam aufschwebte, war es, als ob er magisch aus ihr herauszöge, was er sagte:

„Wie Legende, nicht wahr? Als gäbe es etwas zu erzählen.“ Da nickte sie zufriedengestellt, als würde er flugs anfangen, und begann einzufädeln.

„Das sagst du so,“ meinte Jason, „daß ich nun erzählen soll. Freilich ist da etwas, aber nun ist es bloß ein Anfang, und alles übrige fehlt. Nun, vielleicht findet ihr selber es nachher, also setzt euch.“

Er winkte mit viel Huld zu Marga und Bogner, und während jener sich wieder in sein Dunkel zurückzog, setzte sie sich auf die weiche Lehne von Esthers Ledersessel. Jason, aus den vielfarbigen Seidendocken auf dem Tischchen neben Esther eine dunkelrote ergreifend, die er langsam durch die Finger gleiten ließ, fing an.

„Am siebenten Abend nach dem Beginn der Verfolgung, nachdem er ohne Unterlaß bei Tage hinter sich die Schritte und das Rauschen der Kleider, das Zischen der Nattern und die halblauten, höhnischen und gehässigen Gespräche der drei Schwestern gehört – er hörte sie nur, sie waren fort, wenn er sich wandte –, bei Nacht aber,

wenn er sich, wie ein Bündel, irgendwo hingeworfen, ihre Dolche in seiner Brust, ihre Vipern um seinen Hals, ihren giftigen Atem über seinem Gesicht gespürt hatte, schlaflos bis zum Morgengraun, wo sie schwanden, — am siebenten Abend taumelte Orest eine Treppe hinauf und brach oben an etwas Kaltem und Steinernem zusammen. Als er nach langer Zeit wieder zu sich kam, gewahrte er, daß er im Eingange eines Tempels lag, eines großen, dämmrigen Raums hinter einer Säulenreihe, der wie eine leere Höhle, wie eine Lichtung in Wäldern von unzählbaren, grauweißen Säulen lag, zwischen denen Gänge erschienen; Säulen, riesige, breite, stumme, bedrohliche, ernste überall, aber in der Mitte der hohen Halle, auf einem schlichten Postament, stand einsam die kleine Statue des Gottes aus dunklem Silber, der ein junger Mann in einer knappen Toga war. Sein Antlitz war im Dunkel dort nicht mehr zu erkennen, deutlich jedoch die beiden kleinen Vogelflügel an seinen Schläfen. Es war der Gott des Schlafs.

„Orest, Atem schöpfend, sah jetzt nach draußen aus dem breiten Tor, an dessen einem Pfeiler er lag. Dreimal vier, lang hingestreckte und flache Stufen führten hinunter; drunten aber war nichts als die Ebene, die kahl war, baumlos, hügellos, glatt und grau bis zum Rauch des düstern, geröteten Abendhimmels. Aus dem Dunst der traurigen Ferne aber löste sich alsbald eine graue Gestalt, gerötet, wie in Blut getaucht, und schien zu kommen. Sie kam und hinter ihr ein grauroter Schatten, der ersten gleich, und ein dritter hinter der zweiten. Es waren die Schwestern, die so durch die schweigsame Abendebene

heranzogen, die an diesem Nachmittage der Wirbel seiner rasenden Füße hinter sich gelassen hatte, und er stöhnte leise, stand auf, und ihm fiel ein, daß hier eine Zuflucht sei, wie er es wußte aus den Legenden von Übeltätern, die er in seiner Kindheit gehört, – nun war er selber solch einer. Er sah, daß seine Füße blutig waren, und schlich mühselig bis zur Statue des Gottes, sah die blauen Augen aus Edelstein in dem dunklen, freundlichen, kleinen Silbergesicht, legte die Hände zusammen und bewegte die Lippen. Darauf schlürfte er eilig zur Türe zurück, und es gelang ihm mit seiner letzten Kraft, die großen Bronzeflügel einen nach dem andern zu bewegen und zusammen zu schlagen.

„Nun stand er im Finstern, schwankend auf unerträglich brennenden Füßen, todmüde, lechzend, sich irgendwo niederzulegen zwischen den Säulen. Im selben Augenblick jedoch, als er die schon zugefallenen Lider noch einmal öffnete, gewahrte er zu seiner Linken ganz fern einen Lichtschein im Dunkel. Wie es langsam heller wurde, sah er den Lichtkreis eines Lämpchens, den Schatten einer gehenden Gestalt, sah die ersten, dunkel droben aus dem Schatten der Wölbung auftauchenden Häupter der Säulen und sah bei aller Müdigkeit doch, wie schön und feierlich das war, wie links und rechts Säulenpaar um Säulenpaar aus der Nacht sichtbar wurde und hervortrat, dunkle Riesen erst, die alsbald rein und leuchtend wurden wie in weißen Gewändern, während schon neue Säulen dunkelten, bereit, hervorzutreten, und auch diese erglühten und strahlten, alle ernsthaft von droben herunterblickend auf die kleine weiße, daher-

wandelnde Gestalt, die zierliche Silberlampe in der linken, eine Schale von gleichem Metall leise blitzend in der rechten Hand.

„Jetzt, nahe dem letzten Säulenpaar drüben, blieb sie stehn, erhob die Hand mit der Leuchte, blickte zu ihm herüber und fragte – es war ein Mädchen – mit sanfter Stimme: Ist jemand hier? –

„Er machte ein paar Schritte, fast schreiend vor Schmerz, da die Sohlen am Boden klebten, und stieß ein paar rauhe Worte hervor. Das Mädchen zauderte, glitt dann herbei, hielt, da sie kleiner war als er, die Lampe gegen sein Gesicht empor, und er sah, welch mitleidige Augen sie machte. Du suchtest wohl Obdach? – fragte sie freundlich. – Er bemerkte seine, aus dem zerrissenen Mantel vorgestreckten Hände, die sie gerade betrachtete, die grau und gelb waren und schrecklich anzusehn, habgierig, und: Was für Hände! sagte sie ergriffen, und dein Gesicht ist auch so! und das schwarze Haar, wie verwirrt und zottig! Du mußt entsetzlich müde sein, und es ist noch so weit zur Stadt, fuhr sie fort, aber hier bist du ja recht im Hause des Schlafs. Ich bin eine Dienerin von ihm, erklärte sie errötend, hier hab ich die Milch für die Schlangen. – Es sauste ihm in den Ohren, er hörte nichts und stürzte zu Boden. Gleich kauerte sie neben ihm, setzte das Licht auf den spiegelnden Estrich, riß Streifen von seinem Mantel, löste die Riemen der zerfetzten Sandalen, wusch die Füße nach kurzem Zögern mit der heiligen Milch und verband sie. Schließlich nahm sie den Mantel unter ihm fort, rollte ihn zusammen und schob ihnunter seinen Nacken.

„Er richtete sich nun auf, starrte mit blöden Augen in das Licht, lachte ein wenig und fing an, sie zu sehn. Weißt du, wer ich bin? – fragte er plötzlich. – Nun, gleich, sagte sie, wenn ich dir nur helfen kann; du bist ein Armer jedenfalls, sagte sie. Er mußte in ihr ernstes, ruhiges Gesicht blicken, bemerkte, daß die Augen schön braun waren und auch das Haar, wollte sich wieder legen und hörte im gleichen Augenblick draußen Geräusch von Füßen und Stimmengewirr. Er sprang auf.

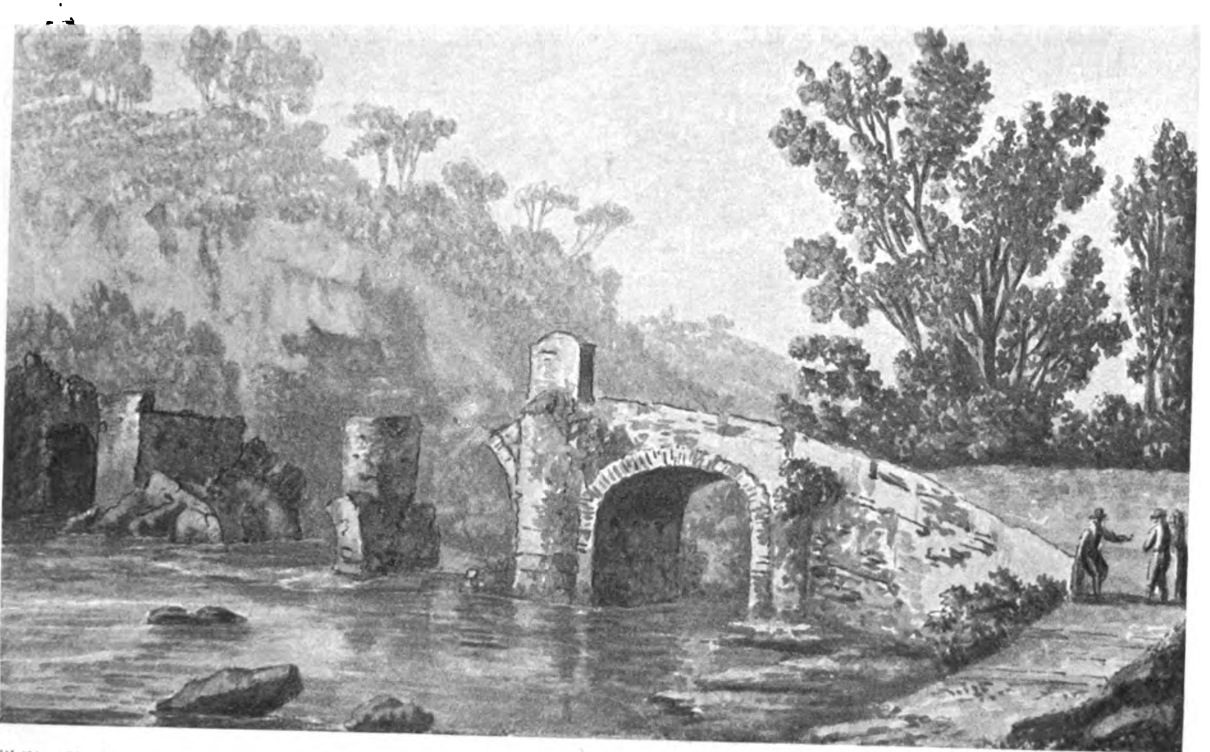
„Auch sie war aufgestanden und sah erschreckt, wie er dastand, gespannten Nackens, wütend, mit geballten Fäusten, wartend, lauschend mit Augen, Ohren, mit dem ganzen Leib. Dumpfe Schläge fielen gegen das Erz des Tors, er keuchte, Blut stieg ins Weiße seiner Augen, das Mädchen wich langsam, an seine Augen gefesselt, gegen die Tür zurück mit von sich gestreckten Armen und wiederholte mehrmals, angstvoll und eifrig versichernd: Niemand kommt herein! Niemand kommt herein! – Ist das gewiß? schrie er laut. Wie willst dus denn wissen? Weißt du denn, wer ich bin? Ich bin Orest! Weißt du, wer die draußen sind? Weißt du, was sie halten, sahst du ihre Dolche, ihre Fackeln, ihre Vipern? – Er brüllte. Herein! Kommt doch herein, ihr, wenn ihr könnt! Hört doch, ich bin drin! Ich, Orest, ich, der seine Mutter erschlug, ich! – Draußen erscholl Geschrei, die ehernen Flügel zitterten und bewegten sich, es krachte im Gebälk. Vor der im Lichtschein glühenden Erzwand stand das Mädchen, bleich, hinter sich ihren Schatten hochaufgereckt bis ins Dunkel, da die Lampe noch dicht neben den Füßen des Flüchtlings auf den Fliesen stand. Auf einmal kam

er mit stampfenden Schritten gegen die Tür vor, knirschend: Geh! sie sollen herein! ich bin das satt! ich will sie jetzt packen, ich will hier mit ihnen die Treppe hinunterkollern wie ein Knäuel von Panthern und Schlangen! – Das Mädchen packte seine Hände und rang mit ihm, er schleuderte sie weg, doch sie kam wieder, warf sich an ihn, umschlang ihn, sie keuchten, schließlich erlahmte der Mann und fiel langsam zusammen, während sie mit fliegenden Gliedern zur Tür zurückjagte, sich gegen die Fuge in der Mitte preßte, schlank wie ein Baum, als wollte sie hinein, sie zu verstopfen. So glitt sie langsam auch zu Boden und hockte dort, großäugig.

„Nur die Stöße seines Atems waren hörbar, auch draußen war es still. Ruhig stieg die vorher hin und her gescheuchte Flamme der silbernen Leuchte. Plötzlich aber sank sie in sich zusammen, wie auf Befehl, zu einem roten, glimmenden Funken, und während ein unendlich leises Flügelrauschen durch die Finsternis hinzuschweben schien, sank von hoch oben eine ernste, klare, langmütige Stimme hernieder und verhallte in alle Fernen des Hauses:

> Schlaf, Mensch, so schlaf! Auch die Verfolgerin,
> Auch die Erinnye schläft.

Wieder war alles still. Orestes lag ausgestreckt, so lang er war, die Arme überm Kopf fortgeworfen. Da schien das Tor sich zu bewegen, das Mädchen sprang auf und eilte zu ihrer Lampe, die einige Pulsschläge lang wieder in ihrer früheren Größe aufgerichtet stand, aber nun langsam erblaßte, denn die Torflügel falteten sich langsam auseinander, und draußen war das Mondlicht. Da war die Treppe, breit und schneeweiß, die Ebene, schattenlos,



Philipp Hackert: Ruine einer Brücke

dunkel und doch erhellt vom unsichtbaren Mond in der Höhe, und jetzt sah Orest, das Haupt erhebend, daß neben der ersten Säule der Vorhalle über den Stufen eine dunkle Gestalt im Schatten hockte ganz still; und als er hinunterblickte, entdeckte er eine zweite mitten auf der Treppe, ruhend wie eine Schlafende, ganz unten aber die dritte, hell im vollen Licht, in sich gesunken, im Schlaf.
„Orest stützte sich auf die Arme und stand auf. Sein Gesicht zuckte, als ob es in Weinen zerbrechen sollte, sein Haupt schwankte, er ging mit schweren Schritten zur Statue des Gottes und sank dort hin, den Rücken gegen das Postament gelehnt. Stracks durchdrang unbeschreibliche Müdigkeit magisch seine Glieder; sie lösten sich auf in Wonne der Schlaftrunkenheit, ein sanftes Prickeln bedeckte seine Seele wie ein vergehender Schaum, – so verging sein Leib. Er schluchzte tief, er sank tiefer in sich, er öffnete noch einmal die Lider, als müsse irgendwo etwas sein, nach dem noch hinzublicken sei, doch sah er nichts mehr als einen nächtigen Lichtschein, dann – ging ein Schritt? rauschte Gewand? – nur noch Finsternis, aus der eine Schattengestalt von fernher zwischen dunklen Wänden nahte und stillhielt. Er erkannte zwei dunkelsilberne Fittiche, zwischen ihnen den Schatten eines braunen Antlitzes und ein bläuliches Lächeln von Augen. Da fielen ihm die seinen zu, und er schlief."

Jason schwieg. Im Zimmer stand jetzt die Dunkelheit, nur im höchsten der offenen Vierecke war der noch helle Himmel zu sehn; die Bäume rauschten im Dunkel unsichtbar; vor dem Fenster waren die lichten Gesichter

der drei, ganz weiß das Jasons mit den schwarzen Flecken der Augen, ein wenig dunkler das Esthers, Margas ganz matt, kaum sichtbar über den andern. Wie Jasons Hände im Schoß ausruhten, so auch Esthers linke, während ihre rechte die Hand der Freundin gefaßt hielt, die über ihre Schulter herabhing. – „Soll ich Licht machen?" fragte Marga nach langer Zeit. Niemand antwortete. Aus dem Hintergrund scholl ein leichtes Pochen; der Maler klopfte seine Pfeife aus. –

„Es ist doch nicht zu Ende?" fragte Esther.

„Ich weiß nicht." Jasons Schultern bewegten sich. „Das Antlitz der Eumenide erzählt eigentlich nicht mehr. Oder doch?"

„Und wie kam das Mädchen in deine Geschichte?"

Der Maler sagte aus dem Dunkel: „Sie haben von Schlangen gesprochen. Verwechseln Sie das nicht mit Asklepios?"

„Vielleicht," erwiderte Jason leicht, „obgleich ich persönlich überzeugt bin, daß die Schlange auch dem Schlaf heilig ist wegen seiner heilenden Kraft. Überdies ist die Schlange dasjenige Tier, das fast immer schläft, und schließlich dachte ich mir auch etwas Besondres dabei. Wie geht es aber weiter?"

„Ich sehe noch etwas", fuhr er leise fort. „Ich sehe dies Marmorhaupt der Schläferin. Wer hat es gesehn? Der es gemacht hat, muß es gesehn haben, oder einer hat es ihm beschrieben. Orest vielleicht? Wann sah denn er es?" Esther schlug vor: „Morgens früh, als er weiterging."

„Sieh, Esther, was für richtige Sachen du denkst! Ja, da muß er es gesehen haben. Er erwachte vor Sonnenauf-

gang, erquickt und gestärkt. Die Ebene lag unter weißen Nebeln wie eine stille See, und –"
„Und das Mädchen, die Priesterin?" fragte Marga.
„Sie ist fortgegangen. Orest will nun gehn, spricht sein Gebet, da sieht er beim Hinaustreten, daß die Erinnyen noch dort sind und schlafen. Eilig will er vorüberschleichen und tuts, an der ersten, der zweiten, aber wie er unten bei der dritten angelangt ist, da ging inzwischen die Sonne auf, und er sieht ihr Gesicht, und daß sie braunes Haar hat, das ihn an andres Haar erinnert. Da bleibt er nun stehn und sieht ihr leise glänzendes Gesicht, wie ernst es ist, kaum lieblich und doch schön, die Brauen streng und groß, und daß sie unschuldig ist, wenn sie schläft, trotz der erloschenen Fackel neben ihrem Fuß, trotz des Dolches, den sie an die Brust drückt, und er kann sich nicht abwenden und redet leise Worte in die Höhlung ihres Ohrs, in den seltsamen Eingang zu der schlafenden, inneren Welt, indem er sich fragt, ob sein Flüstern wohl eindringe und drinnen zur Gestalt eines Traumes wird, die leuchtet, so daß die Wände der dunkelgoldenen Seelenhalle davon glänzen, oder vielleicht wie die freundliche Silberfigur des Gottes auf der Lichtung inmitten des dämmerweißen Säulenhains. Plötzlich – was erschrickst du?"
Esther, die leicht zusammengeschaudert war, schüttelte abwehrend den Kopf und sagte: „Nur die Fledermaus... nur weiter!"
„Plötzlich", fuhr Jason fort, „erblickt er den kleinen Kopf einer Viper, die, ins Haar versteckt, auch dort schlief die Nacht und nun hervorkommt bei der Wärme des Tages. Er wendet sich eilig und flieht."

„Und dann?“ fragte Esther.
„Dann bleibt er nach ein paar Schritten noch einmal stehn und dreht sich zurück und sieht, daß sie sich aufgesetzt hat. Sie hebt die Arme und lächelt zu ihm; ihre Augen, erst noch geschlossen, öffnen sich schlaftrunken, sie stammelt, ihr Gesicht glüht über und über vom Sonnenaufgang, er starrt hin, da sinkt sie wieder zusammen, fröstelt, tastet nach einem Gewandzipfel und entschläft.“

Es schien nun still bleiben zu wollen im Raum. Marga erhob sich, trat an ihren Ausguck und sah im Dunkel den Horizont besteckt mit den Lichtern der Stadt, darüber die ersten, weißlichen Sterne im Raum. Vernehmlich rauschte das Wehr in der Ferne.
Esther hatte ihre zusammengefaltete Stickerei wieder auseinander genommen, die Farben leuchteten noch matt im Finstern, sie strich glättend mit dieser und jener Hand darüber und sagte endlich:
„Ich sehe noch etwas. Da ist solch ein Wiesental, so bunt, wie dies hier am Tage ist, und – ich kann das nicht beschreiben, es ist etwa so wie auf Böcklins Bild, eine kleine blaue Quelle, die sich durch die Blumenböschungen schlängelt, herab von einem Hügel unter großen, schattigen Bäumen. Und dort liegt Orest und –“, sie stockte.
„Nun?“ mahnte Jasons unermüdliche Langmut, „was tut er dort? Ja, das weißt du nicht? Vielleicht meinst du, er wartet. Ja, am Ende wartet er.“
„Oder auch nur, weil es so schön dort ist . . .“, sagte Esther, mit einem kleinen Seufzer.

Über ihnen klang Margas immer noch ein wenig matte Stimme, doch sehr gütig: „Als ich von den Toten wiederkam, die ich doch schon so nahe gesehn, durfte ich auch wieder in den Garten, nach all den schlaflosen Nächten, und das war gut. Freilich," setzte sie mit dunklerer Stimme hinzu, „sie stehn immer hinter uns." Und fast hart: „Sie sind ja die Unentrinnbaren."
Eine Weile wars wiederum still, dann begann Jason:
„Ich glaube, daß er wartet. Er hat sich des Lächelns der Einen erinnert und beschlossen, sie zu erwarten. Er will sich zu ihren Füßen hinwerfen und bitten, daß sie ihn manchmal schlafen lassen. Er denkt, daß sie das nicht werden abschlagen können. Er fühlt sich so neu, kräftig und zu allem bereit, wenn nur etwas Hoffnung da ist.
„Und dann kommen sie nun. Ihm gegenüber ist der Tannenwald, aus dem der Weg hervorkommt, dem sie nahen, und die Jüngste geht voran. Er hält sich hinter einem Felsblock verborgen und sieht, wie sie nacheinander hervortreten und erfreut scheinen von der anmutigen Gegend. Zwei von ihnen legen sich im Tannenschatten ins Gras, aber die eine kommt bis zum Bach, kniet hin, legt Fackel und Dolch neben sich, bespiegelt sich und lächelt sich an. Da übermannt es ihn, und er tritt hervor.
„Wie er herabkommt, sieht sie auf und erschrickt. Sie greift nach ihren Waffen und erhascht den Dolch und springt auf, sieht ihn an, und da erkennt sie ihn nun; ihn, den sie ja zuvor nie, nur in jenem Augenblick des halben Wachens oder im Traum gesehn hat. Er sieht wohl schrecklich aus, in seinem grauen, zerfetzten Mantel,

mit dem wirren, schwarzen Haar und dem gelben, eingeschrumpften Gesicht, aber seine Augen strahlen seltsam, und sie muß lächeln und streckt wieder die Arme aus, seufzt und stammelt etwas und – was geschieht nun?

„Jetzt sieht er auf einmal alles schwarz umher werden. Schwarz jede Blume, schwarz das Gras, schwarz die Tannenwand, schwarz wie Marmor den Quell und schwarz den Himmel. Aus der Erde schauert es eisigkalt, und es durchschaudert sie. Sie windet sich seltsam, als werde sie unsichtbar ergriffen und nach unten gezerrt, ihr Lächeln, wie etwas Erdrosseltes, stirbt, sie öffnet die Lippen, will schreien, da fühlt sie, daß sie hinunter muß, sie verzweifelt, sie zuckt, da erblickt sie ihren Dolch, sie ringt sich noch ein Lächeln ab, erfaßt eine Strähne ihres braunen Haares, sie schneidet zu, sie trennt die Locke, sie wirft sie gegen sein Gesicht hin, das ihr noch glänzt. Langsam nun, blaß und blässer, wie ein farbloser Regenschauer, gleitet sie hinunter in den schwarzen Quell; ihre Füße, ihre Hüften, ihre Schultern verschwinden, noch schwebt ihr schmerzliches Gesicht, lächelnd mit einer späten Qual, über dem Schwarzen und erlischt darin.

„Hades rief sie hinunter. Sie hatte vergessen, wer sie war, vergessen den Haß und Tartaros, ihren Ursprung; da zog er sie zu sich herab. Und er –

„Er warf sich über die Stelle hin, wo sie versunken war, griff in die Flut und – nun, Esther?"

„Er faßte – er erfaßte die großen Büschel schwarzer Iris, die rund herum aufgeschossen waren, und –"

„Und es ward langsam wieder hell um ihn, alles ward wie vorher, dort aber, wo der Weg in die Tannenwand schwindet, haben sich die beiden Schwestern aufgestellt, gleichmütig, gegürtet, abwartend.
„Er aber, schwer aufstehend, gewahrt einen braunen Falter, rostrot glänzend im Sonnenlicht, der gegen ihn fliegt, seinen Mund berührt und zurückbebt und davon und wieder heran und über seine Stirn hin und wieder fort und noch einmal heran, einen Kreis windend um seine ausgestreckte Hand und jetzt fort, auf und nieder, hierhin und dorthin schaukelnd, den Weg hinab und zwischen den Tannen fort. Er aber, wie an einem goldenen Faden nachgezogen, folgt, ein wenig staunend, ein wenig lächelnd, sich vergessend. Er sieht die Schwestern dastehn, er will zwischen ihnen hindurch, er erschrickt, es stehen da zwei schweigsame Fichten links und rechts vom Wege, ernsthaft, auf ihn herunter sehend, dieweil vor ihm das rostrote Blatt in der Sonne im Tannengang leuchtet, und er folgt."

Obwohl Jason schwieg, schien es den andern, als halte er nur inne und bedenke die kommenden Worte. Schließlich fragte die Stimme des Malers aus dem Finstern: „Ist das alles?"
„Die Erinnyen sind ja fort", sagte Jason, während gleichzeitig Esther ein tief ungläubiges „Oh nein!" hervorstieß.
Jason schwieg und sagte nach einer Weile leise: „Kinder! Was denkt ihr denn nun?"
Esthers Gesicht, der weiße Schein davon, war verschwun-



den; an ihrer Stimme konnten die andern hören, daß ihre Hände davor waren; sie bat:
„Mach ihn heil, Jason! Die Wunden von ihren Dolchen werden wieder aufbrechen, und das Gift ... Mach ihn ganz heil!“
Und auch Marga erklärte mitleidsvoll: „Er war doch unschuldig. Daß er die Mörderin seines Vaters erschlug, das war fromm, und die Götter wollten es. Ich meine –,“ sie rang mit den Worten, „es gibt Sünde und Sühne, Bös und Gut, aber es ist nichts einzeln davon, eines wohnt immer im andern, und Orestes büßte lange und wurde schließlich befreit –, wenn ich mich recht erinnere ...“, schloß sie zaudernd.
„Es kommt vor,“ hörten sie den Maler von fern, „wenn ich ein Bild machen will, daß ich meine, es müßten zwei gemalt werden. Nicht wegen der Stimmung in der Natur oder so, sondern –, etwa, wenn ich einen Kranken malen wollte, so müßte ich auch einen Gesunden machen, damit man sieht, was all das heißt. Allerdings,“ setzte er, sich räuspernd hinzu, „das darf nicht sein, obgleich ich mich einmal nur schwer entschließen konnte, denn“, schloß er bedachtsam, „Kunst ist für sich und gibt Gesetze.“

„Orest kam nun,“ fuhr Jason fort, als habe er allen Bescheid erhalten, „Orest kam nun am neuen Abend wieder zu einer Treppe und zu einem Tempel. Schön leuchteten sie beide von weit, Stufen, Säulenreihn und farbiges Dach, und der Weg war nicht gut gewesen, alle Wunden brannten wieder, auch die Füße, und oft mußte er stehen

bleiben, wenn er hinter sich das alte Zischeln und Raunen zu hören glaubte, auch begriff er nicht, weshalb er hinter diesem schaukelnden Blatt einherging. Nun aber sah er die Treppe und erkannte sie gleich, auch das Mädchen, das auf der untersten Stufe saß, gebückt, als betrachte sie etwas in ihrem Schoße. Wie er näher kam, schaute sie auf, und da sah er den Falter mit Heftigkeit gegen ihre Lippen fliegen, worauf er augenblicklich verschwunden schien. So ging er auf sie zu, die still saß und ganz wenig lächelte.

„Was tust du hier?“ fragte er, indem er bemerkte, daß sie ihre Silberschale voll Milch mit beiden Händen im Schoß hielt. „Still!“ sagte sie, „bleib ruhig stehn! Sie müssen gleich kommen.“ Und sie pfiff ganz leise zwischen den Zähnen. Alsbald raschelte es im Gebüsch neben dem linken Treppenkopf, und zwei Schlangen, so lang wie ein Arm jede, die eine dunkelbraun, die andre dunkelblau schillernd, kamen hervor, glitten herbei, kletterten links und rechts von der Sitzenden die Stufen empor und begannen von der Milch zu schlürfen. „Erkläre mir dieses!“ sagte Orest.

„Dies“, erklärte das Mädchen, „sind die heiligen Schlangen. Zwei Schlangen trägt der Gott des Schlafs, eine giftige und eine gute. Die giftige träufelt bösen Seim auf das Herz der Bösen, die gute aber ringelt sich über dem Herzen der Guten zusammen und macht es kühl.“

„Oh,“ sagte er enttäuscht, „so gibt es doch Böse und Gute!“

„Jeder,“ sagte sie leise, „jeder ist jedes zu dieser und jener Zeit.“



„Und eine von diesen ist also giftig?" fragte er. „Diese nicht," sagte sie lächelnd, „sie stellt ja nur eine giftige vor." Orestes beugte sich, um die braune zu streicheln, da zückte ihr Kopf empor, und schon hing sie an seiner Hand. Schnell packt er mit der Linken in das Haar des Mädchens, bog ihren Kopf zurück und schrie: „Jetzt erkenne ich dich! Du bist –" Da er einhielt, sagte sie leise, den Kopf zurückbiegend, um seinen Griff zu erleichtern: „Wer soll ich denn sein?" Und während er noch, heftig atmend, die Zähne in der Lippe, in dies Antlitz starrte, das ihm gar zu ähnlich dem andern schien, das versank, hörte er sie, auf die Schlange deutend, flüstern: „Sieh doch, sie saugt ja!" Plötzlich fühlte er eine rieselnde Erleichterung durch seine Glieder strömen; wonnig aufgelöst stand er und blickte auf das Tier herab, das von seiner Hand hing wie ein brauner Riemen, glaubte zu sehn, wie die Wunden seiner Füße sich schlossen, seine Brust sich schloß, und stammelte endlich, halb lachend, halb schluchzend, seine Worte von vorhin: „Erkläre mir dieses, Kind!"
Sie nahm seine Hand aus ihrem Haar, gab sie ihm zurück und sprach:
„Zwei Schlangen, Gastfreund, eine giftige, eine gute. Hast du nie gehört, daß alle Dinge verschwistert sind? Vielleicht war ich selbst eine Schwester und habs nicht gewußt. Ja, vielleicht bin ich eine Schwester von der, die du – sieh", unterbrach sie sich.
Die Schlange, auf die ihre Augen wiesen, war heruntergefallen, lag einen Augenblick still, ringelte sich ein paar Schritte hinweg, rollte sich zusammen und lag in der

Sonne, blinzelnd. Die andre aber schlich herbei und legte sich schön darüber, so lang sie war.
„Ich glaube," schloß Jason mit Bedacht, „Orest konnte jetzt zu der Gottheit hineingehn, um zu zeigen, daß er rein war."

Lange Zeit saßen sie schweigsam. Dann hörten sie, daß der Maler aufstand und gegen etwas im Dunkel stieß. Und dann hörten wohl nur Marga und Esther Jason sprechen, kaum vernehmbar leise:
„Wenn wir jetzt Licht machen, und jemand, der vielleicht unten steht, sieht den sanften, grünen Schein unseres Fensters hier oben, der weiß nichts von den drei Gesichtern und von den Leben und den Schicksalen, die wir sind, sondern –" Seine Stimme erlosch, und als sie ihn gleich darauf wieder sprechen hörten, schienen es ihnen Verse zu sein, doch vernahmen sie, ein jeder in sich selber versunken, nicht mehr davon als eine ferne Musik ohne Worte. Bald darauf stand Marga auf, ging zwischen Esther und Jason hindurch zur Wand und drehte die Kurbel für das Licht; als es aufflammte, kniffen sie alle geblendet die Augen zu, und Esther sagte, die Handrücken gegen die Lider drückend: „Aber Jason, nun sind es doch vier Schwestern gewesen, davon drei böse und nur eine gut!"
Indem ging Marga schon durchs Zimmer, öffnete die Tür, wandte sich noch einmal, grüßte müde und gütig und verschwand. Auch Jason schien zu lächeln, sagte aber nichts, und so trat denn Maler Bogner, der älter war als sie alle, auf das Mädchen zu, legte eine Hand auf ihren Kopf und sagte freundlich:

„Das Gute, Esther, ist doch immer in der Minderzahl.“
Sprachs, nickte und ging hinaus. Esther folgte still, als letzter Jason, der gute, der das Licht wieder löschte.

Die Verse aber, die er gesprochen hatte, lauteten folgendermaßen:

O Nacht! o Tiefe! Drunten auf den Stufen,
Du weißt es, schläft die Eumenide nun ...
Noch ist die Gottheit leise anzurufen,
So wird dir, was du sehntest: du wirst ruhn.

Die Säule klingt; die dunkle Wölbung schwindet;
Gestirne wandern über Wäldern fort. –
Blick hin: Er steht schon längst im Dunkel dort,
Schlaf deiner Kindheit, der dich wiederfindet.

ALBERT VERWEY / VIER GEDICHTE

Nach allen Seiten glänzt mein Niederland
Gleich einem blumenreichen Gartengrunde
Mit blonden Hügeln in zärtlichem Bunde,
Und Äcker, prangend neben Silbersand.

Und wie mich Wind umspielt am Dünenrand,
Seh ich die Dörfer, glaub die Stadt gefunden
Und fühl das Meer mich und das Land umrunden,
Hör Wogen bäumend brechen auf dem Strand.

Und endlos hoch wölbt sich der neue Himmel,
Den jährlich Frühlingsfarb' und -Sang entfacht
Mit Spiel von Sonn' und Wolk' und Dampfgewimmel.

Und wieder thron ich ob der alten Pracht,
Aufs neu entzückt, auf meinem hohen Schemel,
Dichter, der ich mein Land das schönste acht'.

KIRCHE CHRISTI

I. JESUS

Im Kirchenfenster Heilige – blühend bunt –
Schweben zu Gottes und zur Mutter Thron.
Die Wolken sind den Füßen sichrer Grund,
Das Paar lockt sie ins Blau mit goldner Kron'.

Doch Gold und Blau und Wolk' und Paar sind dunkel –
Sie selbst gehn grau durch ihre farbige Nacht –
Wenn nicht von Sonne draußen Goldgefunkel
Bricht durch die Farben und in Wolken lacht.

So durch die Mär von Bildern und Gedanken –
Dir lieb – aus der an sich kein Leuchten winkt,
Glänzt sonnige Gestalt still ohne Wanken:
– Jesus – und das Gewölbe deines Herzens blinkt.

II. MICHAEL

Er stand im Niedergehn des Abends: gelb
Und grün umglühten traumhaft das Gehöft,
Das fahl verdämmernd vor der Neige lag.
Er stand im Dunkel des Gemachs, das Aug'
Nicht wendend nach dem einzgen Fenster, offen –
Ganz flüchtig nur – hoch ob der Erde, fern
Von Mensch und Haus, und wie ein Mondstrahl blinkt'
Aus schwarzer Wolk' von Kleid und Haar das Antlitz.
„Das Wort! Das Wort!" – Die Lippen murmelten.
„Sein Wort, gedeutet vom verlognen Volk

Als Buch der Lämmer – streitbar just wie keins –
O fänd ich Sprache, die das Volk versteh' – –."
Sie aber, die wie Mondschein war, der treibt,
– Silberne Einsamkeit – auf Berg und Meer –
Entfacht die Kerzen, die um Christi Bild
Huldigend standen, und im Glühen glänzten
Sie, reinste Jungfrau, Freud' auf heller Stirn,
Streitbar wie keiner, Gottes Feldherr, Er.

NOCTURNE

Verdämmert sind die Tage und die Nächte,
Drin ich nach Weisheit forschte und nach Frucht,
Und durch die Höhlen voll verborgner Prächte
Loht andre Glut aus jeder neuen Schlucht.

Gleich Gnomen, die durch Gang und Schächte schlichen,
Zum unterirdischen Aderglanz gebeugt,
So sank ich, bis die letzten Schleier wichen
Von Wundern, die uralter Abgrund zeugt.

Nicht mehr Unendlichkeit schaut prunkend nieder,
In Mütter-Mitte bricht der Strahl nun ein,
Nicht mehr Gewieg von fliegendem Gefieder,
Doch Herzgold schier und schwer gleich einem Stein.

NACHT VORM PANTHEON

Birgt dein Gewölbe, steinerner Koloß, das Grabmal
Der beiden:
In einem engen, blinden Gange nebeneinander
Frostig, finster und starr, die Gräber:

Dessen, der spöttisch das Tor zur Vergangenheit sperrte,
Dessen, der lebenslang Kind, Garten der Zukunft erschloß?
Funkelt Voltaire in dem Dunkel? Oder wellt im Düster verborgen,
Im Tränengeträufel und schimmernden Lächeln, Rousseau?
Horch: Mitternacht tönts aus dem Turm. Auf entfernterem Pflaster
Stirbt eines Pferdes Hufschlag und Schellengeläute nun aus.
Schlafen soll ich hier oben. Schlafen? Jahrhunderte schlafen
Wohl unten, doch ewig wacht, über den Zeiten, das Wort.

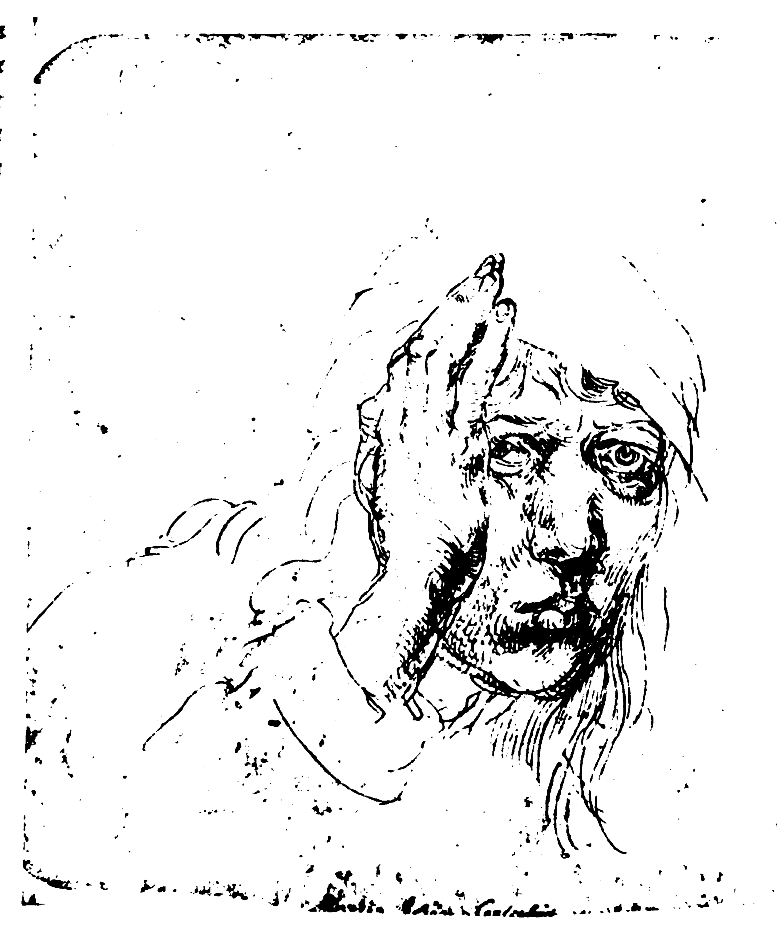
Übertragen von Paul Cronheim.

ARTHUR VAN SCHENDEL / AUS „DER BERG DER TRÄUME“

„NICHT ihr Bild, sondern sie selber,“ wiederholte er immer wieder flüsternd, während er den steilen Abhang des Hügels hinunterkletterte, er wollte nicht hinaufschauen, wo die Bilder waren, geradeaus spähte er, sie unausgesetzt heiß herbeisehnend, die Prinzessin, die er nie gesehen hatte und die ihm dennoch das Allerliebste war. In seinem Innern zitterte etwas Dunkles, vor dem ihm bangte. Kleine Geißblattranken, die von den Bäumen herabhingen, streiften seine warmen Wangen und erinnerten ihn an die Finger des kleinen Mädchens, dann lächelte er und fühlte sich erleichtert von der drückenden Hitze in seinem Kopf, von dem Trieb in seinen

Beinen. Aber er wollte sich nicht zerstreuen lassen und wich darum dem hängenden Laub aus. Und immer tiefer stieg er, bis sich die Helle des Lichtes völlig hinter einem Dunst verborgen hatte, und dort wucherten stellenweise die Pflanzen so üppig, daß er kaum darüber hinwegsehen konnte, er mußte bedachtsam gehen, um sich nicht darin zu verirren. Während er weiterlief, bald nach rechts, bald nach links, betrachtete er immer wieder staunend die reinen Formen und Farben der Blätter an den langen Pflanzen, niemals hatte er früher beachtet, wie schön die wachsenden Dinge sind. In kleiner Entfernung folgte Alfrade seinen Fußspuren, doch sah er sie nicht.

Und als er ein Weilchen ruhiger gelaufen war, aufmerksam da, wo der Boden sich senkte, den Weg suchend, schrak er heftig zusammen vor einem Schmetterling, der vor ihm aufflatterte. Es war ein brauner Falter, der in launischen Windungen näher kam und dann plötzlich wieder aufstieg, zartfarbig und behende, und in zitternder Erregung folgte ihm Reinbern, denn wenn seine Augen auch sahen, daß es nur ein Schmetterling war, so wußte er doch, daß es auch etwas anderes sein konnte, etwas Liebes in anderer Gestalt, wer konnte es nicht alles sein...? Was gab er um die Gestalt, wenn sie es wirklich selber war? Und er forschte mit ganzer Kraft und Festigkeit seines Willens, und wirklich gewahrte er hin und wieder den Glanz ihrer Augen, die Güte ihres Lächelns, ihre Atembewegungen, dort, wo der leichte Schmetterling, die Atalante, vor ihm auf und ab taumelte. Heftiger bog er die Pflanzen zur Seite und lief schneller hindurch, so daß er oft nach seinem Hut greifen mußte, um ihn



Albrecht Dürer: Zeichnung

nicht zu verlieren. Obschon das klare Licht von vorher verschwunden war, sah er deutlich hin und wieder da, wo der Schmetterling gewesen war, ein schüchternes, sinnendes Gesicht, dann wurde ihm das Herz im Innern groß und warm, doch stieg immer wieder der leise traurige Gedanke in ihm auf, daß es ein Gesicht war, wieder ein Bild, dem er folgte. Und als dieser Gedanke ein paarmal wiedergekehrt war, fing er an zu schmerzen. Er blieb stehen. Und er dachte nach, so tief er konnte, und nun wußte er ganz gewiß, daß dies neue Gesicht, so sehr es ihn auch entzückte, nicht das der Prinzessin sein konnte und auch nicht das des Mädchens, das immer flieht. Es war das Gesicht eines Knaben. Er seufzte, er zögerte. Hinter sich an der Erde sah er ein Rosenblättchen liegen, das von seinem Hut gefallen war. Schnell hob er es auf. Die Rose wird verwelken, erinnerte er sich. Aber als er drüben noch mehrere liegen sah, bis weit zurück, fühlte er wieder, wie ihn die heimliche Trauer im Herzen durchbebte. Und ohne die anderen aufzusammeln, kehrte er sich um und lief weiter in der Richtung, in welcher der Schmetterling verschwunden war.

Auf einem Abhang, wo sich ihm wieder weite Aussicht über das Land bot, lag unter ihm im Schatten ein tiefes Tal, dort wuchsen hohe Bäume, und viele Blumen streuten sich farbig über die grüne feuchte Erde.

„Im Schatten muß ich suchen, dort, wo es dunkel ist," dachte Reinbern. Er sah Alfrade nicht, obgleich sie dicht bei ihm war und ihm bedeutete, still zu sein.

Bis über die Knie reichte ihm das üppige Gras, durch



das er hinabstieg, und dabei lauschte er der Stimme, die in seinen Gedanken summte, von der Prinzessin, von dem Mädchen, von allem, was er suchte, und von der stillen Berghalde, welcher er zueilte. An den Blumen ging er langsamer vorüber und blieb oft stehen, um sie gut zu beschauen, und dachte dabei: „Gewiß ist doch die Blume etwas anderes als die Form, die Farbe, die ich sehe." Und je aufmerksamer er ihr ins Herz blickte, dort, wo das verborgene Innere sein mußte, gerade über dem Stengel, um so deutlicher fühlte er in jeder Blume etwas von dem Wunder, das er suchte. Mit geschlossenen Augen streichelte er die Blume, und ganz leise, fast ohne es zu wissen, brach er den Stengel, um ihre Lieblichkeit dichter bei sich zu haben. So füllten sich bald seine Arme mit dem Duft der schmachtenden Vergißmeinnicht, der zarten Malven, mit zierlicher Winde, zitternden Glöckchen und Veilchen, die immer ihren innigsten Atem geben wollen. Und als er so viel Blumen gesammelt hatte, daß er die Hände nicht mehr ausstrecken konnte, um noch mehr zu pflücken, sah er sich nach einem Platz um, wo er sich hinsetzen konnte. Ganz in der Nähe hörte er ein plätscherndes Rauschen, und als er dorthin lief, entdeckte er ein schnelles funkelndes Gewässer, das schäumend über Steine sprang und tiefer stürzte auf andere Steine. Er lachte über die klatschenden sprühenden Töne, lief trippelnd umher und drückte den lichten Schatz fester an sich, denn in ihm war solche Sehnsucht, und es war niemand da, den er liebkosen konnte.
Doch schließlich, obgleich er noch zappelte und ungeduldig war, setzte er sich ans Ufer, die Blumen neben

und hinter sich, er wollte nun ungestört darüber nachdenken, was das Allerliebste war. Die Gedanken erzeugten sich so schnell und ungeordnet aus der Dunkelheit, daß er sie nicht auseinanderhalten konnte, sie waren wie die Tropfen, die an den Steinen aufspritzten, fielen sie in den Strom, so konnte Reinbern nicht mehr sehen, wo sie waren. Die Prinzessin war das Liebste, aber wie war die Prinzessin? Er wußte nichts von ihr als ihren Namen. Und das Mädchen, das immer flieht, war sie das Gesicht, das er im Walde gesehen hatte und dann noch einmal auf dem Hügel der Bilder? Oder war es das Knabengesicht, das dort erschien, wo der Schmetterling gewesen war? Sie mußte wohl sehr lieb sein, denn ihre Augen waren wie die seines Schwesterchens von damals, und das hatte er doch am meisten geliebt, er fühlte sich groß wie ein Mann, als er an sie dachte. Dann wurde es in seiner Brust so ruhig wie in einer Kirche, wenn die Lieder gesungen sind und die Sonne durch die Fenster scheint.
Drüben auf einem wiegenden Stengel von Schilf saß der braune Schmetterling. Guckte er auch, wohin das Wasser floß, und dachte er auch? Wonach mochte sich der Schmetterling sehnen?
Das kleine Mädchen glich auch seinem Schwesterchen, mitunter sah er es an ihren Haaren oder wenn sie die Hände bewegte, und manchmal hörte er es in ihrer Stimme, wenn sie flüsterte oder etwas sagte. Wonach er sich am meisten sehnte, das sah er in allen, die er liebte, das war allen gemeinsam, und das wünschte er sich, nur das.
Hinter ihm säuselte Alfrades Stimme: „In unendlichen



Dingen gibt es keinen Unterschied mehr. Die Prinzessin hast du nie gesehen, die wunderliche Psyche kennst du auch nicht, und die andere, an die du so viel denkst, siehst du nicht mehr. Auch das kleine Mädchen ist nicht mehr bei dir. Was du mehr als nur zu sehen wünschst und dicht bei dir haben möchtest, sind die Dinge, die kein Ende haben – o mein Kopf! Ich sehe dich, mein Knabe, und ich sehe das Wasser, das weiterfließt, und ich sehe drüben den Schmetterling. Der Schmetterling war einmal eine Königstochter, die nur sich liebte, sie wurde dann in einen Schmetterling verwandelt und sehnt sich nun immer. Wonach? Das Wasser strömt unaufhörlich. Wohin? Hier sitzt ein Knabe, der einsam in seinen Gedanken, in seinem Innersten sucht. Aber was?"

„Was? was?" flüsterte Reinbern vor sich hin. Er griff eine Blume, hielt sie dicht vor die Augen, weil es nur wenig Licht gab, und warf sie dann ins Wasser, das sie mit sich forttrug. So tat er auch mit den andern Blumen, mit einer nach der anderen, lächelnd, ohne zu zaudern. Als er der letzten nachgeblickt hatte und sah, wie sie verschwand, sagte er zu Alfrade mit festem, entschlossenem Blick:

„Es ist alles dasselbe, die Prinzessin oder sie, die flieht, die andere oder das Mädchen, ein Vergißmeinnicht oder ein Veilchen, es ist alles dasselbe, alles dasselbe. Nicht sie suche ich, sondern das Liebste, was in ihnen ist. Ferner, ferner muß es sein, in den Tiefen. Das Allerliebste will ich, weil es das Allerliebste ist. Ich muß."

Er stand auf, seine Augen glänzten. Ängstlich sah

ihn Alfrade an, sie kniete nieder und hob flehend die Hände.
„In den Tiefen ist Gefahr! O geh mit mir, ich werde dich zurückbringen zu den Orten voll Sonne und Musik, ich werde alles für dich finden, o geh nicht ins Dunkel!"
„Ich muß," antwortete er. Drüben auf der anderen Seite sah er den Schmetterling aufsteigen und übers Wasser flattern, nun lief er, hüpfend wie der Fluß, am Ufer weiter, denn der Boden war weich und senkte sich. Alfrade folgte.
Aber je weiter er vordrang, um so dichter und höher wurde das schwere, glänzende Gestrüpp, um so ferner und undeutlicher der Schatten. Doch wurde es ihm nicht schwer, am Ufer zu bleiben, denn er konnte die Zweige leicht zur Seite biegen, ohne die Augen von dem rauschenden Bach abwenden zu müssen. Dort trieb ein veilchenfarbener, dünner, warmer Dunst, auf dem ein gleicher Widerschein lag. Und wo der Dunst wieder verschwand, sah er auch im Wasser eine düstere satte Glut, ein blaues und violettes Funkeln war in den einzelnen aufspritzenden Tröpfchen, und das melodische Rauschen des Wassers klang wie ein fernes, undeutliches Rufen, so wie er es wohl mitunter vor dem Einschlafen hörte. Erschauernd blickte er auf. Dann sah er gleich darauf zur anderen Seite und nach den Bäumen links neben ihm. Und die Hand auf die Brust gepreßt, blieb er stehen. Die Bäume ragten so hoch, daß er durch das Gewirr von Zweigen die Wipfel nicht sehen konnte. Das gegenüberliegende Ufer war nur ein steiler Felsen, rauh und rostig, stellenweise mit schwarz glänzendem Moos bedeckt, und

oben darüber, ganz oben, hob sich die fahle Mauer über die Bäume. Ununterbrochen klang durch die stille Dämmerung das Rauschen des Wassers, als sänge ganz in der Ferne ein Chor bekannter Stimmen einen jauchzenden Gesang. In Reinberns Brust wurde es warm wie an einem schwülen Sommertag, wenn die Sonne im Laub brütet. Er streckte die Hand aus, um die Luft zu greifen, und sah erstaunt, wie schön und zart die Helle seiner Hand in dem Dämmerlicht schien.

„Dies ist die Tiefe," dachte er sehr still, ganz ehrfurchtsvoll. „Meine Hand ist leer. Aber sie ist so schön und lieb. Ist das, was ich suche, in meiner eigenen Hand?"

Und er hielt die Hand vors Gesicht und starrte sie an, seltsam bewegt, bebend. Plötzlich brachte er voller Entzücken die Hand an die Lippen und küßte sie. Und gleichzeitig fiel eine warme Träne darauf, und er seufzte in scharfem Schmerz: „O, hier ist es, in mir selber, und doch ist es nicht das!"

Es war dunkel, ein blaues Geflimmer irrte über Wasser und Felsen.

Und als seine Füße weiterliefen, fühlte er wieder das Liebkosen im Innern, er wußte nun, daß er etwas gefunden hatte und daß etwas von der großen Seligkeit auch in ihm selber wohnte. Er sehnte sich wieder danach, jemand zu sehen, Alfrade oder einen anderen, der wußte, was er wußte. Und mit einem Freudenruf blieb er stehen, als er mitten in dem dahingleitenden Bach auf einem glitschigen Stein über dem Schaum den Leperkuhn sitzen sah, mit einer Brille auf der Nase, eifrig an einem Läpp-

chen nähend. Das Männlein nickte, so daß sein Bart schüttelte, und sprach:
„Sie hat uns gerufen, hier sind wir. Wisse, was gut ist. Nicht ich bin es, aber jemand anders."
Und er bedeutete Reinbern, weiterzugehen.
Ein paar Schritte weiter entdeckte er, ebenfalls auf einem Stein, den Spillewiddel, der ihm mit beiden Händen zuwinkte und rief:
„Frag mich, wenn du nicht weiter weißt, allein kannst du nichts."
Und wieder ein Endchen weiter entdeckte er den kleinen Klopper, der wartete, während er nachdenklich mit einem Stöckchen im Wasser spielte.
„O," rief er, „vergiß nicht, andere vergessen dich auch nicht."
Die beiden kleinen Brüder, Mallabron und Zabulon, standen auch da und lächelten sich in dem trüben Licht an.
„Irren ist süß," rief der eine blinzelnd, und der andere sagte schlau mit hochgezogenen Augenbrauen: „Diese Richtung, wenn du irrelaufen willst."
Reinbern stapfte ruhig in der Richtung weiter, das hieß geradeaus. Und das schien gut zu sein, denn auf dem folgenden Stein rief Budde mit ehrlichem Gesicht und kurzer Gebärde ihm zu:
„Geradeaus, fürchte dich nicht."
Und der kleine Ruppel, dem er sich nun näherte, rief schon von weitem in hohem Ton:
„Ich werde die Freunde rufen, wenn es dunkel wird."
Dabei verschwand er in dem Dunst, der dort aufstieg, Reinbern konnte nicht sehen wohin.



Und der hübsche Robbe, der in seiner stolzen Haltung an den Hahn erinnerte, rief:
„Was du hast, ist alt, was du suchst, ist neu. Immer etwas Neues.“
„Vorwärts, vorwärts,“ riefen Bivor und Bavor mit ungestümen Gebärden, und fern hinter sich hörte er die gütige Stimme des Leperkuhn:
„Wisse, was gut ist!“ Das klang wie der ruhige Ruf eines Vogels über dem Rauschen des Wassers.
Die beiden letzten Männlein mahnten ihn zur Eile, und der Rat des ersten gab ihm viel zu denken. Was mußte er tun? Doch Reinbern zögerte nicht länger, er fühlte an dem Klopfen seines Blutes, daß er weiter mußte, und inzwischen wollte er trachten, zu wissen, was gut ist.
Immer leichter und schneller glitten seine Füße neben dem immer voller, tiefer glucksenden Wasser unten, trotz der glänzenden Finsternis, die so dicht wurde, daß er die Felswand kaum unterscheiden konnte und die schattenhaften Stämme der Bäume. Es mußte hohes, feuchtes Gras sein, durch das er ging, denn seine Beine waren bis zu den Knieen naß. Doch mutig lief er weiter, fest, unbesorgt; sein Kopf war warm.
Plötzlich blieb er stehen, zitternd und kalt. Er hörte einen Ruf, einen durchdringenden Ruf, der die ganze schwere Dunkelheit erfüllte. Lauschend wartete er, er wußte gewiß, daß nicht seine Ohren gehört hatten, sondern jemand in ihm. Und wieder klang der Ruf, eine volle Stimme, es war sein eigener Name, den er in diesem Lande noch nie gehört hatte. Er zitterte vor Erwartung, etwas Herrliches zu erleben. Dann sah er undeutlich einen Schein

an der Felswand aufglühen und darin die Gestalt eines Mädchens, das ihm mit dem Kopf zuwinkte. Und ihre Stimme säuselte wie ein verborgener Wasserfall, wie Musik in der Nacht.

„Wo die Sonne scheint, wo die Menschen wohnen, da soll Reinbern wohnen. Nicht der andere Knabe, den ich nicht kenne. Wo viel verloren, wird viel gefunden. Kinder werden finden, was er verliert, kennen, was er will. Später, o Zeit von später."

Und mit dem Kopf winkend, so daß ihre Haare sie umwogten, mit einem seligen Blick, als trüge sie ein Kindlein im Arm, verblaßte ihre Gestalt, und es wurde dunkel.

Bewundernd stand Reinbern, ohne sich zu rühren, in dem Gesäusel um ihn her. Seine Augen wurden groß, denn er sah mit einemmal, daß auch das Mädchen nach dem Allerliebsten suchte und daß sie mehr wußte als er. Sein Herz wurde weit vor Sehnsucht nach ihr, es war eine alte Sehnsucht im Herzen eines anderen, eines alten Reinbern.

Aus dem Holländischen übertragen von Hilde Telschow.

MAX PULVER / MERLIN

VIERTER GESANG

Der Gang zur Taufe

Sei froh, mein Sohn, sei froh, mein Kind,
Wir treten aus der Höhle Schwarz,
Wir gehn hinaus, wo Tannen sind. –
In Abendwärme dampft das Harz.
Schon sinkt das Licht herab und schmerzt
Nicht mehr die grauen Augen dein.
So geh ich weiter ganz beherzt

Tief in den blassen Wald hinein.
Die Höhle, wo dein Bettlein lag,
Die Felsenkluft, die dich gebar,
Und wo wir hausten manchen Tag,
Verläßt du nun auf immerdar.
Das goldne Kraut in deiner Hand
Pflückt' ich am Eingang dir zum Spiel.
Schon kriecht von jener Felsenwand
Die Nacht heran und macht uns kühl.
Hinab zur See, zum Küstenstreif,
Zum roten Licht auf rotem Stein,
Zum Kirchlein, das im Blütenreif
Dich grüßt aus hellem Apfelhain.
Schon streift dir manches weiche Blatt
Dein klein versonnenes Gesicht,
Indes der süße Mond sich satt
Am Himmel zeigt mit goldnem Licht.
Du greifst nach ihm, du lachst und reckst
Die runden Ärmchen nach ihm auf.
Er neigt und dreht sich wie behext,
Jetzt hält er still in seinem Lauf.
Er lacht und nickt dich freundlich an.
Wes Mächte sind in dir, mein Kind?
Du tust die Welt in deinen Bann,
Daß alle dir gehorsam sind.
Das Meer reicht seinen Perlenschaum
Mit lautem Jauchzen dir empor,
Ein Blütenregen fällt vom Baum,
Wenn ihn dein stiller Blick erkor.
Vor deiner Stirne neigt der Strauch

Sich grüßend wie vor Krongewalt.
Die Stürme wehen lindern Hauch,
Wenn nur dein seltsam Lachen schallt.
Die Schlange hebt vom Schiefergrund
Den trägen Leib und folgt dir nach.
Ein sanfter Ton aus deinem Mund
Lockt den Gesang der Vögel wach.
Und Tier und Pflanze dient dir gern,
Und Liebe zeigt dir jedes Ding
Wie einst dem Heiland, unserm Herrn,
Als er noch arm auf Erden ging.
Die Liebe weckt die Hölle nicht,
Des Satans Macht ist nicht so fromm,
Es war das reinste Gotteslicht,
Das mir aus dir entgegenglomm.
Des Bösen Tücke steht besiegt,
Von Engelsschwingen treu bewacht
Bist du, der mir in Armen liegt,
Warst du in deiner ersten Nacht.
In dieses Kirchlein tret ich ein,
Zum Altar, den das Grün umschlingt,
Der Jungfrau sollst befohlen sein,
Der Mutter, die das Heil durchdringt.
Nimm dieses Kind als Opfergab,
Gewähr ihm deine süße Ruh.
Daß ich ihn nicht verloren hab,
Das dank ich dir, das tatest du.
Es schlug dein Sohn mit seiner Macht
Zurück der Hölle finstern Schwarm. –
Blick nieder, wie er nach dir lacht,

Die Ärmchen hebt nach deinem Arm.
Gib ihm den Segen, wie dein Sohn,
Nimm ihn in deine treue Hut.
Zerstör in ihm der Hölle Hohn
Und mach ihn, hohe Jungfrau, gut;
Wend seine Kraft zu Geisteskraft,
Daß er in Demut Gott verehrt,
Daß, was der Böse in ihm schafft,
Zu reinem Willen sich verkehrt.

SIEBENTER GESANG

Nächtlicher Ritt

Wird es Abend in den Eiben,
Stehn sie schwarz mit kaltem Schimmer.
Nur die roten Beeren bleiben
Blutige Tropfen, glühn noch immer.
Stämme stehn wie dunkle Leuchten,
Schmale Nadeln knistern leise,
Tau beginnt das Moos zu feuchten:
Rüste dich zur Wunderreise.
Aus dem abendlichen Dämmer
Schwankt des Einhorns träges Schreiten.
Scheu verstummt das Spechtgehämmer,
Und ich darf das Reine reiten.
Weich und weiß sind seine Felle,
Blank das Horn an seiner Schläfe.
Lässig trägt mich seine Schnelle,
Die den Vogel überträfe.
Durch die Gründe, durch die Auen,
Durch die Gärten vor den Toren

Geht sein Huf und schweift mein Schauen.
Und ich sehe selbstverloren
Fremdes Leben sich entschleiernd,
Wahrheit nackt im Schlaf erschlossen
Heimlich Liebesfeste feiernd.
Traumschwer machtlos ausgegossen
Liegen Reue und Verbrechen,
Wälzt der Kranke wache Schmerzen.
Fluch, Gebete und Versprechen
Wehn aus unverstellten Herzen.
Und ich sehe in den Städten
Lichtlos finstern Dämon walten,
Und aus brausenden Gebeten
Engel schützend sich gestalten.
Magisch binden Mond und Sterne
Menschenschicksal, das sie zwingen.
Durch die Fesseln, aus der Ferne
Hör ich Gottes Freiruf klingen.
Wie das Meer in Flut und Senkung,
Wie der Saft in Eis und Lenzen,
Rollt die Welt in steter Schwenkung
Weisheitsreich in trunknen Tänzen.
Fremdes scheint mir lang verbunden,
Eignes wird mir unergründlich.
In mir bluten fremde Wunden.
Leben, Sterben faßt mich stündlich.
Glück und Elend streift wie Flocken
Meinen Scheitel, kaum empfunden.
Wissend, tief und unerschrocken
Strömt die Ewigkeit der Stunden.

ALBERT EHRENSTEIN / GEDICHTE

ABENDSEE

Wir kämmten Wolken, Faun und Fee,
im Liebesspiel über Stern und See.
Nun hat uns Dämmer verschneit, Nebel gezweit,
im Leid vergilbt die Lilienzeit.

Neidwolken, herzschnappende weiße Wölfe,
aus Schaumtraum scheuchtet ihr mir die verspielte Tanz-
Mein Abendlied sinkt im See. [elfe.

Die wilde Nacht bespringt mein Reh,
die Sterne haben sich abgedreht,
Ödvogel weht sein „Spät, zu spät!"
Weh fühle ich, wie ich im Schnee
untergeh.

COYLLUR

Grenz ich an dich im Grenzenlosen?
Retten mich aus Todestosen Mädchenrosen?
Ihr Küsse fern, wild ringend Kosen
– steht schon still die Liebesuhr?
Coyllur!

O, wie warst du traulich-gut!
Die, ein Kind, bei mir geruht,
Gift vergällte mein Herzblut,
seit dein Schweigen mich durchfuhr,
Coyllur!

Nacht um Nacht ich nie entschlief,
wochenewig tränkte mich kein Brief.



auf eine Karte wartend tief
meiner harrte harte Kur,
Coyllur!

Wort starb mir im toten Hain.
Bei Wasser, Tinte, Blut und Wein
dacht ich dein.
Jenseits der Zeit zersehnt die Seele sich dein Troubadour,
Coyllur!

FERN

Hunden, die zur Tränke gehen,
erschallt des Wassers tröstliches Geriesel,
wonach ihr Herz begehrt.

Irrlichter im Dunkeln munkeln,
Flirrwische sich freundlich befunkeln
unbeschwert.

Der Wanderer wankt krankenhaft.
Ohne Schimmer wimmert ihm das Zimmer
Gefangenschaft.

Still will er sich leibentquälen,
sieht, wie im See die Wellen sich vermählen
liebeglucksend.

Sieht in Frieden Knecht und Mägde beieinander liegen,
schmiegsam schnäbelnd sich in Himmel wiegen
gottbedacht.

Sterne sieht er selig ihren Saal beschreiten,
muß ins Leere seine armen Arme weiten
im Sack der Nacht.

AUGUST VERMEYLEN / ALLERLEI HÄCKSEL ÜBER GEBILDETE LEUTE

FÜR Euch, Ihr gebildeten Leute, will ich heute etwas schreiben. Es ist wahrhaftig keine edle Arbeit, aber Euer ewiger Kehrreim über „erfreuliche" Literatur geht einem auf die Nerven; überall begegnen wir jetzt in den Spalten unserer Zeitungen, an allen Ecken unserer Zeitschriften Euerm weisen Antlitz; und Euer eingebildetes Gegacker, Eure solide Unwissenheit, Eure joviale Beschränktheit werden zu aufdringlich. Darum diese mutwilligen kleinen Gedanken.

Gebildete Menschen sind von der Kunst am weitesten entfernt, sie haben mit der Kunst nichts gemein.

Wir leben in solch einem Ozean von Lügen, daß wir fast die Lügen für Wahrheit halten. Wenn gebildete Menschen ihren Mund auftun, so entrollen ihm lange Bänder von Lügen oder abgelebten, glitschigen Wahrheiten. Sie haben den ganzen Mischmasch des modernen Geistes aufgelesen. Sie sind die viel wissenden Pontifices, sicher und ruhig verankert in der Gesellschaft von heute, die behäbig und zufrieden lächelnden Philister, die organisch und selbstverständlich in dem leben, was Flaubert einst „la charognerie contemporaine" nannte. Die Lüge wohnte unter Euch, Ihr gebildeten Leutchen: Ihr seid nicht frei; Ihr seid die fleischgewordene Lüge. Mit Kunst habt Ihr nichts zu tun. Die monströse Ketzerei: der offizielle Unterricht (Programme, Gesetze und Rute usw.) hat die Schulmeisterseelchen erzeugt; der Unterricht hat die Persönlichkeit erwürgt, alles Jugendliche,



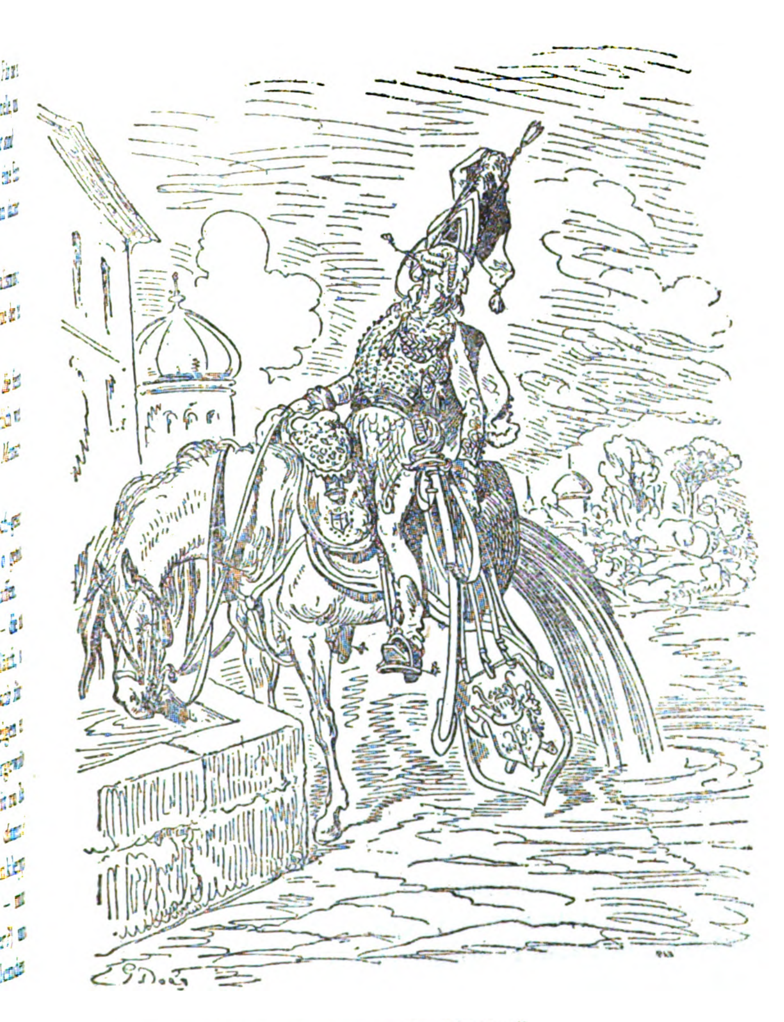
Ferdinand Cortes

das auf eigenen Füßen steht, unterjocht, das selbständig Gesehene und Selbstgefühlte, alles lebendig Gedachte, das in einem Kindergeist aufsprießt, zertrümmert (denn Wahrheit muß notwendig Empörung sein in unserer Zeit). Und die gebildeten Menschen sind weise, denn sie kennen das Mysterium nicht mehr. Kulturmenschlein, dies möchte ich Euch hinter die Ohren schreiben und in Euer Gehirn festnageln: Ihr seid die rationalistischen Hohenpriester der zahmen Mediokratie, die glauben, das Recht zu haben, über alles zu sprechen, ohne irgend etwas gründlich zu kennen. Ihr habt eine Ahnung von vielen Dingen, aber das eine, was Euch zu wissen nottut, wißt Ihr nicht mehr. Das hat Euch von der Kunst entfernt. Ihr habt mit der Kunst nichts zu schaffen.

Stets haben sie den Mund voll mit Worten wie: Wahrheit, Natur, Natürlichkeit und was weiß ich alles.

Lieber Gott! Sie sind wahrhaftig die unnatürlichsten Erzeugnisse des Groß-Absurden. In ihrem Geist wachsen all die schmutzigen, krummen, knolligen Schmarotzer der Konvention, die weichen und fettfleischigen Kakteen der Binsenwahrheiten, die sauer und garstig riechenden Pilze der Klischees; aus der aussätzigen und feuchten Fonguskruste der Dogmen kriechen die zahllosen Lügen hervor, umrankt und umfangen vom Filzkraut der Formeln. Und überall ranken die Lianen der Gemeinplätze; und schaut, da kommen zum Schluß: schwammig, knubbelig, bleiweiß, stinkend, mit Warzen, Nesseln und Pickeln das Geschlecht der ungezählten und vielfältigen Vorurteile. In ihnen ist das natürliche Gefühl tot, sie

haben den Sinn für das Wahre verloren. Für sie ist das Wahre: das Hergebrachte, das Konventionelle, und nur das ist ihnen natürlich, woran sie gewöhnt sind.
Das Durchbrechen der Überlieferung ist eine Entheiligung. Sehen sie etwas Ungewohntes, dann lachen sie. Arme Einfaltspinsel.
Was sie Kunst nennen, ist der blindeste Realismus oder, wenn sie sehr gebildet sind, das Kunstgetue der heranwuchernden Dilettanten und Dekadenten.
Wer noch rein sieht mit Kinderaugen und die feinsten, tiefsten Empfindungen gradeaus und natürlich wiedergibt, wer im vollsten Sinne des Worts ein Mensch ist, der bleibt eine Apokalypse.
Grade weil wir eine natürliche, wahre, frisch-gesunde Kunst wollen, wiederholen wir es Euch, o gebildete Herde: Ihr habt nichts mit der Kunst zu schaffen.
Es gibt eine Sorte von gebildeten Menschen – die allergefährlichste –, die immer zustimmend mitläuft, sich hinter der Vorhut derer hertrollt, die energisch für die lebendige Kunst kämpfen wollen. Diese zeigen eine Vorliebe für das Moderne, finden das Außergewöhnliche „interessant", ja sie glauben sogar von Zeit zu Zeit, daß es ihre Pflicht ist, begeistert zu tun. Aber dann ist es, als ob ein alter, gerippenhafter Mietsdroschkenklepper – zur Erinnerung an flinke und frische Jugend! – mutwillig den Wind aufschnauft (von wo kommt er?) und davonklappert und zehn Meter weiter stillsteht, lendenlahm und jämmerlich jappend.
Nein, wenn sie sich einmal mit fortreißen lassen, dann ist ihre Leidenschaft wie ein Streichhölzchen, das so-



Gustave Doré: Holzschnitt zu „Münchhausen"

fort verglimmt. Und nie entdecke ich in ihnen einen mitleidslosen, unverrückbaren Haß für alles Mittelmäßige. Sie stehen der Kunst unendlich fern! Alles um sie herum und in ihnen ist zweiten Ranges. Wir kennen die matten Bücher, die sie anpreisen, die skandalöse Bühne, die sie verhimmeln. Sie sind mittelmäßig in Theorie und Praxis, mittelmäßig in ihrer Ästhetik, zum Übelwerden mittelmäßig in ihrer Tugend und ihrer weichen, verdrießlichen Untugend. Sie sind weder im Guten noch im Bösen groß. Und was sie auch behaupten mögen, Ehrfurcht vor der hohen Kunst haben sie nicht. Vor allen Dingen sind sie „badauds", die auf den breiten Wegen der Literatur herumgaffen. Mit demselben Maß messen sie Vondel und die Dezember-Revuen der kleinen Theater. Ihr, o Gebildeten, Ehrfurcht vor der hohen Kunst? Ach, gebt doch zu, daß die Pöbelhaftigkeit der Politik Euch weit mehr anzieht. Ihr lest tagtäglich dieselben Zeitungen wie das Gesindel. Entfernt Euch von der Kunst!

Ihr lebt in einer andern Welt als die Dichter, wenn man es leben nennen kann, das Dasein von jemand, der nicht nach dem Ewigen trachtet. Ihr habt vielleicht in einer fernen Vergangenheit gelebt, aber mit jeder Stunde sterbt Ihr mehr ab. Eure Worte hallen einen Augenblick wider in Eurer Scheinwelt, und dann? Wind bläst durch tote Bäume, die Zweige bewegen sich und scheinen zu leben, einen Augenblick nur; zahllose Schritte durchwühlen mit verworrenem Rascheln dürre Blätter, dann stirbt das Geräusch ab, und alles ist wieder vergessen.

Eure Worte begegnen nie den Worten der Dichter. Sie leben nicht in dem hohen, dem einzigen Leben, es sind

tote Worte. Und Ihr alle, Ihr seid Tote. Ihr seid die Menge, von der Mallarmé einst sagte: „Elle aura, dans tous les sens de la fureur, exaspéré sa médiocrité sans jamais revenir à autre chose qu'à du néant central.“ Ihr seid die Sprecher des Nutzlosen, die Schöpfer des Nichts.

Und für Euch, Ihr gebildeten Leute, sollte der Künstler sprechen? Seht, ehrlich gestanden: wenn ich nicht etwas für mich selbst schriebe und auch um der Kunst willen, um das Schöne, das höchste Geheimnis in sich – wenn ich nicht schriebe, so wie andre beten – dann würde ich doch noch lieber für das Volk schreiben, für die intuitiven Seelen, die rauhen Hirne, für die Geringen, für die Kinder.

Flämisch geschrieben 1894.

DIE WANDERUNG ELIAS MIT BAR LEVAI

DER Meister R. Josua, der Sohn Levais, fastete viele Tage und betete zu seinem Schöpfer, er möge ihm Elia, seinem Andenken Heil, erscheinen lassen. Da trat Elia ihm entgegen und ward ihm sichtbar. Er sprach zu Josua: Wünschst du etwas von mir? Ich will dein Begehren erfüllen. Josua erwiderte: Mich verlangt danach, mit dir zusammen zu wandern und dein Wirken auf Erden zu schauen, damit ich für mich Nutzen erfahre und durch dich großer Weisheit teilhaftig werde. Darauf sprach Elia: Du wirst das, was ich tue, nicht fassen können, und du wirst mich darum bedrängen, dir die Gründe für mein Handeln und Verfahren jeweils aufzudecken. Josua aber

sprach: Mein Herr, ich will dich um nichts fragen und dich nicht in Versuchung bringen, auch will ich dir keinerlei Beschwerde verursachen; ich will allein deinem Tun und Treiben zusehen und sonst nichts mehr. Also machte Elia mit Josua aus, daß er ihn nicht weiter begleiten dürfe, falls er ihn auf ihrer Wanderung nach den Beweggründen seines Tuns ausfragen würde.

Hierauf machte sich Elia gemeinschaftlich mit bar Levai auf den Weg. Sie kamen in das Haus eines armen und bedürftigen Mannes, der nichts besaß als eine Kuh; diese stand auf dem Hofe. Der Mann saß mit seinem Weibe vor dem Tor, als sie die Wanderer kommen sahen. Sie gingen ihnen entgegen, boten ihnen den Friedensgruß, freuten sich ihrer Ankunft und wiesen ihnen den besten Platz als Herberge zu. Danach trugen sie auf, was an Speise und Trank im Hause war. Elia und Josua aßen und tranken und blieben über Nacht. Als es Morgen wurde und die beiden aufbrechen sollten, sprach Elia ein Gebet, wonach die Kuh ihrer Gastgeber tot hinfiel. Das sah R. Josua, und er ward voll Verwunderung darüber; die Sinne vergingen ihm schier, und er sprach bei sich: Das also sollte der Lohn dieses armen Mannes sein für die Ehre, die er uns erwiesen hat, daß ihm seine Kuh, sein einziges Besitztum, genommen wurde? Und er sprach zu Elia: Mein Herr, warum hast du das Tier dieses Mannes getötet, der uns doch mit Ehrfurcht empfangen hat? Elia erwiderte: Gedenke der Übereinkunft, die zwischen mir und dir stattgefunden hat, und daß du auf dich genommen hast, zu schweigen, stille zu halten und keine Einwände zu machen, es müßte denn sein, daß du von mir scheiden

wolltest; dann bin ich bereit, dir alles zu sagen. Da ließ Josua vom Fragen ab und redete nicht mehr.
Sie zogen weiter den ganzen Tag und kamen, als es Abend wurde, in das Haus eines reichen Mannes; dieser wandte sich ihnen nicht zu und tat nichts, um sie würdig zu empfangen. Also saßen die Gäste da ohne Speise und ohne Trank. Das Haus dieses reichen Mannes hatte eine Mauer, die baufällig war, und der Wirt war damit beschäftigt, sie instand zu setzen. Als es Morgen wurde, betete Elia, und die Mauer wurde wieder aufgebaut. Danach machte sich Elia mit seinem Begleiter auf. Da wuchs die Trauer und die Bestürzung im Herzen Josuas über das, was er Elia tun gesehen hatte. Er bezwang in sich jedoch die Begierde, den Seher nach der Ursache seiner Handlungen zu fragen.
Also wanderten sie weiter zusammen. Als der Abend heranrückte, kamen sie in ein großes Bethaus. Die Bänke darin waren aus Gold und Silber, und jeder der Teilnehmer saß auf dem Platze, der ihm seinem Ansehen und seiner Würde nach zukam. Als sie die Wanderer hereintreten sahen, sprach einer von ihnen: Wer will diese Nacht die zwei Bettler speisen? Ein anderer erwiderte darauf: Es genügt für sie das Brot und das Wasser, das hierhergebracht wird. Elia und Josua warteten, aber niemand achtete ihrer, wie es sich wohl gehört hätte. Also blieben sie bis zum Morgen im Bethaus sitzen und übernachteten daselbst. Als der nächste Tag anbrach, standen sie auf und wollten ihre Reise fortsetzen. Da sprach Elia zu den Männern: Der Herr lasse euch alle Stadtälteste werden! Danach zog er mit seinem Gefährten

weiter. Zu Josuas Betrübnis kam nun eine neue Betrübnis hinzu, er sprach aber nicht darüber.

Als die Sonne sich dem Untergang neigte, kamen die Wanderer nach einer andern Stadt. Hier eilten alle Bürger mit großer Freude ihnen entgegen, wie sie sie nur kommen sahen; sie empfingen sie mit wohlwollendem Gesicht und ließen sie in dem schönsten Hause der Stadt Herberge nehmen. Also aßen die beiden Gefährten und tranken und übernachteten in Ehren. Des Morgens darauf betete Elia und sprach zu den Leuten: Der Herr lasse unter euch nur einen zum Haupte werden.

Als nun Josua diese letzten Worte vernahm, konnte er sich nicht mehr halten, denn er vermochte nicht allem, was Elia tat, ohne Widerrede zuzusehen, und er sprach zu Elia: Nun mußt du mir deine Geheimnisse aufdecken. Elia erwiderte: Wenn du gewillt bist, dich von mir zu trennen, so will ich dir alles erklären und dir die Gründe meiner Taten darlegen. So wisse denn: dem Manne, dessen Kuh ich tot niederfallen ließ, sollte an diesem Tage die Frau sterben. Deshalb betete ich, daß die Kuh anstatt der Frau als Sühnopfer hingenommen werde; durch diese Frau sollte dem Manne noch Gutes beschieden werden und viel Nutzen erwachsen. Jener Reiche wiederum, dessen Mauer ich aufgerichtet habe, hätte, wenn er sie selbst von Grund aus befestigt hätte, darunter einen großen Schatz von Gold und Silber gefunden; um das zu verhindern, habe ich ihm diese Arbeit abgenommen. Aber auch meine Mauer wird in Bälde einstürzen und wird dann nicht mehr aufgebaut werden. Den hartherzigen Männern im Bethaus wünschte ich, daß

sie viele Häupter und Fürsten über sich haben sollen, denn das ist ein Unglück und führt zu Uneinigkeit, wo es gilt, zu ratschlagen und Vorsätze zu fassen; jeder Ort, der viele Herren hat, wird zerstört, verderbt und verwüstet. Den Gerechten aber, denen ich nur ein Haupt wünschte, wird mein Gebet zum Guten ausschlagen; ihr Gemeinwesen wird gestärkt werden, denn alle Meinungen werden bei ihnen zu einer Meinung verschmelzen; der Geist der Zwietracht wird unter ihnen nicht aufkommen, und ihre Beschlüsse und ihr Vornehmen werden nicht umgewandelt werden. So heißt es auch in den Gleichnissprüchen: Wo viele Steuermänner sind, sinken die Schiffe auf den Grund. Wiederum aber heißt es: Unter eines Herrn Schutz bevölkert sich eine Stadt.
Und zuletzt vermahnte Elia den Josua und sprach zu ihm: Nun scheide ich von dir, und so will ich dich lehren, was zu wissen dir frommen wird. Siehst du einen Gottlosen, dem die Stunde hold ist, so laß dich von deinem Trieb nicht verleiten und werde dadurch nicht unsicher, denn das Glück bringt ihm doch nur Unglück. Siehst du hinwieder einen Gerechten, der sich plagt und in Kummer dahinlebt, der sich schwer müht, hungrig, durstig und nackend umhergeht, der große Not leidet oder von Schmerzen heimgesucht wird, so gerate nicht in Zorn darüber, dein Inneres walle nicht auf, und dein Herz verführe dich nicht dazu, deines Schöpfers Walten in Frage zu stellen, sondern heiße ihn gerecht, wenn du urteilst und nachdenkst, denn Gott ist gerecht, sein Gericht ist wahr, und seine Augen wachen über dem Tun des Menschen. Wer kann ihm sagen, was er zu

tun habe? Alsdann bot Elia Josua den Friedensgruß und ging seines Weges.

MIRJAM MIT IHREN SIEBEN SÖHNEN

UNSERE Lehrer erzählen:

Zu einer Zeit, als Israel seines Glaubens wegen verfolgt wurde, lebte ein Weib mit Namen Mirjam, die Tochter Tanahums, welche Mutter von sieben Söhnen war. Der erste wurde ergriffen, und man sprach zu ihm: Diene den fremden Göttern. Der Jüngling erwiderte: Ich will kein Verräter meines Herrn sein. Alsbald wurde er in einen Kessel voll kochenden Öls geworfen. Nach ihm wurde der nächste Sohn der Mirjam festgenommen, und man sprach zu ihm: Bezeuge diesem Abgott deine Ehrfurcht. Aber der Knabe antwortete wie sein Bruder: Ich begehe keine Untreue an meinem Gott. Da verfuhr man mit ihm, wie man mit seinem Bruder verfahren war. Ebenso erging es dem dritten und dem vierten und allen Söhnen Mirjams. Nun blieb noch der jüngste übrig, und man sprach zu ihm: Komm und fall vor diesem Gotte nieder. Da sprach der Knabe: Ich will meine Mutter befragen. Und er kam vor seine Mutter und sprach zu ihr: Sage an, soll ich vor dem Götzen niederknien oder nicht? Darauf entgegnete Mirjam: Willst du, daß deine Brüder allein, ohne dich, im Schoße Abrahams ruhen sollen? Alsbald kehrte der Jüngling zurück und weigerte sich, dem Götzen Ehrfurcht zu erweisen. Da nahmen ihn die Henker und ließen ihn desselben Todes sterben, den seine Brüder gestorben waren. Danach wurde Mirjam, die

Mutter der Söhne, ergriffen und gleichfalls getötet. Der Herr aber sprach: Dereinst wird sie sich ihrer Kinder noch erfreuen! *Aus dem „Born Judas".*

EIN GEDICHT VON GERHARD MOERNER
(GEFALLEN 1917)

LIEBT MICH – LIEBT MICH NICHT

Liebt mich – liebt mich nicht –. O dunkle Margerite,
Der ich fragend Blatt um weißes Blatt entwinde,
Sagst du mir, daß mich der junge Tod entbiete,
Erste Wiesenblume, die ich liebend finde?

Brech ich dich so früh? Wird er mich frühe brechen?
Pflück ich Blätter nicht, wie Tage, die ich hatte?
Wollen deine schmalen Blütenblätter sprechen,
Wie so breit der Tod die Erde überschatte?

Stirbst du gerne, mir den letzten Tag zu sagen,
Da mir deine Blätter aus den Händen springen?
Hat mein Frühling dich auf seiner Hand getragen?
Will mein Tod in deinen engen Kranz sich schlingen?

Liebt er mich? – Ein Blatt fällt erdwärts, nickend, nickend.
Liebt mich Leben? Schüttelt „Nein" den Kopf das zweite.
Und das dritte, „Ja" auf Frühlingsboden stickend,
Sagt, daß die geliebte Seele mich befreite.

Liebt mich nicht – o Tod, bist du so leicht gebogen?
Liebt mich – Leben? Trauern erst und nun die Bläue?
Blatt um Blatt, aus seinem scheuen Kelch gezogen,
Fällt mit Ja und Nein und wechselt stets aufs neue.



Ja und Nein: auf einem goldnen Blütenboden
Rührt des einen Fuß des andern weiße Zehe,
Gras steht nicht an Grashalm in den jungen Soden
Näher, schwesterlicher nah als eure Nähe.

Meine Liebe will von Ja und Nein nichts wissen,
Doch des Blütenbodens unerforschte Waben,
Draus sie meine Hände wißbegierig rissen,
Lieb ich, innig mich in ihren Schoß zu graben.

„Buntes Frühlingsdurcheinander, weht, ihr Blätter"
Hör ich mitten lächelnd auf euch zu befragen.
Aller tiefster Grund der Gründe ist mein Retter,
Ohne Fragen dieses Lebens Ja und Nein zu tragen.

JOHANNES VON SAAZ / EIN STÜCK AUS DEM „ACKERMANN UND DER TOD" / EIN STREIT- UND TROSTGESPRÄCH VOM TODE AUS DEM JAHRE 1400

DER KLÄGER:

„GRIMMIGER Tilger aller Leute, schädlicher Verfolger aller Welt, schrecklicher Mörder aller Menschen, Ihr Tod, Euch sei geflucht! Gott, der Euch schuf, hasse Euch; Unheils Häufung treffe Euch; Unglück hause bei Euch mit Macht: ganz entehret bleibet für immer!
Angst, Not und Jammer gehe nicht von Euch, wo immer Ihr weilet; Leid, Betrübnis und Kummer begleite Euch auf allen Wegen; bittere Anfechtung, schandvolle Erwartung und schmähliche Feindschaft drücke Euch



schwer zu aller Zeit: Himmel, Erde, Sonne, Mond und Gestirne, Meer und Wässer, Berg und Feld, Tal und Au, der Abgrund der Hölle und alles, was Leben und Wirken hat, sei Euch unhold, mißgünstig und fluche Euch in Ewigkeit!
In Bosheit versinket, in jämmerlichem Elend schwindet dahin, und in der unaufhebbaren schwersten Acht Gottes, aller Menschen und jedes geschaffenen Wesens verbleibet in aller Zukunft!
Schamloser Bösewicht, Euer böses Gedenken lebe und dauere ohne Ende, Grauen und Furcht weiche nicht von Euch, wo immer Ihr wandert und weilet: von mir und jedermann sei über Euch Wehe! geschrien mit gerungenen Händen!"

DER TOD:

„Höret, höret und hört, welch neue, wunderbare Begebenheit! Ein schreckliches und nie gehörtes Gerichtsverfahren greift Uns an; von wem das kommt, ist Uns gänzlich unkund. Aber von Drohen, Fluchen, Zeterschreien, Händeringen und Anfechtung jeder Art sind Wir allenthalben bis heute ungeschädigt geblieben. Dennoch, lieber Sohn, laß hören, wer du bist, und gib bekannt, welches Leid dir von Uns widerfahren ist, worum du Uns so ungeziemend behandelst, was Wir bisher nicht gewohnt sind, trotzdem Wir bei manchen gescheiten und edelgeborenen, schönen, mächtigen und hochstrebenden Leuten gar sehr über den Rain gegrast haben, so daß davon Witwen und Waisen, Landen und Leuten Leid genug zuteil geworden ist.

Du tust, als ob es dir ernst mit der Klage sei und dich gesetzliche Nötigung schwer dazu treibe. Deine Klage geht über alle rechte Form, so daß Wir merken, du wollest um des Lärmens und Redens willen von deinem Sinne nicht weichen. Bist du aber tobend, wütend, verblendet oder sonstwie von Verstand gekommen, so warte, halt an dich und sei nicht so schnell mit schweren Flüchen; dann sieh zu, daß du nicht in Kummer kommst mit später Reue. Glaube nicht, daß du Unsere erhabene und gewaltige Macht jemals zu mindern vermögest.
Doch nun nenne dich und halte nicht zurück, in welcher Sache dir durch Uns so schwere Gewalttat geschehen sei. Gerechtfertigt werden Wir dir wohl werden, denn rechtmäßig ist Unser ganzes Wirken. Wir wissen nicht, warum du Uns so vermessen bezichtigst!"

DER KLÄGER:

„Ich nenne mich einen Ackersmann, von der Vogelfeder nehme ich meinen Pflug, ich wohne im Lande zu Böhmen. Gehässig, feindselig und widerwärtig will ich Euch immer bleiben, denn Ihr habt mir den zwölften Buchstaben, meiner Freuden Inbegriff, aus dem Alphabet mit schrecklicher Hand gerissen; Ihr habt mir meiner Wonne lichte Sommerblume aus meines Herzens Anger jämmerlich ausgejätet; Ihr habt mir meines Glückes Halt, meine auserwählte Turteltaube, mit arger List gestohlen; Ihr habt unersetzlichen Raub an mir begangen! Bedenkt nun selbst, ob ich nicht mit Recht zürne, wüte und Klage führe: durch Euch bin ich freudvollen Lebens beraubt, um meine glücklichen Tage gebracht und um allen

wonnevollen Besitz bestohlen. Frisch und froh war ich ehemals zu jeder Zeit, kurzweilig und fröhlich war mir jede Stunde Tag und Nacht, voll Freude und Genuß in gleicher Weise beide; ein jedes Jahr war mir ein Jahr der Gnade.
Nun wird mir zugerufen: Scher dich weg! Bei trübem Tranke, auf dürrem Aste, verkümmert, verfinstert und verdorrend lebe und weine ohn Unterlaß! So treibt mich der Sturm dahin, ich schwimme durch des wilden Meeres Flut, die Wogen haben überhandgenommen, und mein Anker findet keinen Halt. Darum will ich ohne Aufhören schreien: Ihr Tod, Euch sei gefluchet!"

DER TOD:

„Wundernimmt Uns dieser unerhörte Angriff, wie er Uns noch nie widerfahren ist. Bist du ein Ackersmann, wohnend im Lande zu Böhmen, so dünkt Uns, du tust Uns mächtig unrecht, da Wir seit langer Zeit in Böhmen nichts Ernstliches vollbracht haben, als eben neulich in einer festen, hübschen Stadt, auf einem Berge wehrhaft gelegen; ihr haben vier Buchstaben, der achtzehnte, der erste, der dritte und der dreiundzwanzigste in dem Alphabet, den Namen geflochten. Da haben Wir mit einer ehrbaren, glücklichen Menschentochter Unser Gnadenwerk geendet; ihr Buchstabe war der zwölfte. Sie war gewiß wacker und wandellos, denn Wir waren auch gegenwärtig, als sie geboren ward. Damals sandte ihr Frau Ehre einen Schoßmantel und einen Ehrenkranz: den Mantel samt dem Ehrenkranz brachte sie ganz, ohne Riß und ohne Schmutzfleck mit sich ins Grab hinein. Unser

und ihr Zeuge ist der Kenner aller Herzen. Reines Gewissens, gefällig, treu, wahrhaft und gut überhaupt war sie gegen alle Menschen. Wahrlich, eine Frau so steten Sinnes und lieblichen Angesichts ist Uns selten anheimgefallen. Es sei denn diese, die du meinst, sonst wissen Wir keine andere."

DAS URTEIL GOTTES:

„Der Frühling, der Sommer, der Herbst und der Winter, die vier Erquicker und Helfer des Jahres, wurden uneins in großem Streite. Jeder von ihnen rühmte sich seines guten Willens in Regen, Wind, Donner, Hagel, Schnee und in jeder Art Witterung, und es wollte jeglicher in seiner Wirksamkeit der beste sein.
Der Frühling sprach, er erquicke und mache üppig alle Frucht; der Sommer sprach, er mache reif und zeitig alle Frucht; der Herbst sprach, er bringe und schaffe den beiden anderen in Stadel, in Keller und in die Häuser alle Frucht; der Winter sprach, er verzehre und verbrauche alle Frucht und vertreibe alles giftige Gewürm. Sie rühmten sich und stritten eifrig, sie hatten aber vergessen, daß sie sich unabhängiger Herrschaft rühmten.
Genau so tut Ihr beide: Der Kläger beklagt seinen Verlust, als ob es sein rechtes Erbe wäre; er denkt nicht, daß es von Uns verliehen worden. Der Tod wieder rühmt sich berechtigter Herrschgewalt, die er doch nur von Uns zu Lehen empfangen hat. Jener beklagt, was nicht sein ist; dieser berühmt sich einer Gewalt, die er nicht aus sich selber hat. Jedoch der Krieg ist nicht ganz ohne Sinn, Ihr habt beide wohl gefochten: jenen zwingt sein



Holzschnitt aus: Der Ackermann und der Tod. Ein Streit- und Trostgespräch vom Tode aus dem Jahre 1400 von Johannes von Saaz

Leid zur Klage, diesen der Angriff des Klägers, die Wahrheit zu sagen. Darum, Kläger, habe Ehre, du Tod aber, habe den Sieg! Jeder Mensch ist dem Tode sein Leben, den Leib der Erde, die Seele Uns zu geben verpflichtet."

RICARDA HUCH / DREI GEDICHTE

IM GEBIRGE

Auf goldner Brücke schwebt der Sommerabend
In Nacht; heim ziehen die Kühe nun,
Und manche steht am Brunnen sich erlabend,
Drin Abendrot und Mondenschimmer ruhn.
Das braune Haupt zerteilt den rosgen Spiegel,
Indes der Berg in Schatten fällt.
Von meiner Seele schmilzt nun auch das Siegel,
Sie überströmt in die versöhnte Welt.

GEBET

Laß, Herr des Lebens, deine Boten
Mich anglühn!
Ich weine ja und bete.
Unsterblicher, verjünge mich!
Mit deinen Schöpferhänden knete
Den Ton, der bricht.
Du bist kein Gott der Toten,
Ewige Glut, durchdringe mich mit Licht!
Nichts was ich selbst erkor,
Nicht meinen Willen, deinen Hauch, dich! dich!
Mein Herz versinkt – Flügel zu dir empor!



FLAMMENTOD

Weil du wolltest, o Herr, daß ich leuchte,
Durchbohrte dein Blitz meinen Stamm,
Dir entbrennen die Tiefen verborgen,
Des Berges entschleierter Kamm.

Wenn du willst, daß die Schiffe sich retten,
Entfachst du den winkenden Stern.
Sei's zum Zeichen, sei's dir nur zum Ruhme,
Gehorchend verzehr ich mich gern.

Vor dir fallen im Sturme die Blätter,
Ergießt sich beseeltestes Blut;
Nimm die Krone, das Kleid, das mich schmückte,
Verwandelt in ewige Glut.

JAN VAN RUISBROECK / DREI STÜCKE AUS DER „GEISTLICHEN HOCHZEIT“

VOM VERWUNDERN, IN DAS EINEN DIE ALLGEMEINE ERGIESSUNG GOTTES SETZT

DIE unbegreifliche Fülle und Hoheit und verschwenderisch ausströmende Alleinheit des göttlichen Urwesens, die stürzt den Menschen in staunende Verwunderung, und insbesondere verwundert ihn die Alleinheit Gottes und sein Ausströmen jenseits aller einzelnen Dinge: Sieht er doch das unbegreifliche Wesen als eine gemeinsame Wonne Gottes und aller Heiligen. Er sieht die göttlichen Personen als ein all-eines Ausströmen und Sichauswirken voll Gnade und Glorie innerhalb der Natur und oberhalb der Natur, jeden Ortes und jeder Zeit,

in Heiligen und in Menschen, im Himmel und auf Erden und in allen Lebensgebilden, seien sie vernunftbegabt oder unvernünftig oder nur stoffartig, je nach dem Werte, dem Bedürfnis und der Empfänglichkeit eines jeden. Und er sieht geschaffen im all-einen Zusammenhange Himmel und Erde, Sonne und Mond, die vier Elemente, alle Lebewesen und das Kreisen des Firmaments. Gott mit allen seinen Gaben ist das Umfassend-Allgemeine. In dieses Umfassend-Allgemeine gehören die Engel und gehört die Seele mit allen ihren Kräften, mit all ihrem Leben und all ihren Äußerungen, und sie ist ganz in jeder Äußerung, denn man kann sie nicht trennen außer durch klügelnden Scharfsinn. Denn die oberste Kraft und die niederste, Geist und Seele, haben Unterscheidung nur für den klügelnden Scharfsinn, der Natur nach aber sind sie eins. Und so gehört Gott einem jeden vollauf und einzeln und gehört doch gleichzeitig allen Kreaturen gemeinsam; denn durch ihn bestehen alle Dinge; und in ihm und an ihm hängt Himmel und Erde und alle Natur.

Bedenkt der Mensch derart die wunderbare Fülle und die hohe Macht der göttlichen Natur, dazu die zahllosen Gaben, die Gott seinen Geschöpfen verleiht und schenkt, dann erwächst in ihm staunende Verwunderung ob diesen vielfachen Reichtums, ob dieser hohen Macht und unermeßlichen Treue Gottes gegenüber seinen Geschöpfen. Hieraus entspringt innerlich eine ungewöhnliche Freude und eine hohe Zuversicht auf Gott; und diese innerliche Freude umfängt und durchdringt alle Kräfte der Seele und das Heimlichste des Geistes.

Die Gabe der Erkenntnis haben wir früher einem Brunnquell mit drei Bächen verglichen, denn sie festigt unsern Geist in der Einheit, sie führt auf die Wahrheit, und sie erschafft die weite und all-einige Liebe.

Diese Gabe gleicht wohl auch dem Sonnenscheine; denn die Sonne und ihr Schein erfüllen die Luft mit einfacher Helligkeit, und sie beleuchtet alle Gestaltungen und zeigt den Unterschied aller Farben. Und damit gibt sie ihre eigene Macht zu erkennen; und ihrer Hitze teilhaftig wird die ganze Welt zu Nutz und Fruchtbarkeit. Auf ähnliche Weise erzeugt das erste Licht-Erblinken der Erkenntnis Einfachheit im Geiste. Und die Einfachheit wird durchleuchtet von eigentümlicher Helligkeit, recht als wie die Luft von Sonnenscheine; denn die Gnade Gottes, welche den Grund legt für alle übrigen Gaben, weilt wesentlich als ein einfaches Licht in der Möglichkeit unseres Verstandes; und dank dieses einfachen Lichts erlangt unser Geist Stetigkeit und wird einfach erhellt und wird erfüllt mit Gnade und göttlichen Gaben. So ist er Gott ähnlich dank der Gnade und göttlichen Liebe. Indem der Geist aber Gott ähnlich wird und er mit schlichten Gedanken sich in Gott versenkt und er Gott über alle Gaben liebt, findet er dennoch an dieser Ähnlichkeit und dieser in der Zeit geschaffenen Erhellung nie das volle Genügen; denn zu dem abgründigen Wesen, aus dem er entflossen ist, hat er natürlich und übernatürlich das äußerste Hinstreben. Und die Einheit des göttlichen Wesens zieht ihrerseits ewiglich alles Ähnliche hinein in ihre Einheit.

Darum entzündet der Geist sich selber in Wonneglut und strömt hinüber in Gott als in seine ewige Ruhestätte; denn die Gnade verhält sich zu Gott wie der Lichtschein zur Sonne; sie ist das Mittel und der Weg, um uns zu Gott zu geleiten. Dessentwegen strahlt sie einfach in uns ein und macht uns gottförmig, das bedeutet Gott ähnlich.
Der Gottähnliche sinkt zu jeder Stunde in Gott unter und stirbt in Gott und wird mit Gott eins und bleibt eins; denn die Liebesfühlung läßt uns mit Gott eins werden, eins bleiben und im Eins wohnen. Gleichwohl behalten wir auch ewige Selbst-Ähnlichkeit im Lichte der Gnade und der Herrlichkeit, insofern wie wir, wirkend in Tugenden und Liebesbesorgtheit, uns selber besitzen. Die Einheit mit Gott, die behalten wir jenseits unserer Werke, umfangen vom göttlichen Lichte, in der nackten Bloßheit unseres Geistes, insofern wie wir Gott, ruhend in ihm, jenseits aller werktätigen Tugend, besitzen. Denn die Liebesbesorgtheit, welche Ähnlichkeit hervorbringt, muß immerzu schaffen und handeln, aber die Einheit in Gott, voller Liebesgenuß, will immerdar ruhen. Und dies heißt, sich dem Liebesgenusse hingeben; denn zu gleichem Male und zu gleicher Zeit handelt die Liebe und ruht sie in ihrem Geliebten. Und das eine steigert sich an dem andern: Je größer die Liebe, desto größer das ruhende Einschmiegen, und je inniger das Beieinanderruhen, desto inniger die Liebe. Das eine lebt in dem anderen; und wer nicht liebt, der ruht nicht, und wer nicht ruht, der liebt nicht. Trotzdem dünkt manchem frommen Menschen, als ob er Gott nicht liebe noch in

ihm ausruhe. Eben dieses Bedünken kommt aber von der Liebe; dieweil er mehr zu lieben begehrt als er vermag, so dünkt ihm, daß er zu wenig tue.
Bei diesem Vorgange genießt der Mensch die Liebe gleichzeitig als Drang und als Erfüllung, und niemand als nur der gelassene, freie, erleuchtete Mensch mag verstehen, wie man sowohl wirkend liebt als genießend ruht. Gleichwohl ist jeder Liebende mit Gott eins in der Ruhe und ihm ähnlich im liebenden Wirken; denn Gott in seiner hohen Natur, deren Abbild wir in uns tragen, weilt genießend im ewigen Ruhen, seiner wesentlichen Einheit nach, aber weilt handelnd im ewigen Wirken, seiner Dreifaltigkeit nach, und jedwelches ist des anderen Vollkommenheit, denn Ruhen liegt in der Einheit und Wirken in der Dreiheit. Und so dauert beides in Ewigkeit.
Will darum der Mensch Gottes genießen, so muß er lieben; und will er lieben, so vermag er seiner zu genießen. Läßt er sich aber an anderen Dingen genügen, so vermag er dessen nicht zu genießen, was Gott ist. Wir müssen also uns selbst besitzen, einfach in werktätigen Tugenden und in Selbstähnlichkeit, und müssen Gott besitzen oberhalb unserer selbst, vermittelst der Liebe im Ruhen und der Einheit.

•

VON EINER BEGEGNUNG MIT GOTT, DIE IM GEHEIMSTEN UNSERES GEISTES STATTFINDET

Ihr müßt wissen, daß der himmlische Vater, als ein lebendiger Grund, mit allem, was in ihm lebt, wirkend zu seinem Sohn eingekehrt ist als in seines Selbstes ewige Weisheit. Dieselbe Weisheit und alles, was in ihr lebt,

mündet aber auch wirkend zurück in den Vater als in den Grund, daraus sie kommt. Und in dieser Begegnung ersteht zwischen dem Vater und dem Sohne die dritte Person, nämlich der Heilige Geist, als die Liebe der beiden, welche mit den beiden eins ist in derselben Natur. Und diese Liebe beseelt und durchwebt, wirkend und genießend, den Vater und den Sohn und alles was in ihnen beiden lebt mit so großem Reichtum und Freuden, daß alle Kreatur hiervon ewiglich schweigen muß. Denn das unbegreifliche Wunder, welches in dieser Liebe liegt, das übersteigt ewiglich das Verständnis aller Kreaturen. Aber wo man dieses Wunder versteht und erfühlt, ohne sich zu verwundern, da ist der Geist jenseits seiner selbst mit dem Geiste Gottes eins geworden und empfindet und sieht, maßlos gleich wie Gott, den Reichtum, der er in der Einheit des lebenden Grundes selber ist, allwo er sich nach der Weise seiner Ungeschaffenheit besitzt.
Diese wonnevolle Begegnung wiederholt sich entsprechend der göttlichen in uns, wirkend und ohne Aufhören; denn der Vater ergibt sich dem Sohne, und der Sohn ergibt sich dem Vater in einem ewigen Wohlbehagen und einem liebenden Umhalsen: Und dieses erneuert sich stündlich im Bunde der Liebe. Wie aber der Vater ohne Aufhören alle Dinge neu ansieht in der Geburt seines Sohnes, so werden auch alle Dinge vom Vater und vom Sohne aufs neue geliebt in ihrem Ausatmen des Heiligen Geistes. Und dies ist die tätige Begegnung des Vaters und des Sohnes, darin wir liebend umschlungen werden durch den Heiligen Geist in ewiger Liebe.
Nun ist diese tätige Begegnung und dieses liebende Um-

schlingen in seinem Grunde ein genießendes und ist ohne Form. Denn die abgründige Unform Gottes ist so dunkel und artlos, daß sie alle göttlichen Formungen und Werke und die Eigenschaft der Personen in der reichen Umschlingung der wesentlichen Einheit in-sich-faßt und ein göttliches Genießen erzeugt im Abgrunde der Unnennbarkeit.

Und hier begibt sich ein genießendes Hinübergleiten und ein zerfließendes Untertauchen in die wesentliche Nacktheit, wo alle göttlichen Namen und alle Formungen und alle lebenden Ideen, die vom Spiegel der göttlichen Wahrheit zurückgespiegelt werden, in die einfache Unnennbarkeit, die ohne Formung noch Idee ist, zurücksinken. Denn alle Dinge werden in diesem grundlosen Strudel der Einheitlichkeit gepackt vom Genusse der Seligkeit. Der Grund aber bleibt gänzlich unbegriffen, man begreife ihn denn mit der wesentlichen Einheit selber. Vor ihr müssen die Personen und alles, was in Gott lebt, zergehen; denn hier herrscht nichts anderes als ein ewiges Ruhen in der genießenden Umarmung liebenden Hinschmelzens. Und dieses ist das artlos Wesen, von allen innerlichen Geistern über alle Dinge erkoren. Es ist die dunkle Stille, darin alle Liebenden sind verloren. Wollen wir dazu mit Tugenden uns bereiten, so müssen wir schier des Leibes uns entkleiden. Wollen wir hinaus auf die wilden Wogen dieses göttlichen Meeres fahren, so dürfen wir in uns nichts Kreatürliches mehr bewahren.

Daß wir voller Genuß die wesentliche Einheit besitzen und die Einheit klar in der Dreiheit erschauen mögen,

dies beschere uns die göttliche Liebe, die keinen Bettler abweist.
Amen.

DR. MARTIN LUTHER / TISCHREDEN VON DEUTSCHLAND UND VOM KRIEGE

DEUTSCHLAND ist ein sehr gut Land, hat alles genug, was man haben soll, zu erhalten dies Leben reichlich. Es hat allerlei Früchte, Korn, Wein, Getreide, Salz, Bergwerk usw. und was aus der Erden zu kommen und zu wachsen pflegt; es mangelt nur daran, daß wir's nicht achten, noch recht brauchen, wie wir billig sollten, Gott zu Ehren und dem Nächsten zu Nutz, und ihm nicht dafür danken; wir mißbrauchen's vielmehr aufs allerschändlichste, viel ärger denn die Säue; Gott gibt alles mildiglich und reichlich, also daß niemand billig zu klagen hat, und fordert nichts anders von uns denn nur allein, daß wir ihm gehorsam seien und ein Deo gratias sagen.

„Die Bauern sind nicht wert so vieler Wohltaten und Früchte, die die Erde bringet und träget. Ich danke unserm Gott mehr für einen Baum oder eine Staude denn alle Bauern für alle ihre Äcker.“ Da sprach Philippus Melanchthon: „Ei, Herr Doktor, nehmet etliche Bauern und Ackerleute aus, als Adam, Noah, Abraham, Isaak, der auf seinen Acker hinausging, daß er bedenken wollte Gottes Gaben in den Kreaturen (1. Mos. 24, 63).“

In der Pestilenz hier wollte kein Bauer Holz, Eier, Butter, Käse usw. hereinführen, da mußten wir statt einer Plage



zwo leiden, nämlich Pestilenz und Hunger. Wenn sie es aber draußen hatten, mußten wir's von ihnen auflesen.

Anno 1538 am 23. Octobris ward Dr. Martino als neue Zeitung geschrieben, daß ein Bauer hätte sein Getreide in eine Stadt geführet zu verkaufen. Da er's aber zu teuer geben wollt, wollt es niemand kaufen. Soll er gesagt haben: „Ich will's nicht billiger geben, eher will ich's wieder heimführen und die Mäuse lassen fressen." Da er nu heim kommen, wäre ein solcher großer Haufe Mäuse ins Haus allenthalben zugeschneiet, daß sie das Getreide alles aufgefressen hätten. Darnach, da er hinaus zur Saat zu flohe, fand er, daß sie von Mäusen abgefressen war. Aber andern Bauern wäre nichts widerfahren. Da sagte Dr. Martin: „Ist's wahr, so ist's gewiß Gottes Rache und Strafe und leider der undankbaren Welt ein Zeichen des Zorns."

Anno 1539 war Dr. Martinus sehr zornig und heftig wider den Geiz der Bauern, die das Getreide hinschütten und liegen lassen, bis es teuer werde, daß sich, gottlob, sprach er, drei Bauern bereits gehängt haben. Solche Gesellen, so das ganze Land berauben und schänden, sind solcher Strafe wert. Denn diese Teuerung ist eine mutwillige Teuerung. Gott hätte noch genug gegeben, es wächset auch noch alle Tage; nur, daß uns der Teufel besessen, mutwillig Teuerung zu machen, werden Mörder und Diebe an unserm Nächsten. Denn Christus wird an jenem Tage sagen: „Ich war hungrig, und ihr habt mich

nicht gespeiset (Matth. 25, 42)." Denke du nur nicht, daß du der Strafe entgehen werdest, daß du das Getreide so teuer verkaufst, denn du bist an des Armen Tode und Verschmachtung eine Ursach; der Teufel wird dich holen. Welche nu Gott fürchten und vertrauen, die bitten ums tägliche Brot und wider diese Räuber, auf daß sie zuschanden werden oder sich bessern.

Der Adel hat eine feine und ehrliche Nahrung, dergleichen auch der Bauersmann. Denn der Ackerbau ist eine göttliche Nahrung, und die lieben Patriarchen haben diese Nahrung auch gehabt, denn diese Nahrung kömmt stracks vom Himmel herab. Aber was tut der Adel? Sie scharren und kratzen und wuchern, denn sie wollen ihre Kinder zu Fürsten und Herren machen. Es geizet mancher darum so sehr, daß er gern wollt seinen Kindern jährlichen Einkommens ein 10000 Gulden zuwegen bringen. Darnach geraten die Kinder übel und bläst unser Herr Gott dann in das übel gewonnene Gut, daß es alles zerstäubet und zerflieget. Ach, daß man mit Stehlen will reich werden! Dabei kommt doch nichts heraus!

Reichtum ist das geringste Ding auf Erden und die allerkleinste Gabe, die Gott einem Menschen geben kann. Was ist's gegen Gottes Wort, ja, was ist's auch nur gegen leibliche Gaben wie Schönheit, Gesundheit, und gegen Gaben des Gemüts, wie Verstand, Kunst, Weisheit. Dennoch trachtet man so emsig darnach und läßt sich keiner Arbeit noch Mühe und Gefahr verdrießen

noch hindern. Darum gibt Gott gemeiniglich Reichtum den groben Eseln, denen er sonst nichts gönnet.

Deutschland ist gewesen, was es gewesen ist. Die große äußerste Bosheit wird täglich reifer zum Schlachten. Es muß entweder der Türke oder ein jämmerlicher Krieg tun und ihm den Garaus machen. Ich hab mich willig drein ergeben, mit zu leiden. Wollen wir nicht leiden, daß man unsere Sünde strafet mit Worten, so werden wir die Strafe mit der Tat und Pein müssen leiden.

Deutschland ist reif zu einer weidlichen Strafe und Plage, denn es reizet Gott zu sehr und übertreibt's zu sehr. Aber laßt uns beten und anhalten und nicht ablassen, denn der Herr tut den Willen derer, die ihn fürchten, und erhöret ihr Gebet, wie der 145. Psalm (Vers 19) sagt. Er hat's ja beweiset. Wie lang hat der Friede als an einem Seidenfädlein gehangen in so viel Machenschaften und blutigen Ratschlägen der Widersacher und ist erhalten worden wider alle Hoffnung! Gott hat ihnen Widerstand getan, ihnen gewehret und ihre Macht gebrochen und ihre Anschläge zunichte gemacht.

Dr. Martinus zeigete mit großem tiefen Seufzen an, daß große greuliche Plagen und Strafen vorhanden wären, die würden über die Welt gehen. „Denn sie ist, sprach er, so böse und unbändig, daß sie keine Disziplin, Zucht, Strafpredigt und Reformation mehr leiden will. Es ist die ganze Welt in Bewegung gekommen, sie knackt sehr, ich hoffe, sie werde bald brechen und in einen Haufen

fallen durch den Jüngsten Tag, auf den wir mit Sehnen warten. Denn alle Laster, Sünde und Schande sind nu so gemein worden und in Brauch kommen, daß sie nicht mehr für Sünde und Schande gehalten werden. Darum laßt uns bitten: Zukomme dein Reich, erlöse uns vom Übel!"

Es ward gesagt, daß den 14. Aprilis 1539 frühmorgens rings um die Sonne her wäre gesehen ein Hof wie ein Regenbogen. Da sagte Dr. Martinus: „Es ist gewisser denn gewiß, daß Deutschland wird in Kürze eine große Schlappe nehmen und Strafe leiden, die wir ja selbst jämmerlich und erbärmlich heraufbeschwören mit Verachtung Gottes Worts und Gotteslästerung. Krieg und Teuerung sind vor der Tür." Er sagte ferner, daß ihm ein Schreiben zugekommen wäre, daß in der ganzen Stadt Torgau nur noch übrig wären 19000 Scheffel Roggen und Weizen. „Gott helfe uns! Es ist gar übel hausgehalten!"

Anno 1539 Sonntags Reminiscere tat Dr. Martinus Luther eine ernste Vermahnung, um Frieden zu bitten in diesen sehr gefährlichen Zeiten, da wir gar wunderlicher Weise in zwanzig Jahre Frieden gehabt haben, da doch keine Zeit, wenn das Evangelium gepredigt ist worden, solange Frieden gewest ist. „Lieber Gott, behüte uns vor Krieg, der das Land und alle Stände wüst machet! Gib uns lieber eine starke Pestilenz dafür, darin doch die Leute fromm sind und die Religion, Polizei und Ökonomei, die Kirche, rechte, reine Lehre, welt-

lich und häuslich Regiment nicht so verwüstet und verstöret, korrumpiert und verfälschet werden!"

Sie haben's wahrlich im Sinn wider das arme Deutschland. Ich glaube nicht, daß unsere Nachkommen werden Frieden haben. Gott wende seinen Zorn gnädiglich von uns ab, denn Krieg ist der größten Strafen eine, als der zerstört und wegnimmt die Religion, weltlich und häuslich Regiment. Alles liegt darnieder. Teuerung und Pestilenz sind wie Fuchsschwänze, ja nicht zu vergleichen mit Krieg. Sonderlich Pestilenz ist die gnädigste und lindeste Strafe. Drum wählte David unter den drei Strafen die Pestilenz, wollte lieber in Gottes denn in der Menschen Hände fallen; der wäre doch gnädig.

Es ist keine verachtetere Nation denn die Deutschen. Italiener heißen uns Bestien, Frankreich und England spotten unser und alle anderen Länder. Wer weiß, was Gott will und wird aus uns Deutschen machen. Wiewohl wir eine gute Staupe vor Gott wohl verdienet haben.

Große Leute und Helden sind sonderliche Gaben Gottes, die er gibt und erhält, die nicht mit vergeblichem Imaginieren und kalten, schläfrigen Gedanken ihre Händel und Geschäfte führen und große Taten tun, sondern, von Gott sonderlich dazu bewegt und getrieben, vollbringen sie ihren Lauf und Werk, wie König Alexander der Perser Königreich an sich brachte, darnach Julius Cäsar das römische Reich. Ebenso haben die Propheten, St. Paulus und andere große vortreffliche Leute ihre

Taten aus sonderlicher Gnade Gottes getan und ausgerichtet, wie das Buch der Richter anzeiget, da man siehet, wie Gott große Dinge mit einer Person gegeben und wieder weggenommen hat.

Wenn ein Land oder gewaltige Stadt nur einen trefflichen und geschickten Mann hat, so gehen alle Ratschläge und Decreta besser fort; wo aber keiner nicht ist, da gehet's alles hinter sich, wie der Krebs kreucht, ob ihrer wohl viele sind, die da regieren und raten.

Rechtschaffene, mutige Kriegsleute machen wenig Worte, sind bescheiden, reden nicht viel, denn sie haben Leute gesehen. Wenn sie reden, so ist's mit der Tat. Wie Herr Bernhard von Mila; ist mit Worten und Gebärden wie eine Jungfrau.

Eins guten, frommen, fürtrefflichen Kriegsmanns Wille und Meinung ist, daß er lieber will einen Bürger oder Mann, der Freund ist, erhalten, denn Tausende von Feinden umbringen, wie Scipio, der Heide und der Römer oberster Feldherr, sagte. Darum fängt kein rechter Kriegsmann leichtlich und ohne große Ursache einen Krieg an, liefert nicht gerne eine Schlacht noch belagert eine Stadt.

Anno 1542 den 11. Aprilis gab Magister Johannes Mathesius, jetzt Pfarrherr in Joachimsthal, seinen Abschiedsschmaus zu Wittenberg, in Dr. Caspar Crucigers Hause, dabei alle Professores Theologiae und andere Herren von der Universität zu Gaste waren. Da sprach Herr



Philippus Melanchthon über Tische: „Es ist ein bös Wetter jetzunder und eine feuchte Luft." Da antwortete Dr. Martinus Luther: „Ja, denn es scheidt sich jetzt erst Winter und Sommer." Da sagte Philippus Melanchthon: „Es wird aber nicht gut Wetter sein für arme Landsknechte, die jetzt zu Felde liegen." Dr. Martinus Luther antwortet: „Wer kann dafür? Warum fangen unsere Fürsten ein solch Spiel an?" Philippus Melanchthon: „Man saget, jener Fürst (Moritz von Sachsen) habe viel Volks beisammen." Dr. Martinus Luther: „Es liegt nichts daran, viel Volks haben und köstliche Kriegsrüstung, sondern an einer guten Sache, wer die hat, und an einem guten Treffen, wenn sie zusammenkommen. Wie die Heiden (Propert. 4, 6, 51) auch gesagt haben: Die Ursach des Kriegs bricht einem Kriegsmann den Mut oder machet ihm ein Herz und Mut; wenn die Sache nicht gut ist, so schämet man sich, daß man sich wehren soll."

Nach der Plage werden wir ärger, wie die Juden nach dem Donnern und Blitzen am Berge Sinai. Wie wir Deutschen auch sagen: Der Kranke nie ärger war, denn da er wieder genas. Darum muß es aus Gnaden alles kommen, sollen wir selig werden.

Einer klagte bei Dr. Martino: „Lieber Herr Doktor, es will nirgend hinaus noch gehen, wie wir wollen." „Ja, sprach der Doktor, das ist auch eben recht. Warum habt Ihr Euren Willen unserm Herrn Gott übergeben und betet alle Tage: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel?"



Albrecht Dürer: Der sitzende Schmerzensmann

NORD UND SÜD. ALCÄISCHE ODE VON RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

Lang dünkt michs Abend; aber die Nacht ist fern,
Fern Tau der Nacht; noch zaudert im schwebenden
Gewölk des Untergangs die Sonne,
Weil ihr der Sommer verwehrt zu scheiden.

Dir aber nachtets. Lange verscholl dir schon
Gelärm der Glocken, führte vom Meer herein
Wind die Gestirne, Wind des Abgrunds
Dunklere Bläue, dein Haupt zu kühlen.

Vielleicht am Fenster lauschest du träumend noch,
Was fern die Zither zwischen den Mauern singt,
Vielleicht entzündest du die Lampe,
Schließest die Läden, des Schlafs gewärtig.

Mir keine Nacht! Mir keine der schleichenden,
Lustlosen Stunden! Führt ihr Genien mich
Durch kurzes Graun dem Tag entgegen,
Der dem Versunkenen feurig nachblickt.

Nacht ist gelind, wo Liebende freundlich ruhn;
Wer einsam ausharrt, fürchtet die Dämmerung.
Ihm schweigt der Tag mit tausend Lichtern,
Tausend Geräuschen das Herz und täuscht ihn.

Bleib stehn, o Sommer, warte mir treulich aus,
Bis fern im Land die goldene Traube reift,
Bis der Verbannung strenge Pforten
Hinter dem Glücklichen fern sich schlossen.

Dort hebt, Geliebte, nimmer zu früh der Stern
Die bleiche Fackel hinter den Wellen auf,
Der Abendbote, der mit Veilchen
Uns das gesellige Lager zudeckt.

Dort ruf ich: „Weile, weile, geliebte Nacht!“,
Wenn schon der Frühtag nüchtern ins Fenster schaut,
Der unwillkommene; denn allzeit
Hassen Verliebte die Morgenröte.

KAREL VAN DE WOESTIJNE / ZWEI GEDICHTE

I

Ich bin zum höchsten Berg gelandet,
Wo Aug die tiefsten Tiefen spellt,
Wo Haupt, von allem Licht umbrandet,
Den Atem atmet aller Welt,

Wo niedre Mondenschleier dauern,
Da schon der Mittag sie berennt,
Und aller Stunden Flammenschauern
In eine Sonne sammenbrennt;

Wo ewige Kräfte, unbewogen
Am steilen Sesselfuß der Zeit,
Gebreitet und in eins gezogen,
Vereiniget und wieder breit,

– Wo aller Tod und alles Leben
Zum Kern gekehrt, dem Kern entgehn,
Durft ich zur höchsten Kuppe streben
Und unter mir die Himmel sehn.

Schau: wo ich steh, von allem Schreiten,
Von allem Wünschen, End und Ziel,
Und ich als Richtpfahl für die Weiten,
Der Weiten Mittelpunkt mich fühl,

Wo dein mutwillig ich vergessen,
O Erd und Taten weltenweit,
Und selbst die Freud verschmäh, zu messen
Die Wollust der Gleichgültigkeit – –

Du willst nach meiner Steile gehren,
Arm Kind, in eigner Liebe Schmerz;
– O, wüßtest du, im Göttlich-Leeren,
Wie schwer mir wiegt mein Menschenherz! –

II

Noch eh der Morgen sich gerührt,
Noch eh ein Strahl die Augen ätzt,
Der Schlachter in der dunkeln Tür
Die eisigen Messer wetzt.

Noch eh das umgeschaffene Wort
Für neue Furcht und Hoffnung dankt,
Schiebt durch die dunstige Gasse fort
Ein Orgelchen, das jankt . . .

Dann plötzlich schweigt das Stahlgewetz,
Längst, längst vorbei der Orgel Schrei'n.
Aus fremder Stille hebt sich jetzt
Die Stimme des Leids allein.

Aus dem Flämischen von Rudolf Alexander Schröder.

SCHWIMMER

Die See ist in Ruh, und der Wind aus dem Süden, durch
sommerlich dämmernden Morgen gestillt,
Ist melodiös von dem tiefen Gemurmel,
Das ihr ebenes Beben
Durchschwillt.

Ihr Flüstern ist Flüstern des kommenden Friedens, des stille
vertraute Vertröstung uns rief,
Wenn in der mitsommer-nachnächtlichen Schwüle
Das bittre Verlangen
Nicht schlief.

Und nun sind wir in ihr; und wo wir sie spalten, umschließt
sie uns wieder mit zärtlichem Spott:
Allein und allum und allschön und unteilbar,
Das ewige Urbild
Von Gott.

Und uns überm Haupt ist der Seewind, ihr Atem, der Geist,
der die Wellen bezügelt im Traum,
Uns über den Schultern ihr Rankengewinde,
Uns über den Lippen
Ihr Schaum.

Und flach uns am Herzen in engem Vertrauen pocht
mächtig ihr Herz; und das keusche Gelüst
Ihrer Küsse verkühlt unsre brennenden Glieder:
Verlangen, zur Ruhe
Geküßt.

So, träge gesättigt und schwankend gewiegelt im Schoße,
den Schönheit unfruchtbar uns bot,
Entschlafen wir sanft in den wachenden Traum,
Der lebt über Leben
Und Tod.

LIBERATE NOS DOMINE!

Der Wind fuhr um mein einsam Haus
In letzter Abendstund.
Da hob ein Fremder die Klinke der Tür
Und saß vor Herdes Mund.

Ich durfte nicht fragen, wer er war;
Und er wies nicht Merk noch Mal.
Und ich bat ihn nicht; doch saß er an
Nächst mir beim Abendmahl.

Mein Mund stund bebend; und durch mein Herz
Züngelte zuckender Haß.
Da hob er sein Antlitz bitter-schön
Hinlächelnd, wo ich saß.

Ich sprach und rief: Ich kenne dich nicht,
Was suchst du am Herde hier?
Er sagte nicht eines. Er hob die Hand
Und brach das Brot mit mir.

Und – wieder-kannt ich. – Morgens früh
Sah ich ihn weitergehn. – –
Doch dieses bitteren Liedes Schluß
Wird Gott allein verstehn.



DER SCHATTEN EINES MANDELZWEIGS . . .

Ich schlummerte im Blumenhof, im weichen Gras gelegen,
Da weckte mir ein schwüler Duft Gedächtnis von vorher;
Und auf der müden Braue Bug fühlt ich ein tröstlich Regen
Von Frauenfingern sonder Wucht, sacht streichelnd hin und her.

Ich stammelte im Traum: Warum? Gönnst du denn kein Vergessen?
Dies Wenige, o Liebste mein ist all, was ich begehr:
Ein Stündlein ungestörten Schlafs, da du mich nicht besessen,
Von dir, o Liebe wild und mild, ein Stündlein los und leer.

Doch als ich meinen Blick erhob, wars nur die Fenchelstaude,
Beschwängernd mit dem fremden Duft die Lüfte schwül und schwer;
Und über meinem Angesicht, dem leidverstörten, graute
Der Schatten eines Mandelzweigs, leis schwankend hin und her.

Aus dem Holländischen von Rudolf Alexander Schröder.

KARL SCHEFFLER / DIE REISE

LIU Dschang wollte endlich die Reise ins Gebirge unternehmen, worauf er sich schon lange gefreut hatte. Am Tage vor dem Aufbruch ließ er seinen Mantelsack

packen, und abends konnte er vor Erwartung kaum einschlafen. Um zur Ruhe zu kommen, nahm er endlich eine Opiumkugel. Lange vor der Zeit erwachte er wieder. Während es draußen zu dämmern begann, stützte er den Kopf auf und begann zu sinnen. Seine Augen waren auf das Bett seiner Frau gerichtet, das neben dem seinen stand. Da es sehr heiß war, hatte die Frau arg gewühlt, ihre weiße Bettdecke war heftig gefaltet und zerknittert. Als Liu Dschang nun so auf diese Decke blickte, die vom Morgenlicht ungewiß beleuchtet wurde, war es ihm, als ob seine Gestalt allmählich zusammenschrumpfe, bis sie kaum noch die Größe einer Fliege hatte, und als ob sich die Bettdecke drüben in ein schwindelnd hohes Gebirge verwandele, das ihn mächtig anlockte. Er säumte nicht lange, sondern sprang mit einem kühnen Satz in diese Gebirgswelt hinüber und begann rüstig zu wandern. Über weite Flächen ging er, sich des Morgens freuend, dahin, bis ihm tiefe Spalten und Abgründe den Weg sperrten. Er umging die Hindernisse und kletterte den immer steiler werdenden Berg hinauf, er gelangte in den blauen Schatten enger Täler und kam dann wieder ins Lichte. Immer weiter trieb ihn die Neugier hinan; denn es war ein verzaubertes Gebirge, voller Geheimnisse. Überall führten Spalten in den Fels hinein, als wären es Zugänge von Zwergenwohnungen, Höhlen drohten dunkel, als hausten dort schreckliche Drachen, in schönen Linien zogen die Straßen an Abgründen dahin, verloren sich im Dunkel der Wälder, führten vorbei an wilden Bächen und stiegen stetig zur Höhe empor. Das Wunderbarste aber war, daß die Felsen seltsame Gestalten annahmen.

Eine große Felspartie war gebildet wie ein Männerhaupt, eine andere glich einem zum Sprunge ansetzenden wilden Tier. Aber dieses Einzelne verschwand wieder in den langen Erdfurchen, die sich dahinzogen wie die Schatten eines schönen Gewandes. Als Liu Dschang auf dem Gipfel ankam und die große Bergmasse übersehen konnte, war es ihm, als läge das Gebirge da wie eine ruhende menschliche Gestalt; ein Riesenweib in faltigen Gewändern, aus denen alle Formen des Lebens hervorstierten, schien groß bis zum Horizont auf dem Erdboden hingelagert. Der Wanderer stand auf dem Gipfel da, wie auf der Höhe eines hochgezogenen Knies. Er war tief ergriffen, als das Gebirge in der aufgehenden Sonne nun, die die Gipfel rötete, unter ihm dalag wie eine Göttin, die sich in grauer Vorzeit zur Ruhe niedergelegt hatte und erstarrt war. Wie er aber genau hinsah, merkte er, daß sie gar nicht erstarrt war, daß sie unter ihren Wäldern, Wiesen und Flüssen, in ihrem lebendigen Gewande nur schlief. Denn leise begann sich die Masse nun zu bewegen, sie begann sich zu heben und zu senken, als ob sie atme. Schwindelnd und hingerissen von einem herrlichen Gefühl sank Liu Dschang nieder. Er fühlte den warmen Boden geschmeidig werden, fühlte sich vom Atem des Gebirges gewiegt, und indem er sich selig dem Wunder hingab, entschlief er sanft auf seinem Gipfel. Im Schlafe fühlte er noch, wie er wieder groß und größer wurde, und ihm war, als wüchse auch er über die ganze Erde hin. –

Als die Dienerin durch die Tür rief, es sei Zeit zum Aufbruch, sagte Liu Dschang, sie solle den Mantelsack wieder



Gustave Dore: Holzschnitt zu „Münchhausen"

auspacken, er sei eben von seiner Reise zurückgekehrt. Und als die Frauen sich über diese Rede verwunderten, sagte er lächelnd diesen Spruch Laotses her:

Das Große ist klein, und das Kleine ist groß,
das Leben hat nicht Maß, nur der Mensch mißt;
das Eine ist nicht klein und nicht groß,
nicht tot und nicht lebendig, nicht schön und nicht häßlich:
es ist das Eine.

WILHELM WEIGAND / GEDANKEN

DER künftige Geschichtschreiber der deutschen Kritik wird durch die Beantwortung der folgenden Frage sein Gewissen erweisen müssen: Wie kommt es, daß die andern Völker Europas, in denen schöpferische Kraft und schöpferischer Wille noch lebendig sind, nichts Ähnliches wie die „Fälle" Hölderlin, Schopenhauer, Richard Wagner, Bruckner und Nietzsche, um von Geringeren zu schweigen, auf dem Kerbholz haben? –

Die Griechen hatten ihre olympischen Spiele und die Römer ihre Gladiatorenkämpfe; die Spanier haben ihre Stierkämpfe, die Engländer den Sport, die Franzosen ihren Salon oder „la femme"; die Deutschen aber haben für all das einen „Ersatz": die Kritik, in welcher der Instinkt der Grausamkeit seine tägliche oder gelegentliche Befriedigung findet.

Die Behauptung, daß das Alter den Neid halb, der Tod aber ganz versöhne, ist keine deutsche Wahrheit.



Die Deutschen? – Das Volk ohne ästhetisches Gewissen.

Die Welt der Händler erlebte den Augenblick ihres Triumphes an dem Tage, da der Geist und seine Werke zur Ware wurden.

Die verhängnisvolle Idee des Fortschritts in den Künsten, zu denen auch die schöne Literatur zu zählen ist, stammt aus dem achtzehnten Jahrhundert, das sich als unhistorische Zeit erwies, als es der Welt dieses Ideal und damit eine Waffe schenkte, um das Persönlichste niederzuschlagen, wenn es, unbekümmert um die triebhafte Menge, nur dem Gotte in der eigenen Brust gehorcht.

Die Romanen, und besonders die Franzosen, fälschen jeden deutschen Gedanken, wenn sie ihn in den Mund nehmen. Es gibt Gedanken, die in keine fremde Sprache übertragen werden können, weil sie dem tiefsten Rassengrund entwachsen sind. Eine Idee aber muß, wenn sie eine Weltwirkung ausüben soll, übersetzbar sein, womit übrigens allem Unaussprechlichen, insofern die sogenannte Weltkultur in Frage kommt, das Urteil gesprochen ist.

Den meisten Menschen ist das Schöne nur als Manier zugänglich.

Wenn das Ideelle in der Kunst nur Reflexion ist, wirkt es aufdringlich und verletzend.



Das Wort „L'analyse tue" widerspricht allen Instinkten der deutschen Seele.

Die Schönheit ist ein Urphänomen.

Urphänomene lernen wir nur in ihren Wirkungen kennen.

Wer niemals stolperte, wenn er die Linie der reinen Schönheit überschritt, weiß nicht, was Schönheit ist.

Der Mensch kann das Göttliche durch Begrenzung erreichen; aber Gott ist das unbegrenzt Wirkende.

Wer Götter stürzt, kann keine schaffen.

Wenn ein Gott Reue fühlt, büßen es die Menschen.

Der Gott ist für den Einzelnen; der Götze für die Menge.

Das ist die große Schicksalsfrage: Wie lange kann ein Volk seine erdgeborenen Götter überleben?

Die Ironie des Menschen ist Rache an der Natur.

Der Sinn für Geistigkeit nimmt mit abnehmender Sinnlichkeit zu.

Große Menschen dürfen keine Entwicklungsstufe überspringen, und wer es tut, läuft Gefahr, seinen höchsten Schicksalsaugenblick zu versäumen.

Die Toten sind die unerbittlichsten Tyrannen.

Die Tatsache, daß geistige Menschen die Befreiung vom Geschlecht als Glück empfinden, weist über den Menschen hinaus.

Alle Komik, die zu weit vom Sinnlichen oder von der Anschauung entfernt ist, wirkt nicht unmittelbar. Beispiel: Hebbel, den es wunderte, daß die Menschen über das Spiel der Welt, wie es einem olympischen Gotte oder einem amoralischen Recken erscheinen mag, nicht naiv lachen können. Die Wurzel aller Komik ist und bleibt das Geschlechtliche, und zwar, weil da Gott und Tier im Menschen zusammenstoßen.

Ein gebildetes Auge macht den ganzen Menschen ehrlich.

Naturanalogien wirken beruhigend und befreiend.

Der Augenblick unserer höchsten Seelenschönheit wird durch die Scham getrübt oder abgekürzt.

Nur das Technische in den Künsten ist erlernbar.

Frage eines Künstlers: Wie weit darf ich, den der Werkstoff meistert oder tyrannisiert, das Leben beschneiden, damit es, im Ausdruck, nichts von seinem innersten Wesen verliere?



Alle Kunstformen haben etwas Falsches an sich.

Man soll den Gedanken wie eine Schaumünze prägen und dem Gefühl die Unbestimmtheit des Duftes lassen.

Wer das Ideal erfüllt, ist mehr als Idealist.

Das Allgemeine in uns ist der Feind des Künstlers.

Auch die Mystik hat ihre Logik.

Wenn es sich darum handelt, die verwundbare Seite eines Gegners herauszufinden, sind alle Durchschnittsmenschen psychologische Genies.

Der Künstler schafft auch, wenn er urteilt.

Die Natur ist sehr übernatürlich.

Was die Dichter Psychologie nennen, ist nur die Spiegelung ihrer eigenen Erfahrungen.

Wir lernen unser Leben durch seine Wirkungen kennen.

Der werdende Meister spricht: Ich kann nicht sterben; denn noch wachse ich.

Wir sind immer am ungerechtesten, wenn wir, verzeihend oder lästernd, von einer Welt Abschied nehmen. Das Auge, das reinste Organ der Seligkeit und Qualen, hat zuviel erlebt, um gerecht sein zu können, und rächt sich an dem Versinkenden, indem es neue Küsten sucht.

JOHANNES R. BECHER / AN DEN SCHLAF

Schlaf! – als der Balsame köstlichsten lasse dich preisen,
Der du nach Räuschen verwegenen mild uns umringst!
Führest hinein in Zymbelgepränge uns leise.
Springendes Horn ein phosphorener Mond uns bewinkt.

Träume sie eilen entlang unseren Wegen gerade,
Düster umrankend und hüllend das Tage-Gehirn.
Rosengewässer beträufen die brennende Stirn.
Wieg dich, o Leib, empor auf glänziger Winde Lade.

Wo von der Sterne Mücken durchronnen die ätherige
Weite.
Opiumdüften bestreut, Weihrauch erfüllt.
Mythische tauchten wir in die Vergangenheitszeiten.
Verjüngte im Bad der Antike. Neugleißendes Marmor-
ruinengefild.

Ja, der Soldat kalt im Graben, der graue Beamte,
Der Maschinist bei den Öfen, die Hure, das Kind
Längst auf der Straße gehüpft, auch der Dichter-Ver-
dammte . . .
Neigen wie Halme sich hin im melodischen Wind,

Aus phantastischen Ländern her lieblich entfaltet,
Gleichend bengalischen Feuerwerks tönender Pracht.
Azurgewölb von Kometen leuchtend gestaltet.
Verendendes Tier im Dornen-Gebüsche noch lacht.



Schlaf als der Balsame köstlichsten, lasse dich preisen.
Berge schon stürzen. Vorhang auf lüfte! es schwinde
der Horizont.
Nebelgeschwader ob tobender Städte Bau kreisen.
Labyrinthe Ruinen draus schwelen die schäumenden
Gärten schon

Schlaf gestreckt in die Ebene endloser Dauer.
Winter Lawinen herrollt, den Dörfern auftürmt.
Bürger sie drehen um die Plätze, blinder und flauer.
In den Latrinenkanälen poltert ein furchtbar Gewürm.

Tod! ... Laternen zerschmettern. Die klirren. Erlöschen.
Stuben muffige stinken nach heiligem Öl.
Schwangere Frauen vor knarrender Türe frösteln.
Schwankt längs Kasernen-Mauern ein Priester blechernen
Gegröhls.

Während der Regen die zerrenden Läden aufhacket.
Leichname wild von mystischen Schauern gepackt,
Schnellen durch Decken hoch, rück in die Kissen (Trottoir)
geprallt.
Stampfender Pferde Geschirre klimpern im Stall.

Schräg durch die Luft aber stößt er: – der Düstere Zer-
störer,
Auf er der Dächer Fach stemmet, der Märkte Gewühl
Rottet er aus. Ein Freund der jungen Empörer.
Bettend das Haupt zur Ruh mir auf brennender Städte
Qualmpfühl.

Schmeißt aus Keller und Speicher der Möbel Gerümpel,
Schalen Blut sprengt er auf wogenden Schnee.
Dampfendes Gift aus imaginären Karaffen . . .
In den Kaschemmen, in Kneipen hockt er mit scheckichter Fee.

Schlaf . . . und wieder reihen entlang unseren Wegen gerade
Träume sich süße. Schmelzende Fuge uns einlullt.
Engel schweben, vor glitzernden Thron uns zu laden.
Frühlinge waschen uns rein von Kehricht und Staubs Mull.

Körbe der Garben sammeln wir singende Schnitter.
Honigfrüchte wallen viel durch der Gefängnisse kantene Stäbe,
Wo die Verdammten sich wälzen. Fluchend und zitternd
Schaueriger Muse Verfallene Jünger auf Trapezen schweben.

THEODOR DÄUBLER / EXPRESSIONISMUS

EINE hellseherische Überlieferung berichtet, die Menschen der untergegangenen Atlantis wären ungeheuer groß oder winzig klein gewesen. Dieser Leute Gestalt, Gehaben, Ausdruck habe, so heißt es, genau ihrer Wesensart, ihrem Charakter entsprochen: erst in unserer Epoche, folgert man weiter, sei ein feststehender Menschentypus ausgebildet worden, und das eigentlich Persönliche trete nun weniger sinnfällig auf. Die Platonische Idee des Menschen, als höchster Inbegriff aller Schönheit, durch die Kunst zu erbringen, hervorzuklären,



war, jeder weiß es, die Sehnsucht des griechischen Künstlers; wer hingegen in Ägypten meißelte oder malte, wollte Hierarchien veranschaulichen. Der Mächtige wurde auch als ein innerlich Stärkerer wie der Besiegte gesehen, und somit seine Gestalt, sagen wir es nur, „im Atlantischen Sinne" überlebensgroß angenommen. Die Gotik steht eigentlich zwischen beiden: das Christentum hatte die Menschen des Mittelalters einfältiger gemacht; sie glaubten weniger an die augenblickliche Erscheinung, an Seelenkunde, durch die sich körperlicher Ausdruck ergibt, und idealisierten daher vielfach nach Art der Griechen; überdies gab es für die Christenheit keine letzten Über- und Unterordnungen in dieser Welt: sind wir doch alle Kinder Gottes! Das Überirdische und das Unterweltliche begriffen die entscheidenden Gotiker allerdings in absoluter Abstufung, und zwar traten sie beim Bilden an ihr Werk mit fanatischer Leidenschaft heran. Sie gebärdeten sich expressionistisch! Vielleicht wohnt jeder Ausdruckskunst in ihren verwegenen Äußerungen eine Erinnerung an die überschwemmte Atlantis inne. Heute will man vor allem wahr sehen, der Seele Kern darstellen. Und der ist allgemein menschlich: das Göttliche in uns. Wir sind aber auch durchaus individualistisch geworden, daher äußern wir uns simultan. Der Künstler zeigt den Menschen zugleich in verschiedenen Phasen, Möglichkeiten, in denen er seinen Aufgaben gewachsen ist oder wo er unterliegen muß. Fast scheint es, daß man auf diese Weise eine neue Veranschaulichung der Hierarchie anstrebe; man wird hierbei das moderne Durcheinander zu einem pyramidalen Übereinander umstaffeln müssen. Es handelt sich

jedoch auch darum, zwischen Ausdruckskunst und Karikatur genau zu unterscheiden. Der Expressionist schält die Wesenheiten seines Objektes haarscharf und mit Temperament heraus; wer Karikaturen zeichnet, übertreibt und unterstreicht zumeist die Schwächen oder Bösartigkeiten einer ihm feindseligen, zum mindesten unangenehmen Person. Ein Karikaturist paßt auf, zersetzt und verwetzt, der Expressionist entscheidet sich für Klarheit; er bedarf keiner Nachsicht, weder für sich, noch für diejenigen, die er darstellt; er bleibt hoffnungsvoll, denn er glaubt nach künstlerischer Prüfung und menschlichsten Erwägungen an eine Offenbarung im Menschen. Es ist nun auch am Platz, das von den Futuristen geprägte, bereits erwähnte Wort „simultan" und „Simultaneität", wie es von modernen Künstlern aufgefaßt und gedeutet wird, zu erläutern. Gemeint ist damit: die instinktive Ablehnung in der Künstlernatur einer objektiven Existenz von Zeit und Raum. Der Schöpfende bemüht sich nicht mehr um Perspektive, logische Folgen, wie sie aus den Grundsätzen der Einheit von Zeit, Raum und Handlung hervorgehen müssen, unbekümmert bleibt er um überlieferte Gesetzmäßigkeiten, nach denen man vom Betrachter aus oder für ihn aufbauen, ausmessen und abwägen muß. Ihm liegt hingegen daran, seine Gesichte spontan in ihrer rhythmischen Zusammengehörigkeit unterzubringen. Der bildende Künstler ordnet dabei allerdings sein traumhaft geschautes Kunterbunt; er legt es sogar, wie er es aus eigner Wesensart heraus deuten muß, fest. Niemals aber verfolgt er eine akademische Richtschnur. Somit beschäftigt wohl vorläufig jeden

schöpferischen Expressionisten seine persönliche Farbenmystik. Vielleicht kann man das einen genialen Dilettantismus nennen. Nun, ein wahrer Segen, daß wir wenigstens den wieder haben! Wo Genie ist, zehrt sich, was dilettantisch mit auftritt oder nur als solches erscheinen konnte, gar bald von selbst auf!
Für die Gotiker waren Auffassung und Farben eines geheiligten Bildwerkes, bevor Verfall eintrat, kirchlich festgelegt: das konnte leicht zu Pedanterie und Einseitigkeit führen. Aber auch heute wird man nicht selten den Wunsch nach allgemein gültigen Sätzen, auch für die freien Künste, spüren und äußern hören. Der Kubismus sei nur als stärkster Beweis angeführt. Noch scheuen wir das Wort Tradition; aber auch die wird sich in ganz modernem Sinne von selbst einmal einfinden! Auffällig ist es beispielsweise, daß sich heute viele Künstler mit Astrologie, mit neuen Deutbarkeiten des Wesens der Sterne, ihrer Einflüsse in der menschlichen Seele, beschäftigen: möglich, daß auf diesem Wege dereinst die Klassik im Expressionismus hervorgeht! Jedem Planeten wird seit undenklichen Zeiten ein Metall und eine Farbe, die er hier bei uns auf Erden beherrscht, zugeschrieben; die übliche Skala ist folgende: Sonne Gold und gelb, Mond Silber und grün, Merkur Quecksilber und blau, Venus Kupfer und weiß, Mars Eisen und rot, Jupiter Zinn und erdgelb, Saturn Blei und schwarz. Mit diesem Kanon arbeitet jetzt niemand. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß der Drang zu wissenschaftlicher Festlegung astraler Gesetzlichkeiten in der Seele eine expressionistische Schule einmal zu dieser zusammen-

fassenden Vereinfachung führen könnte. Man wird nämlich unstreitig bei Künstlern aller Zeiten, die kühn aus der Vollkraft ihres Ichs schöpften, ein ihnen eigentümliches Festgehaltensein von bestimmten Farben, somit esoterisch gesprochen, von Gestirnen, von denen ihr Wesen abhängt, mit sicherm Griff klarzulegen vermögen.

Es täuscht sich beispielsweise vollständig, wer glaubt, die musikalische Eingebung von Farben beim bedeutenden Koloristen Kandinsky geschehe willkürlich oder höchstens von musikalischem Takt diktiert. Alles was Kandinsky auf die Leinwand bringt, ist tiefstes, von hoher Geistigkeit Ergriffensein. Ist sogar farbenverwogende, Buntheiten vermählende oder zerschäumende, immerwährend sich weiterrankende, durchwägende, schließlich innerlichst gesicherte Methode. Er sieht allerdings den Tanz der Sterne von eigner Seelenwarte, aber still bleibt er auf seinem Standpunkt, unumstößlich bilden sich seine Verheißungen. Die Sphärenklänge können sich verschieden abtönen und unterstufen, was sie aber zu bedeuten haben, ist einhellig: unwiderruflich hat der schöpferische Geist sein Traumgesicht in kristallischer Starrheit erlebt.

Der moderne Künstler sucht nicht das Absolute, er ist von ihm durchdrungen. Vielfach äußerte man in den letzten Jahrzehnten, uns fehle eine sakrale Kunst. Fast nur noch Akademiker malten christliche oder heidnisch-mythologische Bilder. Nichts als schwaches Epigonentum kam dabei zum Vorschein: dem frischeren, freilich, zumal in Deutschland, recht bürgerlichen Impressionismus gelangen bestenfalls Werke, die man irgendwie als

pantheistisch bezeichnen möchte. Die Kunst, die wir bis vor kurzem, durch Generationen hindurch, immerhin die beste nennen konnten, entstand fast ausnahmslos ohne religiöse Absichten. Endlich ist es anders geworden: wahrscheinlich werden wir sogar bald eine sakrale Kunst haben! Ob sie dann einem Kult dienen wird oder nicht, kann vorläufig niemand entscheiden; kosmisch ist jedoch der Expressionismus bereits jetzt: das Heiligtum des Geistes wird von visionär Schöpfenden deutlich im Innersten der Seelen gesichtet.
Der Bildhauer Archipenko kann als Inhaber eines modernen Stilempfindens angesehn werden. Er offenbart sich in kleinen Maßstäben durchaus großzügig. Einfach und bedeutend. Das sind Kennzeichen des Gesamtbegriffes „monumental". Zu seinem Monument konnte er noch nicht gelangen: übrigens muß dazu vorläufig auch der Auftrag fehlen, denn frühere Bildhauer schmückten, ergänzten meistens Bauwerke; nun mag es möglicherweise anders kommen: das große Bildwerk kann in sich alle Gesetze der Baukunst erschöpfen. Archipenko wäre somit in seinem Wesen auch Architekt.
Kosmologische Gesichte gewittern chaotisch oder großwolkig über Land. Ein johanneisches, frühes Christentum ist in der Menschheit wieder erwacht: die Erde wird eine sakrale Kunst, zu Ehren des Schöpfers, Sonne, Mond und Sternen entgegentürmen. Hoffnungsvoll, sehnsuchtsbereit und zugleich drohend. Ländliches Christentum, bei Sternschnuppensturz und in Überschwemmungsgefahr bringt uns heute der junge Russe Marc Chagall dar. Wenn er eine Geburt schildert, so sind Sirius, Großer

Bär und Unterwelt daran beteiligt. Vater und Mutter, Gevatterschaften und anderer Anhang, vor allem die weise Frau, jeder, der im Augenblick, da ein Geschick aufsternt, irgendwie daran teil hat, wird um die Geburt zum Anwalt unheimlicher, plötzlich zutage tretender Ummächte. Krebsrot ist das Kind. Der ganze Tierkreis wählt sich fürs Neugeborne Paten unter Menschen. Auch wenn der Bauer auf der Steppe sein Lied singt, so bekommen Gestirne, Übergewalten einen uns Menschen bekehrenden, umgebärenden Sinn. Eine Sekunde lang hält der Sämann bei der Arbeit inne: und er ist Dichter, freier Schöpfer. Des Mannes Fron unter der Sonne ist bei Chagall geheiligt; nur muß man sie für einen höheren Willen geweiht halten und von Gott segnen lassen. Wir sollen unser Tun freimütig vor den Sternen ausbreiten. Bei Franz Marc wird die Form der Tiere in ihrer konkreten Daseinsbedingtheit gelöst und schicksalsmäßig wieder geschlossen. Wenn die Tiere auch kein Jenseits, kein Hasenparadies im Sinne von Francis Jammes zu haben brauchen, so gibt es laut Franz Marc ein Tier-Innseits. Jede Spielart in der Tierwelt ist eine seelische Einsternung unter uns.

Einer der besten und bedeutendsten Expressionisten ist Oskar Kokoschka: kaum in einem modernen Künstler liegt so viel Versprechen zur Erreichung eines neuen Stiles wie bei ihm: darum hat er auch, neben Franz Marc, unter allen jungen Künstlern Deutschlands und Östreichs bis jetzt den größten Einfluß ausgeübt.

Die Liebe zur modernen Großstadt, zu ihrem Mechanismus, zur Fabrik, der Schnellbahn und zum Varieté, wo



der Akrobat der höchste, sozusagen allegorische Ausdruck des mechanisierten Menschen geworden ist, kennzeichnet den Berliner Futuristen George Grosz. Dabei übt er an den Heutigen, wie sie innerlich zerfahren und verfasert, nach außen durch steife Kleidung falsch charakterisiert sind, grimmige Kritik. Also der Großstädter ist nach seiner Darlegung durch Grosz folgendermaßen: er verpuppt sich in anständige, seinem Wesen oftmals zuwiderlaufende, aber zweckentsprechende Kleidungsstücke; er lebt, in die Stadtbetriebe hineinversponnen, ohne zur Kenntnis seines Selbst gelangen zu können, weiter: immer nur weiter. Rastlos. Haltlos. Jedoch seinem Weiterkommen ohne Widerspruch dienend. Und er gestattet sich ein Vergnügen, soweit er sichs leisten kann. Zu seiner Belustigung fliegt er einmal aus. Dieser Mensch selbst ist nicht mehr schön im klassischen Sinn. Aber fabelhafte Tänze von farbigen Fahnen kann er zu sich herabträumen. Grosz weiß es: blaue, lila, rotbetreßte Tücher und Bänder gelingts ihm, über sich in die Welt der Gesichte hinauszuschwenken, freundlich zu ihm Blickende damit zu begrüßen: Grosz ist einer, der sie erkennt. Es überrascht ihn, den Großstadtsohn, wenn Wetterleuchten emporzischt über diesem seinem tagtäglichen Umdämmertwerden von Pflichtchen, Geschäften, Betriebsamkeiten.

Sozusagen die „Neue Eva“ im Sinne eines Villier de l'Isle Adam verfertigt sich der selbständige Kubist Jean Metzinger. Eigentlich ein klassisch schönes Weib, beinahe statuenhaft genau ausgemessen, zerlegt er sich zuerst mittels Spiegelungen; dann bindet, bildet er sich

daraus eine mechanische Helena. Das Maschinenmäßige in diesem Weibsgebilde wird bloßgelegt: unheimlich wirkt der Mechanismus auf den Beschauer ein.
Lyrisch, weil einfach und vornehm in seine Welt eingefügt, sieht uns Paul Klee an. Vielleicht hat er keine Wurzeln: dafür scheinen sich allerhand Zeichnungen von ihm wie tausenderlei Fühler und Würzelchen ins Ätherische hineintasten zu wollen. Klee steht bestimmt ganz fest auf Erden, daher zieht ihn seine Sehnsucht ins Luftige, wo die zarten Keime, wo Blütenstaub, Bienen und Schmetterlinge daheim sind. Lassen wir seine mondhaften Rokokoschnörkelchen vor unsern Sinnen schillern und seidenhaft zu uns hervorflocken, denn wir sollen, wohlgemut und doch zu tiefst berührt, seiner Seele verliebte Bezirktheiten, zu Aquarellen verdichtet, miterleben und spüren können! Kindlich, jedem Wenn und Aber abhold, gibt sich Klee einer schönen Weisheit in seinem Geträume spielerisch hin. Sterne, gute und böse, steigen zu ihm herab. Er hält sie in weicher Hand; kann sie kosen: er darf es sogar! Und auch goldene Bienen schwirren hernieder, irgendwoher, und setzen sich auf Pauls Lippen. Er denkt dabei, geheim, nur der Griffel darf es offenbaren (seine Sprache versteht man ja nicht), daß er Sterne, zu lebendigen Würmlein gewordene Weltchen, küssen darf. In seiner Kindheit hat er von den Fäden der Geschicksverflechterinnen gehört. Zart wie Seide, sicher wie Schicksalslinien zeichnet er nun, freilich unbekümmert um das, was sich darein verspinnt, Labyrinthe, die nur er selbst klären kann. Unentrinnbarkeiten verstricken sich da unter seinen für diesmal schon

„stilgemäß" zitternden Händen, vor seinen leidenschaftlich zur Bestimmtheit zielenden Blicken. Bloß Haarstriche setzt er hin, aber trotzdem sind das Schriftchen, von seiner angeborenen Mondhaftigkeit eingegebene Runenzüge. Und eine solcher Zeichengemeinsamkeiten ist dann ein kriegerischer Volksstamm!
So, durch kosmisches Erfaßtsein im ganzen Wesen erblüht langsam die Kunst der allerbegabtesten Jüngsten. Meteorhaft steigen ihre leuchtenden Gebilde in einen phantastisch belebten Nachthimmel empor. Über uns eine Welt voll von lenkbaren Dingen, die der Mensch erfunden hat, im Bereiche der Seele lauter erstaunliches, kaum erdenkbares Zeug, das sich fruchtbar in die Fernen des Ungedeuteten aussamt, hineinverwurzelt und aufkeimt. Allein Geistigkeit, die expressionistische Kunst gestaltet, versinnbildlicht heute den Aufstieg zu höherer Bewußtheit der Seelen.

THEODOR DÄUBLER / WEG

Mit dem Monde will ich wandeln:
Schlangenwege über Berge
Führen Träume, bringen Schritte
Durch den Wald dem Monde zu.

Durch Zypressen staunt er plötzlich,
Daß ich ihm entgegen geh.
Aus dem Ölbaum blaut er lächelnd,
Wenn michs friedlich talwärts zieht.

Schlangenwege durch die Wälder
Bringen mich zum Silbersee:

Nur ein Nachen auf dem Wasser,
Heilig oben unser Mond.

Schlangenwege durch die Wälder
Führen mich zu einem Berg.
Oben steht der Mond und wartet,
Und ich steige leicht empor.

ZU DEN ABBILDUNGEN

DIE beiden Handzeichnungen von G. T. Caasbrock und Philipp Hackert entstammen dem im Provinzial-Museum zu Mitau befindlichen Stammbuch des Barons Heinrich von Offenberg, das in einer Faksimile-Ausgabe im Insel-Verlag erscheint. Offenberg hat auf Reisen in Deutschland, Holland, England, Italien und der Schweiz in den Jahren 1778 bis 1786 die Eintragungen dieses kostbaren Stammbuches – Handschriften und Zeichnungen der berühmtesten Dichter und Künstler jener Zeit – gesammelt.

Das Jugendbildnis Hölderlins ist nach dem Original (farbiges Aquarell) auf der Stuttgarter Hofbibliothek für unsere Hölderlin-Gesamt-Ausgabe aufgenommen worden; in der letzteren wurde sie in farbigem Lichtdruck wiedergegeben.

Das Cortes-Bild ist das einzig authentische des großen Eroberers, das auf uns gekommen ist. Wir haben es in Mexiko nach dem im dortigen Hospital der „Purissima Concepcion“ befindlichen Original für die in diesem Jahr bei uns erscheinende „Eroberung Mexikos“ (nach

den Berichten Cortes' an Kaiser Karl V.) aufnehmen lassen.
Die Goethe-Büste Martin Klauers ist um 1780 von dem in der letzten Zeit endlich zu verdienter Anerkennung gelangten Weimarischen Hofbildhauer geschaffen worden. Sie stellt eine bisher unbekannte Fassung des „mittleren Typus“ unter den zahlreichen Goethe-Büsten Klauers dar, der unter klassizistischem Einfluß entstand. Das Original befand sich im Hause der Frau von Stein in Weimar und war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Geschenk Goethes an die geliebte Frau. Ein Werk über Klauer bereiten wir vor.
Die beiden Dürer-Bilder entstammen dem Waldmannschen Dürer-Werk.
„Der Ackermann und der Tod“, ein Streitgespräch zwischen dem Witwer und dem Tode aus dem 15. Jahrhundert, hat als eines der schönsten älteren deutschen Prosawerke bei seinem Erscheinen in der Insel-Bücherei die stärkste Wirkung ausgeübt. Die erste Ausgabe des Werkes wurde 1460 zu Bamberg von Typen Gutenbergs gedruckt. Einen der Holzschnitte dieser Ausgabe, von der sich ein Faksimiledruck in Arbeit befindet, geben wir hier wieder.

BÜCHER
DES INSEL-VERLAGES

Eines Menschen Leben, was ists? Doch Tausende können
Reden über den Mann, was er und wie ers getan.
Weniger ist ein Gedicht; doch können es Tausend genießen,
Tausende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

GOETHE

Das nachstehende Verzeichnis gibt nur eine Auswahl aus den Werken des Verlages. Das vollständige Verzeichnis ist unentgeltlich durch jede Buchhandlung oder vom Verlag zu beziehen. — Die im Jahre 1917 neu erschienenen Bücher sind durch einen Stern gekennzeichnet.

ABÄLARD UND HELOISE: BRIEFE. Herausgegeben und eingeleitet von *W. Fred.* In Leinen M. 6.—; in Halbleder M. 8.—.

ALTE UND NEUE LIEDER MIT BILDERN UND WEISEN. Erstes bis viertes Heft mit Bilderschmuck von *Ludwig Richter* (1), *Otto Ubbelohde* (2), Graf *Leopold von Kalckreuth* (3) und *Max Slevogt* (4). *51.—75. Tausend.* Jedes Heft 30 Pfennig.

ANDERSENS MÄRCHEN. Neu übertragen von *Mathilde Mann.* Eingeleitet von *Sophus Bauditz.* Initiale, Titel und Einband von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* Zwei Bände. *4.—7. Tausend.* In Leinen M. 12.—.

ANDERSEN NEXÖ -MARTIN: PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann.* In Halbleinen M. 10.—.

ARABISCHE NÄCHTE. Nachdichtungen arabischer Lyrik von *Hans Bethge. 3. und 4. Tausend.* In Pappband M. 5.—.

ARIEN UND BÄNKEL AUS ALTWIEN. Einmalige Auflage in 800 Exemplaren. In Halbleder M. 12.—.

ARNIM -ACHIM VON: WERKE. Auswahl in drei Bänden. Im Auftrage und mit Unterstützung der Familie von Arnim herausgegeben von *Reinhold Steig.* Mit Arnims Bildnis in Lichtdruck. In Pappbänden M. 4.—; in Leinen M. 5.—; in Halbpergament M. 7.—.

ARNIM -BETTINA VON: DIE GÜNDERODE. *Zweite Auflage.* Zwei Bände. Zeichnungen des Titelrahmens und Einbandes von *Walter Tiemann.* In Leinen M. 9.—.

[ARTHURS TOD:] Dies edle und freudenreiche Buch heißet „Der Tod Arthurs", obzwar es handelt von Geburt, Leben und Taten des genannten Königs Arthur / von seinen edeln Rittern vom Runden Tisch / und ihren wunderbaren Fahrten und Abenteuern / von der Vollendung des Heiligen Grals / und im Letzten von ihrer aller schmerzlichen Tode und Abscheiden von dieser Welt, welches Buch ins Englische gebracht wurde durch den Ritter Sir *Thomas Malory.* Übertragen durch *Hedwig Lachmann.* Einleitung von *Severin Rüttgers.* Drei Bände. In Leinen M. 14.—; in Leder M. 20.—.

BAHR HERMANN: ESSAYS. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 6.—.

BALZAC: BRIEFE AN DIE FREMDE (Frau von Hanska). Übertragen von *Eugenie Faber*. Eingeleitet von *Wilhelm Weigand*. Zwei Bände. Mit einem Bilde Balzacs in Lichtdruck. In Leinen M. 10.—.

BALZAC: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Übertragen von *Benno Rüttenauer*. *7.—9. Tausend*. In Halbleinen M. 10.—.

BARRETT-BROWNING ·ELIZABETH: SONETTE NACH DEM PORTUGIESISCHEN. Übertragen von *Rainer Maria Rilke*. *Zweite Auflage*. In Halbpergament M. 4.—.

* BECHER ·JOHANNES R.: DAS NEUE GEDICHT. In Halbpergament M. 5.—.

BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. *21.—25. Tausend*. In Pappband M. 2.80.

BEETHOVENS PERSÖNLICHKEIT. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt von *Albert Leitzmann*. Mit 8 Bildertafeln. Zwei Bände. In Halbleinen M. 7.—; in Halbleder M. 10.—.

*BELFRIED ·DER. Eine Monatsschrift für Gegenwart und Geschichte der Belgischen Lande. *I. Jahrgang* (Juli 1916 bis Juni 1917). M. 10.—; Einzelheft M. 1.—. **II. Jahrgang* (1917/18) M. 10.—; Einzelheft M. 1.—. (Im Erscheinen.)

BERGMANN ·ANTON: ADVOKAT ERNST STAAS. Skizzen und Bilder. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. *4.—6. Tausend*. In Leinen M. 4.50.

DIE BIBEL, AUSGEWÄHLT. Herausgegeben von *A.* und *P. G. Grotjahn*. In Pappband M. 2.80.

DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.50. *Es erschienen bisher 46 Bände. Jeder Band ist einzeln käuflich. Die Sammlung wird fortgesetzt.*

ALEXIS ·WILLIBALD: Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländischer Roman. *11.—15. Tausend*.

*BUYSSE ·CYRIEL: Rose van Dalen.

CONSCIENCE ·HENDRIK: Der Löwe von Flandern.

COSTER ·CHARLES DE: Uilenspiegel und Lamme Goedzak. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. *11. bis 20. Tausend*.



COSTER - CHARLES DE: Flämische Mären.

•COSTER - CHARLES DE: Brabanter Geschichten.

COSTER - CHARLES DE: Die Hochzeitsreise. Ein Buch von Krieg und Liebe. *21.—30. Tausend.*

DEFOE - DANIEL: Robinson Crusoe. Nach der ältesten deutschen Übertragung.

•EEKHOUD - GEORGES: Das neue Karthago. Roman aus dem heutigen Antwerpen.

FLAUBERT: Frau Bovary. *11.—15. Tausend.*

FLAUBERT: Salambo. Ein Roman aus dem alten Karthago.

FRANÇOIS - LUISE VON: Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. Ein Roman aus der Zeit der Freiheitskriege.

FRANÇOIS - LUISE VON: Die letzte Reckenburgerin. *21.—25. Tausend.*

•FRANÇOIS - LUISE VON: Die Stufenjahre eines Glücklichen.

GOTTHELF - JEREMIAS: Wie Uli der Knecht glücklich wird.

GRIMMELSHAUSEN: Der abenteuerliche Simplicissimus. Vollständige Ausgabe.

HOFFMANN - E. T. A.: Der goldne Topf — Klein Zaches — Meister Martin der Küfner und seine Gesellen.

HUGO - VICTOR: Notre Dame von Paris.

JACOBSEN - JENS PETER: Frau Marie Grubbe. *11. bis 15. Tausend.*

JACOBSEN - JENS PETER: Niels Lyhne. *16.—20. Tausend.*

JEAN PAUL: Titan. Gekürzt herausgegeben von *Hermann Hesse.* Zwei Bände.

LAGERLÖF - SELMA: Gösta Berling. Erzählungen aus dem alten Wermland. *11.—15. Tausend.*

MÖRIKE - EDUARD: Maler Nolten. In ursprünglicher Gestalt.

MORITZ - KARL PHILIPP: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman.

MURGER - HENRI: Die Bohême. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben.

SCHEFFEL: Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.

SCOTT - WALTER: Der Talisman.

SEALSFIELD - CHARLES (Karl Postl): Das Kajütenbuch. *6.—10. Tausend.*

•STREUVELS - STIJN: Der Flachsacker.

•STRINDBERG: Die Leute auf Hemsö.

THACKERAY: Die Geschichte des Henry Esmond, von ihm selbst erzählt.

TIECK: Vittoria Accorombona. Ein Roman aus der Renaissance.

TILLIER ·CLAUDE: Mein Onkel Benjamin.

TOLSTOI: Anna Karenina. Zwei Bände.

TOLSTOI: Auferstehung.

TOLSTOI: Krieg und Frieden. Drei Bände.

TURGENJEFF: Väter und Söhne.

TUTI ·NAMEH oder Das Papageienbuch.

WEIGAND ·WILHELM: Die Frankenthaler.

WILDE ·OSCAR: Das Bildnis des Dorian Gray.

In der Ausstattung der Bibliothek der Romane erschienen die nachstehenden Romane von

ZOLA ·EMILE: Der Zusammenbruch (Der Krieg 1870—71) — Das Geld — Doktor Pascal — Lourdes — Paris — Rom — Wahrheit — — Fruchtbarkeit. In einzig autorisierten deutschen Ausgaben. Preis jedes Bandes in Leinen M. 5.—.

BIERBAUM ·OTTO JULIUS: DER NEUBESTELLTE IRRGARTEN DER LIEBE. Um etliche Gänge und Lauben vermehrt. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Lieder, Gedichte und Sprüche. Ausgestattet von *Heinrich Vogeler-Worpswede. 56. bis 60. Tausend.* In Pappband M. 3.50; in Leder M. 7.50.

BINDING ·RUDOLF G.: DIE GEIGE. Vier Novellen. *4.—6. Tausend.* Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.50.

BINDING ·RUDOLF G.: GEDICHTE. Geheftet M. 3.—; in Halbpergament M. 4.50.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding.* Ausstattung von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* In Pappband M. 3.50.

BOCCACCIO ·GIOVANNI DI: DAS DEKAMERON. Übertragen von *Albert Wesselski.* Zwei Bände. *11.—20. Tausend.* In Leinen oder in Halbpergament M. 14.—.

• DER BORN JUDAS. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von *M. J. bin Gorion.* Sechs Bände. Jeder Band: Geheftet M. 4.50; in Pappe M. 6.—; in Halbpergament M. 7.50.

Erschienen sind bisher: Band 1 („Von Liebe und Treue") und Band 2 („Vom rechten Weg"). Die Titel der weiteren Bände sind: „Weisheitsgeschichten", „Volkserzählungen", „Dämonengeschichten", „Fromme und Heilige". Das Werk wird nur vollständig abgegeben.

* BRAUN ·FELIX: TANTALOS. Tragödie in fünf Erscheinungen. In Pappband M. 4.—.

BRENTANO ·CLEMENS, und SOPHIE MEREAU: BRIEFWECHSEL. Nach den Handschriften herausgegeben von *Heinz Amelung*. Mit zwei Bildnissen. Zwei Bände. In Leinen M. 9.—.

CLEMENS BRENTANOS FRÜHLINGSKRANZ, in Briefen, ihm geflochten (von *Bettina von Arnim*), wie er selbst es schriftlich verlangte. Taschenausgabe in zwei Bänden. *Zweite Auflage*. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 10.—.

BRILLAT·SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS ODER GEDANKEN ZUR TRANSZENDENTEN GASTRONOMIE. Mit Wiedergabe vieler Holzschnitte aus der französischen Ausgabe von 1864. In Halbleder M. 6.—.

BUBER ·MARTIN: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. Einbandzeichnung von *E. R. Weiß*. In Halbleder M. 5.—.

* BUBER ·MARTIN: EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN. In Pappband M. 4.50.

* BUBER ·MARTIN: DIE LEHRE, DIE REDE UND DAS LIED. In Pappband M. 4.50.

DAS BUCH DER FABELN. Zusammengestellt von *Chr. H. Kleukens*. Eingeleitet von *Otto Crusius*. In Pappband M. 7.—; in Halbleder M. 9.—.

BÜCHNER ·GEORG: GESAMMELTE WERKE NEBST EINER AUSWAHL SEINER BRIEFE. Eingeleitet von *Wilhelm Hausenstein*. In Pappband M. 4.50.

* BÜRGER ·GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN zu Wasser und zu Lande des Freiherrn von Münchhausen. Mit 80 Holzschnitten von *Gustave Doré*. Von den Originalholzstöcken in der Reichsdruckerei gedruckt. *Vorzugsausgabe:* 600 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Halbleder M. 50.—. *Einfache Ausgabe* in Pappband M. 12.—.

CAHN ·WILHEM: IM BELAGERTEN PARIS 1870—1871. Tagebuchaufzeichnungen. In Pappband M. 4.—.

CAROLINE: BRIEFE AUS DER FRÜHROMANTIK. Nach *Georg Waitz* vermehrt herausgegeben von *Erich Schmidt*. Mit drei Porträts in Lichtdruck und einem Brief an Goethe in Faksimile. Zwei Bände. In Leinen M. 14.—.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Herausgegeben von *Reinhard Buchwald.* Mit einer Einleitung von *Ricarda Huch.* Mit 18 Bildertafeln. In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 7.50.

CAROSSA ·HANS: DOKTOR BÜRGERS ENDE. Letzte Blätter eines Tagebuchs. In Halbleder M. 3.50.

CAROSSA ·HANS: DIE FLUCHT. Ein Gedicht aus Doktor Bürgers Nachlaß. In Pappband M. 1.50; in Halbpergament M. 2.50.

CAROSSA ·HANS: GEDICHTE. *Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 3.50.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Taschenausgabe in zwei Bänden. *4.—10. Tausend.* In Leinen M. 10.—; in Halbleder M. 15.—.

CERVANTES: NOVELLEN. Vollständige deutsche Ausgabe. Zwei Bände. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 15.—.

DEUTSCHE CHANSONS. Von *Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind, Wolzogen. 76.—85. Tausend.* Geheftet M. 1.—; in Pappband M. 2.—; in Leder M. 6.—.

DIE CHINESISCHE FLÖTE. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von *Hans Bethge. Achte Auflage.* In Pappband M. 5.—.

CLAUSEWITZ ·KARL VON: VOM KRIEGE. Um Veraltetes gekürzte Ausgabe von *Arthur Schurig.* In Leinen M. 9.—.

* DE CLERCQ ·RENÉ: DAS NOTHORN. Aus dem Flämischen von *W. von Unger.* In Pappband M. 2.50.

* CORTES ·FERDINAND: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Nach den eigenhändigen Berichten des Feldherrn an Kaiser Karl V. von 1520—1522 herausgegeben von *Arthur Schurig.* In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 7.50.

* COSTER ·CHARLES DE: BRIEFE AN ELISA. Übertragen von *G. Goyert.* In Pappband M. 4.—.

* DÄUBLER ·THEODOR: HESPERIEN. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 4.—.

DÄUBLER ·THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. Geheftet M. 22.—; in Halbleder M. 35.—.

DÄUBLER ·THEODOR: HYMNE AN ITALIEN. 250 numerierte Exemplare, in Halbleder M. 25.—.



DELACROIX ·EUGÈNE: LITERARISCHE WERKE. Herausgegeben und übertragen von *Julius Meier-Graefe.* Mit 12 Lichtdruckvollbildern. Kartoniert M. 10.—; in Halbperg. M. 12.—.

DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig.* Mit den Federzeichnungen der englischen Originalausgaben von *Cattermole* und anderen. Bibliotheks-Ausgabe auf starkem Papier: Zwölf Bände, geheftet M. 36.—; in Leinen M. 60.—.

Einzel-Ausgaben:

a) *Taschen-Ausgabe.* Jeder Band in Leinen M. 6.50; in Leder M. 10.—.

David Copperfield. Mit 40 Federzeichnungen. (6.—10. Tausend.)
Martin Chuzzlewit. Mit 40 Federzeichnungen.
Nikolaus Nickleby. Mit 38 Federzeichnungen.
Oliver Twist und Weihnachtserzählungen. Mit 76 Federzeichnungen.

b) *Bibliotheks-Ausgabe.* Jeder Band geheftet M. 3.—; in Leinen M. 5.—.

David Copperfield. Mit 40 Federzeichnungen. Zwei Bände.
Der Raritätenladen. Mit 73 Federzeichnungen. Zwei Bände.
Die Pickwickier. Mit 43 Federzeichnungen. Zwei Bände.
Martin Chuzzlewit. Mit 40 Federzeichnungen. Zwei Bände.
Nikolaus Nickleby. Mit 38 Federzeichnungen. Zwei Bände.
Oliver Twist. Mit 24 Federzeichnungen. Ein Band.
Weihnachtserzählungen. Mit 52 Federzeichnungen. Ein Band.

DROYSEN ·JOH. GUST.: DAS LEBEN DES FELDMARSCHALLS GRAFEN YORCK VON WARTENBURG. Zwei Bände. Mit 8 Bildnissen und 8 Karten. In Leinen M. 14.—; in Halbleder M. 18.—.

EICHENDORFFS DICHTUNGEN. Zwei Bände. In Pappbänden M. 3.50; in Leinen M. 5.—; in Halbleder M. 10.—.

DEUTSCHE ERZÄHLER. Ausgewählt und eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal.* Vier Bände. In Pappbänden M. 14.—; in Halbleder M. 28.—.

Inhalt: Arnim: Der tolle Invalide — Brentano: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl — Büchner: Lenz — Droste-Hülshoff: Die Judenbuche — Eichendorff: Taugenichts — Fouqué: Undine — Goethe: Novelle — Gotthelf: Barthli der Korber — Grillparzer: Der arme Spielmann — Hauff: Das kalte Herz — Fr. Hebbel: Aus meiner Jugend — E. T. A. Hoffmann: Der Elementargeist — Gottfr. Keller: Spiegel, das Kätzchen — Heinr. von Kleist: Das Erdbeben in Chili — Eduard Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag — Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal — Schiller: Der Geisterseher — Sealsfield: Erzählung des Obersten Morse — Stifter: Der Hagestolz — Tieck: Der blonde Eckbert.

FICHTES REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION. Eingeleitet von *Rudolf Eucken. 11.—15. Tausend.* In Pappband M. 2.80.

GESTA ROMANORUM. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von *Hermann Hesse.* In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 7.—.

GLASER KURT: DIE KUNST OSTASIENS. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. Mit 24 Bildertafeln. In Halbperg. M. 10.—.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragung von *Bernhard Jolles.* Mit 23 Lichtdrucktafeln. *6.—8. Tausend.* In Halbleder M. 18.—.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles. Wohlfeile Ausgabe.* Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. *21.—30. Tausend.* In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 7.50.

GOETHES SÄMTLICHE WERKE in sechzehn Bänden. *(Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.)* In Leinen M. 80.—.

Einzeln zu folgenden Preisen:

I: Romane und Novellen, Band I. In Leinen M. 4.—.
II: Romane und Novellen, Band II. (Wilhelm Meister.) In Leinen M. 6.—.
III: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In Leinen M. 5.—.
IV: Italienische Reise; Kampagne in Frankreich 1792; Belagerung von Mainz 1793. In Leinen M. 5.—.
V: Annalen und kleinere autobiographische Schriften. In Leinen M. 5.—.
VI: Dramatische Dichtungen, I. Band. In Leinen M. 4.—.
VII: Dramatische Dichtungen, II. Band. In Leinen M. 5.50.
VIII: Dramatische Dichtungen, III. Band. In Leinen M. 6.50.
IX/X: Kunst-Schriften. Zwei Bände. In Leinen M. 10.50.
XI: Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. In Leinen M. 5.50.
XII/XIII: Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte. Zwei Bände. In Leinen M. 10.—.
XIV/XV: Lyrische und epische Dichtungen. In zeitlicher Folge. Zwei Bände. In Leinen M. 10.—.
XVI: Naturwissenschaftliche Schriften. In Leinen M. 5.—.

GOETHES WERKE in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von *Erich Schmidt. 51.—70. Tausend.* In Pappbänden M. 9.—; in Leinen M. 12.—; in Halbleder M. 18.—.

DER JUNGE GOETHE. Begründet von *Salomon Hirzel.* Neu herausgegeben von *Max Morris.* Sechs Bände mit 66 Lichtdrucktafeln. Geheftet M. 27.—; in Leinen M. 36.—.

Die vollständige Sammlung aller Dichtungen, Briefe, Gespräche, Zeichnungen und Radierungen Goethes bis zu seiner Übersiedelung nach Weimar.



GOETHE: WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Textrevision von *Max Hecker*. Doppeltitel, Initiale und Einbandzeichnung von *Marcus Behmer*. *Pracht-Ausgabe:* 1200 Exemplare auf Büttenpapier. in Halbleinen M. 12.—; in Leder M. 18.—.

GOETHE: WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Gesamt-Taschenausgabe In Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

GOETHES FAUST. Gesamtausgabe. Enthaltend den Urfaust, das Fragment (1790), die Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. *36.—45. Tausend.* In Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

GOETHES FAUST. Mit den siebzehn Lithographien von *Eugène Delacroix* in Lichtdruck. Druckleitung und Einband von *E. R. Weiß*. Einmalige Ausgabe in 615 Exemplaren. In Halbleder M. 50.—.

GOETHES SÄMTLICHE GEDICHTE IN ZEITLICHER FOLGE. Herausgegeben von *H. G. Gräf.* Zwei Bände. In Leinen M. 10.—.

* GOETHES GEDICHTE. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von *H. G. Gräf.* In Pappband M. 4.—.

GOETHE: DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern von *Daniel Chodowiecki* in Nachstich und einer Rötelstudie in Lichtdruck. *Vierte Auflage.* In Halbleder M. 10.—.

GOETHES LIEBESGEDICHTE. In Pappband mit mehrfarbiger Einbandzeichnung von *E. R. Weiß* M. 3.50; in Leder M. 7.50.

GOETHES ITALIENISCHE REISE. Wohlfeile illustrierte Ausgabe. Mit 58 Handzeichnungen Goethes und 10 Portrats von Goethe und seinen Reisegenossen. Im Auftrag des Goethe-National-Museums herausgegeben von *H. T. Kroeber.* Zwei Bände. In Pappbänden M. 8.—; in Halbpergament M. 10.—.

GOETHES ITALIENISCHE REISE. Taschenausgabe. *6.—10. Tausend.* In Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

GOETHES SPRÜCHE IN REIMEN. In Pappband M. 2.80; in Leder M. 5.—.

GOETHES BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER. *Dritte Auflage.* In Leinen M. 5.—.

[GOETHE - ZELTER:] DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN GOETHE UND ZELTER. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von *Max Hecker.* Vier Bände. Mit Faksimiles und 4 Bildnissen. Jeder Band in Leinen M. 6.50.

Band I und Band II sind erschienen, die weiteren zwei folgen 1918.

GOETHE IM GESPRÄCH. In Auswahl (ohne die mit Eckermann geführten Gespräche) herausgegeben von *Franz Deibel* und *Friedrich Gundelfinger. Dritte Auflage.* In Leinen M. 6.—.

Enthält die Gespräche mit Schiller, Wieland, Herder, Schlegel, Napoleon, Voß, Riemer, Kanzler von Müller, Soret, Felix Mendelssohn u. a.

AUS GOETHES TAGEBÜCHERN. Ausgewählt und eingeleitet von *Hans Gerhard Gräf.* In Pappband M. 2.80; in Leder M. 5.—.

GOETHES ÄUSSERE ERSCHEINUNG. Literarische und künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von *Emil Schaeffer.* Mit 80 Vollbildern. In Halbleinen M. 4.—; in Leder M. 10.—

DIE BRIEFE DER FRAU RATH GOETHE. Gesammelt und herausgegeben von *Albert Köster.* Zwei Bände. *Fünfte, vermehrte Auflage.* In Halbleder M. 18.—.

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Mit einer Silhouette der Frau Rath. Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster. 41.—50. Tausend.* In Pappband M. 2.80.

GRIMM-BRÜDER: DEUTSCHE SAGEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Paul Merker. 11.—15. Tausend.* In Pappband M. 2.80; in Leder M. 5.—.

GROTH-KLAUS: QUICKBORN. Volksleben in plattdeutschen Gedichten dithmarscher Mundart. 450 Exemplare auf Strathmore-Japan, in Halbpergament M. 25.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

HAFIS: LIEDER. Nachdichtungen von *Hans Bethge. 3. und 4. Tausend.* In Pappband M. 5.—.

HALLSTRÖM: Die VIER ELEMENTE. Erzählungen. In Halbpergament M. 5.—.

HALLSTRÖM: DER TOTE FALL. Roman. In Pappband M. 4.—.

HALLSTRÖM: FRÜHLING. Roman. In Halbpergament M. 5.—.

*HALLSTRÖM: FLORENTINISCHER ABENDTRAUM. Novellen. *Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 5.—.

HALLSTRÖM: EINE ALTE GESCHICHTE. Roman. *Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 5.—.

HALLSTRÖM: EIN GEHEIMES IDYLL und andere Novellen. In Halbpergament M. 5.—.



HALLSTRÖM: EIN SCHELMENROMAN. In Halbpergament M. 4.50.

HALLSTRÖM: VERIRRTE VÖGEL. Novellen. In Halbpergament M. 5.—.

Alle Hallströmschen Bücher in autorisierter Übertragung von Marie Franzos.

HARDT ERNST: AUS DEN TAGEN DES KNABEN. Gedichte. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.50; in Pergament M. 6.—.

•HARDT ERNST: BRIEF AN EINEN DEUTSCHEN INS FELD. *6.—10. Tausend.* Mit Titelholzschnitt von *Walter Klemm.* Geheftet M. —.25.

HARDT ERNST: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. *3. und 4. Tausend.* In Pappband M. 4.50.

HARDT ERNST: GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. *11.—15. Tausend.* In Leinen M. 4.50.

HARDT ERNST: JOSEPH KAINZ. Verse zu seinem Gedächtnis. Kartoniert M. 1.50.

HARDT ERNST: DER KAMPF. Ein Drama in vier Aufzügen. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 4.—.

HARDT ERNST: KÖNIG SALOMO. Drama. In Leinen M. 3.50.

HARDT ERNST: SCHIRIN UND GERTRAUDE. Ein Scherzspiel. In Pappband M. 4.—.

HARDT ERNST: TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. *29.—33. Tausend.* In Leinen M. 4.50.

HARDT ERNST: TOTE ZEIT. Drama in drei Akten. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.—.

HAUFFS MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Ausstattung von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* In Leinen M. 6.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, ANDERS GENANNT DAS PASSIONAL. Zwei Bände. Mit Wiedergabe von 146 Holzschnitten aus dem Lübecker Druck von 1492. In Halbleinen M. 13.—; in Halbpergament M. 16.—.

HEINES SÄMTLICHE WERKE. Unter Mitwirkung von *Jonas Fränkel, Ludwig Krähe, Albert Leitzmann, Paul Neuburger* und *Julius Petersen* herausgegeben von *Oskar Walzel.* Zehn Bände. In Halbleinen M. 35.—.

HEINES BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. *11.—15. Tausend.* In Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

HEINSE ·WILHELM: SÄMTLICHE WERKE in zehn Bänden. Erste vollständige und kritische Ausgabe von *Carl Schüddekopf.* Jeder Band in Halbleder M. 8.—; in Ganzleder M. 9.—.

HERDERS IDEEN ZUR KULTURPHILOSOPHIE. In Pappband M. 2.80; in Leder M. 5.—.

HOFFMANN ·E. T. A.: LEBENSANSICHTEN DES KATERS MURR. Nach *Hoffmanns* Ausgabe neu herausgegeben, von fremden Zutaten gereinigt und mit Nachrichten über den Kater vermehrt von *Hans von Müller.* Mit Wiedergabe der Einbandlithographien der Originalausgabe. In Pappband M. 7.—.

HOFMANN ·LUDWIG VON: TÄNZE. Zwölf Originallithographien. Mit einem Prolog von *Hugo von Hofmannsthal.* 200 numerierte Exemplare. In Mappe M. 200.—.

HOFMANNSTHAL: KLEINE DRAMEN. *Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 12.—.

HOFMANNSTHAL: DER WEISSE FÄCHER. Ein Zwischenspiel. Mit vier Holzschnitten von *Edward Gordon Craig.* 750 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Halbpergament M. 20.—.

HOFMANNSTHAL: DIE GESAMMELTEN GEDICHTE. *Vierte Auflage.* In Halbpergament M. 6.—.

HOFMANNSTHAL: DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. *26.—30. Tausend.* In Pappband M. 3.50; in Halbleder M. 6.—.
Inhalt: Gedichte, Der Tod des Tizian, Prologe und Trauerreden, Das kleine Welttheater, Vorspiele, Tor und Tod, Der weiße Fächer, Kaiser und Hexe, Die Frau im Fenster, Das Bergwerk zu Falun.

HÖLDERLINS SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. In fünf Bänden. Kritisch-historische Ausgabe von *F. Zinkernagel.* Mit mehreren Bildern und Faksimiles. Jeder Band in Halbleder M. 7.—. *Vorzugs-Ausgabe:* 50 numerierte Exemplare auf van Gelder-Bütten, jeder Band in Leder (Handband) M. 30.—.
Bisher sind Band II und III erschienen.

HOLZ ·ARNO: PHANTASUS. In Halbleinen M. 24.—; in Halbpergament M. 30.—.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder.* *11.—20. Tausend.* In Halbleinen M. 4.—.



HUCH·RICARDA: DER KAMPF UM ROM. Historischer Roman. *Vierte Auflage.* In Leinen M. 6.—.

HUCH·RICARDA: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND (Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege.) Drei Bände. *7.—9. Tausend.* In Halbleinen M. 16.—; in Halbleder M. 24.—.

HUCH·RICARDA: MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. *3.—5. Tausend.* In Halbpergament M. 6.—.

HUCH·RICARDA: DER LETZTE SOMMER. Erzählung in Briefen. *Vierte Auflage.* In Leinen M. 3.50.

HUCH·RICARDA: MICHAEL UNGER. *6. Auflage.* In Halbleinen M. 6.—.

HUCH·RICARDA: VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. *Sechste Auflage.* In Leinen M. 6.50.

HUCH·RICARDA: WALLENSTEIN. Eine Charakterstudie. *4.—6. Tausend.* In Leinen M. 4.50.

HUCH·RICARDA: LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. *6.—10. Tausend.* In Halbpergament M. 6.—.

HUMBOLDTS BRIEFE AN EINE FREUNDIN (Charlotte Diede). Herausgegeben von *Albert Leitzmann.* Zwei Bände. Mit einem Porträt. In Leinen M. 10.—.

HUMBOLDTS BRIEFE AN EINE FREUNDIN. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann.* In Pappband M. 2.80.

INSEL-ALMANACH AUF DAS JAHR 1917. Mit 15 Abbildungen. Kartoniert M. —.80.

JACOBS·MONTY: DEUTSCHE SCHAUSPIELKUNST. Zeugnisse zur Bühnengeschichte klassischer Rollen. Mit 33 Bildertafeln. In Leinen M. 7.50.

JAPANISCHER FRÜHLING. Nachdichtung japanischer Lyrik von *Hans Bethge. 3. und 4. Tausend.* In Pappband M. 5.—.

JEAN PAUL: DES LUFTSCHIFFERS GIANNOZZO SEEBUCH. Mit 15 Vollbildern, mehrfarbigem Titelbild in Lichtdruck und Einbandzeichnung von *Emil Preetorius.* In Pappband M. 12.—.

[JUNG·HEINRICH:] HENRICH STILLINGS JUGEND. EINE WAHRHAFTE GESCHICHTE. Titelvignette und Titelkupfer nach *Chodowiecki.* In Pappband M. 4.—.

DIE KÄMPFE UM DIE FESTE VAUX. Von Mitstreitern geschildert. Mit 43 Bildern. Geheftet M. 3.—.

KANTS SÄMTLICHE WERKE. Herausgegeben von *Felix Groß*. Sechs Bände. *Taschen-Ausgabe* im Format und Schrift der *Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe*. Jeder Band: in Leinen M. 6.—.

Bisher sind erschienen:

Band I: Vermischte Schriften (darin: Anthropologie, Streit der Fakultäten u. a.). Band II: Naturwissenschaftliche Schriften. Band III: Kritik der reinen Vernunft. Band IV: Kleinere philosophische Schriften.

KANTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *F. Ohmann*. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

KANT-AUSSPRÜCHE. Herausgegeben von *Raoul Richter*. *Zweite Auflage*. In Pappband M. 2.80.

KASSNER ·RUDOLF: VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. In Leinen M. 3.50.

KASSNER ·RUDOLF: DER INDISCHE GEDANKE. (Von der menschlichen Tiefe.) In Leinen M. 4.—.

*KASSNER ·RUDOLF: MELANCHOLIA. *Zweite Auflage*. In Leinen M. 7.—.

KASSNER ·RUDOLF: DIE MORAL DER MUSIK. Aus den Briefen an einen Musiker. *Zweite, umgearbeitete Auflage*. In Leinen M. 4.50.

KASSNER ·RUDOLF: DER TOD UND DIE MASKE. Gleichnisse. *Zweite Auflage*. In Leinen M. 4.50.

KASSNER ·RUDOLF: DIE CHIMÄRE. In Leinen M. 4.—.

KATALOG DER SAMMLUNG KIPPENBERG. (Goethe — Goethes Familie — Goethes Kreis — Faust — Alt-Weimar — Das Weimarische Fürstenhaus.) Mit 73 Lichtdrucktafeln und Faksimiles. Titel- und Einbandzeichnung von *Walter Tiemann* 600 numerierte Exemplare in Halbleder M. 50.—.

KATHARINA II., KAISERIN VON RUSSLAND: MEMOIREN. Nach den eigenhändigen Manuskripten der Kaiserin aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme*. Mit 12 Porträts und 4 Stammtafeln. Zwei Bände. Geheftet M. 12.—; in Halbleder M. 20.—.

KATHARINA II.: MEMOIREN. Wohlfeile Ausgabe. *6.—10. Tausend*. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme*. Mit 16 Bildnissen. In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 7.50.



KLEIST-HEINRICH VON: SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. Vollständige Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von *Wilhelm Herzog*. Mit dem Jugendbildnis Kleists und verschiedenen Faksimiles. In Halbleinen M. 36.—; in Leinen M. 42.—.

KLEIST-HEINRICH VON: ERZÄHLUNGEN. Eingeleitet von *Erich Schmidt*. In Pappband M. 2.80.

KLÖDEN-KARL FRIEDRICH VON: JUGENDERINNERUNGEN. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

• KNEIP-JAKOB: BEKENNTNIS. Gedichte. In Pappband M. 4.—.

KNOOP-GERHARD OUCKAMA: SEBALD SOEKERS PILGERFAHRT. *Zweite Auflage*. In Halbpergament M. 6.—.

• KÖNIG-HERTHA: SONETTE. In Pappband M. 3.—.

KORTUM: DIE JOBSIADE. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgabe und einer Einleitung in Versen von *Otto Julius Bierbaum*. *4. und 5. Tausend*. In Pappband M. 5.—; in Schweinsleder M. 16.—.

KROMER-HEINRICH E.: GUSTAV HÄNFLING. Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. Pappbd. M. 3.50; Halbldr. M. 5.—.

LAGERLÖF-SELMA: GÖSTA BERLING. Erzählungen aus dem alten Wermland. Vollständige Übertragung von *Mathilde Mann*. Zwei Bände. In Pappbänden M. 8.—; in Halbleder M. 10.—.

LAO-TSE: DIE BAHN UND DER RECHTE WEG. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von *Alexander Ular*. *Dritte Auflage*. In Pappband M. 5.—.

LENAUS SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe herausgegeben von *Eduard Castle*. Mit Bildern und Faksimiles. In Leinen M. 36.—; in Halbleder M. 42.—.

LESSINGS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Julius Petersen*. In Pappband M. 2.80; in Leder M. 5.—.

LUTHERS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Reinhard Buchwald*. Zwei Bände. Mit einem Porträt Luthers von *Lukas Cranach*. In Halbleinen M. 12.—.

LUTHERS BRIEFE. Wohlfeile Ausgabe. In Pappband M. 2.80.

LÜTHGEN-EUGEN: BELGISCHE BAUDENKMÄLER. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen. In Halbleinen M. 4.—.



DIE VIER ZWEIGE DES MABINOGI. Ein keltisches Sagenbuch. Übertragen von *Martin Buber.* In Halbpergament M. 4.—.

MARGARETHA VON VALOIS [Königin von Frankreich und Navarra]: MEMOIREN, BRIEFE UND SONSTIGE DOKUMENTE IHRES LEBENS. Zwei Bände. Mit zwei Porträts in Lichtdruck. In Pappbänden M. 8.—; in Halbleder M. 10.—.

MEINHOLD: SIDONIA VON BORK, DIE KLOSTERHEXE. Historischer Roman. Zwei Bände. In Halbpergament M. 8.—; in Ganzpergament M. 12.—.

MORGENLÄNDISCHE ERZÄHLUNGEN, genannt Palmblätter. Neu herausgegeben von *H. Hesse.* In Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

MORIER · JAMES: DIE ABENTEUER DES HADSCHI-BABA VON ISPAHAN. Roman. Übertragen von *A. v. Kühlmann.* In Leinen M. 6.—.

MÖRIKE: DAS HUTZELMÄNNLEIN UND ANDERE MÄRCHEN. In Leinen M. 4.—.

MÖRIKE: MOZART AUF DER REISE NACH PRAG. *Zweite Auflage.* In Leinen M. 3.50.

MOZARTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Albert Leitzmann. 11.—20. Tausend.* In Pappband M. 2.80.

MOZARTS PERSÖNLICHKEIT. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt und erläutert von *Albert Leitzmann.* Mit 11 Bildertafeln. In Halbleinen M. 4.50; in Halbleder M. 6.—.

MUNK · GEORG: IRREGANG. Roman. *3. und 4. Tausend.* Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

MUNK · GEORG: DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

MURGER: DIE BOHÈME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. Mit Titelzeichnung und fünf Vollbildern von *Franz von Bayros. 5. und 6. Tausend.* In Leinen M. 6.—; in Leder M. 10.—.

• NADEL · ARNO: ADAM. Drama in einem Vorspiel und vier Akten. Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—.

NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze.* Mit 19 Bildern. In Pappband M. 5.—.

NIEBERGALL: DATTERICH. Lokalposse in sechs Bildern. Mit 7 Lithographien und Einbandzeichnung von *Emil Preetorius.* 325 auf van Gelder-Bütten, in Halbpergament M. 30.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.



NIETZSCHES GESAMMELTE BRIEFE. Funf Teile (in sechs Bänden). In Leinen M. 56.—; in Halbleder M. 72.—.

FRIEDRICH NIETZSCHES BRIEFWECHSEL MIT FRANZ OVERBECK. Herausgegeben von *Richard Oehler* und *Carl Albrecht Bernoulli*. In Leinen M. 12.—.

NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler*. *11.—20. Tausend*. In Halbleinen M. 4.—.

ALTFRANZÖSISCHE NOVELLEN. Zwei Bände. Ausgewählt von *Paul Ernst*. Mit Titelholzschnitten und Zierstücken nach alten Originalen. In Pappbänden M. 10.—.

CHINESISCHE NOVELLEN. Aus dem Urtext übertragen von *H. Rudelsberger*. Zwei Bände. In Pappbänden M. 7.50.

* FLÄMISCHES NOVELLENBUCH. Herausgegeben von *F. M. Huebner*. Gebunden M. 4.—.

Enthält Beiträge von Cyriel Buysse, Maurits Sabbe, Stijn Streuvels, Herman Teirlinck, Felix Timmermans, Gustav Vermeersch, August Vermeylen, Franz Verschoren, Karel van de Woestijne u. a.

PATER-WALTER: MARIUS DER EPIKUREER. Ein Roman in zwei Bänden. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 12.—.

GESCHICHTEN AUS DEM ALTEN PITAVAL. Eine Sammlung berühmter Kriminalgeschichten. Drei Bände. In Leinen M. 14.—.

PLATENS GEDICHTE. Neu herausgegeben von *Rudolf Schlösser*. Zwei Bände. In Pappbänden M. 8.—; in Halbleder M. 10.—.

POPE: DER LOCKENRAUB. Ein komisches Heldengedicht. In deutsche Verse übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. Mit den neun Bildern und der Einbandzeichnung von *Aubrey Beardsley*. 800 Exemplare auf Büttenpapier, in Pappband M. 18.—.

DIE PSALMEN. Nach der Übertragung Martin Luthers. Taschenausgabe. In Leinen M. 3.50; in Leder M. 5.—.

* PULVER-MAX: MERLIN. In Pappband M. 4.—.

* PULVER-MAX: IGERNES SCHULD. Ein Kammerspiel in vier Akten. Geheftet M. 3.—; in Pappband M. 4.—.

REINKE VOSS. Neu erzählt von *Christian Heinrich Kleukens*. Mit farbigem Titel, farbigen Bildern und Einband von *Friedrich Wilhelm Kleukens*. 400 Exemplare auf van Gelder-Papier, in Halbpergament M. 45.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

REISINGER · ERNST: GRIECHENLAND. Landschaften und Bauten. Ein Werk von 88 Vollbildern, davon 62 nach Aufnahmen der Kgl. Preuß. Meßbildanstalt, mit Schilderungen deutscher Reisender *(Fr. Th. Vischer, Geibel, Hettner, Ed. Engel, Gerhart Hauptmann, Hugo von Hofmannsthal, Isolde Kurz* u. a.*)*. Gebunden M. 4.50.

* REUTER · CHRISTIAN: WERKE. In zwei Bänden. Herausgegeben von *Georg Witkowski*. Einmalige Auflage in 800 Exemplaren. In Halbpergament M. 30.–.

RILKE · RAINER MARIA: DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. Zwei Bände. *6.—8. Tausend.* In Pappbänden M. 7.—; in Leder M. 12.—.

RILKE: ERSTE GEDICHTE. In Halbleder M. 6.50.

RILKE: DAS BUCH DER BILDER. *Siebente Auflage.* In Halbleder M. 6.50.

RILKE: DIE FRÜHEN GEDICHTE. *Dritte Auflage.* In Halbleder M. 6.50.

RILKE: NEUE GEDICHTE. *Dritte Auflage.* In Halbleder M. 6.50.

RILKE: DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL. *Zweite Auflage.* In Halbleder M. 6.50.

RILKE: GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. *Fünfte Auflage.* In Leinen M. 4.50.

RILKE: REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) *Zweite Auflage.* In Pappband M. 2.—.

RILKE: AUGUSTE RODIN. Mit 96 Vollbildern. *11.—15. Tausend.* In Halbleinen M. 4.—.

RILKE: DAS STUNDENBUCH. *12.—16. Tausend.* In Halbleinen M. 4.—.

RIMBAUD: LEBEN UND DICHTUNG. Eingeleitet v. *Stefan Zweig.* Mit einem Bildnis Rimbauds in Heliogravüre. In Leinen M. 7.–.

ROUSSEAUS BEKENNTNISSE. Aus dem Französischen übertragen von *Ernst Hardt.* Vollständige Ausgabe. In Leder M. 12.—.

* JAN RUISBROECK: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT. Übertragen von *F. M. Huebner.* 500 Exemplare auf handgeschöpftem Papier. No. 1—100 in Pergament (Handband) erscheint nach dem Kriege; 101—500 in Pappband M. 30.—.



SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Herausgegeben und eingeleitet von *Wilhelm Weigand*. Übertragen von *Arthur Schurig*. Mit 34 zeitgenössischen Bildern (Porträts, Interieurs, Szenen). Kartoniert M. 12.—; in Halbleder M. 18.—.

SCHAEFFER -ALBRECHT: ATTISCHE DÄMMERUNG. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 5.—.

SCHAEFFER -ALBRECHT: HEROISCHE FAHRT. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 5.—.

SCHAEFFER -ALBRECHT: DES MICHAEL SCHWERTLOS VATERLÄNDISCHE GEDICHTE. In Pappband M. 6.—; in Halbleder M. 7.50.

*SCHAEFFER -ALBRECHT: DIE MÜTTER. Ein ernstes Stück. In Halbpergament M. 4.—.

SCHEFFLER -KARL: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Vollbildern. *Zweite Auflage*. In Halbpergament M. 12.—.

*SCHEFFLER -KARL: DER GEIST DER GOTIK. Mit 102 Vollbildern. In Halbleinen M. 6.—.

SCHEFFLER -KARL: ITALIEN. Tagebuch einer Reise. Mit 118 Abbildungen. *4.—6. Tausend*. In Halbpergament M. 12.—.

SCHEFFLER -KARL: LEBEN, KUNST UND STAAT. Gesammelte Essays. In Halbpergament M. 9.—.

SCHEFFLER -KARL: WAS WILL DAS WERDEN? Ein Tagebuch im Kriege. In Pappband M. 5.—.

DIE BRIEFE DES JUNGEN SCHILLER. Herausgegeben von *Max Hecker*. *11.—15. Tausend*. In Pappband M. 2.80; in Leder M. 5.—.

SCHILLER UND GOETHE: BRIEFWECHSEL. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften vollständig herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf* und *Albert Leitzmann*. Drei Bände. In Halbleinen M. 12.—.

SCHILLERS GESPRÄCHE. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn. Herausgegeben von *Julius Petersen*. Mit vier Bildern in Lichtdruck. In Pappband M. 3.—; in Leinen M. 4.—.

SCHOPENHAUERS WERKE, in fünf Bänden. *(Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.)* In Leinen M. 24.—.

SCHOPENHAUERS APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT. Taschenausgabe. *6.–10. Tausend.* In Leinen M. 3.50.

SCHOPENHAUER ·ARTHUR: BRIEFWECHSEL UND ANDERE DOKUMENTE SEINES LEBENS. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Brahn.* In Leinen M. 4.—.

SCHRÖDER ·RUDOLF ALEXANDER: GESAMMELTE GEDICHTE. In Pappband M. 6.—; in Leder M. 10.—.

SCHRÖDER ·RUDOLF ALEXANDER: HAMA. Scherzhafte Gedichte und Erzählungen. Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.

SCHRÖDER ·RUDOLF ALEXANDER: HEILIG VATERLAND. Kriegsgedichte 1914. M. —.30.

DER JUNGE SCHUMANN: DICHTUNGEN UND BRIEFE. *11.—15. Tausend.* In Pappband M. 2.80.

SCHURIG ·ARTHUR: WOLFGANG AMADEUS MOZART. Sein Leben und sein Werk auf Grund der durch *Nikolaus von Nissen* gesammelten biographischen Quellen und der Ergebnisse der neuesten Forschung dargestellt. Zwei Bände. Mit 50 Vollbildern und 5 Faksimiles. Kartoniert M. 24.—; in Halbleder M. 30.—.

SCHWAB ·GUSTAV: SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. a) Nicht illustrierte Ausgabe in zwei Bänden, gebunden M. 10.—; b) illustrierte Ausgabe in drei Bänden (mit *Flaxmans* Zeichnungen), gebunden M. 14.—.

SEIDEL ·WILLY: DER GARTEN DES SCHUCHÂN. Novellen. In Leinen M. 6.—.

SEIDEL ·WILLY: DER SANG DER SAKÎJE. Roman aus dem heutigen Ägypten. *3.—5. Tausend.* In Leinen M. 5.—.

SHAKESPEARE: HAMLET, PRINZ VON DÄNEMARK. Textgestaltung von *M. J. Wolff.* Mit den 16 Lithographien von *E. Delacroix.* Einband und Druckleitung von *E. R. Weiß.* 615 numerierte Exemplare in Halbleder gebunden M. 50.—.

SHAKESPEARES SONETTE. Nachdichtung von *E. Saenger. Jubiläums-Ausgabe. Zweite Auflage.* In Halbpergament M. 6.—.

DIE ABENTEUER SINDBADS DES SEEFAHRERS, wie sie aufgezeichnet sind in dem Buch genannt „Tausend und eine Nacht". Illustrierte Ausgabe von *Agnes Peters.* In Pappband M. 5.—.



SOKRATES, geschildert von seinen Schülern. Übertragung und Erläuterungen von *Emil Müller*. Zwei Bände. Mit Wiedergabe der Neapler Sokrates-Herme in Lichtdruck. In Leinen M. 12.—.

Erster Band: Xenophon: Erinnerungen an Sokrates, Die Kunst der Haushaltung. Plato: Protagoras, Ein Gastmahl. Zweiter Band: Xenophon: Ein Gastmahl. Plato: Gorgias, Verteidigung des Sokrates, Kriton, Phädon. Anhang: Drei Sokratesjünger.

SPINOZAS BRIEFWECHSEL UND ANDERE DOKUMENTE. Ausgewählt und übertragen von *J. Bluwstein*. In Halbleinen M. 6.—.

• STAMMBUCH DES BARONS HEINRICH VON OFFENBERG. Mit Genehmigung des Oberbefehlshabers Ost nach dem im Provinzial-Museum zu Mitau befindlichen Original herausgegeben von *Otto Clemen*. 300 Exemplare. Subskriptionspreis: Nr. 1—75 in Maroquin M. 125.— (vergriffen); Nr. 76—300 in Leder M. 80.—.

STAUFFER-BERN ·KARL: FAMILIENBRIEFE UND GEDICHTE. Herausgegeben von *U. W. Züricher*. Mit einem Selbstporträt des Künstlers. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—.

STEIN ·HEINRICH VON: GESAMMELTE DICHTUNGEN. Herausgegeben von *Fr. Poske*. Drei Bände. In Halbleinen M. 12.—.

STERNHEIM ·CARL: BÜRGER SCHIPPEL. Komödie in fünf Aufzügen. In Leinen M. 4.50.

STERNHEIM ·CARL: DON JUAN. Eine Tragödie. In Halbleder M. 8.—; in Ganzleder M. 15.—.

STERNHEIM ·CARL: DIE HOSE. Ein bürgerliches Lustspiel. In Halbpergament M. 4.50.

STERNHEIM ·CARL: DIE KASSETTE. Komödie in fünf Aufzügen. In Leinen M. 4.50.

STERNHEIM ·CARL: DER SNOB. Komödie in drei Aufzügen. In Leinen M. 4.50.

STERNHEIM ·CARL: ULRICH UND BRIGITTE. Ein dramatisches Gedicht. *Zweite Auflage*. In Leinen M. 4.50.

STIFTER ·ADALBERT: STUDIEN. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. In Leinen M. 10.—.

STRAUSS ·DAVID FRIEDR.: ULRICH VON HUTTEN. Herausgegeben von *Otto Clemen*. Mit 35 Lichtdrucktafeln. Kartoniert M. 12.—; in Halbleder M. 18.—.

•STRAUSS ·LUDWIG: WANDLUNG UND VERKÜNDUNG. Gedichte. In Pappband M. 4.—.

TAUBE ·OTTO FREIHERR VON: DER VERBORGENE HERBST. Roman. In Halbpergament M. 6.—.

DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSEND UND EIN NÄCHTEN. Erste *vollständige* deutsche Ausgabe in zwölf Bänden. Mit einer Einleitung von *Hugo von Hofmannsthal*. *Zweite Auflage*. In Leinen M. 72.—; in Halbleder M. 84.—.

TAUSEND UND EINE NACHT. *(Mittlere Ausgabe.)* Auswahl in vier Bänden. In Halbleinen M. 18.—; in Halbleder M. 26.—.

DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSEND UND EINE NACHT. Herausgegeben von *Severin Rüttgers*. In Pappband M. 6.—; in Halbleder M. 8.—.

TAUSEND UND EIN TAG. Orientalische Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von *Paul Ernst*. Vier Bände. In Leinen M. 20.—.

DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Erneut von *Joseph Bédier*. Autorisierte Übertragung von *Rudolf G. Binding*. *4.—6. Tausend*. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 15.—.

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber*. *Zweite Auflage*. In Pappband M. 5.—.

UHDE-BERNAYS ·HERMANN: FEUERBACH. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen. In Halbleinen M. 4.—.

ULFELDT ·LEONORA CHRISTINA GRÄFIN: LEIDENSGEDÄCHTNIS, DAS SIND DENKWÜRDIGKEITEN AUS IHRER GEFANGENSCHAFT IM BLAUEN TURM DES KÖNIGSSCHLOSSES ZU KOPENHAGEN 1663 bis 1685. Mit fünf Bildnissen in Lichtdruck. In Pappband M. 5.—.

VELDE ·HENRY VAN DE: ESSAYS. Mit Einband- und Titelzeichnung vom Verfasser. In Halbpergament M. 6.—.

VELDE ·HENRY VAN DE: VOM NEUEN STIL. Mit Titelzeichnung vom Verfasser. In Halbpergament M. 5.—.

VERHAEREN. Drei Bände. *Zweite Auflage*. In Pappband M. 15.—.

Einzelausgaben:

Verhaeren. Von Stefan Zweig. In Pappband M. 5.—.
Ausgewählte Gedichte. Nachdichtung von Stefan Zweig. In Pappband M. 5.—.
Drei Dramen (Helenas Heimkehr, Philipp II., Das Kloster). Nachdichtung von Stefan Zweig. In Pappband M. 5.—.

VERHAEREN: REMBRANDT. Übertragung von *Stefan Zweig*. *21.—25. Tausend.* Mit 80 ganzseitigen Abbildungen. In Halbleinen M. 4.—.

VERHAEREN: RUBENS. Übertragung von *Stefan Zweig*. Mit 95 Abbildungen. *11.—15. Tausend.* In Halbleinen M. 4.—.

VERHAEREN: LES VILLAGES ILLUSOIRES. Mit 15 Radierungen von *Henry Ramah*. Aus der Lemmentype bei *Drugulin* gedruckt. 230 Exemplare auf van Gelder-Bütten, in Leinen M. 80.—.

• VERHAEREN: DIE WOGENDE SAAT. Übertragen von *Paul Zech*. In Halbpergament M. 6.—.

• VERMEYLEN ·AUGUST: DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. *4.—6. Tausend.* In Pappband M. 5.—.

• VERWEY ·ALBERT: GEDICHTE. Aus dem Holländischen übertragen von *Paul Cronheim*. In Pappband M. 6.—.
Gedruckt auf der Cranach-Presse in Weimar.

[VILLERS ·ALEXANDER VON:] BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Aus dessen Nachlaß neu herausgegeben von *Karl Graf Lanckoroński* und *Wilhelm Weigand*. Mit zwei Bildnissen in Heliogravüre. Zwei Bände. In Leinen M. 12.—; in Halbleder M. 15.—.

VOLL ·KARL: ENTWICKLUNGSGESCHICHTE DER MALEREI IN EINZELDARSTELLUNGEN. Drei Bände.

I. Band. Altniederländische und altdeutsche Meister. Mit 29 Bildertafeln. In Leinen M. 10.—.

II. Band. Italienische Meister. Mit 25 Bildertafeln. In Leinen M. 10.—.

• *III. Band.* Malerei des 17. Jahrhunderts. Mit 23 Bildertafeln. In Leinen M. 10.—.

VOLTAIRE: CANDID ODER DER OPTIMISMUS. Eine Erzählung. Übertragen von *Ernst Hardt*. Mit 24 Originalholzschnitten (12 Vollbildern und 12 Initialen) von *Max Unold*. 800 numerierte Exemplare. In Halbpergament M. 12.—.

WAGNER ·RICHARD: AUSWAHL SEINER SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Houston Steward Chamberlain*. In Pappband M. 2.80.

WALDMANN ·EMIL: ALBRECHT DÜRER. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden des Meisters. In Halbleinen M. 4.—.

• WALDMANN · EMIL: DÜRERS STICHE UND HOLZSCHNITTE. Mit 80 Vollbildern nach Kupferstichen, Radierungen und Holzschnitten. In Halbleinen M. 4.—.

WALZEL · OSKAR: VOM GEISTESLEBEN DES 18. UND 19. JAHRHUNDERTS. Gesammelte Aufsätze. In Leinen M. 12.—.

WALZEL · OSCAR: RICARDA HUCH. Ein Wort über Kunst des Erzählens. In Pappband M. 2.—.

WASMANN · FRIEDRICH: Ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von *Bernt Grönvold.* Mit 105 Vollbildern in Lichtdruck. In Leinen M. 12.—.

WEIGAND · WILHELM: DER VERSCHLOSSENE GARTEN. Gedichte aus den Jahren 1901—1909. In Halbpergament M. 5.—.

WEIGAND · WILHELM: DER RING. Ein Novellenkreis. In Leinen M. 6.—.

WEIGAND · WILHELM: STENDHAL UND BALZAC. Essays. In Leinen M. 6.—.

WEIMAR IN DEN FREIHEITSKRIEGEN. Drei Bände. In Leinen M. 10.—.

Die Bände sind auch einzeln käuflich.

Erster Band: Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806 bis 1813. Von Kanzler *Friedrich von Müller.* Mit dem Bildnis Friedrich von Müllers. Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50.

Zweiter Band: Johannes Falks Kriegsbüchlein. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars in dem Zeitraum von 1806—1813. Mit dem Bildnis Johannes Falks. Geheftet M. 2.—; in Leinen M. 3.—.

Dritter Band: Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen 1806—1815. Herausgegeben von *Friedrich Schulze.* Mit 16 Vollbildern. Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—.

WIELAND: AUSGEWÄHLTE WERKE. Drei Bände. Taschenausgabe, besorgt von *Franz Deibel.* Zeichnung des Titels und Einbandes von *Walter Tiemann.* In Pappbänden M. 8.—.

WILDE · OSCAR: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Übertragen von *Felix Paul Greve* und *Franz Blei.* Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede. 51.—60. Tausend.* In Pappband M. 4.—.



WILDE ·OSCAR: GEDICHTE. (Die Sphinx; aus den „Poems".) Übertragen von *Gisela Etzel*. In Halbpergament M. 8.—.

WILDE ·OSCAR: ZWEI GESPRÄCHE VON DER KUNST UND VOM LEBEN. Übertragen von *Hedwig Lachmann* und *Gustav Landauer*. In Halbleder M. 6.—.

KAISER WILHELM I.: BRIEFE. Nebst Denkschriften und anderen Aufzeichnungen in Auswahl herausgegeben von *Erich Brandenburg*. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

WILHELMINE, MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Deutsch von *Annette Kolb*. Mit drei Heliogravüren. Zwei Bände. *Zweite Auflage*. In Leinen M. 14.—; in Halbleder M. 18.—.

WINCKELMANNS KLEINE SCHRIFTEN ZUR GESCHICHTE DER KUNST DES ALTERTUMS. Herausgegeben von *Hermann Uhde-Bernays*. Mit 10 Vollbildern. Einbandzeichnung von *Walter Tiemann*. Geheftet M. 6.—; in Halbpergament M. 7.—.

WINCKLER ·JOSEF: MITTEN IM WELTKRIEG. Gedichte. In Pappband M. 3.50.

DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke*. Mit Nachbildung eines Titelkupfers der Originalausgabe. *11.—15. Tausend*. In Pappband M. 2.80.

ROMANE VON EMILE ZOLA *(sämtlich in einzig berechtigten Übertragungen)*. Jeder Band in Leinen M. 5.—.

FRUCHTBARKEIT — WAHRHEIT — ROM — LOURDES — PARIS — DAS GELD — DOKTOR PASCAL — DER ZUSAMMENBRUCH (Der Krieg von 1870/71).

ZWEIG ·STEFAN: ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. *3. und 4. Tausend*. In Pappband M. 5.—.

ZWEIG ·STEFAN: DIE FRÜHEN KRÄNZE. Gedichte. *Zweite Auflage*. In Pappband M. 3.—.

•ZWEIG ·STEFAN: JEREMIAS. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. Geheftet M. 4.—; in Pappband M. 5.—. 25 Exemplare auf Büttenpapier, in Halbleder M. 25.—.

DIE INSEL-BÜCHEREI

Jeder Band gebunden mit farbigem Überzug 80 Pfennig. Bisher erschienen 229 Bände.

DIE ABENTEUER SINDBADS DES SEEFAHRERS, wie sie aufgezeichnet sind in dem Buche genannt „Tausend und eine Nacht". (Nr. 128)

ALTE FLÄMISCHE LIEDER. Urtext mit Singweisen und Wörterverzeichnis. (Nr. 209)

ANAKREON. Übertragen von *Ed. Mörike.* (Nr. 34)

ANDERSEN: Bilderbuch ohne Bilder. (Nr. 192)

ANGELUS SILESIUS: Der cherubinische Wandersmann. (Nr. 41)

ARNDT: Gedichte. (Nr. 163)

ARNDT: Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann. (Nr. 157)

ÄSCHYLOS: Der gefesselte Prometheus. (Nr. 84)

BAHR: Dialog vom Marsyas. (Nr. 67)

BALZAC: Facino Cane; Sarrasine. (Erzählungen.) (Nr. 19)

BAUDELAIRE: Gedichte in Prosa. (Nr. 135)

BAUDELAIRE: Vers choisis des Fleurs du mal (Nr. 119)

BERGMANN: Das Ziegelhaus. (Erzählung.) (Nr. 211)

BINDING: Der Opfergang. (Erzählung.) (Nr. 23)

BISMARCK: Vier Reden zur äußeren Politik. (Nr. 4)

REDEN BISMARCKS nach seinem Ausscheiden aus dem Amte. (Nr. 166)

BJÖRNSON: Arne. (Erzählung.) (Nr. 48)

BJÖRNSON: Synnöve Solbakken. (Erzählung.) (Nr. 37)

BJÖRNSON: Ein fröhlicher Bursch. (Erzählung.) (Nr. 199)

BLÜCHERS BRIEFE. (Nr. 170)

BOCCACCIO: Fünf sehr anmutige Geschichten. Mit sieben Holzschnitten. (Nr. 16)

BRENTANO: Gedichte. (117)

BRENTANO: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. (Nr. 175)

BROWNING: Pippa geht vorüber. (Drama.) (Nr. 148)

DAS BUCH JUDITH. (Nr. 121)

DAS BUCH RUTH. (Nr. 152)

BÜCHNER: Dantons Tod. (Drama.) (Nr. 88)

BÜCHNER: Leonce und Lena. (Lustspiel.) (Nr. 91)

BÜCHNER: Wozzeck; Lenz. (92)

BÜRGER: Liebeslieder. (Nr. 86)

BÜRGER: Reisen des Freiherrn von Münchhausen. (Nr. 7)

BUSONI: Entwurf einer neuen Ästhetik d. Tonkunst. (Nr. 202)

BUTZBACH: Wanderbüchlein. Chronika eines fahrenden Schülers. (Nr. 26)

CERVANTES: Geschichte des Zigeunermädchens Preziosa. (2)

CHAMISSO: Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Mit 4 Holzschnitten. (No. 194)

CHINESISCHE KRIEGS-LYRIK. Nachdichtungen von *Klabund*. (Nr. 183)

CLAUDEL: Die Erkenntnis des Ostens. (Nr. 146)

CLAUDIUS: Der Wandsbecker Bote. (Nr. 186)

CLAUSEWITZ: Grundgedanken über Krieg und Kriegführung. (Nr. 169)

CONSCIENCE: Der Rekrut. (Erzählung.) (Nr. 210)

DE COSTER: Herr Halewijn. (Flämische Legende.) (Nr. 212)

DÄUBLER: Das Sternenkind. (Gedichte.) (Nr. 188)

DAUDET: Tartarin von Tarascon (Roman.) (Nr. 42)

DEHMEL -RICHARD: Kriegsbrevier. (Nr. 229)

DEUTSCHE CHORÄLE. (155)

DEUTSCHE KRIEGSLIEDER (1515—1914). (Nr. 153)

DER ALTE DEUTSCHE KRIEGSGESANG IN WORTEN UND WEISEN (Nr. 171)

DIE DEUTSCHEN LANDE im Gedicht. (Nr. 174)

DEUTSCHE VATERLANDSLIEDER. (Nr. 154)

DICKENS: Die Silvesterglokken. Mit 11 Abbildungen (Nr. 89)

DOSTOJEWSKI: Die Sanfte. (Erzählung.) (Nr. 116)

DOSTOJEWSKI: Der Großinquisitor (Nr. 149)

DROSTE - HÜLSHOFF: Gedichte. (Nr. 139)

DÜRER: Tagebuch der Reise in die Niederlande. Mit acht Vollbildern Dürers. (Nr. 150)

EEKHOUD: Burch Mitsu. (Erzählung.) (Nr. 216)

EICHENDORFF: Die Glücksritter; Das Schloß Dürande. (Erzählungen.) (Nr. 196)

EICHENDORFF: Aus dem Leben eines Taugenichts. (Nr. 224)

EMERSON: Natur. (Nr. 72)

DAS ALTE PUPPENSPIEL VOM DOKTOR FAUST. (Nr. 125)

FECHNER: Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. (Nr. 187)

FICHTE: Der geschloßne Handelsstaat. (Nr. 226)

FLAUBERT: Emile Zola. (205)

FLAUBERT: Die Sage von St. Julian dem Gastfreien. (Erzählung.) (Nr. 12)

FLAUBERT: Herodias. (Erzählung.) (Nr. 76)

FRANÇOIS -LOUISE VON: Die goldene Hochzeit. (Erzählung.) (Nr. 35)

FRANKLIN -BENJAMIN: Jugenderinnerungen. (Nr. 223)

DIE SCHÖNSTEN LEGENDEN DES HEILIGEN FRANZISKUS. (Nr. 70)

FRIEDRICH DER GROSSE: Drei politische Schriften. (Nr. 6)

ANEKDOTEN ÜBER FRIEDRICH DEN GROSSEN. Mit Holzschnitten von *Menzel*. (159)

GEIBEL: Heroldsrufe. (Nr. 173)

HUCH · RICARDA: Liebesgedichte. (Nr. 22)

HUCH · RICARDA: Lebenslauf des heiligen Wonnebald Pück. (Erzählung.) (Nr. 58)

HUCH · RICARDA: Gottfried Keller. (Nr. 113)

HUMBOLDT: Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung. (Nr. 38)

JACOBSEN: Mogens. (Nr. 11)

JACOBSEN: Erzählungen. (40)

JEAN PAUL: Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal. (Erzählung.) (Nr. 51)

KANT: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. (Nr. 31)

KANT: Zum ewigen Frieden. (Nr. 228)

KINDERLIEDER aus des Knaben Wunderhorn. (Nr. 60)

KLEIST: Die Hermannsschlacht. (Nr. 156)

KLEIST: Michael Kohlhaas. (Erzählung.) (Nr. 161)

AUS DEM KORAN. (Nr. 172)

KRIEG UND FRIEDE 1870. Zwei Briefe von *David Friedrich Strauß* an *Ernst Renan* und dessen Antwort. Mit einem Anhang: *Carlyle* an die *Times*. (Nr. 164)

LABÉ · LOUÏZE: Vierundzwanzig Sonette. (Nr. 222.)

LAFONTAINE: Fabeln. Mit Holzschnitten von *Grandville*. (Nr. 185)

LANZELOT UND SANDEREIN. Altflämisches Schauspiel. (Nr. 208)

LA ROCHEFOUCAULD: Betrachtungen oder Moralische Sentenzen und Maximen. (126)

LICHTENBERG: Aphorismen. (Nr. 33)

LIEDER DER ALTEN EDDA. In der Übertragung der *Brüder Grimm*. (Nr. 47)

LIEDER DER LANDSKNECHTE. Mit Holzschnitten von *Hans Burgkmair*. (Nr. 158)

LI-TAI-PE: Gedichte. Übertragen von *Klabund*. (Nr. 201)

LUTHERS GEISTLICHE LIEDER. (Nr. 144)

LUTHER IM KREISE DER SEINEN. (Nr 227)

DIE SCHÖN MAGELONA. Mit 37 Holzschnitten. (Nr. 39)

MANN · HEINRICH: Auferstehung. (Novelle.) (Nr. 62)

MARLOWE: Eduard II. (Tragödie.) (Nr. 118)

MÉRIMÉE. Carmen. (Novelle.) (Nr. 57)

MOMBERT: Musik der Welt aus meinem Werk. (Nr. 181)

MÖRIKE: Gedichte. (Nr. 75)

NETTELBECK: Stücke seiner Lebensbeschreibung. (Nr. 191)

NIEBERGALL: Datterich. (Lokalposse.) (Nr. 137)

NOTKER: Geschichten von Karl dem Großen. (Nr. 114)

NOVALIS: Hymnen an die Nacht; Die Christenheit oder Europa. (Nr. 21)

OSTPREUSSISCHES SAGENBUCH. (Nr. 176)

PEREZ: Jüdische Geschichten. (Nr. 204)

PLATO: Die Verteidigung des Sokrates; Kriton. (Nr. 9)
POE: Phantastische Erzählungen. (Nr. 129)
PONTOPPIDAN: Aus jungen Tagen. (Erzählung.) (Nr. 87)
PORTUGIESISCHE BRIEFE. Die Briefe der Marianne Alcoforado. Übertragen von *Rilke*. (Nr. 74)
RANKE ·LEOPOLD VON: Die großen Mächte. (Nr. 200)
RANKE ·LEOPOLD VON: Deutsche Männer. (Nr. 225)
RILKE: Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke. (Nr. 1)
RILKE: Das Marienleben. (43)
ROCHLITZ: Tage der Gefahr. Tagebuch d. Leipziger Schlacht. (Nr. 17)
ROLLWAGENBÜCHLEIN. Altes deutsches Schwankbuch, herausg. v. *J. Wickram*. (Nr. 132)
RUISBROECK: Das Buch von den zwölf Beghinen. Aus dem Flämischen von *Friedrich Markus Huebner*. (Nr. 206)
SAAZ ·JOH. VON: Der Ackermann und der Tod. Ein Streit- und Trostgespräch vom Tode aus dem Jahre 1400. (Nr. 198)
SACHS ·HANS: Drei Fastnachtsspiele. Mit altnürnberger Holzschnitten. (Nr. 46)
SACKMANNS Plattdeutsche Predigten. (Nr. 18)
SCHEFFLER ·KARL: Du sollst den Werktag heiligen. (Essays.) (Nr. 147)
SCHILLER: Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585. (Nr. 165)
SCHILTBERGER: Reisebeschreibung. (Nr. 219)
SCHLAF: In Dingsda. (Nr. 20)
SCHLAF: Frühling. (Nr. 49)
SCHLEGEL ·FRIEDRICH: Fragmente. (Nr. 179)
SCHOPENHAUER: Über Lesen und Bücher. (Nr. 138)
SCHOPENHAUER: Über Schriftstellerei und Stil. (Nr. 55)
SCHRÖDER: Deutsche Oden. (Nr. 66)
SEALSFIELD: Die Prärie am Jacinto. (Erzählung.) (Nr. 141)
SEIDEL ·WILLY: Yali und sein weißes Weib; Vom kleinen Albert. (Novellen.) (Nr. 133)
SERBISCHE VOLKSLIEDER. (Nr. 140)
SOPHOKLES: Antigone. (27)
STENDHAL: Römerinnen. (Novellen.) (Nr. 65)
STIELER: Ein Winteridyll. (195)
STIFTER ·A: Nachkommenschaften. (Erzählung.) (Nr. 69)
STREUVELS: Der Arbeiter. Erzählung aus dem Flämischen. (Nr. 215)
STREUVELS: Die Ernte. Erzählung aus dem Flämischen. (Nr. 214)
TACITUS: Germania. (Mit Karte.) (Nr. 77)
TAINE: Honoré de Balzac. (63)
TEIRLINCK: Johann Doxa. Skizzen aus dem Leben eines Brabanter Gotikers. (Nr. 217)
TIECK: Des Lebens Überfluß. (Novelle.) (Nr. 184)

TOLSTOI (Novellen):
Herr und Knecht. (Nr. 85)
Der Tod des Iwan Iljitsch (52)
Leinwandmesser. (Nr. 36)
Der Schneesturm; Die drei Tode. (Nr. 73)
Luzern; Albert. (Nr. 136)
Volkserzählungen. (Nr. 68)

TOLSTOI-GRÄFIN A. A.: Erinnerungen an Leo N. Tolstoi. (Nr. 127)

TREITSCHKE: Die Freiheit. (15)

TREITSCHKE: Das deutsche Ordensland Preußen. (Nr. 182)

EIN KURZWEILIG LESEN VOM TILL ULENSPIEGEL. Mit 57 Holzschnitten. (Nr. 56)

ULLMANN-REGINA: Feldpredigt. (Nr. 178)

UNSER LIEBEN FRAUEN WUNDER. Französische Marienlegenden. (Nr. 145)

VAN DE VELDE: Amo. (Nr. 3)

VERHAEREN: Hymnen an das Leben. (Nr. 5)

VERLAINE: Meine Gefängnisse. (Nr. 131)

VILMAR: Das Nibelungenlied. (Nr. 189)

VOLLMOELLER: Parcival. (Gedichte.) (Nr. 115)

VON GOTTES- UND LIEBFRAUENMINNE. Lieder aus der deutschen Mystik. (Nr. 81)

WAGNER-RICHARD:
Das Rheingold. (Nr. 93)
Die Walküre (Nr. 94)
Siegfried. (Nr. 95)
Götterdämmerung. (Nr. 96)
Rienzi. (Nr. 97)
Der fliegende Holländer. (98)

WAGNER-RICHARD:
Tannhäuser. (Nr. 99)
Die Meistersinger von Nürnberg. (Nr. 100)
Lohengrin. (Nr. 101)
Tristan und Isolde. (Nr. 102)
Parsifal. (Nr. 103)
Die Wibelungen. (Nr. 104)
Wieland der Schmied. (Nr. 105)
Jesus von Nazareth. (Nr. 106)
Fünf Lieder von *Mathilde Wesendonck* (mit beigefügten Noten). (Nr. 107)
Ein deutscher Musiker in Paris. (Nr. 108)
Über das Dirigieren. (Nr. 109)
Zukunftsmusik. (Nr. 110)
Beethoven. (Nr. 111)
Kleine Aufsätze (u. a. „Die 9. Symphonie"). (Nr. 112)

WALZEL: Henrik Ibsen. (Nr. 25)

WEIGAND: Wendelins Heimkehr. Eine Erzählung aus der Fremdenlegion. (Nr. 167)

WEIMARS KRIEGSDRANGSALE in den Jahren 1806 bis 1814. (Nr. 162)

WHITMAN: Hymnen für die Erde. (Nr. 123)

WILDE: Lehren und Sprüche für die reifere Jugend. (Nr. 53)

WILDE: Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading. (Nr. 220)

BRIEFE KAISER WILHELMS I. AN BISMARCK. (Nr. 83)

WINCKELMANN: Ausgewählte Schriften. (Nr. 130)

WINCKLER: Eiserne Sonette. (Nr. 134)

ZWEIG-STEFAN: Brennendes Geheimnis. (Erzählung.) (122)

DIE ÖSTERREICHISCHE BIBLIOTHEK

Herausgegeben von *Hugo von Hofmannsthal*

Preis jedes Bandes gebunden 80 Pfennig.

Grillparzers politisches Vermächtnis. (Nr. 1)

Heldentaten der Deutschmeister 1697 bis 1914. (Nr. 2)

Friedjung: Custozza und Lissa. (Nr. 3)

Bismarck und Österreich. (Nr. 4)

Audienzen bei Kaiser Joseph. (Nr. 5)

Achtzehnhundertneun. Dokumente aus Österreichs Krieg gegen Napoleon. (Nr. 6)

Fürst Friedrich zu Schwarzenberg, der „Landsknecht“: Bilder aus Alt-Österreich. (Nr. 7)

Abraham a Sancta Clara. (Nr. 8)

Beethoven im Gespräch. (Nr. 9)

Radetzky: Sein Leben und Wirken. Nach autobiographischen Skizzen. (Nr. 10)

Michel: Auf der Südostbastion unseres Reiches. (Nr. 11)

Wildgans: Österreichische Gedichte 1914/15. (Nr. 12)

Comenius und die Böhmischen Brüder. (Nr. 13)

Die österreichischen Lande im Gedicht. (Nr. 14)

Grillparzer: Ein Bruderzwist in Habsburg. Trauerspiel in 5 Aufzügen. (Nr. 15)

Nikolaus Lenaus Briefe an Sophie Löwenthal. (Nr. 16)

Prinz Eugen. Briefe und Gespräche. (Nr. 17)

Adam Müller-Guttenbrunn: Deutsches Leben in Ungarn. (Nr. 18)

Walther von der Vogelweide. Gedichte und Sprüche. (Nr. 19)

Briefe aus Wien. (Nr. 20)

Tschechische Anthologie: Vrchlický, Sova, Březina. (Nr. 21)

Adalbert Stifters Briefe. (Nr. 22)

Fürst von Metternich. Briefe und andere Dokumente. (Nr. 23)

Alpensagen. (Nr. 24)

Maria Theresia als Herrscherin. Deutsche Denkschriften, Briefe und Resolutionen (1740—1756). (Nr. 25)

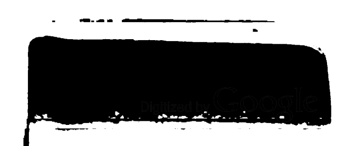
Schubert im Freundeskreis. (Nr. 26)

INHALT

Den Umschlag und die Monats-
bilder zeichnete Marcus Behmer.
Druck von Fr. Richter in Leipzig




UNIVERSI
3 9015 05697 4721


Digitized by Google

